

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUUVANTIBUS

A. DOBROVITS, J. HARMATTA, GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS V

FASCICULI 1-4



1957

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADEMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST, V.; ALKOTMÁNY UTCA 21

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Antiqua* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 forint, külföldre 110 forint. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest, V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-44), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUUVANTIBUS

A. DOBROVITS, J. HARMATTA, GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS V



1957

ACTA ANT. HUNG.

INDEX

<i>Ö. Beke</i> : Zur Geschichte des unalischen und indoeuropäischen Duals.....	1
<i>L. Castiglione</i> : Griechisch—ägyptische Studien.....	209
<i>G. Décaï</i> : ΒΙΒΛΙΟΣ ΜΟΥΣΙΚΗΣ ΤΕΧΝΗΣ	379
<i>J. Harmatta</i> : The Parthian Parchment from Dura-Europos. (Dura Parchment No.12)	261
<i>J. Herman</i> : Cur, quare, quomodo. Remarques sur l'évolution des particules d'interrogation en latin vulgaire	369
<i>I. K. Horváth</i> : Catulle et la tradition populaire italique	169
<i>J. Lázár</i> : Über die frühe Eisenzeit des Donaumaumes	19
<i>C. A. Ошеров</i> : Титир и Мелибен. К вопросу о идейном содержании первой эклоги Вергилия	201
<i>Gh. Picard</i> : Sur un bas-relief votif du Musée des Beaux-Arts à Budapest. La sphinge tricéphale, dite d'Amphipolis	229
<i>E. Pólay</i> : Die Blütezeit des römischen Wirtschaftslebens und die klassische Zeit des römischen Rechts	323
<i>T. Szepessy</i> : Die Aithiopika des Heliodoros und der griechische sophistische Liebesroman	241
<i>Я. Силади</i> : Внутренние борьбы и вторжения "варбаров" в районе Аквинкума	307
<i>J. Gy. Szilágyi</i> : Some Problems of Greek Gold Diadems.....	45
<i>И. Тренчени-Вальдапфель</i> : Всадники Аристофана	95
<i>I. Trencsényi-Waldapfel</i> : Une comédie de Térence, jouée aux funérailles de L. Aemilius Paulus.....	129
<i>V. Wessetzky</i> : Ein koptisches Handschriftenfragment der Merkurioslegende.....	359
<i>J. Szilágyi</i> : Aquincum (Z. Óroszlán)	385
<i>M. Kubinyi</i> : Libri manuscripti Graeci in bibliothecis Budapestinensibus asservati (Zs. Ritoók)	388

ZUR GESCHICHTE DES URALISCHEN UND DES INDOEUROPÄISCHEN DUALS

1. Die ungarische Sprache und die meisten unserer verwandten Sprachen verwenden zur Bezeichnung der gepaarten Körperteile und der zu ihnen gehörenden Kleidungsstücke die Einzahl; ist die Rede von einem Teil des Paares, wird das Wort 'halb' zum Substantiv gesetzt. Jene Sprachen indessen, in welchen die Zweizahlsform verblich, so die Ob-ugrischen und die samojedischen Sprachen, bezeichnen die enge Zusammengehörigkeit — aber auch andere Fälle — mit der Zweizahl. Die Zweizahl der finnisch-ugrischen Sprachen, wie auch jene der indoeuropäischen¹ ist eigentlich eine betonte Einzahl, und dies bildet auch die Erklärung jener Erscheinung, dass in Fällen, in welchen die Rede lediglich von einem Teil des Paares ist, neben dem Substantiv das Wort 'halb' figuriert. Da dieser Umstand auch in jenen finnisch-ugrischen Sprachen in Erscheinung tritt, in welchen die Zweizahl fehlt, ist es unzweifelhaft, dass die Zweizahl dereinst gemeinsamer Besitz aller uralischen Sprachen war.² (Vgl. Kertész : KSz. XIV. 74.) Ravila (FUF XXVII, 18) nimmt die Auslegung von Kertész nicht an. Er ist der Ansicht, dass diesfalls die gepaarten Körperteile und die zu ihnen gehörenden Kleidungsstücke keine Einzahl haben könnten. Es muss Ravila insofern beigestimmt werden, weil die häufig

¹ Vgl. bei DELBRÜCK : Vgl. Syntax d. idg. Spr. I, 133 : «Der Dual wird gebraucht, um die Einheit zweier durch Natur oder Geschichte zusammengehöriger Wesen zu bezeichnen, also da, wo wir unser *beide* anwenden können». Altindische Syntax 96 : «Der Dual bezeichnet die bekannte Einheit zweier gleicher Dinge. Es kann aber die bekannte Einheit zweier sich ergänzender Dinge durch den Dual des wesentlicheren ausgedrückt werden. Bekannt ist die Einheit entweder, weil sie durch Natur oder Gewohnheit gegeben ist, oder weil sie aus dem in der Rede Angegebenen folgt.» Nach BRUGMANN : Gr. d. vgl. Gramm. d. idg. Spr.², II, 455 : «Der häufigste Gebrauch des Duals der Substantiva war der, dass er zwei bekannte Einheit bildende, durch Natur oder menschliche Veranstaltung ein Paar bildende Dinge zusammenfasste.»

² Die lappische Sprache bewahrte den Dual nur in den Personalpronomina und der Konjugation der Verba, in der Deklination der Substantiva ist er verlorengegangen. Dasselbe geschah auch in einer der indoeuropäischen Sprachen, in der Sprache der Goten, in welcher der Dual im IV. Jht ebenfalls nur in der Deklination der Pronomina und der Konjugation der Verben lebte, in den Substantiva bereits ausgestorben war. Von den indoeuropäischen Sprachen bewahrten nur das Altindische, die Avestasprache, dann das Griechische, Litauische und das Altslavische den Dual. Vom letzteren überging er in das Slovenische und Serbische, in welchen er noch heute lebt. (S. DELBRÜCK : a. a. O. 133, HIRT : Indogerm. Gr. VI. Syntax I, 18.)

benützte Zweizahl die Einzahl hätte unterdrücken können. Zeigt doch auch ein Teil der Pluralia tantum der indoeuropäischen Sprachen eine ähnliche Erscheinung. Als solche erwähnt Munkácsi (Vog. Nyelvj. S. 7. 1. Anm.) im Mansischen folgende Nomina: *josä* 'Schneeschuh, Schi', *pässä* 'Fausthandschuh aus Renntierfell', *χaptä* 'Schere'. Hieraus folgt jedoch nicht, dass Wörter dieser Art keine Einzahl haben können, denn wenn wir im allgemeinen von Hand, Fuss, Auge, Ohr, Handschuh, Fussbekleidung sprechen, handelt es sich nicht immer nur um ein Paar, sondern gegebenenfalls um die Ganzheit des Begriffes, und in solchen Fällen drückt die Einzahl das Kollektiv aus.

2. Schon Szilasi (NyK. XXVI, 171—173) brachte jene Anwendung des Duals der Ob-ugrischen und der indoeuropäischen Sprachen miteinander in Zusammenhang, in welcher zwei Substantiva gleicher Funktion, also zwei beigeordnete Satzteile, im Satz in Zweizahl stehen. Z. B.:

mansi: *ēkwäi' ḡjkäi'* 'eine Frau und ein Mann', *māyi' tḡrmī'* 'Erde und Himmel', *kwoli' sūmjēχi'* 'ein Haus und eine Vorratskammer', *āyiḡi' pīyi'* 'eine Tochter und ein Sohn', *šāji' vināi'* 'Tee und Branntwein', *noχsi' uḡi'* 'ein Marder und ein Biber', *ruši' maḡsi'* 'ein Russe und ein Mansi', *viti' tḡrmī'* 'Wasser und Himmel', *χḡtēli' jḡηχpi'* 'Sonne und Mond'.

chanti: *imenen igenen* 'eine Frau und ein Mann', *nēnen χuḡnen* 'die Frau und der Mann', *jigenen ankēnen* 'der Vater und die Mutter', *tūrūmenen jinenen* 'Himmel und Wasser', *oχsarynen lolmaχnen* 'der Fuchs und der Vielfrass', *ašhinenen iḡuerynen* 'ein Bär und ein Wolf', *χōtenen tabasenen* 'das Haus und die Scheune', *lepenen puseyen* 'zweispitzige und einspitzige Pfeile', *tetenen tungen* 'im Winter und im Sommer'.

njenjez (samojed.): O *jā mīdō:χḡḡḡnḡ β³ē s ō k̄ k o χ ò'' p u χ ḡ t̄ s̄ á χ à'' taññēβḡḡḡ²''* 'als die Erde geschaffen wurde, gab es einen alten Mann und eine Alte' (Lehtisalo, Juraksam. Volksd. 9); *β³ē s ō k̄ k o χ o'' p u χ ḡ t̄ s̄ á χ ḡ²'' nōB'' χāḡḡḡβḡḡ nūḡḡ²'' taññḡ²''* 'es ist ein Mann und ein Weib, sie haben einen Sohn' (18).

altindisch: *mitrā varuṇā* 'Mitra und Varuna', *indrā viṣṇu* 'Indra und Visnu', *mātara-pitharāu* 'Mutter und Vater', *dyāva-prthivī* 'Himmel und Erde'.

awest.: *miḡra ahura* 'Mitra und Ahura'.

altruss.: *perenesena bysta B o r i s a i G l ē b a* 'beide B. und beide G.' d. h. 'beide, B. und G.' (Vondrák—Grünenthal: Vgl. Slav. Gramm.² II, 223.)

In Munkácsi's Vogul Népkölt. Gyűjt. kommen folgende Sätze vor: *s u p γ i' ū n s i' alawei'* 'Störe und Lachse werden gefangen' (II, 299); *akw' nē ḡ o χ s i' u j i' jūnti* 'eine Frau näht Marder- und Biberfelle' (ibid., II. 716); *ser vōr, mor vōr samtē k a s m i', v i γ i r i' kēleit (laxs)* 'in der Ecke des riesigen Waldes, des dichten Waldes sind Gelbe und Rote zu sehen (Pilze)' (IV, 390.).

In der Erklärung zum ersten Satz bemerkt Munkácsi: «Ungewöhnlicher Dual, weil es sich nicht um zwei eng zusammengehörende Einheiten, sondern

eine Mehrheit von unbestimmter Menge handelt, da viele Störe, viele Lachse gefangen werden», und «die Frau fertigt natürlich nicht gerade zwei Marder- und zwei Biberpelze an, sondern von jedem viele» (II, 548).

Ravila fügt zum dritten Beispiel folgende Bemerkung an: «In diesem Beleg steht das Prädikat im Plural, obwohl beide Subjekte das Dualsuffix haben. Im Licht eines solchen Beispiels ist es recht müssig, sich vorstellen, die Aufgabe des Dualsuffixes sei die Bezeichnung eines synthetischen Ganzen, das in zwei Teile zerfiele. Wenn im Walde eine zahllose Menge roter und gelber Pilze vorhanden ist, bilden sie kein synthetisches Ganze, noch weniger ein solches Ganze, das sich in zwei Teile teilte. Dasselbe gilt selbstverständlich von 'Störe und Lachse' und von 'Marder- und Biberfelle'» (FUF XXVII, 26).

Die Lösung des Duals dieser Sätze ist sehr einfach. In allen drei Sätzen will der Dual den engen Zusammenhang der in beigeordnetem Verhältnis stehenden Nomina bezeichnen. Die Nomina stellen jedoch ein Kollektiv, eine Mehrheit dar. Aus der Übersetzung der zwei ersten Sätze geht dies auch hervor: 'Stör', 'Lachs', 'Marderfell', 'Biberfell' stellen ein Kollektiv in der Einzahl dar, und auch den dritten Satz können wir ohne weiteres wie folgt übersetzen: 'Gelb, Rot sind sichtbar'. In der Lösung des Rätsels bedeutet der in Einzahl stehende *laxs* 'Pilz' gleichfalls das Kollektiv. Der Dual dient daher nicht zur Bezeichnung der Mehrheit, sondern drückt lediglich den engen Zusammenhang aus. Dabei ist es ganz nebensächlich, dass es sich um mehrere Gegenstände handelt, der Dual hat damit nichts zu tun, die finnisch-ugrischen Sprachen drücken das Kollektiv mit der Einzahl aus. Wir müssen diese Sätze so betrachten, als wenn es sich nur um die Zusammengehörigkeit zweier Einheiten handeln, jedes der zwei Substantiva auch morphologisch in der Einzahl stehen würde.

In dem folgenden Satz dient der Dual ebenfalls zur Bezeichnung des engen Zusammenhanges: *ēlālē ti mirnē ūrēl a γ i j i' p ī γ i' q̄ñsunkwī'* 'auf welche Weise sollen weiterhin diesem Volk Mädchen und Knaben geboren werden' (I, 154). Das 'Mädchen und Knabe' sind hier gleichfalls ein Kollektiv. Man könnte auch so übersetzen: 'Kinder'. In Fällen, in denen es sich nicht um ein Kollektiv, sondern um eine wirkliche Mehrheit handelt, wird auch Mehrzahl verwendet. Z. B. *ta ēkwäi' q̄jkäinēl tīlēm ā γ i t p ī γ è t añinēn x̄q̄tēlinēn ti q̄lē'it i šu'ie'it* 'die von der Frau und dem Mann stammenden Töchter und Söhne leben bis jetzt, bis zu diesem Tag und sind glücklich' (I, 67).

Der Unterschied zwischen der Verwendung des Duals und des Plurals ist also klar. Nicht der Umstand ist wichtig, dass in beiden Fällen von Mädchen und Knaben unbestimmter Zahl die Rede ist, wie bereits Ravila darauf hinwies, sondern die Tatsache, dass wir bei Verwendung des Duals eigentlich mit Singular zu tun haben, der Singular lediglich Singular sei, semasiologisch dagegen das Kollektiv zum Ausdruck bringt.

In der Awestasprache bedeutet der Dual von *syva* 'Nagel', 'alle Nägel beider Hände', also zählen die Nägel beider Hände als eine Einheit. Dergleichen ist der Dual von *angušta* 'Zehe', 'die beiden Zehenreihen, die Zehen beider Füße', oder 'die Nägel der Hände und Füße' (Delbrück: a. a. O. 143, Brugmann: a. a. O. 454). Sodann der elliptische Dual av. *pasu*, umb. *pequo* 'Tier und Mensch', d. i. 'Tiere und Menschen', av. *pasu vira*, kollektiv 'Mensch und Tier', der wahrscheinlich der umbrischen Wortverbindung *ueiro pequo* entspricht in diesem Satze: *nerf arsmo, ueiro pequo, castruo fri pihatu* 'principes ritusque, viros pecudesque, fundos frugesque piato'. (Der Dual *pequo* ist die Entsprechung des vedischen *paśvā*, Brugmann: a. a. O. 454, 459.)

3. Das Altindische verfügt indessen auch über den «elliptischen Dual», der daraus besteht, dass nur ein, u. z. das erste Glied des Paares genannt, dieses jedoch in Dual gesetzt wird. Z. B. *mitrā* 'Mitra und Varuṇa', *uś:sā* 'Morgen und Nacht', *āhanī* 'Tag und Nacht', *dyāvā* 'Himmel und Erde', *adhvaryā* 'der Adhvaryu und der Pratiprasthātā (zwei Priester, von denen der zweite der Gehilfe des ersten ist)', *āulūkhālāu* 'Mörser und Stössel' (*ulūkhala* und *mūsala*), *dṛṣṭādāu* 'der obere und der untere Mühlstein' (*dṛṣṭād* und *ūpalā*), Umgekehrt kann man es nicht sagen, also man kann nicht den Dual von Varuṇa, die Nacht, die Erde usw. im obigen Sinn gebrauchen. Dagegen kann *pithārāu* und *māthārāu* (der Dual von 'Vater' und 'Mutter') gleichermassen 'Eltern' bedeuten. Diese Erscheinung begegnet uns auch im Griechischen, so *Kástoros* 'Castor und Pollux', *Aĩavte* 'Aiax und Teukros' (Delbrück: a. a. O. 137, Brugmann: a. a. O. 458). Auch in der Avestasprache: *savōi* 'Nutzen und Schaden'. (Stamm: *savā*, Brugmann: a. a. O. 458.)

Auch die semitischen Sprachen besitzen den elliptischen Dual. Z. B. arab. *al-'abayānī* 'die beiden Väter: die Eltern', syr. *abāhē' al gamarānī* 'Sonne und Mond', *al mašriqānī* 'Osten und Westen'. In Personennamen: *al-'Omarānī* 'Omar und Abū Bekr', *az-Zahdamānī* 'Qais und Zahdam', *al-Īasūmānī* 'Īlaiṣ und Īasūm'. Dieser Dual lebt noch auch im Neuarabischen: 'om. *uīl-'azziēn* 'bei der Lāt und der 'Uzzā', *el-Hāfteīn* 'Salāla und Hāfa' (Brockelmann: Grundr. d. vgl. Gramm. d. sem. Spr. II, 57.)

Von den uralischen Sprachen verfügt nur das in die finnisch-ugrische Sprachfamilie gehörende Chanti (Ostjak) über den sogenannten «elliptischen Dual». Z. B. *āsññen-īēuēñen xom-iux šugatta ivgā nāuērmēñen. xom-iuyol lōñgatlalēn* (od. *lāñgatlalēn*), *ant šugālēs.kārēs tolta tī iis ā sññēñ n xōža* 'der Bär und der Wolf springen auf einmal (eig. zusammen), um den Sarg aufzubrechen. Sie suchen den Sarg erbrechen, er zerbrach nicht. Der Falke kam von dort hin zum Bär [und dem Wolf]' (J. Pápay: Északi-osztják nyelvtanulmányok, I, 76; E. Lewy: Zur finnisch-ugrischen Wort- und Satzverbindung, 1911, 48); *īmenēñ ikenēñ ūsñen. . . in i m e η ē n q t ēwollēñ* 'eine Frau [und] ein Mann lebten. . . Die Frau [und der Mann] glauben es nicht' (Steinitz:

Ostj. Volksdichtung und Erzählungen, I, 138—139); *pqt!lam xōtn̄ ēmāstal saxat rōman šiškije i wursaki je joxi rakatsəŋ. . . š i š k i j e η ə l ə l l ā p ə t s ə l l i j i š i t ə s l i , k i m p o t k ə s l i*: «mānatŋ jēša ūll, ikem joxetŋ» 'während sie in dem dunklen Hause sass, flogen plötzlich ein *šiški*-Vögelchen [und] ein Meislein herein. . . Sie fütterte, tränkte das *šiški*-Vögelchen [und die Meise], warf sie [dann wieder] hinaus: «Geht, ein wenig [nur] dauert es, [so] kommt mein Mann»' (ibid. 126, II, 159, 185, Ravila: FUF XXVII, 14, 22).

Aus der Mansi- und der Njenjjesprache sind bis nun keine ähnlichen Angaben bekannt.

4. In jenen finnisch-ugrischen Sprachen, in welchen der Dual nicht mehr lebt, stehen die gleichgestellten Satzteile in Mehrzahl. Z. B.

mordw.: E *erāšt ašt' a t a t b a b a t* 'es waren [einmal] ein Alter und eine Alte' (Paasonen: MSFOu. XCI, 798); E *āriť ašt' a t a t b a b a t* id. (ibid. LXXXIV, 217); *molšt' p a t a t j a l a k s t i t e j j a g u d a s* 'eine Schwester und ihr (jüngerer) Bruder gingen in den Wald in die Beeren' (228); *ārāšt a v a t t š o r a t* 'es waren [einmal] eine Mutter und ein Sohn' (263); *kodak suvašt', sišt' a v a t š t i r t k a f t u k s n i i k o n d i ž* 'so wie sie in die Stube traten, fingen sie die Mutter und die Tochter alle beide' (JSFOu. XII, 144); *D a r j a t M a r j a t v e j c v a n iť* 'Darja [und] Marja blicken auf denselben Punkt' (ibid. 27); *M i š k a t M a š k a t sišt' l e m i n e s t* 'Michelehen [und] Mariechen waren ihre Namen' (IX, 28).

udmurt. (wotjak.): J *a n a i j o s i z a t a i j o s i z j u a l o* 'seine Mutter [und] sein Vater fragen' (Munkácsi—Fuchs: MSFOu. CII, 71); G *ok taije, m u m i j o s i a i j o s i t a j e v a n d i z i u g !* 'oh weh, meine Eltern (eig. 'meine Mütter, meine Väter') haben es ja erstochen' (Wichmann: JSFOu. XIX, 150; vgl. aber mit Bindewort in Singular): *ulisa ulisa liktem m u m i z n e n o a i i z n e n o g u r t a n i* 'nach einiger Zeit kam sie zu ihrer Mutter und ihrem Vater, um bei ihnen Gast zu sein' (149).

lappisch: S *manne jes lip tällie minne prū^urese-kār^uo' kogruominie, kučč-ččin tällie mgnne jèh tatne prū^ures-prū^ukom' wārādiť* 'auch ich nähe jetzt für mich die Brautkleider, weil wir (eig. ich und du) jetzt Braut [und] Bräutigam werden' (Halász: Svéd-lapp nyelv III, 53).

finnisch: *siellä oli M a t i t j a P a a v o t* 'dort waren Matthias und Paul' (Kieletär II, 27); *ehkä tulee sudet, karhut meitä ahdistamaan* 'vielleicht kommen der Wolf, der Bär uns zu bedrängen' (Sat. ja tar. III, 22); *jo on käynyt kontio, ei ole voinut ajaa, ja hukat ja peurat on käyty, ei ole voitu ajaa sitä pois sieltä* 'bereits war [dort] der Bär, er konnte ihn nicht wegjagen, und waren [dort] der Wolf und das wilde Renntier, und sie konnten sie von dort nicht wegjagen' (139); *hän on nähnyt H e l s i n g i t j a P i e t a r i t* 'er sah Helsinki und St. Petersburg' (Setälä: Suomen kielen lauseoppi³ 330); *yöt päivät* 'bei Tag und Nacht' (Budenz: Finn nyelvt.² 119). Auch im Estnischen: *ep ole temal tahu ühtegi, mud kui kirendab öd ja päevad*

'er hat keine Ruhe, er tut nichts anders, als schreit Tag und Nacht' (Wiedemann : Gramm. 591).

In der dichterischen Sprache kommt es viel häufiger vor. Z. B. *ota kiinni kinterestä, kaiimmasta kantapäästä isännät perisopesta, emännät ovi-sopesta* 'halte sie an den Waden, an Fersenrand, den Hauswirt durch den hinteren Winkel, die Hausfrau durch den Türwinkel' (Kalevala, XVII, 329); *niillä tuonet Tuonen karhut, suistanet suet Manalan* 'mit denen würdest du den Bären Tuoni's herbringen, den Wolf Manala's bändigen' (XIX, 127); *pääsi päivät paistamahan, pääsi kuut lumottamahan* 'die Sonne wurde frei, damit sie scheinen könne, der Mond wurde frei, damit er leuchten könne' (II, 217).

Auch in den Mundarten kommt er häufig vor. Z. B. *siellä oli Mikot ja Matit* 'es waren dort Michel und Matthias'; *se ruakki kissat ja kanat* 'er gab der Katze und dem Huhn zu essen'; *niin sai mies kellot ja härät* 'also bekam der Mann eine Viehglocke und einen Ochsen' (Setälä : Lauseopill. tutk. Koillis-Satakunnan kansankielestä, Suomi II. j. 16 : 39); *saiko takit ja housut?* 'bekam er Rock und Hose?'; *siällä oli sittek karvarit ja masunistit* 'dort waren alsdann ein Gerber und ein Maschinist'; *siinn on pyssymiähen kuvat ja koirrakka* : *ikki kruutisarvessa* 'auf dem Schiesspulverhorn ist das Bild eines Jägers und eines Hundes'; *kyllä sill ovviinik kahveeta* : *kana* 'wahrlich sie hat Wein und Kaffee aufbewahrt'; *kivina vetot ja uhaalisp pytingit* '[er liess sich] einen Stall aus Stein und ein prächtiges Haus [bauen]'; *niin aina ne oli hevokset ja muut ostaneet* 'wahrlich, sie kauften immer Pferde und sonstiges'; *kaikki kartoo, kuv vanhenee, ku ulot, näöt ja kaikki heikkenee* 'alles geht verloren, wenn man alt wird, das Hören, das Sehen und alles andere wird schwach' (Kannisto : Lauseopill. havaintoja läntisen etelä-Hämeen murteesta, Suomi III. j. 20 : 62).

Auch mehrere gleichgestellte Satztheile stehen in Mehrzahl, obwohl es sich um Einzelwesen handelt. Z. B. *siitäpä tuli, että koirat, ketut, sudet ja karhut yhtenä metsää kävivät* 'hieraus ergab sich, dass der Hund, der Fuchs, der Wolf und der Bär zusammen den Wald begingen' (Kansansatuja I, 14); *päät löi, jalat katkoi, silmät puhkoi, senläinen oli piika* 'sie schlug unseren Kopf, brach unsere Füße, stach unsere Augen aus, dieser Art Magd War sie' (Sat. II, 210); *siitä kun lapsen sai, niin repi sikiönsä, nenät repi, korvat repi, silmät puhkoi, kaikki* 'alsdann, als sie ein Kind bekam, zerstückelte sie ihre Leibesfrucht, riss sie ihr die Nase aus, riss die Ohren ab, stach die Augen aus, all das' (I² 116); *kun ensin heität vaatteet, miekat ja kaikki satulaan* 'nachdem du vorher Kleid, Säbel und sonstiges im Sattel lässt' (145); *on tossa noi Mantat ja sepät ja suutarit* 'dort wohnt (eig. ist) Manta, der Schmied und der Schuster' (Kannisto; a. a. O.); *lenti iät, lenti lännät, lenti luotehet, etelät*

'flog nach Osten, flog nach Westen, flog nach Nordwesten, Süden' (Kalevala I, 183).

Manchmal hat einer der gleichwertigen Satzteile tatsächlich den Wert des Mehrfachen, und nur der andere Plural hat Einzahl-Bedeutung. Z. B. *no mihinkä sinulla jouduttiin ne linnut ja pojat* 'nun wohin kamen jener Vogel und jene Knaben' (Kans. II, 64); *jos tähän tulisi oikein mahdoton kuninkaan linna ja palvelijat ja kahveet, niin minä herättäisin äidin kahveeta juomaan* 'wenn hier plötzlich eine wirklich unendlich grosse königliche Burg erscheinen würde und Diener und Kaffee, dann würde ich meine Mutter aufwecken, um Kaffee zu trinken' (5).

Nach Ravila (FUF XXVII, 106) wollen in der finnischen Sprache in Mehrzahl stehende gleichwertige Satzteile etwas anderes zum Ausdruck bringen, als die gleichen Konstruktionen im Mordwinischen. Er ist der Ansicht dass *Pekat ja Paavot* eine ganz andere Bedeutung hat, als *Pekka ja Paavo*, desgleichen bedeutet auch *Helsingit ja Pietarit* etwas anderes als *Helsinki ja Pietari*. «*Pekat ja Paavot* bedeutet in unserem Beispiel am ehesten, dass dort sowohl *Pekka* als *Paavo* und ausserdem viele andere Ähnliche waren, oder aber, dass sich dort allerlei, wenige Angesehene, mit *Pekka* und *Paavo* Vergleichbare befanden. *Helsingit ja Pietarit* bedeutet ebenso, dass der Betreffende sowohl *Helsinki* als *Petersburg* und ausserdem beliebige andere Städte gesehen hat.»

Wenn wir jedoch die obigen finnischen Sätze der Reihe nach prüfen, wird es klar, dass in ihnen Einzelwesen figurieren. Höchstens kann davon die Rede sein, dass die einzelnen Plurale wirkliche Mehrzahl ausdrücken, doch ergibt sich dies jeweils aus dem Zusammenhang.³ Szilasi (NyK. XXVI, 172) zitiert gleichfalls — aus dem Ungarischen — Plurale wie: *Utánozzátok a Hunyadiakat, Rákócziakat, Bethleneket!* 'Eifert den Hunyadi, den Rákóczi, den Bethlen nach!' Es ist klar, dass die Bedeutung solcher Plurale: 'eifert Hunyadi, Rákóczi, Bethlen und den ihnen ähnlichen grossen Männern nach!' ist, doch haben derartige Konstruktionen mit dem Dual nichts Gemeinsames. Dagegen finden wir bei Catullus: *Lugete o Venerēs Cupidinēsque* 'trauert, Venus und Cupido [zusammen]!' (Brugmann: a. a. O. 460, Szilasi: a. a. O.). Demnach verwendet auch die lateinische Sprache Plural in Ermangelung des Duals. Auch den elliptischen Dual können elliptische Plurale substituieren: *Castorēs* 'Castor und Pollux', *Cererēs* 'Ceres und Persephone'. In den germanischen Sprachen: anord. *fedgar* 'Vater und Sohn', und nach dessen Analogie *mædgar* 'Mutter und Tochter'. *Fedgar* war nach Delbrück (a. a. O. 137) ursprünglich ein Dual, doch mit dem Aussterben des Duals «pluralisiert und damit undeutlich, und so erhielt es in Anlehnung an Verwandtschafts-

³ Laut SETÄLÄ: «Luetteltaessa eri esineitä, varsinkin vakuuttavassa tai kerskaavassa puheessa (in der Aufzählung verschiedener Sachen, besonders in betuernder oder prahlerischer Rede)» (a. a. O. 29).

namen, welche mit einem die Gemeinschaft ausdrückenden Bildungselement versehen waren (wie z. B. got. *broþrahams*) sein Suffix». Aschw. (in Runos) *faþrkaR* (d. i. *fædrzar*) 'Vater und Sohn', *muþrku* (d. i. *mōdrzu*), aisl. *mōðgor* 'Mutter und Tochter'; got. *b̄rusjōs* 'Eltern', was eig. das. p. perf. von *beran* 'die Mütter', die Einzahl war **b̄rusi* 'die geboren hat, Mutter' (Brugmann: a. a. O. 458, Hirt: a. a. O. 20, Anm.). Ähnliche elliptische Duale sind: gr. *οἱ πατέρες* (Plato), lat. *patrēs* (Ovid.) 'Eltern', *avī* 'Grosseltern', *frātrēs* 'Bruder und Schwester' (Tacitus), lit. *tēvaī* 'Eltern', (*tēvas* 'Vater'), ai. *śvāśurās* 'die Schwiegereltern' (eig. 'der Schwiegervater und alle zu ihm Gehörigen' (Delbrück: a. a. O. 172, Brugmann: a. a. O. 447).

Nach Hirt war die ursprüngliche Konstruktion der gepaarte Dual; der elliptische Dual entstand aus dem Wegfall eines Teiles des Paares: «Wenn von zwei Personen oder Dingen die Rede ist, die zusammengehören, wie *Vater und Mutter, Bruder und Schwester*, so hat man auch im Idg. wie noch heute die beiden Dinge genannt und sie nach alter Weise unverbunden (vgl. *pater conscripti*) nebeneinander gestellt . . . Zu einer Verbindung *Vater Mutter* hat man anderseits *we* hinzugefügt, meist unter Weglassung des einen Gliedes . . . So sagt man im Indischen *pītārāu* 'die beiden Väter', d. h. 'Vater und Mutter'» (a. a. O. 20).

Zweifellos war dies auch die Auffassung der alten Indogermanisten. Dies ergibt sich auch aus der Bezeichnung, denn *elliptischer Dual* bedeutet 'auslassender Dual'.

Delbrück und Brugmann vertreten den entgegengesetzten Standpunkt. Sie sind der Auffassung, dass der elliptische Dual das primäre sei, der zweite Teil des zweiteiligen Duals war ursprünglich die Apposition des ersten Teiles. Brugmann sagt folgendes: «Das zum elliptischen Dual zu ergänzende Wort wurde zu grösserer Deutlichkeit öfters noch an den Dual angeschlossen im Singular oder im Dual. Ursprünglich bildete das Ergänzungswort eine Apposition zum Dual, und zwar war der Numerus des Ergänzungswortes zunächst der Singular. Dieser Typus ist nur selten noch rein dargestellt: ai. RV. 8, 25, 2 *mitrā . . . vāruṇah* 'M. und der andere, nämlich V.', M. und V.'. Sehr frühe setzte man aber, von dem Streben nach Kongruenz geleitet, auch das Ergänzungswort in den Dual. Dies ist der gewöhnliche Zustand im Arischen, z. B. ai. *mitrā vāruṇā* 'M. und V.', av. *miθra ahura* 'M. und Ahura'. Die beiden Duale kommen auch durch ein oder mehrere Wörter getrennt vor» (a. a. O. 459).

Ähnlich erklärt Delbrück den zweiteiligen Dual: «In den arischen Sprachen suchte man der anhaftenden Undeutlichkeit entgegenzuwirken, indem man dem Dualis des führenden Wortes auch noch das zweite anfügte, und zwar, von dem Streben nach Kongruenz geleitet, auch dieses im Dual, z. B. *mitrā vāruṇā*. Ursprünglich waren die beiden Duale als zwei getrennte Wörter empfunden, wie sie denn auch durch Wörter oder ein Wort getrennt sein können, und zwar nicht bloss durch enklitische . . . , sondern auch hoch-

betonte Wörter . . . Vereinzelt kommt auch vor, dass dem Dual des einen Wortes der Singular des anderen angefügt wird . . . Allmählich indessen sind die beiden Duale immer mehr zusammengewachsen. In unseren Texten werden sie, wenn sie unmittelbar neben einander stehen, in eins geschrieben, die nächste Stufe ist, dass das so entstandene Wort nur einen Akzent erhält (so steht z. B. *indrāpūṣṇós* neben *indrāpūṣṇā*), und schliesslich kann der erste Bestandteil auch in der Stammform auftreten» (Syntax d. idg. Spr. 138—139).

Bereits in seiner, im Jahre 1888 erschienen Altindischen Syntax war Delbrück dieser Auffassung: «Es scheint zweifellos, dass die elliptische Ausdrucksweise die ältere ist. Wenn an diese Duale gelegentlich der Singular des ergänzenden Wortes (RV. 8, 25, 2), gewöhnlich aber der Kongruenz zu Liebe der Dual desselben angeführt wird, so geschieht es um der Deutlichkeit willen. Es wird, weil das Hauptwort nicht mehr genügen schien, das Ergänzungswort in derselben Form hinzugetan, und somit gleichsam dasselbe von zwei Seiten aus gesagt. Die nur ausfüllende Stellung des zweiten Wortes zeigt sich daran, dass es nicht wie das erste auch allein genügt. Man sagt *mitrá*, aber nicht *vāruṇā* allein, *dyāvā*, aber nicht *prthivī* allein usw.» (a. a. O. 98).

5. Die Meinung von Delbrück und Brugmann werden durch gewisse sprachliche Erscheinungen im Finnisch-ugrischen unterstützt. Das heisst, im Altindischen bestand früher die einfache *mitrá* Form, als die *mitrá vāruṇā* Konstruktion, und ursprünglich bedeutete *mitrá* 'die Mitra's 'Mitra und sein Paar', *pitárāu* 'der Vater und sein Paar', nämlich seine Frau, *mātárāu* 'die Mutter und ihr Paar', nämlich ihr Mann, also 'die Eltern' (Delbrück: a. a. O. 137), *brāhmaṇāu* 'Brahmane und Brahmanin', *bhrātarāu* 'Bruder und Schwester', d. h. 'Geschwister', *śvaśurāu* 'Schwiegervater und Schwiegermutter', *dāmpatī* 'Hausherr und Hausfrau' (Delbrück: a. a. O. 139, Anm.).

6. Die ungarische Sprache bezeichnet den Umstand, dass ausser einer Person bzw. einem Lebewesen noch von einer anderen Person oder Lebewesen, event. mehreren die Rede sei, die mit der bzw. dem ersten in enger Beziehung stehen, mit dem Bildungssuffix *-ék*. Dieses Suffix ist das Kompositum folgender Elemente: das Vorderglied bildet das Possessivsuffix *-é* (z. B. *atyámé*, *szomszédomé* 'das meines Vaters, das meines Nachbarn'), das zweite Glied ist das Zeichen der Mehrzahl *-k*. Über ein derartiges Possessivsuffix verfügen weder die übrigen finnisch-ugrischen, noch die indoeuropäischen Sprachen, und sie drücken derartige Verhältnisse entweder mit dem Genitiv, oder mit dem Pluralzeichen, z. B.

mari (tscheremissisch): a) UP *n ō m n a · n kaja·t ola·škī* 'die Unsrigen gehen in die Stadt'; *i ž a · n šor·t·t* 'mein älterer Bruder und seine Angehörigen (seine Familie) weinen'; *a k a n ko·t·škēt* 'meine ältere Schwester und ihre Angehörigen essen'; *kuyuz·a·n jūt* 'der König und seine Angehörigen trinken'; — b) UJ *a·t š a m · š ā : m ē t š bu·t·ša·t m·jām möngö* 'mein Vater

und die anderen Familienmitglieder erwarten mich zu Hause'; UP *k u γ u-ž a l a · k t ò l ' t o l a · š k š* 'der König kommt mit seinem Gefolge in die Stadt'; JT **ž a - š à m à t s k o t s k ' t* 'mein älterer Bruder und seine Familie essen'; KŠ *p o š k u δ e m - b ə l ä t ò l ' n ' t* 'mein Nachbar kam mit seinem Angehörigen'.

komi (syrjänisch): a) V *s a r l e n v i t ' š i š , n i ž , n i k š v a - d o r š a n* 'der Zar aber erwartet mit seinem Gefolge den Bräutigam am Strande' (eig. 'die Zar's', (Wichmann; Syrj. Volksd. 73); V *s a r l e n z e v m i t ' š a p a š - k , m v e t ' š a s n i* 'die Leute des Zaren machen [ihm] einen sehr schönen Anzug' (ibid.); VM *s a r l e n u š k d ' š i s n i l e p t i n i P o m j a s e s* 'die Leute des Zaren sind hungerannt, Thomas [und den Fuchs] zu retten (eig. die Thomas' herauszuheben') (Fokos: UF XIX, 21); *g e s u d a r l e n t š e t ' š i s n i , p o v ' z i s n i* 'der Zar und seine Angehörigen standen auf [und] erschranken' (27); — b) V *m a m i s j a s i s t i s n i m e d n i v š e s i j e s v i d l i n i* 'die Eltern (eig. 'die Mütter') schickten ihre zweite Tochter, um nach ihr zu sehen' (Wichmann: a. a. O. 83); S *t a j e a b u m e n a m b a t j a s* 'diese sind nicht mein Vater und seine Angehörigen' (Fokos: UF. XIX, 141); VO *m u n a s n i p o p j a s* 'der Geistliche [und der Kutscher] gehen fort (Fokos—Fuchs: Volksd. der Komi 335); Prup *I v a n l i š k e ž a · i n j a s j u a l e n i* 'die Hausleute (eig. 'die des Haus-herrn) fragten Iwan' (124); Le *n i d a ' s k o r i s n i č b e d v i l a d , r u t ' š a s t e* man lud sie, den Fuchs [und die Katze] zum Mittagessen ein' (NyK. XLV, 462).

Nur mit dem Pluralsuffix: udmurt. (wotjak.): J *a t a i j o s i z t i š k a š - k i s a - i k k o s i l l a m n o t š u p - k a r e m s o k i š n o z e* 'die Eltern (eig. 'Väter') zankten ihn aus und hießen ihn [küssen] und [schliesslich] küsste er die Frau' (Wichmann, Wotj. Sprachpr. II, 94); G *k u ž o j o s s ö - b e r ä v i l k o r k a p i r o n n e r g ä , j u y o n d i r k a r i l l a m* 'die Hausleute (eig. 'die Hausbesitzers') machten darauf die beim Hineingehen ins neue Haus [übliche] Zeremonien, ein Fest' (Munkácsi—Fuchs: MSFOu. CII, 78); G *s o k u ž o j o s i z v e r a l l a m* 'die Leute des Besitzers sagten' (79); Sam. *t a g o n d e r j o s , d i t i j o s p u n e - u t ä m l e š k š k a z a* 'der Bär, der Fuchs und ihre Gefährten (eig. die Bären, Füchse) fürchteten sich vor dem Hundegebell und . . .' (166); *t a g o n d e r j o s l ä n p o t ä m z , t a m u r g o p i š u g - p ä b e g a - n i* 'diesem Bären (und den anderen Tieren) war es nicht möglich von der tiefen Grube herauszukommen' (166).

mordw.: *a v i d e n* 'meine Mutter und die anderen, die mit ihr sind', *p a t i d e t* 'deine ältere Schwester und die anderen, die mit ihr sind' (nach Jewschewjew Ravila: FUF XXVII, 88).

8. Wie bereits erwähnt, bezeichnet die ungarische Sprache derartige Verhältnisse mit einem eigenen Suffix, dem Bildungssuffix *-ék*, das ein Kompositum aus dem Possesssuffix *-é* und dem Pluralzeichen *-k* darstellt, wobei bemerkt sei, dass keine der verwandten Sprachen ein ähnliches zusammengesetztes Bildungssuffix aufzuweisen hat. Andererseits war man bis in die jüngste Zeit der Ansicht, dass die ung. Sprache, im Gegensatz zu anderen

verwandten und nicht verwandten Sprachen, das fragliche Verhältnis nicht mit dem einfachen Pluralzeichen auszudrücken pflegt. Vor kurzem habe ich indessen entdeckt, dass auch in den ung. Dialekten die Mehrzahl in derartigen Verhältnissen angewendet wird. Bis nun ist es mir lediglich in zwei, von einander weit entfernten Mundarten des Gebietes jenseits der Donau gelungen. Belege für diese Erscheinung zu finden, es wäre daher von Belang, wenn unsere Mundartenforscher sich dafür interessieren würden, ob diese Art des Gebrauches der Mehrzahl auch in anderen Mundarten zu finden sei, besonders in den nördlich und östlich der Donau liegenden Gebieten, so z. B. in dem von den Palozen bewohnten Gebiet, im Tiszahát, Szamoshát, in den siebenbürger Dialekten, insbesondere in jenem der Székler.

Im Ormánysági Szótár (Ormánysäger Wörterbuch, in Kom. Baranya) fand ich nur folgende zwei Belege: *es (ez) se ért ám a Berták színnyik alá* 'stumpfsinnig' (d. h. 'er hat nicht so viel Verstand, dass er sich vor dem Regen wegziehen könnte' (u. *szín* 'Schuppen'); *má mögē háborkonnak Szilvákná* 'schon wieder streitet man sich bei der Familie Szilva' (u. *háborkodik*). Wir finden dies auch im sogenannten Őrség des Kom. Vas: *Kovács Pistákot nem hit, k mēg a disznuöltre, igēm mēksürtētig bennēket* 'man lud den Stefan Kovács und die Seinigen nicht zum Schweineschlachten ein, sie wurden dadurch sehr beleidigt' (MNY XLIX, 172). *Kiészülüdnek Vörösök, mer mēkhitág bennēket a kérésztülüre* 'die Familie Vörös trifft Vorbereitungen, man lud sie bereits zur Taufe ein' (ibid.). J. Végh sammelte gleichfalls mehrere derartiger Belege ausser dem Őrség in Hetés und im südwestlichen Zipfel des Göcsej (in der Gegend von Resznek, Kom. Zala): *Sándorékho* 'zu den Sándors', *Kálmányokho* 'zu den Kálmáns', *Júóskákho* 'zu den Jóskas', *Pálokho* 'zu den Páls', *Antalokho* 'zu den Antals', *Danikho* 'zu den Daniels'; *Galambosokho* 'zu den Galambos', *Kovácsokho* 'zu den Kovács', *Tótokho* 'zu den Tóts, *Baksákho* 'zu den Baksas', *Nagyokho* 'zu den Nagys', *Balogokho* 'zu den Balogs', *Szakálokho* 'zu den Szakáls', *Szabukho* 'zu den Szabós', *Törökökhö* 'zu den Töröks', *Orbánokho* 'zu den Orbáns', *Csekikho* 'zu den Csekes', *Bajányokho* 'zu den Bajáns', *Vörösökho* 'zu den Vörös'. Aber im nordwestlichen Zipfel des Göcsej und entlang des Rába-Flusses wird jedoch bereits das -ék Bildungssuffix verwendet: *Sándoriékho* (aber auch *Sándorokho*) 'zu den Sándors', *Júóskájikho* 'zu den Jóskas'. In der Gegend von Rábagyarmat *Andrisikho* 'zu Andreas und seinen Angehörigen'; *Kovácsikho*, *Kovácsiekho* 'zu den Kovács', *Vasikho* 'zu den Vas', *Martonikho* 'zu den Martins'. (In jenem Zipfel des Göcsej, der an das Gebiet des Őrség angrenzt, erscheint das Bildungssuffix -ék in der Lautgestalt -iek, weil dort jedes é ein Diphthong darstellt, entlang des Rába-Flusses dagegen in der Form -ik (Beke: Nyr. LXXIX, 102—103).

Auch in der Felsőőrer Mundart (in Burgenland, Österreich) finden sich solche Formen, jedoch, nach den bisherigen Belegen, nur in Ortsnamen.

Z. B. *Ballák-ucca* 'Gasse der Ballas' (es wohnten dort Leute mit dem Namen *Balla*), *Balikók-hegye* 'Berg der Balikós', *Bérták-kercse* 'der Garten Bertas', *Kondorok-föd* 'das Grundstück der Kondors', *Dongók lankája* 'die Lehne der Dongós', *Benkók szőleje* 'der Weingarten der Benkös', *Markók nyíresé* 'das Birkengehölz der Markós' (I. Varga: NyF IX, 12—13).

Es scheint, dass die Verwendung des Mehrzahlzeichens *-k* in dieser Bedeutung dort ziemlich alt sei, denn S. Imre zitiert in seinem Aufsatz, Felsőőr helynevei (Die Ortsnamen von Felsőőr, Magyar Népryelv II) auch aus Urkunden solche Ortsnamen: *Adorjánok hegye* 'der Berg der Adorjáns' (Nr. 1., 1722), *Balikyók hédzsé* 'der Berg der Balikós' (Nr. 13), *Ballák tója* 'der Teich der Ballas' (Nr. 14; 1678, 1680, 1782), *Bértákkert* 'der Garten der Bertas' (Nr. 22; 1674, 1685, 1678); *Buófok fenyvessé* 'das Tannengehölz der Buófs' (Nr. 24), *Bokákkert* 'der Garten der Bokas' (Nr. 25; 1657, 1689, 1782), *Donguók lankája* 'die Lehne der Dongós' (Nr. 40; 1657, 1680, 1732, 1736), *Jankók Harasztja* 'das Buschwerk der Jankós' (Nr. 66; 1681), *Jankók-kert* 'der Garten der Jankós' (Nr. 80), *Kondorok földén* 'auf dem Acker der Kondors' (Nr. 94; 1678, 1782), *Kozmorok árka* 'der Graben der Kozmors' (Nr. 100; 1678, 1714, 1782; *Kozmor* ist nach S. Imre eine Variante des Personen- und Familiennamens *Kázmér*, vgl. *Kozmor Mihály* 'Michael Kozmor' 1637); *Pálokkert* 'Garten der Páls' (Nr. 126), *Pálokudala* 'Teil der Páls' (Nr. 127); *Porok avassa* 'Waldteil der Pors' (Nr. 133; 1678, 1687, 1782; *avas* 'alter, grösstenteils kahl werdender Waldstück' [Seklerland MTsz]; 'silva prohibita' [Oklsz]; meiner Ansicht nach ist das Wort *Porok* als *Pórok* 'Bauern' zu lesen), *Rátzok hegyén levő Szőlők* 'die Weingärten am Berg der Rátz' (Nr. 139; 1782), *Zámbuókkert* 'Garten der Zámbo's' (Nr. 181; *Zámbo* ist ein auch heute gebräuchlicher Familienname).

S. Imre bemerkt, dass das Pluralsuffix *-k*, gleich wie das zusammenfassende Suffix *-ék* in der Felsőőrer Mundart in Familiennamen auch eine zusammenfassende Bedeutung hat. — Die aus dem Familiennamen *Berta* mit dem Pluralsuffix gebildete *Berták* bedeutet die ganze Familie *Berta*. Auch die zusammenfassende Form *Bertákék* ist gebräuchlich, die erste Form hat jedoch diesem gegenüber eine gewisse pejorative, geringschätzige Bedeutung (a. a. O. unter Nr. 22).

9. Auch die türkischen Sprachen weisen einen gleichen Gebrauch der Mehrzahl aus. Z. B.

tschuw.: vPK *j e v a n z a m tōχrāstē kāraš* 'die Iwáns machten sich auf den Weg und gingen fort' (Mészáros: CsNGy. II, 298); aU *p u p s è m pīrā kēziñ kuzēñ kalat* 'da der Geistliche [und der Diakon] hineingehen zu ihm, spricht er also zu ihnen' (425); vV *ōn k ū m e š š è m pūttē χībalanzax poštarašš anat-šimāššēñē* 'die Familie seines Gevatters rafft im Hause die Speisen, die geniessbaren Dinge zusammen' (449); vPK *χ o z i z è m tōχrēstē vurrizēñē tūtfozā* 'die Leute des Wirts gingen hinaus und fingen den

Räuber' (412), aU *pərtfē manā a t t' ē z è m tařzā pābžās* 'einst gaben mich meine Eltern (eig. Väter) als Diener hin' (476); vP *por pōsl,ksam, 'ə m b ü- z e m, m a r' i z è m, χāl,ksam tələnžē χītsā kārēs* 'sämtliche Vorsteher, die Leute des Kaisers, ihrer Frauen, die Völker erstarrten verblüfft' (272); vPK *pūróbžās la ž i z è m, 'ō ŋ ŋ i z è m, s i s n i z è m purbē pūróbžās* 'es ging hin das Pferd, die Kuh, das Schwein, alle gingen hin' (333).

kasan-tatarisch: *bar a t a ñ n a r γ a!* 'geh zu deinen Eltern (eig. Vätern)!' (Bálint: Kaz.-tat. nyelvtanulm. I, 43); *bu k ū p i s l ā r ūzlāre kälēügā bik jörgännār dej* 'diese Kaufmannsleute (eig. die des Kaufmanns) sind fleissig zum Gottesdienst gegangen' (52); *Kātān Ivanič ajiudan, buredān, tōlkōdān kurkib jörgān dej, a j i u l a r Kātān Ivaničtan kurkib jörgännār dej* 'Keten Johannssohn fürchtete sich vor dem Bären, dem Wolf und dem Fuchs; der Bär [und seine Kameraden] aber fürchteten sich von Keten Johannssohn' (37)

karatschajisch: *ölgeniņi I ž á l a r i sūjeller* 'die Iža's freuen sich über deinen Tod' (Pröhle: KSz. X, 249); *kēc-bilā A q m a q l a χ γ á ž i j i l d i l ā* 'nachts versammelten sie sich bei Akmaks' (255); *sen' ōlt'ürgēn I ž á l a n i* *Mussá dī* 'dein Mörder ist İ. Mussa' (250); *A q m a q l a n i Semenni aldiq žól-ustayā* 'den Semen Akmak nahmen wir zum Wegweiser' (255); *Ö r t' é l - l a n i Solām* 'Solman Ört'en' (257).

10. In den indoeuropäischen Sprachen finden wir ebenfalls Beispiele für die analoge Verwendung der Mehrzahl. Z. B. ai. *pitáras* 'Vater, Grossvater und Urgrossvater', *šváśuras* 'die Schwiegereltern' (eig. 'der Schwiegervater und alle zu ihm gehörigen' (die Bedeutung des Duals *šváśurau* ist nur 'der Schwiegervater und die Schwiegermutter' (Delbrück: Vgl. Synt. d. idg. Spr. 171, Altind. Synt. 102); anord. *Deir Gizorr* 'sie, Gizorr', 'G. und die Seinen'; *kla De brunno af Deim Hrölfe* 'die Kleider brannten von Hrolfr und seinen Mannen' (Hirt a. a. O. 25). — Dagegen ist es fraglich, ob solche Personennamen hiehergehören, welche die Nachfolger der betreffenden Person bedeuten, z. B. ai. RV *Atrayās* 'die Nachkommen des Atri', *Kānvas* 'die des Kānva' (Delbrück: a. a. O. 436; Hirt: a. a. O. 25); av. *Spitāmanhō* 'die des Spitama' (Brugmann: a. a. O. 436). Diese können nämlich als einfache Plurale aufgefasst werden, wie z. B. im Ungarischen *Árpádok* 'Árpád und seine Nachkommen'; *Hunyadiak* 'Hunyadi und seine Nachkommen'. Ähnliches finden wir auch in anderen europäischen Sprachen. Im übrigen betont Delbrück selber, dass diese Frage nur durch die geschichtliche Untersuchung der Namensgebung im Indischen gelöst werden kann. In der Altindischen Syntax sagt Delbrück: «*gótamās*, gewöhnlich übersetzt 'die Nachkommen des Gotama'. Ursprünglich bedeutet es jedenfalls 'Gotama und seine Familie'» (102).

11. Diese Anwendung des Plurals findet sich auch in den semitischen Sprachen. Z. B. arab. *al-'Omarūna* 'die Omars', *al-'Hamādūna*, *al-'A'īḡṣu* d. h. *al-'Āṣī*, *'abū 'l-'Āṣī*, *al-'Īṣu*, *'abū 'l-'Īṣi* und *al-'Uyāṣu*, *as-Su'ūdu* 'die

sieben Sa'ads', *al-Quraiṭūna* od. *al-Qariṭūna* 'Qurt, Quart und Quraiṭ' 'Söhne des 'Abd b. a. Bekr b. Kilāb'. — Gleichwie im Altindischen werden auch dort die Nachkommen eines Mannes mit dem Plural des Namens des Vorfahren benannt. Z. B. *al-'Abalātu* 'die Leute vom Stamme 'Abla', *al-Ġayāḍīru* 'der Stamm der Banū Gaḍira', *al-Īarābī'u* 'die Banū Īarbū', *al-'Ašāhibu* 'die Banū 'l-Ašhab', *al-Gaṭārīfu* 'die Banū 'l-Giṭrīf', *al-Barāmikatu* 'die Barmakiden'. — Auch zur Bezeichnung der allgemeinen Zusammengehörigkeit, z. B. *an-Nagadātu* 'die Anhänger des Naḡda b. 'Āmir al-Ḥanafī' (Brockelmann: a. a. O. II, 58).

12. Natürlich haben diese Pluralformen an sich die Bedeutung des wirklichen Plurals; sie bedeuten so viel wie 'die Wirte, die Nachbarn, die Bären, die Füchse'. Nur aus dem Vorausgegangenen kann sich ergeben, ob auch von der Familie des Wirtes od. des Nachbars, von den Genossen des Bären und des Fuchses die Rede sei. Demzufolge kann die Frage, ob *chanti imenən* zwei Frauen, oder eine Frau und ihren Mann bedeutet, nur aus dem Zusammenhang, den Antezedentien beantwortet werden. Desgleichen kann die Bedeutung von *āsūnən* 'zwei Bären', oder 'der Bär und sein Genosse' sein, *śiškiṇəpəl* kann sowohl 'zwei śiški-Vögelchen', oder 'ein śiški-Vögelchen und seinen Genossen' bedeuten. Diese Beispiele zeigen eigentlich keinen elliptischen Dual, vielmehr bedeutete der Dual dieser Wörter: 'die Frau und ihr Genosse', 'die Frau und ihr Gefährte', also 'Ehepaar', in den zwei anderen Beispielen 'der Bär und sein Genosse', 'das śiški-Vögelchen und sein Genosse', also 'der Bär und die zu ihm gehören', das śiški-Vögelchen und die zu ihm gehören', ungarisch ausgedrückt: 'a medvéék', 'a śiški-madárkáék'.

13. Laut Budenz (UA 320) bewahrte die Komi-Sprache den Dual in Verbindungen wie: V *nīla pia* 'Kinder' (eig. 'ein Knabe und ein Mädchen' (Wichmann: a. a. O. 87), U 'Familie' (Syrj. Wortschatz; vgl. S *nīl-pi*, V *P nīv-pi*, I *nī-pi* 'Kinder' *ibid.*); *nīla-zonma* 'das Mädchen und der Bursche' (Fokos; UF XIX, 53); V U *tšoja voka*, I *tšoja voka* 'Schwester und Bruder', S L *soṭša voka* *id.*; P *soja-vona* 'Geschwister' (*soṭ* 'Schwester', *von* 'Bruder'); V *eña-pia* 'eine Mutter und ein Sohn' (I P *in* 'Weibchen von Tieren' (I); 'Frau, Weib' (P) (SWortsch.); U *aja-piṭa* 'Vater und Sohn' (Fokos: a. a. O. 199); V *Taras-aja-pia* 'Vater Taras mit seinen Söhnen'; *kujim m a m a - n i l a* 'drei Töchter und ihre Mutter' (Fokos: 223); *ruṭša kəṇa* 'der Fuchs und der Wolf' (SyrjVolksd. 136); *śižim t š a n a - v ə l a* 'sieben Stuten und Fohlen' (300, 333); S *vəla tšaṇa* 'Pferd mit seinem Füllen' (SWortsch.); VU *jema suniṣa* 'Nadel und Zwirn' (SyrjVolksd. 148); *e n a - a j a p o n* 'Hund und Hündin' (Fokos: Nyr. XLII, 464); V *l ə z a g ə r d a k u d* 'eine blaue und eine rote Schachtel' (SyrjVolksd. 21); V *tea-meali* 'dir und mir' (269); V *kujim l u n a v o j a* 'drei Tage, drei Nächte' (319).

Diese Konstruktion findet sich, wenn auch seltener, in der anderen permischen Sprache, im Udmurtischen. Z. B. *ayajo-vino* (K *ayaj-vən*) 'Gebrü-

der' (eig. 'älterer und jüngerer Bruder' (Munkácsi: Wbuch 3), *agažo-ñuño* id. (Wiedemann), S M G *ñuño-vino* id. (*ñuñ* 'älterer Bruder', Munkácsi 532), auch S M G *ñuño-vin* (661), im zweiten Glied ohne Bildungssuffix. Auch in der Komi-Sprache kommen solche Beispiele vor, z. B. *luna-voj* 'Tag und Nacht' (Wiedemann); *šinma-bannas* 'demütig' (eig. 'mit Augen und Gesicht') (SyrjVolksd. 267). Sehr interessant ist das folgende Beispiel aus der Komi-Sprache, weil im ersten Satz das Suffix *-a* in beiden Wörtern auferscheint, in den weiteren drei Sätzen jedoch nur im ersten Wort: *V t'se r s a t u p i l a e s ñilišti, rektana babazs ñilišti, t'sera đadže s ñilišti, pes - d o d j a đadže s ñilišti* 'die Spindel und den Knäuel hab' ich verschlungen, die Alte samt Haspel hab' ich verschlungen, den Alten samt der Axt hab' ich verschlungen, einen Mann samt seiner Fuhre Scheite hab' ich verschlungen' (SyrjVolksd. 77).

Schon Wiedemann (Gramm. d. Syr. Spr. 246) wies darauf hin, dass das *-a* in der Komi-Sprache und das *-o* im Udmurtischen keine Dualsuffixe seien, sondern Adjektivsuffixe, und *luna-voj* ursprünglich 'tagige Nacht', 'Tag und Nacht zusammen' bedeutete, ebenso wie mansi N *ētiŋ xq̄təl* od. *ētiŋ-xq̄tələtəl* 'bei Tag und Nacht' (eig. 'bei nächtigem Tag') Munkácsi: VogNyelvj. 22), *sāt ētiŋ xq̄təl lap tq̄rtaxtäst* 'sie verschlossen sich sieben Nächte, sieben Tage hindurch' (VNGy I, 36), *at ētēŋ at xq̄təl* 'fünf Nächte, fünf Tage hindurch' (III, 343), LM *jīŋ khqtəl* 'Tag und Nacht' (VogNyelvj. 117); — chanti N *mural pilna lāb't ā d ə ŋ - x v t l qastalli* 'mit seinem Volke trieb er sieben Tage und sieben Nächte [die Herde]' (Pápay, UF XV, 39); K *q̄təŋ q̄qtAA*, O *ādəŋ qvtl* 'ein Tag eine Nacht' (Karj.—Toiv. 100b); mit Dualsuffixen auf beiden Gliedern: V *ieiŋəŋ k̄q̄tllŋ* (k̄q̄tllŋ 133), J *ātəŋ k̄q̄tllŋ* '24 Stunden' (Paasonen—Donner 15). — Ebenso in der Komi-Sprache: mädchenbeigesellter Bursche', 'der Bursche mit dem Mädchen', 'Schwester mit Bruder' 'Wolf mit Fuchs', und aus diesen Konstruktionen: 'der Bursche und das Mädchen', 'der Wolf und der Fuchs'. Besonders interessant ist komi *kujim m a m a - n i l a* 'die drei Mädchen und ihre Mutter' (eig. 'die drei bemütterten Mädchen', 'die bemütterten drei Mädchen').

Ursprünglich war gewiss nur das Vorderglied suffigiert, und erst später nahm auch das zweite Glied dasselbe Suffix an, um den Zusammenhang der beider Wörter intensiver fühlbar zu machen.

14. Bekanntlich hatten die finnisch—ugrischen Sprachen ursprünglich weder beordnende, noch unterordnende Konjunktionen, und — die zusammengesetzten Sätze diesmal nicht erwähnend — auch die gleichwertigen Satzteile wurden ohne Konjunktionen oder mit anderen Mitteln konstruiert. So z. B. wurden die gleichwertigen Satzteile mit Komitativsuffix verbunden. Z. B.:

lappisch: S *m ā i ā p p ā i n a kalēkin pāhtēt* 'jag och min syster skola komma'; *maites t ā i A m m ā i n a taste jauelapehtlē?* 'hvad säger du och Amma om det?'; *m u n n u P ā v v a i n a iemēt* 'min och Pavvas

matmor'; *vattēh munnui vieljaina ai!* 'gif åt mig och min bror också' (Wiklund: Lärobok i lapska språket 97).

estnisch: *andis meile Kārliga* 'er gab mir und Karl'; *mis teil Kārliga wiga on* 'was fehlt dir und Karl' (Wiedemann: Gramm. d. estn. Spr. 551).

mordw. a) die das Komitativ ausdrückende Postposition steht nach dem ersten Glied der gleichwertigen Satzteile: E *ofta mar^{Rta} irviš* 'der Fuchs und der Bär' (Paasonen: JSFOu. XII, 148); *varkšij mar^{Rta} riviš* 'der Fuchs und die Krähe' (145); M *ker'kskă mar'ta šăjôrnă videst' sura* 'ein Sperling und eine Maus hatten Hirse ausgesät' (MSFOu. XCI, 874).

b) Die Postposition steht nach dem zweiten Glied; z. B. E. *irviš katka mar^{Rta}* 'der Fuchs und der Kater' (JSFOu. XII, 151); *čut, at kažnîj činđi jakašt tänza jar^{Rcama} soda mîza stîrînză mar^{Rta}* 'beinahe jeden Tag kommen Tochter und Schwiegersohn zu ihm zu essen' (149); M *k šñəs šavsi, šerəs avarđi; pajks kălents mar'ta* 'das Eisen schlägt es, der Kupfer weint; die Glocke und der Glockenklöpfel' (MSFOu. XCI, 637).

mari: P *kuβa dene kuγ'za kinem βūdat* 'das Weib und der Mann säen Hanf' (Genetz: JSFOu. VII, 42); P *ača dene üδ'r tol'n šoyalit* 'der Vater und die Tochter kommen angefahren' (8); P *ušmen dene soyan* 'der Rettig und die Zwiebel' (47); U *pi-δen pârs kaj ilat* 'sie leben wie Hund und Katze' (Wichmann: MSFOu. LIX, 125); K *tîδan lû·-δonâ kaβa·štîžšβelə* 'es ist nichts als Knochen und Haut an ihm' (Ramstedt: MSFOu. XVII, 71).

udmurt. : a) Das Komitativsuffix ist dem ersten Glied der beigeordneten Satzteile suffigiert: J *Darjeien Marja val'se uško; vižen vōuēt* 'Darja und Marja sehen einander an; der Fussboden und die Decke' (Wichmann: JSFOu. XIX, 32); MU *kijen ebek vaje* 'sie bringt Schlangen und Frösche' (70); U *tšinen til* 'das Feuer und der Rauch' (13); K *uzonen Musko kusipin* 'zwischen Kasan und Moskau' (XI, Lied Nr. 174); *anaien ataî duâyo-z-ke* 'wenn der Vater und die Mutter fragt' (Lied Nr. 255).

b) Das Komitativsuffix wird dem zweiten Glied der beigeordneten Satzteile suffigiert: G *vumurt gondîren šar'si kižillam* 'der Wassergeist und der Bär säten Rüben' (XIX, 124); G *keštaga ižtagaen* 'der Ziegenbock und der Hammel' (155); G *soki ič'simeñ yaskite nâ n-turîž vęien* 'da wirft die Braut ein Brotränfchen und Butter' [in's Wasser] (182).

In der Komi-Sprache wird das Komitativsuffix dem zweiten Glied suffigiert. Z. B. a) mit dem Suffix *-en*: P *sartas biēn* 'der Kienspan und das Feuer' (Wichmann, SyrjVolksd. 173); — b) mit dem Suffix I *-ked*, V *-ked*, P *-ket*: I *ęni na burā oleniš Iva'n babaiskeđ* 'und heute noch lebt Hänchen und sein Weib im Wohlstand' (5); P *kęr-kę tęvęn ruťš kęi in ket*

kerkujez kerčmas 'einmal im Winter bauten [sich] ein Fuchs und ein Wolf Hütten' (141); *Jen Omęłkęd jukisni یتشان-ین کیک پەلە، ڤەری* 'Jen und Omęł' teilten die Wiese in zwei Teile, in zwei Hälften' (Fokos : ZürjNépkMut. 140).

mansi (nur in der Tawdaer Mundart, und hier gewiss unter tata-rischem Einfluss): *ju k ā n ē t ā n č u χ ǵ l s t* 'es lebte eine Frau und ein alter Mann' (Munkácsi, VNGy. IV, 351); *j ū - p ū n ē t j ū - ā w i ṇ s i t t i k h u l ā n n ē l i l - k h a i t ē s t* 'der Knabe und dessen Schwester liefen aus diesem ihrem Hause' (368); *m i š ā χ - p ū n ē t ā s r ā i l t i č o u - k h a l t k h a l t é r ē m - ǵ s t t ǵ t u l ǵ χ l t* 'inzwischen kämpfen der Katzenjunge und der Drache auf der Brücke' (355); *č é r k ē t n ē t p ǵ t ā l ē χ u k i ṇ k h ǵ r ǵ t ǵ χ l l ē t* 'Fussboden und Zimmerdecke stehen (eig. sehen) einander gegenüber' (Räts. Nr. 195); *k h ā t l n ē t j i* 'Tag und Nacht' (403).

Auch die türkischen Sprachen haben die Eigenheit, gleichwertige nominale Satzteile durch Komitativ zum Ausdruck zu bringen (s. KSz. XV, 47—50).

In mehreren finnisch—ugrischen Sprachen kann das Komitativsuffix nicht nur an einem, sondern an beiden der beigeordneten Satzteile erscheinen. Z. B.

mansi: *T staršinanēt khalčignēnēt* 'der Starschina und seine Schreiber' (Munkácsi: a. a. O. IV, 403).

komi: *U si vıl, seta sni me sk en ku k ā . ṇ en* 'dafür geben sie Kuh und Kalb' (Fokos : UF. XIX, 179); *V vi je n ṇ q ṇ en v a j i* 'Butter und Brot bracht' ich hin' (Wichmann : SyrjVolksd. 298).

udmurt.: *G Darja en Marja en ǵatše pumiť ušsko; potolo ken polen* 'Darja und Marja sehen einander an; die Decke und der Fussboden' (Wichmann : WotjSprachpr. II, 43); *guren košaken* 'der Ofen und das Fenster' (ibid.); *G piden kuten* 'der Fuss und der Bastschuh' (44); *G toležen kižiľijen* 'der Mond und die Sterne' (ibid.); *vumurten gondiren* 'der Wassergeist und der Bär' (124).

mari: *K tynem ge mṇṇm ge βrsen* 'er schimpfte mich und dich' (Ramstedt : MSFOu. XVII, 44); *K stōl-βālān šyndūt s ā r a - γ e . o k s a - γ e .* 'sie stellen es auf den Tisch [die Schale mit] Bier samt dem Geld' (192); *JT βātāγè . mareγè . olaš ka jeβe* 'das Ehepaar (eig. die Ehefrau und der Gatte) ging in die Stadt'; *JT kin v ā γ è . š o n p z a l γ è . i k β e r e š p i š t e n* 'er legte das Brot und das Salz an die nämliche Stelle'; *JT k ṇ z ṇ γ è . t o β a r γ è . p e l e n ṇ e n a ṇ ǵ a j e n* 'er nahm das Messer und die Axt mit sich'; *C ka β a n ṇ ā γ è . p è t š ā ṇ γ è . k o n d ṇ š ā m* 'ich brachte sowohl den Schober als den Zaun mit'; *CK ā m ṇ ā ṇ γ è . o š k a l ā ṇ γ è . o ṇ ā l ṇ* 'er verkaufte sowohl sein Pferd als auch seine Kuh'; *CŪ u ṇ γ a γ è . m ā ṇ e r γ è . t š i e n g ā j ṇ š* 'er zog sowohl Kaftan als Pelz an, und ging fort'; *UJ k l a t k è p ö r t k è . u ṇ a l a m* 'ich verkaufte das Haus mitsamt dem Speicher'; *UP ti ṇ ā m k è m i ṇ ā m k è k o l t ṇ š p a š a ṇ k ā* 'er schickte sowohl mich

als dich an die Arbeit'; UP *purayè püräyè jü:n pità:ršt* 'sie tranken sowohl das Bier als den Met'; UP *ružayè šülçyè türe:t pità:ršt* 'sie ernteten sowohl den Roggen als den Hafer ab'; M *uskalžäyè imhážgè uzà:ləš* 'er verkaufte sowohl seine Kuh als sein Pferd'; B *purayè pürüye jü:n petà:ršš* 'sie tranken sowohl das Bier als den Met' (aus meiner eigenen Sammlung).

15. Wie wir sahen, kann die enge Verbindung beider Glieder der beigeordneten Satzteile nicht nur durch den gepaarten Dual oder in dessen Ermangelung durch den an seiner Stelle verwendeten Plural zum Ausdruck gebracht werden, sondern dies kann auch durch ein, Zusammengehörigkeit bedeutendes Bildungssuffix, sowie durch das Komitativsuffix erfolgen. Gewiss hatte ursprünglich nur das eine Glied diese Suffixe annehmen können. Auch dieser Umstand beweist, dass sich der gepaarte Dual gleichfalls nur aus dem sogenannten elliptischen Dual entwickeln konnte. Der elliptische Dual brachte bereits an sich zum Ausdruck, dass ausser der genannten Person, dem Lebewesen oder Gegenstand noch von einer weiteren Person, bzw. Lebewesen oder Gegenstand die Rede sei. In Fällen, in welchen bereits der Plural an die Stelle des verlorengegangenen Dual trat, kann auch von mehr als zwei Personen usw. die Rede sein.

Э. БЕКЕ

К ИСТОРИИ УРАЛЬСКОГО И ИНДОЕВРОПЕЙСКОГО ДВОЙСТВЕННОГО ЧИСЛА

(Резюме)

В венгерском языке, также как и в большинстве родственных ему языков, слова, означающие парные части тела и конечности и относящие к ним одежды, употребляются в единственном числе, а если речь идет лишь об одной какой-либо части пары, то к имени существительному прибавляется слово *fél* 'половина'. Но в обскоугорских (мансийском и хантыйском) языках, а также в самодийских языках сохранилось и двойственное число. Двойственное число в уральских языках — это по сути дела нечто иное, как усиленное единственное число, и в этом находит свое объяснение явление, что когда речь идет об одной части пары, к существительному прибавляется слово *fél*. Из этого можно сделать вывод, что в тех родственных языках, в которых двойственное число утерялось, оно когда-то должно было существовать.

В финноугорских языках тесная связь двух членов сочинительных сочетаний может выражаться не только парным двойственным числом, или, где такое не имеется, парным множественным числом, но и суффиксом, означавшим, что объект, к которому он прибавляется, наделен чем-либо, а также и суффиксом комитатива. Эти элементы однако первоначально прибавлялись только к одному из членов, что и является доказательством того, что парное двойственное число развилось из так называемого эллиптического двойственного числа, которое само по себе означало, что помимо указанного лица, живого существа или предмета речь идет еще об одном лице, живом существе и предмете, а в тех случаях, когда на месте утерянного двойственного числа выступает множественное число, может идти речь и о многих лицах и т. д. Значит как в индоевропейских так и в уральских языках парное двойственное число развилось одинаково из эллиптического двойственного числа

ÜBER DIE FRÜHE EISENZEIT DES DONAURAUMES

I

Wir gehen bei unseren Untersuchungen von den früheisenzeitlichen Verhältnissen des Karpatenbeckens aus, nicht nur wegen der zentralen Lage dieses Gebietes, sondern auch, weil die Ausgrabungen die in den Jahren 1930—1943 in Transdanubien am Ságberg und dessen Umgebung vorgenommen wurden¹ wesentliche Änderungen bisher vorherrschender Ansichten bezüglich der frühen Eisenzeit Ungarns, notwendig machen und sich in Folge dessen auch jenes Bild teilweise ändert, welches wir uns über die Zusammenhänge mit der frühen Eisenzeit der weiter westlich liegenden Gebiete geschaffen haben.

Als erste Frage ist die Bestimmung der zeitlichen Grenzen dieses Zeitalters von Interesse. Wir können als Zeitdauer der früheren Eisenzeit in Ungarn ungefähr die erste Hälfte des I. Jahrtausendes v. u. Z. — also den Zeitabschnitt bis zum Ende des fünften Jahrhunderts v. u. Z. bestimmen. Das Ende dieser Periode wurde, durch das Eindringen der Kelten verursacht, welches die späte Eisenzeit — die La Tène Periode — mit sich brachte. Dieser Zeitpunkt ist ziemlich genau bestimmbar. Viel schwieriger ist dagegen die Bestimmung des Anfangszeitpunktes der frühen Eisenzeit, also die Festlegung der Trennungslinie zwischen Bronzezeit und Früheisenzeit. Wir halten in dieser Frage die Ansicht von F. Tompa für massgebend,² nach welcher der Anfang der frühen Eisenzeit im Karpatenbecken, ungefähr mit der Wende zwischen dem II. und I. Jahrtausend v. u. Z. zusammenfällt. Diese Annahme stimmt mit den — sich auf Mitteleuropa beziehenden — Feststellungen von Hoernes,³ Menghin⁴ und Schuhmacher⁵ gut überein und auch nach

¹ Die Resultate dieser Ausgrabungen wurden bis jetzt nur teilweise veröffentlicht. Bisher sind folgende Veröffentlichungen erschienen: J. LÁZÁR: *Dunántúli Szemle* 1941 S. 371—379, *Dunántúli Szemle* 1943 S. 280—287, *AE* 78 (1951) S. 36—41, *AE* 82 (1955) S. 202—211. Wichtige diesbezügliche Angaben enthält auch die Arbeit von A. MOZSOLICS: *Der Goldfund von Velemszentvid*. *Prachistorica* I. Basel 1950.

² F. TOMPA: 24/25. *BdRGK* und Budapest Története (Die Geschichte von Budapest). Bd. I. Budapest 1942. S. 90.

³ M. HORNES: *Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung*. *Mitteilungen d. Staatsdenkmalamtes* 2—3 (1920—21).

⁴ O. MENGHIN: *Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens*. Reichenberg 1926.

⁵ P. SCHUCHMACHER: *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande*. Bd. I. Mainz 1921.

Reinecke⁶ ist der Anfang der Eisenzeit auf einen nur wenig früheren Zeitpunkt festzulegen.

Die Zeitdauer der frühen Eisenzeit betrug also ungefähr ein halbes Jahrtausend und zerfällt in zwei Abschnitte, welche stark verschiedenen Charakter zeigen. Das Ende des ersten Abschnittes (Reinecke Hallstatt A—B) bzw. der Anfang des zweiten Abschnittes (Reinecke Hallstatt C—D) fällt in das siebente Jahrhundert v. u. Z. Das Fundmaterial und die Fundumstände der beiden Abschnitte können scharf unterschieden werden.

Im ersten Abschnitt sind die Urnengräber vorherrschend. Die Bestattungsgruben sind in dieser Zeit im allgemeinen bloss 50—60 cm tief, was zweifellos eine Folge der nunmehr allgemein herrschenden Leichenverbrennung ist, denn es wurden nun nicht mehr Leichen bestattet, welche entsprechend tief begraben werden mussten, damit sie nicht durch umherschweifende Tiere ausgescharrt werden können und dass die Verwesung der Leichen die Umgebung der Gräber nicht verpestet.

Charakteristische Formen des keramischen Fundmaterials des ersten Abschnittes sind in erster Linie die sog. doppelkonischen Töpfe, welche aus zwei — sich mit ihren Grundflächen einander anschliessenden — Kegelstümpfen gebildet werden, sowie die «Bombengefässe» aus deren kugelförmigen — aber mehr oder minder gedrückten — Bauch sich ein kurzer zylindrischer oder konischer Hals erhebt, weiters halbkugelförmige oder konische Henkeltöpfe und hohe Schüssel mit eingezogenem und oft auch in der Art eines Turbans verziertem Rande. Gefässe mit schwarzglänzendem Graphitüberzuge — welche im Fundmaterial des zweiten Abschnittes so oft vorkommen — finden sich in dieser Periode noch nicht vor.

Die — meisst ziemlich ärmlichen — Metallbeigaben der Gräber sind aus Bronze hergestellt. Eisen kommt in den Fundmaterialien noch nicht vor, auch in den — am Ende des ersten Abschnittes in grosser Zahl auftretenden — Depotfunden nicht. Es ist deshalb berechtigt, wenn Åberg die Frage aufwirft,⁷ ob es begründet war diese Periode schon der Eisenzeit zuzurechnen, umso mehr, da wir gerade in dieser Zeit ein gewaltiges Aufblühen der Bronzeindustrie beobachten können. Dies wird nicht nur durch die grosse Anzahl und oft auch vorzügliche Ausführung der — aus den Depotfunden stammenden — Bronzegegenstände veranschaulicht, sondern auch durch jene Werkzeuge und Geräte der Bronzeindustrie, welche in den Siedlungen in beträchtlicher Anzahl zum Vorschein gekommen sind. Velemszentvid — dessen keramische Funde die Kennzeichen dieser Epoche (Hallstatt A—B) zeigen — war ein bedeutender Mittelpunkt des Bronzehandwerks⁸ und in der Siedlung am Ságberg (Westungarn) haben wir ebenfalls Gussmodelle von 37 verschiedenen Gegenständen sowie zahlreiche sonstige Geräte des Bronzehandwerks gefunden.⁹ Die Siedlung am Ságberg blühte — dies wird unter anderem auch durch die zu ihr gehörenden Tumulusgräber bestätigt¹⁰ — bis zum Ende des zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit und wurde wahrscheinlich durch die eindringenden Kelten vernichtet. Der Urnenfriedhof, welcher in 1943 am Abhang des Ságberges aufgedeckt wurde,¹¹ und der grössere Teil der in der Siedlung gefundenen Keramik, stammt jedoch noch aus dem ersten Abschnitte der frühen Eisenzeit.

Der Aufschwung und die Weiterentwicklung der Bronzeindustrie in dieser Periode zeigt sich auch im Erscheinen von neuartigen Bronzegegeräten. Die Tüllenbeile verdrängen jetzt die Lappenbeile der früheren Zeit, die Bronze-Sichel erscheint als neues Gerät der Landwirtschaft, die Lanzen- und Pfeilspitzen werden jetzt schon aus Bronze verfertigt und die ins Übertriebene gesteigerten Masse der Bronzeschmuckstücke, Ziernadel und Fibel zeigen, dass der Aufschwung des Handwerks auch wachsenden Reichtum bedeutete.

⁶ L. LINDENSCHMIT: Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit. Mainz 1911. Bd. V.

⁷ N. ÅBERG: Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie. Bd. II. Stockholm 1931. S. 8.

⁸ K. MISKE: Archiv f. Anthropologie 12 (1929) S. 66—71, WPZ 16 (1929) S. 81—94.

⁹ LÁZÁR: Durántúli Szemle 1943 S. 280—287.

¹⁰ LÁZÁR: AÉ 78 (1951) S. 36—41.

¹¹ Unveröffentlicht.

Wenn die Mehrzahl der Forscher die oben behandelte Periode trotzdem schon in die Eisenzeit einreichte, so kann dies damit begründet werden, dass sie in diesem speziellen Falle, den völkischen Zusammenhängen grössere Wichtigkeit — bezüglich der Periodeneinteilung — beigemessen haben, als den in den Fundmaterialien auftauchenden Metallarten. Als Träger der Früheisenzeit erscheint nämlich ein neues Volk, welches man im allgemeinen mit dem Namen «Illyrer» zu bezeichnen pflegte und annahm, dass dieses Volk es war, welches auch die schon tatsächlich eisenzeitliche Kultur des zweiten Abschnittes (Hallstatt C—D) ausgebildet hat. Man hielt es daher für richtig, die Zeitgrenzen der frühen Eisenzeit so zu bestimmen, dass diese die gesamte Periode der «Illyrer» in sich einschliesse, unabhängig davon, ob die so bestimmte Anfangszeit dieser Periode mit dem Zeitpunkte des Auftauchens eiserner Waffen und Geräte in den Funden tatsächlich übereinstimmt.

F. Tompa der das Zeitalter der Urnengräber ebenfalls als Früheisenzeit bezeichnet — trotzdem diese keine Eisensfunde lieferten — hielt es deshalb für notwendig, darauf hinzuweisen,¹² «dass diese Bezeichnung in gewisser Hinsicht falsch ausgelegt werden könnte. Man könnte nämlich daraus folgern, dass das Eisen — als Rohmaterial der Geräte und Schmuckstücke — schon am Anfang dieser Periode erschien und damit einen Wendepunkt in der Geschichte der menschlichen Zivilisation bedeutete. Tatsache, ist dagegen, dass wir eine allgemeinere Verwendung des Eisens nur in der Mitte dieser Periode, also im VII. und VI. Jahrhundert antreffen. Nicht das Eisen hatte also die in dieser Zeit hier lebenden Völker revolutioniert . . .»

Jene Kultur, welche durch die Fundmaterialie und Fundumstände der Urnengräber charakterisiert wird, hatte sich in der Provinz Lausitz, im Berührungspunkte der Gebiete von Sachsen und Schlesien, ausgebildet und wird deshalb im allgemeinen als «Lausitzer Kultur» bezeichnet. Von hier aus bereitete sie sich — am Ende des II. Jahrtausends — sehr rapid aus und wir können das Auftauchen ihrer Fundstücke — über Böhmen und Österreich — bis nach Nordtirol, Bayern und den Schweizer Alpen verfolgen.¹³

Die Ostgrenze der Lausitzer Kultur zog sich durch Ungarn, wo wir ihre Urnenfriedhöfe in Transdanubien und an den südlichen Abhängen der Karpaten antreffen. Bezüglich der Fundmaterial der Urnenfriedhöfe von Meszes und Bodrogheresztúr stellte Tompa fest,¹⁴ dass «ihre enge Verwandtschaft mit dem schlesischen Fundmaterial auch ein Beweis dafür ist, dass diese Kultur von der Odergegend — ohne irgendwelche Umwege — direkt in das Gebiet der südlichen Karpatenabhänge hereingeströmt ist und hier — wie z. B. auch in Meszes und Bodrogheresztúr — ihre Reinheit grossenteils beibehalten hat. . . Bei uns bezeichnen in südöstlicher Richtung, der Unterlauf der Hernád und die Bodrog, ihre ungefähren Grenzen».

In Transdanubien wurden Friedhöfe mit Fundmaterialien lausitzer Art, hauptsächlich längs der Donau ausgegraben. In erster Linie sind Tököl,¹⁵ Békásmegyer, Szentendre und Adony zu nennen, über welche aber noch keine ausführlichen Berichte vorliegen, wenn wir von der zusammenfassenden Erwäh-

¹² TOMPA: Budapest Története. Bd. I. S. 90.

¹³ K. WILLVONSEDER: Arch. Austr. 7 (1950) S. 16—50; FR. HOLSTE: WPZ 28 (1941) S.

¹⁴ F. TOMPA: FA 1—2 (1939) S. 29—31.

¹⁵ Das reiche Fundmaterial des Urnenfriedhofes von Tököl, das P. Gerece im J. 1912 aufgedeckt hatte, wurde im J. 1952 im Ung. Nationalmuseum restauriert. Das bisher in Kisten verpackte Material ist dadurch zugänglich geworden.

nung F. Tompa's absehen.¹⁶ Ausserdem wurden im Gebiete des Fertő-Sees (Neusiedler-See) — schon auf österreichischem Gebiet — mehrere Urnenfriedhöfe aus dieser Zeit aufgedeckt.¹⁷

Zwischen diesen beiden Gebieten liegen die — schon früher erwähnten — Siedlungen von Velemszentvid und Ságberg, sowie jene Urnenfriedhöfe aus der Hallstatt A—B Periode, welche wir in den Jahren 1933 und 1934 neben der Ortschaft Csöngye — etwa 15 km vom Ságberg entfernt — und im Jahre 1943 am Südostabhang des Ságberges selbst — an beiden Stellen in der Nachbarschaft von Tumuli — ausgegraben haben.¹⁸

Denkmäler der Lausitzer Kultur finden sich also in Ungarn an jenen Hängen der Karpaten, welche westlich der Hernád bzw. der Bodrog liegen, und in Transdanubien. Es zeigt sich klar, dass das Volk, welches Träger dieser Kultur war, aus einer Berggegend stammte und deshalb die Berg- und Hügellandschaften bevorzugte und sich in der Tiefebene nicht ansiedelte. Hier hielt die alte, bronzzeitliche — und laut Reinecke und Tompa thrakische — Bevölkerung weiterhin an ihrer spätbronzezeitlichen Kultur fest, obzwar sie von ihren neuen nördlichen bzw. westlichen Nachbarn auch neue Kulturelemente übernahm.

Wir haben schon erwähnt, dass sich die Ausbreitung der Lausitzer Kultur nicht nur auf blosser Kulturbefruchtungen zurückführen lässt, sondern mit Völkerbewegungen in Zusammenhang steht. Dies wird auch durch die Schnelligkeit bestätigt, mit welcher sich diese Kultur ausbreitete, sowie durch den Umstand, dass dieser Kulturkreis scharfe geographische Grenzen besitzt — bei der Donau und an den Südhängen der Karpaten — also dort, wo das Volk, welches diese Kultur mit sich brachte, sein Vordringen beendete. Wenn die Ausbreitung der Lausitz-Kultur bloss die Folge des — zwischen den Völkern bestehenden — Verkehrs oder von Handelsbeziehungen wäre, so könnten keine so scharfen Grenzen bestehen.

Das Volk, welches die Lausitzer Kultur ins Land brachte, hatte durch sein Erscheinen die Lage im Karpatenbecken wesentlich geändert. Bis zum Ende der Bronzezeit bildete dieses Gebiet einen zusammenhängenden Kulturkreis, dessen Entwicklung sich im grossen und ganzen gleichartig gestaltete. Das Erscheinen des neuen Volkes, hatte die Einheit des Karpatenbeckens entzweigerissen. Die thrakische Bevölkerung der Tiefebene hielt ihre alte, bronzzeitliche Kultur auch weiterhin bei und bildete mit den thrakischen Stämmen des Ost-Balkans eine kulturelle — und vielleicht sogar politische — Gemeinschaft, und nach Ansicht von F. Tompa bildete gerade das Eindringen der Illyrer den Grund dafür, dass sich einige thrakische Stämme nach Süd-

¹⁶ TOMPA : Budapest Történeti. Bd. I. S. 90—117.

¹⁷ R. PITTRONI : Beiträge zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland. 1941. S. 75—78.

¹⁸ Unveröffentlicht.

osten — in Richtung des Balkans — verzogen. Transdanubien und das westliche Gebiet der Karpaten wurden dagegen Teile eines mächtigen westlichen Kulturkreises, welches sich von Schlesien bis zu den Alpen und von der Schweiz bis zur Ostgrenze Transdanubiens erstreckte. Die — durch das Eindringen der Illyrer verursachte — Zerteilung des Karpatenbeckens bildete für einen Zeitabschnitt, der länger als ein Jahrtausend dauerte, einen wichtigen Charakterzug der Geschichte dieses Gebietes.

Wir werden im Laufe unserer späteren Untersuchungen feststellen können, dass die Funde und Fundumstände des ersten, bzw. zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit verschiedenen Charakter haben und sich leicht unterscheiden lassen. Dagegen ist es eine viel schwierigere Aufgabe die einzelnen Abschnitte zeitlich in weitere Unterabschnitte zu teilen.

Die in anscheinlicher Zahl auftretenden Depotfunde gehören nach allgemeiner Ansicht der Fachleute in die Periode Hallstatt B, also in die Endzeit des ersten Abschnittes. Bei der Behandlung der Depotfunde werden wir auf jene sachlichen Umstände hinweisen, welche diese Einreihung begründen.

Eine viel schwierigere Aufgabe bildet dagegen die zeitliche Einordnung der Urnengräberfelder umso mehr, da ein Teil derselben noch in die Periode Bronzezeit D (nach Reinecke) gehört. Auf Grund der ungarischen Funde ist es derzeit noch kaum möglich die in den ersten Abschnitt der frühen Eisenzeit gehörenden Urnenfelder in weitere zeitliche Unterabschnitte (Per. A und B) einzuordnen und dies gelang auch bei den viel gründlicher bearbeiteten westlichen Funden nicht eindeutig. Bezüglich der Periodeneinteilung stehen dort zwei Auffassungen einander gegenüber. Nach Pittioni¹⁹ sind die älteren Urnenfriedhöfe in die Periode Bronzezeit D einzureihen, die jüngeren in die Periode Hallstatt A—B. Dagegen fassen Holste und Willvonseder²⁰ die Perioden Bronzezeit D und Hallstatt—A zusammen als Zeit der älteren Urnenfriedhöfe — und weisen die jüngeren Urnenfelder in die Periode Hallstatt B.

Auf Grund obiger Ausführungen lassen sich die ungarischen Urnenfriedhöfe in zwei Gruppen einteilen. Ältere Urnenfriedhöfe (Füzesabony; Megyasszó; Abaujszántó; Hernádkak; Zagypálfalva; Pilisboros; Nagybatony) welche noch in die Periode Bronzezeit D gehören, und jüngere Urnenfelder (Meszes; Bodrogkeresztúr; Szentendre; Tököl; Békásmegyer; Adony; Csöngö; Ságberg) welche — nach dem jetzt üblichen Einteilungssystem — schon in den ersten Abschnitt der frühen Eisenzeit einzureihen sind.

Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob es richtig war die Zeit der Urnenfelder — in ziemlich willkürlicher Weise — zwischen Bronzezeit und Eisenzeit aufzuteilen, denn es gibt zu vielen Missverständnissen Anlass und benötigt ständige Erläuterungen wenn wir Zeitabschnitte als Periode Hallstatt A, bzw. Hallstatt B bezeichnen, welche nicht in die — durch das Fundmaterial des Gräberfeldes von Hallstatt gekennzeichnete — Gruppe gehören. Ebenso irreführend ist es, wenn wir eine Periode — in welcher das Eisen noch nicht verwendet wurde, dagegen gerade das Bronzehandwerk ihre höchste Entwicklung erreichte — als ersten Abschnitt der frühen Eisenzeit benennen. Es wäre richtiger, auch die Zeit der jüngeren Urnenfelder der Bronzezeit zuzuweisen, als Periode Bronzezeit E und die Eisenzeit in zwei — eindeutig bestimmbare — Zeitabschnitte zu teilen: frühe Eisenzeit oder Hallstattzeit (Hallstatt C—D) und späte Eisenzeit oder La Tène Zeit. Die Anwendung der Reinecke'schen Periodeneinteilung ist aber derzeit schon so weit verbreitet, dass es schwierig wäre an ihr zu ändern.

II

Soviel vorläufig über den ersten Abschnitt der frühen Eisenzeit. Die Funde und Fundumstände des zweiten Abschnittes bieten schon ein ganz

¹⁹ PITTIONI: a. a. O.

²⁰ FR. HOLSTE: PZ 26 (1935) S. 58—78; WILLVONSEDER: a. a. O.

anderes Bild. In den Fundgruppen erscheint jetzt das Eisen und wird sogar vorherrschend als Material der Waffen und Geräte, dagegen werden die Schmuckstücke auch weiterhin hauptsächlich aus Bronze hergestellt. Die am meisten charakteristischen Formen der Keramik bilden jetzt schön gezielte Gefässe mit schwarzer, glänzend polierter Oberfläche die manchmal sehr ansehnliche Grösse besitzen und — obzwar die Urnenfriedhöfe auch weiterhin bestehen — erscheinen jetzt die mächtigen und für diese Periode charakteristischen Grabhügel — die Tumuli. Dies ist jene Zeit, welches durch die berühmten Funde des Grabfeldes von Hallstatt representiert wird und welches wir in den folgenden Ausführungen — ohne Buchstabenbezeichnung — als «Hallstattzeit» bezeichnen werden.

Die Bedeutung und Gebietsausdehnung der ungarischen Hallstattzeit (also des zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit) wird im allgemeinen nicht richtig beurteilt, und zwar nicht nur von den Fachleuten des Auslandes, sondern auch seitens der ungarischen Archeologie, indem beide nur die an Österreich angrenzenden Gebiete Ungarns in den hallstattischen Kulturkreis einbeziehen. Åberg, der die — durch das Gräberfeld von Hallstatt gekennzeichnete — Fundgruppe in eine westliche Provinz (mit Süddeutschland als Schwerpunkt) und eine östliche Provinz — Niederösterreich und Steyermark — aufteilt, reiht von Ungarn nur das Gebiet um Sopron (Ödenburg) in diese Gruppe ein, und zwar als Grenzgebiet der östlichen Provinz.²¹ F. Tompa teilt das Gebiet von Transdanubien in drei Zonen, welche seiner Ansicht nach auch die Verteilung der verschiedenen Volkselemente anzeigen.²²

Die östliche Zone verläuft — nach Tompa — entlang der Donau, und wird im Westen vom Plattensee, im Süden von der Dráva begrenzt.

Die mittlere Zone erstreckt sich bis zur Kemenesalja (Westungarn) und den Fertő-See. Hier macht sich — laut Tompa — auch schon westliche Einwirkung geltend. Die Urnen besitzen mit Tierprotomen verzierte Henkel und sind mit gemalten geometrischen Mustern verziert.^{22a}

Das Gebiet der westlichen Zone beschränkt auch Tompa in wesentlichem auf das Gebiet von Sopron und Velemzentvid und betrachtet nur dieses Gebiet als Bestandteil der östlichen Provinz des hallstattischen Kulturkreises.

Unserer Meinung nach, lässt sich heute keine der beiden Ansichten mehr aufrechterhalten. Abb. 1. zeigt die Hallstattzeitlichen Fundstätten und Denkmäler Transdanubiens. Wir wollen hier bloss die bedeutendsten unter ihnen aufzählen.

Von den schon ganz oder teilweise aufgedeckten Tumuli-Gruppen sind in erster Linie zu erwähnen:

Die allgemein bekannten Tumuli des Purgstalls und des Várisbergs bei Sopron.²³

²¹ ÅBERG : a. W. S. 26.

²² TOMPA : Budapest Története. Bd. I. S. 93—94.

²³ Diese Feststellung stützt sich wahrscheinlich auf das Fundmaterial der Tumuli von Vaszar und vielleicht auch der Tumuli von Porpác. Ansonsten ist mir über Funde vom Typus Kalenderberg — auf diesem Gebiete — nicht bekannt.

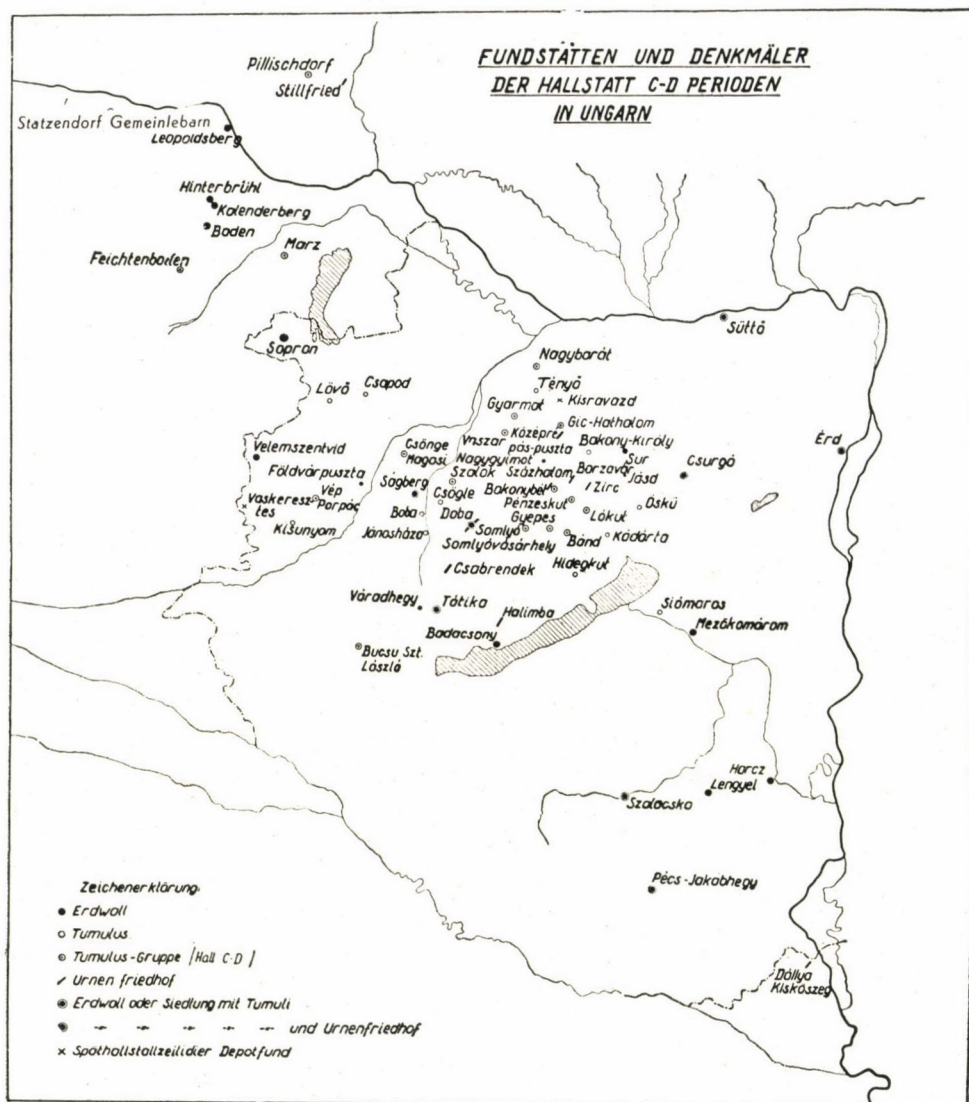


Abb. 1

Die — heute schon auf österreichischen Boden befindlichen — Tumuli von Marz.²⁴

Die zur Siedlung am Ságberg gehörenden Tumuli und die Tumuli in der weiteren Umgehung dieses Berges.²⁵

Die Tumulusgruppe Csöngé—Kemenesmagasi.²⁶

Die zur Siedlung am Somlyó-Berg gehörende Tumuli von Doba und Somlyó-vásárhely.²⁷

Die Tumuli von Vaszar.²⁸

Die Tumuli von Nagybarát.²⁹

Die Tumuli von Tátika.³⁰

Die Tumuli von Bakonybél und die Grabhügelgruppen des Bakonygebirges.³¹

Die Tumuli von Csurgó.³²

Die zum Erdwall Süttő gehörenden Tumuli.³³

Die Tumulusgruppe von Érd.³⁴

Die zur Siedlung Pécs-Jakabhegy gehörenden Tumuli.³⁵

Die Tumulusgruppe Vép—Porpác.³⁶

Von den hallstattzeitlichen Siedlungen lieferten jene von Velemszentvid und Ságberg bedeutende Fundmaterialien, während die mächtigen Erdwälle bei Sopron und Pécs-Jakabhegy und eine grosse Anzahl kleinerer Erdburgen noch nicht aufgedeckt wurden.

Als Urnenfriedhöfe der Hallstatt C—D Periode sind die Urnenfelder von Középrépáspuszta³⁷ und Kisköszeg—Dállya³⁸ besonders zu erwähnen.

Obige Aufzählung enthält aber zweifellos nur einen Bruchteil jener hallstattzeitlichen Denkmäler, welche sich auch heute noch im Gebiete Transdanubiens befinden, denn es hängt ganz vom Zufall ab, wo es möglich war, durch persönliche Erkundungen und Nachfragen über die Existenz solcher Denkmäler Nachricht zu erhalten und wo diese noch immer in dichten Wäldern, oder ferne von den Strassen und Wegen, verborgen sind. Ferner ist es ebenfalls eine Frage des Zufalls, was von den zum Vorschein gekommenen Funden in die Hände von Fachleuten gelangt ist, und wie viel — oder eher wie wenig — selbst von diesen Funden publiziert wurde. Wie reich das von uns oben behandelte Gebiet an Tumuli ist, zeigt die Tatsache, dass F. Rómer schon in 1876 vom Gebiete eines einzelnen Komitates — des Komitates Vas, wo auch der Ságberg steht — 40 Gruppen von Tumuli aufzählte und weitere 38 vom Gebiete der benachbarten Komitate Sopron, Győr, Veszprém und Zala.³⁹

Die Aufzählung Rómer's ist aber immer noch sehr lückenhaft, denn z. B. von den von uns in den vorhergehenden Ausführungen erwähnten Tumuli enthält sie nur sehr wenige. Die dichte Besiedlung Transdanubiens in der Früheisenzeit wird unter

²⁴ L. BALLA : AÉ 8 (1888) S. 354—360, AÉ 9 (1889) S. 357—366, AÉ 11 (1891) S. 313—320, AÉ 10 (1890) S. 71—75, AÉ 11 (1891) S. 167—170 ; M. RÉCSEY : AÉ 8 (1888) S. 147—149.

²⁵ LÁZÁR : AÉ 78 (1951) S. 36—41, AÉ 82 (1955) S. 202—211.

²⁶ A. a. O.

²⁷ K. DARNAY—K. KLEISZL : AÉ 11 (1891) S. 317—324 ; Gy. RHÉ : A Veszprém-vármegyei Múzeum Évi Jelentése. 1929. Nr. 4. S. 1—10.

²⁸ Die Grabungsprotokolle sind im Museum von Veszprém. Unveröffentlicht.

²⁹ A. BÖRZSÖNYI : AÉ 29 (1909) S. 245—253.

³⁰ V. LIPP : Vasmegyei Régészeti Egylet Évkönyve 1884. S. 4 ; K. DARNAY : AÉ 19 (1899) S. 277.

³¹ F. RÓMER : Comptes-rendus de la VIII^e session à Budapest. II. S. 135—140 ; J. MIHÁLDY : AÉ 15 (1871) S. 164, sowie unveröffentlichte Aufzeichnungen des Museums zu Veszprém.

³² M. PADOS : Magy. Akad. Ért. 1857. S. 59.

³³ Die durch A. BALOGH ausgegrabenen Funde sind im Museum von Esztergom. Unveröffentlicht. Erwähnt von TOMPA : 24/25. BdRGK S. 104.

³⁴ J. ÉRDY : AKözl 10 (1859) ; J. KERESKÉNYI : AÉ 17 (1873) S. 175 ; L. ZOMBORY : AÉ 14 (1870) S. 145—147 ; G. NAGY : AÉ 34 (1914) S. 382—393.

³⁵ Gy. TÖRÖK : AÉ 77 (1950) S. 4—9.

³⁶ TOMPA : 24/25. BdRGK (1934/35) S. 104

³⁷ L. NAGY : FA 1—2 (1939) S. 39.

³⁸ K. DARNAY : AÉ 23 (1903) S. 30—37.

³⁹ F. RÓMER : a. a. O.

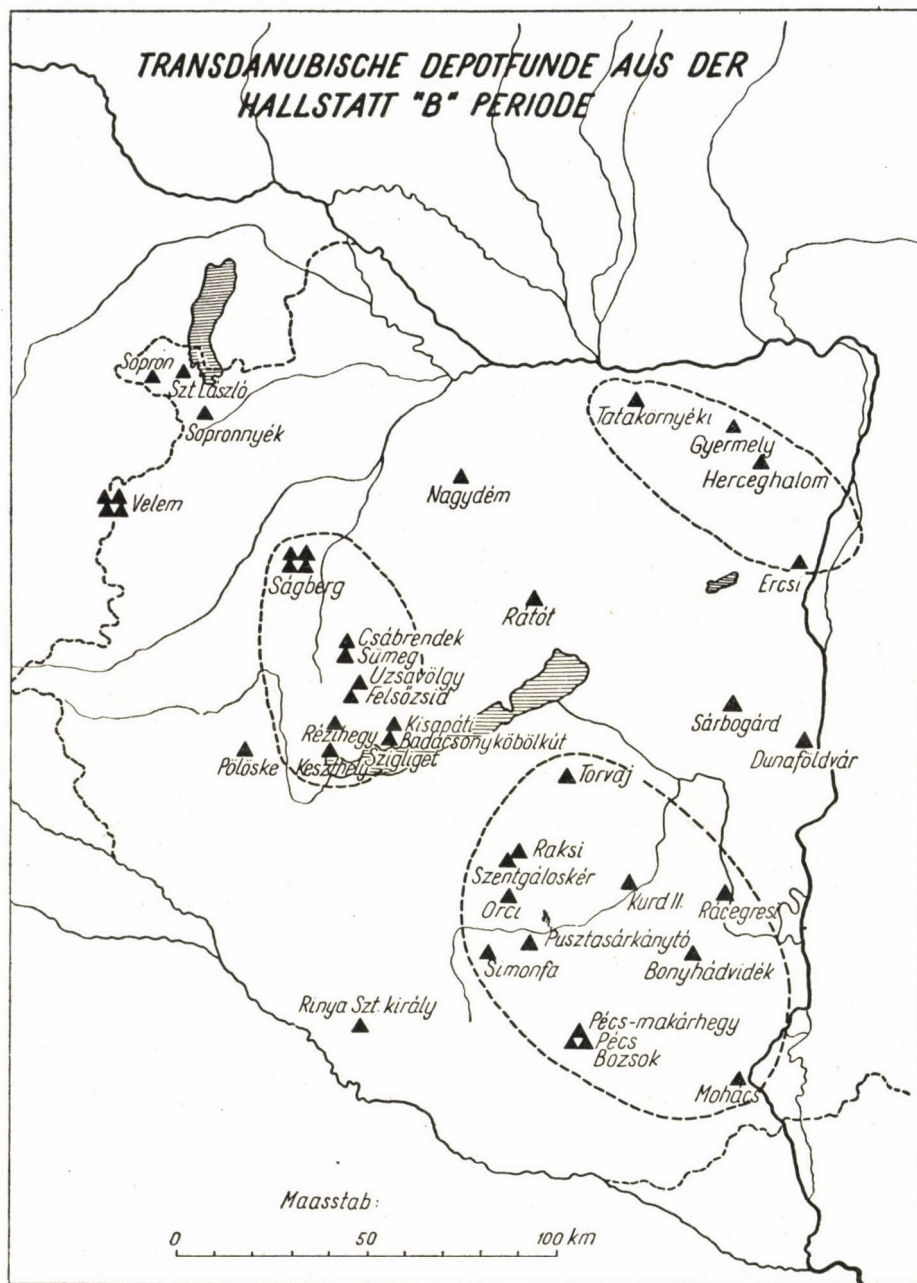


Abb. 2

anderem auch durch die Tatsache bestätigt, dass I. Nováki, im Gebiete zwischen Csurgó und Érd 17 Erdwälle gefunden hat,⁴⁰ obzwar auf unserer Abbildung I. dieses Gebiet weiss geblieben ist, also keine Denkmäler zeigt.

Es ist also nicht mehr zulässig die Grenzen der hallstattzeitlichen Ostalpen-Provinz bei Sopron zu ziehen, wie es Åberg getan hat, denn die Denkmäler dieser Zeit reihen sich in enger Aneinanderfolge gegen Osten, bis zur Donau.

Es wäre aber auch — laut unseren obigen Ausführungen — heute durch nichts mehr begründet, das Gebiet Transdanubiens in Zonen zu teilen, denn Tumuli — welche laut Tompa nur für die westliche Zone charakteristisch sind — wurden auch in der sog. östlichen Zone in grosser Zahl gefunden (z. B. Süttő, Érd, Pécs-Jakabhegy) dagegen kommen Urnenfriedhöfe mit Fundmaterialien Lausitzer Art — welche laut Tompa die Ostzone charakterisieren — nicht nur im Burgenlande, neben dem Neusiedler-See, also im Gebiet der westlichen Zone in grösserer Zahl vor, sondern wir haben auch bei Csöngé und am Ságberg — in der sog. mittleren Zone — in unmittelbarer Nachbarschaft von Tumuli, Urnenfriedhöfe aufgedeckt, deren Charakter sowohl mit den Friedhöfen neben der Donau, als auch mit jenen im Burgenlande, vollständig übereinstimmt.

Ausserdem werden in der archeologischen Literatur oft Urnenfriedhöfe erwähnt, welche in Transdanubien aufgedeckt wurden, und welche — oder zumindest ein Teil derselben — aus dem ersten Abschnitte der frühen Eisenzeit stammen könnten. Leider wurde aber vom Fundmaterial im allgemeinen nur so wenig gerettet — und noch weniger publiziert —, dass mangels entsprechender Unterlagen die zeitliche Einreihung dieser Friedhöfe nicht möglich ist.

Die Urnenfriedhöfe vom Lausitzer Typus und die hallstattzeitlichen Tumuli sind voneinander also nicht nach geographischen, sondern nach chronologischen Gesichtspunkten zu trennen. Dass jene Urnenfriedhöfe, welche nachweisbar in den ersten Abschnitt der frühen Eisenzeit gehören früher gerade längs der Donau, in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt aufgedeckt wurden, hat seinen Grund nicht darin, dass hier irgendwelche Zone mit speziellem Charakter vorausgesetzt werden könnte, sondern viel eher darin, dass die Nähe der Hauptstadt die rechtzeitige und fachkundige Aufdeckung dieser Friedhöfe und die Bergung ihrer Funde erleichtert hat.

Wir haben im Vorhergehenden darauf hingewiesen, dass das Siedlungsgebiet des zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit sich auf das ganze Gebiet Transdanubiens erstreckte. Der Umstand, dass Tompa und Åberg die Grenzen der Ostalpenprovinz trotzdem schon bei Sopron gezogen hatten, hatte seinen Hauptgrund zweifellos in der Dürftigkeit des Fundmaterials. Zwar hatte schon Römer nicht weniger als 50 Erdwälle im Gebiete Transdanubiens aufgezählt und fast hundert transdanubische Ortschaften neben denen sich Tumuli oder Gruppen von Tumuli erheben, Fundmateriale aber — auf Grund

⁴⁰ J. NOVÁKI: AÉ 79 (1952) S. 3—19.

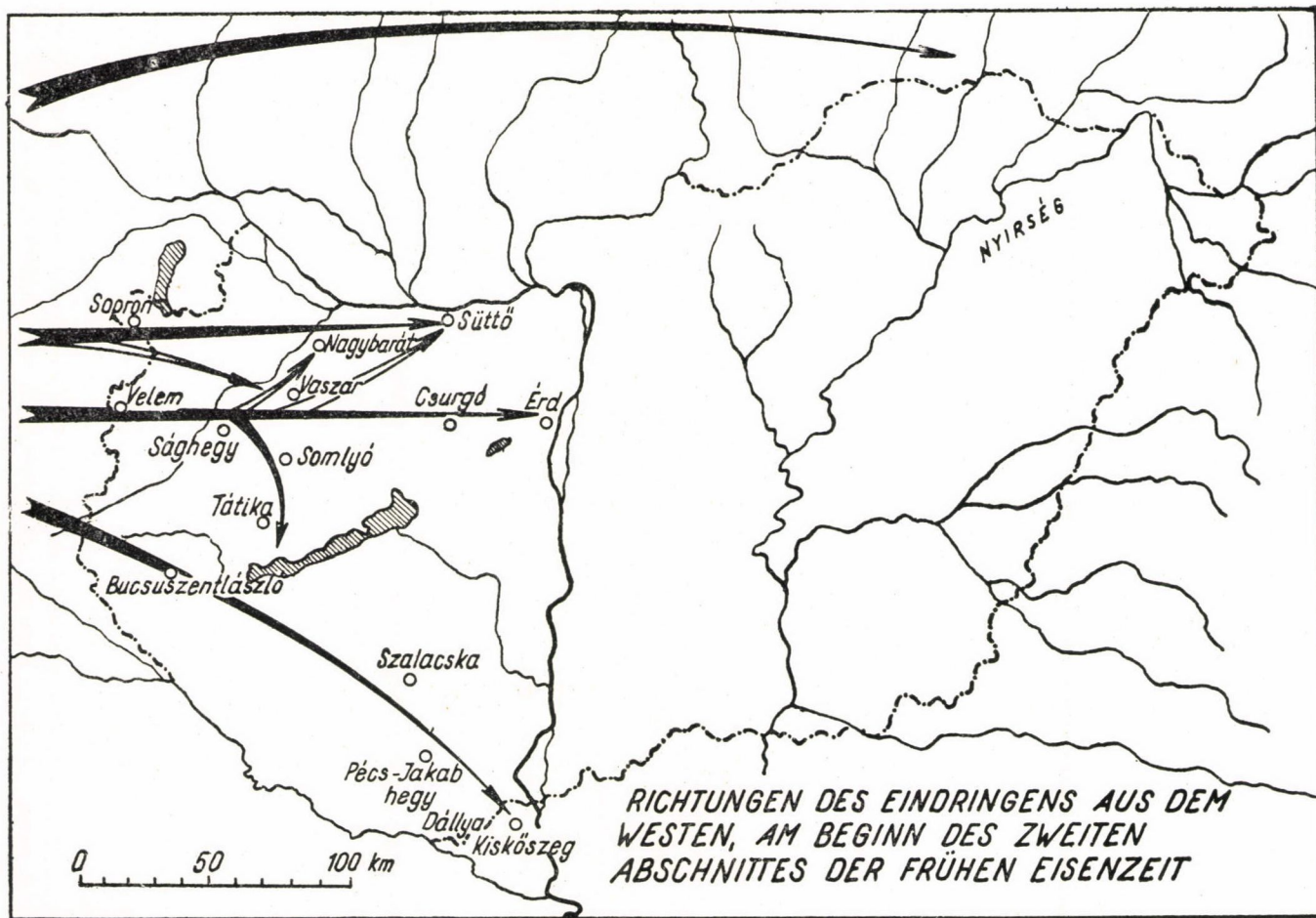


Abb. 3

deren das Zeitalter und die Zugehörigkeit dieser Denkmäler eindeutig hätte festgelegt werden können — haben er und seine Zeitgenossen kaum publiziert. Jene Ausgrabungsberichte, die aus diesen frühen Zeiten zur Verfügung stehen, geben im allgemeinen gerade von den keramischen Funden keine Beschreibung, obzwar diese in den Fundmaterialien unserer Tumuli dominieren und auch vom Standpunkt der zeitlichen Einreihung besonders wichtig sind. Die Ausgrabenden teilen im allgemeinen nur mit, dass Bruchstücke einer grossen Anzahl von Gefässen zum Vorschein kamen, erwähnen mit einigen Worten, dass diese von schwarzer Farbe, graphitiert, oder dickwandig waren und stellen dann mit Bedauern fest, dass die zahlreichen Gefässe — deren Bruchstücke oft ein Gewicht von mehreren Zentnern hatten — unter dem Drucke der Erde zusammengebrochen sind und leider nicht wiederhergestellt werden konnten. Eine Ausnahme bilden gerade die Ausgrabungen im Gebiete von Sopron, wo die keramischen Funde — wenigstens teilweise — gesammelt und wiederhergestellt worden sind. Gerade diesem Umstande verdanken diese Funde ihre grosse Bedeutung, denn wir können uns vorstellen, wie armselig auch das Fundmaterial vom Purgstall wäre, wenn — wie bei Doba, Érd und den meisten übrigen Tumuli — die Gefässbruchstücke nutzlos verworfen worden waren. Die Resultate der neueren Ausgrabungen — insbesondere der Tumuli von Ságberg und Csöng — ermöglichen es uns aber, auch aus den alten, sehr lückenhaften Berichten, Schlüsse bezüglich des Charakters des Fundmaterials und der inneren Ausbildung dieser — noch im vorigen Jahrhundert ausgegrabener — Tumuli zu ziehen.

III

Die Untersuchung der Begräbnissitten der frühen Eisenzeit zeigt wesentliche Unterschiede zwischen den Begräbnissen des ersten und des zweiten Abschnittes dieses Zeitalters.

Der erste Abschnitt wird durch die Urnenfriedhöfe charakterisiert. Die Ausbildung dieser Gräber zeigt grosse Sparsamkeit. Die bezüglichlichen Ausgrabungsberichte betonen einmütig, dass die Urnen nur cca 50—80 cm tief unter der Erdoberfläche gefunden wurden und dass ihr oberer Rand meist schon vom Pflugeisen weggeschnitten war. Die Gräber wurden also nur so tief in die Erde versenkt, als dies unbedingt notwendig war und wurden im allgemeinen weder durch Steinschüttung, noch durch Holzbalken geschützt. Sie enthielten ausser der Urne nur ein, oder zwei kleinere Gefässe, dagegen sind Schmuckstücke oder Waffen aus Bronze in ihnen nur selten zu finden. Es kommen zwar auch «reiche» Gräber vor, diese unterscheiden sich aber von den übrigen nur darin, dass ihre Tongefässe oft sorgsamer ausgearbeitet und schöner geformt sind und dass sie auch einige Bronzebeigaben enthalten. Diese reicheren Gräber müssen aber auch nicht als Zeichen von Vermögensunterschieden gedeutet werden, denn es ist anzunehmen, dass man auch innerhalb

der gleichen Familie oder Sippe, der meist angesehenen und geachteten Person — dem Oberhaupte der Familie bzw. der Sippe — ein etwas schöneres Begräbnis als das übliche, bereitete. Die Gleichheit der Gräber weist darauf hin, dass auch zwischen den Lebenden noch keine bedeutenden sozialen Abweichungen oder Vermögensunterschiede bestanden und dass wir einer Gesellschaft gleichberechtigter Leute gegenüberstehen, welche in Sippen- bzw. Stammesgemeinschaften lebten, in welchen sich Klassenunterschiede noch kaum bemerkbar machten.

Ein ganz anderes Bild zeigen dagegen die Begräbnisse des zweiten Abschnittes. Die Urnenfriedhöfe finden wir zwar auch weiterhin als Begräbnisstätten des gemeinen Volkes (Kiskőszeg—Dállya, Középrépáspuszta, Somlyó-Berg), doch erscheinen nun auch, als neue Bestattungsart, die mächtigen Tumulus-Gräber. Diese beinhalten im allgemeinen nicht nur die Überreste von grossen Scheiterhaufen und von Grabkammern, sondern auch zahlreiche schön gezielte Gefässe, die oft beträchtliche Dimensionen besitzen, sowie die Reste von Opfertieren. Dem Toten wurden seine Waffen und Schmuckstücke und wahrscheinlich auch seine Kleider mitgegeben. Auch der Totenschmaus welcher die Begräbniszeremonien beendete, musste bedeutende Kosten verursachen.

Am bemerkenswertesten sind aber die oft mächtigen Ausmasse der Grabhügel, denn zum Auftragen eines grösseren Tumulus mussten mehrere tausend Kubikmeter Erde ausgehoben und an Ort und Stelle geschafft werden. Zum Transport dieser Erdmenge sowie der Holzscheite und zum Bau des Scheiterhaufens und der Grabkammer sowie zum Auftragen des Hügel wurden zahlreiche Arbeitskräfte und Gespanne benötigt. Der Aufbau eines Tumulus-Grabes, würde — selbst mit unseren heutigen Hilfsmitteln — sehr bedeutende Kosten verursachen, besonders, wenn wir die Kosten der Grabbeigaben und der Totenfeier mit in Betracht ziehen. Solche Gräber zu bauen war nur Bevorzugten möglich.

Die gesellschaftliche Gleichheit hat also aufgehört. Wir finden nun Herren — und sogar sehr reiche und mächtige Herren — die über soviel Untergebene und Gespanne verfügten, dass sie ihren Angehörigen mächtige und verschwänderischeingerichtete Grabhügel errichten konnten, und Unter, welche diese Grabhügel bauten.

Auch die Erdwälle und Schanzsysteme des zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit bezeugen das Bestehen solcher Verhältnisse. Einige von ihnen — z. B. die Erdwälle des Purgstalls, von Sopron oder von Pécs-Jakab-hegy — sind so grosszügig in ihren Ausmassen, dass ihr Entstehen nicht als Ergebnis einer freiwilligen Arbeitsleistung vorgestellt werden kann, sondern nur so, dass es schon eine führende Schichte gab, welche die notwendige Macht besass, dem Volke diese Arbeit aufzuzwingen, bzw. ihr die zu errichtende Arbeit zuzuweisen und einzuteilen. Dies musste umsomehr der Fall sein, weil

die mächtigen Wallssysteme nicht plötzlich errichtet werden konnten — in welchem Falle man noch annehmen könnte, dass eine drohende Gefahr das Volk zur Gemeinschaftsarbeit zusammenschloss —, sondern unbedingt das Ergebnis langdauernder Arbeit sind.

Wir haben Grund zur Annahme, dass die sozialen Unterschiede — im Falle Transdanubiens — auch völkische Unterschiede bedeuteten, und dass die neue Herrschichte aus erobernd eingedrungenen Kriegerern bestand, welche die alte Bevölkerung unterworfen und zu ihren Knechten gemacht haben. Hierauf deutet in erster Linie jene scharfe Trennungslinie, welche zwischen den Fundmaterialien des ersten und zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit besteht. Zwischen den Perioden Hallstatt A und Hallstatt B. oder den Perioden Hallstatt C und Hallstatt D — wo die Kulturentwicklung nicht mit Völkerbewegungen in Zusammenhang stand — ist der Übergang stetig und es ist — wie wir schon früher darauf hingewiesen hatten — nicht leicht eine Trennungslinie zu bestimmen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Abschnitte der frühen Eisenzeit — also zwischen den Perioden Hallstatt B und Hallstatt C — ist dagegen die Scheidelinie genau so scharf wie später, zwischen der frühen und der späten Eisenzeit, wo der Umschwung ebenfalls durch das Erscheinen eines erobernden Volkes — dem Eindringen der Kelten — verursacht wurde.

Noch wichtiger ist aber in dieser Beziehung, dass in Transdanubien eine besonders grosse Anzahl von Depotfunden zum Vorschein kam, welche — wie wir sehen werden — in die Periode Hallstatt B, also das Ende des ersten früh-eisenzeitlichen Abschnittes gehören.

Wir geben im Folgenden eine Aufzählung jener — bis nun veröffentlichten — transdanubischen Depotfunde, welche in diese Periode einzuteilen sind. Ihre Fundorte werden auf Abbildung 2. gezeigt.

Depotfunde nordwestlich vom Balaton :

Depotfund von Felsőszentlászló.⁴¹

Depotfund von Sopronnyék.⁴²

Depotfund I von Velem.⁴³

Depotfund II von Velem.⁴⁴

Goldfund von Velemszentvid.⁴⁵

Bronzefund I vom Ságberg.⁴⁶

Bronzefund II vom Ságberg.⁴⁶

Depotfund III vom Ságberg.⁴⁷

⁴¹ K. MISKE : AÉ 19 (1899) S. 60—62.

⁴² AÉ 12 (1892) S. 374—375.

⁴³ K. KÁRPÁTI : AÉ 16 (1896) S. 295—304 ; K. MISKE : MAG 16 (1897) S. 13—15, A velemszentvidi őstelep (Die urzeitliche Siedlung von Velemszentvid). Taf. XXXVI, 5, 8, XLI, 7 ; J. HAMPEL : A bronzkor emlékei Magyarhonban (Die Denkmäler der Bronzezeit in Ungarn). Taf. CCXXXV—CCXLI.

⁴⁴ A. MOZSOLICS : Dunántúli Szemle 8 (1941) S. 257—263.

⁴⁵ A. MOZSOLICS : Der Goldfund von Velem Szentvid.

⁴⁶ LÁZÁR : Dunántúli Szemle 8 (1941) S. 371—379.

⁴⁷ A. MOZSOLICS : FA 1—2 (1939) S. 36—42.

Funde IV und V vom Ságberg.⁴⁸
 Depotfund von Pölöske.⁴⁹
 Depotfund von Sümeg-Papföld.⁵⁰
 Depotfund von Sümeg-Ujhegy.⁵¹
 Depotfund von Csabrendek.⁵²
 Goldfund von Felsőzsid.⁵³
 Depotfund von Uzsavölgy.⁵⁴
 Bronzefund vom Reziberg.⁵⁵
 Bronzefund von Szigliget.⁵⁶
 Bronzedepot von Kisapáti.⁵⁷
 Fund von Badacsony-Kőbölkút.⁵⁸
 Depotfund von Keszthely-Büdöskút.⁵⁹
 Depotfund von Nagydém.⁶⁰
 Fund von Rátót.⁶¹

Depotfunde vom Gebiete südöstlich vom Balaton:

Depotfund von Kér.⁶²
 Bronzefund von Rinyaszentkirály.⁶³
 Bronzefund von Simonfa.⁶⁴
 Depotfund von Orezi.⁶⁵
 Depotfund von Torvay.⁶⁶
 Kleiner Depotfund von Kurd.⁶⁷
 Fund von Dunaföldvár.⁶⁸
 Fund von Mohács.⁶⁹
 Fund aus dem Gebiete von Bonyhád.⁷⁰
 Depotfund von Sárbogárd.⁷¹
 Bronzefund von Pécs-Makárhegy.⁷²
 Fund von Bozsók.⁷³

⁴⁸ Unveröffentlicht.

⁴⁹ W. LIPP—B. SZÉCHENYI: AÉ 7 (1887) S. 55—58.

⁵⁰ K. DARNAY: A Közl 22 (1899) S. 8.

⁵¹ A. W. S. 21—25.

⁵² AÉ. 7 (1887) Sc. 173—175; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban.

Taf. XXXII.

⁵³ F. TOMPA: AÉ 42 (1928) S. 202—207.

⁵⁴ K. DARNAY: AÉ 30 (1910) S. 426—431.

⁵⁵ K. DARNAY: AÉ 17 (1897) S. 456.

⁵⁶ DARNAY: AÉ 17 (1897) S. 456, AKözl 22 (1899) S. 16—19.

⁵⁷ DARNAY: AÉ 17 (1897) S. 116—127, Taf. I, 22—23, AKözl 22 (1899) S. 9—16.

⁵⁸ A. MOZSOLICS: AÉ 76 (1949) 1—2. S. 26—29; B. DARNAY—DORNYAI: AÉ 77 (1950) S. 135.

⁵⁹ W. LIPP: Vas megyei Régészeti Egylet Évkönyve 1877. S. 11.

⁶⁰ AÉ 12 (1892) S. 383—384, AÉ 13 (1893) S. 141—143; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban Taf. CXCV.

⁶¹ J. BORSOS: AÉ 32 (1912) S. 192.

⁶² AÉ 6 (1886) S. 232; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban. Taf. CXVIII—CXIX.

⁶³ J. HAMPEL: AÉ 15 (1895) S. 97—115.

⁶⁴ B. KOLBACH: AÉ 20 (1900) S. 79—84.

⁶⁵ AÉ 4 (1884) S. 200—208, AÉ 6 (1886) S. 231—233; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban. Taf. CXVII.

⁶⁶ HAMPEL: a W. II. Teil. S. 164.

⁶⁷ HAMPEL: AÉ 15 (1895) S. 97—115.

⁶⁸ HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban. II. Teil. S. 25.

⁶⁹ A. W. S. 92.

⁷⁰ M. WOSINSZKY: AÉ 10 (1890) S. 29—42; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban. Taf. CLI—CLIII.

⁷¹ HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhonban. Taf. CCXXIII.

⁷² MOZSOLICS: AÉ 79 (1949) S. 26—29.

⁷³ AÉ 2 (1883) S. 298—305; HAMPEL: a. a. O. Taf. XCVII—XCIX.

Depotfunde aus der grossen Donaublicgung:

Depotfund aus dem Gebiete von Ujszöny—Bánhida—Tata.⁷⁴

Depotfund von Gyermely (Komitat Komárom).⁷⁵

Bronzefund von Hecseghalom.⁷⁶

Transdanubische Depotfunde mit unbekanntem Fundort:

Transdanubischer Bronzefund.⁷⁷

Transdanubischer Goldfund aus der Sammlung Fleissig.⁷⁸

Auf der Abbildung 2. haben wir auch die Depotfunde von Ráks,⁷⁹ Pusztasárkánytő,⁸⁰ Rácegres⁸¹ und Ercsi⁸² angegeben, ihre Datierung ist aber unsicher und A. Mozsolics hält sie für bronzzeitlich.

Die schon angeführten Depotfunde kamen alle im Laufe des letzten Jahrhunderts zum Vorschein. Es ist zwar anzunehmen, dass nicht alle Depotfunde wegen der Unsicherheit der Kriegszeiten und aus Angst vor einem anrückendem Feinde in die Erde gelangten, es ist aber sicher, dass der Grossteil dieser Schätze tatsächlich aus solchen Gründen verborgen wurde, denn der Umstand, dass ihre Eigentümer nicht mehr in der Lage waren, sie wieder auszugraben, zeigt, dass sie selber zum Opfer der kriegerischen Begebenheiten wurden.

Es ist üblich anzunehmen, dass die Depotfunde den Warenvorrat von wandernden Handwerkern bildeten, die — bevor sie die Siedlungen aufsuchten — den grössten Teil ihres Vorrates verbargen um die Gier und die räuberischen Instinkte ihrer Kunden nicht zu sehr zu reizen. Tatsächlich kann aber nur ein geringer Teil dieser Funde aus solchen Gründen in die Erde gelangt sein, denn wenn eine so grosse Anzahl von Händlern ermordet worden wäre, so hätten diese fahrenden Handwerker ihre Wanderungen sehr bald eingestellt und es ist auch nicht anzunehmen, dass die Räuber nicht im voraus ausgekundschaftet hätten, wohin ihre Opfer ihre Schätze verborgen haben.

Bei der Beurteilung der Bedeutung dieser grossen Anzahl von Depotfunden, muss auch in Betracht gezogen werden, dass ein Grossteil der zum Vorschein kommenden Funde auseinandergetragen wird, ohne dass die zuständigen Behörden oder Fachleute von ihrer Existenz Kenntnis erhalten und dass weiters ein grosser Teil auch jener Funde, welche in die richtigen Hände gelangen, nicht publiziert wird. Wenn alle Umstände in Betracht gezogen wer-

⁷⁴ HAMPEL: a. a. O. Taf. XXXV.

⁷⁵ J. VÁSÁRHELYI: AE 9 (1889) S. 62—66; HAMPEL: a. a. O. Taf. CLX.

⁷⁶ HAMPEL: AE 15 (1895) S. 97—115.

⁷⁷ AE 18 (1898) S. 82—94.

⁷⁸ MOZSOLICS: Der Goldfund von Velemzentvid. S. 15.

⁷⁹ J. MELLHARD: AE 15 (1895) S. 247—248. und S. 442—444.

⁸⁰ MELLHARD: a. a. O.

⁸¹ M. WOSINSZKY: AE 11 (1891) S. 51—52; HAMPEL: A bronzkor emlékei Magyarhónban. Taf. CLI.

⁸² AE 1 (1880) S. 212—214 und HAMPEL: a. a. O. Taf. XCIII.

den, so handeln wir sehr vorsichtig, wenn wir die Anzahl jener transdanubischen Depotfunde, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts zum Vorschein kamen, und welche am Ende des ersten Abschnittes der frühen Eisenzeit wegen kriegerischer Unsicherheit verborgen wurden, auf cca 60—80 schätzen.

Zweifellos kamen aber Depotfunde nicht nur im Laufe des letzten Jahrhunderts zum Vorschein, sondern ebenso während der früheren Jahrhunderte. Die Anzahl der zum Vorschein gekommenen Depotfunde konnte also die Tausend wohl überschreiten. Noch viel grösser ist aber wahrscheinlich die Anzahl jener Depots, welche noch immer ungestört in der Erde ruhen. Jedes verborgene und nicht wieder gehobene Depot bedeutet aber den Untergang von mindestens einer Familie — also von 4—5 Leuten —, denn wenn jemand von den Familienmitgliedern am Leben geblieben wäre, so hätte er früher oder später, das verborgene Vermögen wieder zu sich genommen. Es kamen aber nicht nur solche Leute — in den Kämpfen und in den nachfolgenden Metzeleien — ums Leben, welche Schätze in die Erde verborgen haben, sondern sicherlich in noch viel grösserer Anzahl auch solche, die nichts zum verbergen hatten. Es ist also wahrscheinlich, dass in jenen Kämpfen und Metzeleien, welche die Ursache des Verbergens der Depots bildeten, nicht nur mehrere Tausende ums Leben kamen, sondern, dass ihre Zahl auch die Zehntausend stark überschritten hatte.

Die Zeit der Depotfunde — also auch das Zeitalter der mit ihnen verbundenen Kämpfe — müssen wir an das Ende des ersten Abschnittes der Früheisenzeit setzen, da der Reichtum und die oft vorzügliche Bearbeitung ihrer Bronzegegenstände, auf eine schon lange Entwicklung hinweist, so, dass sie kaum aus einer älteren Zeit stammen können. Wir können sie aber auch in keine jüngere Periode einreihen, denn sie enthalten noch keine eisernen Gegenstände, was keineswegs möglich wäre, wenn das Zeitalter dieser Funde auch in den zweiten Abschnitt der frühen Eisenzeit hinüberreichen würde, in welchem das Eisen schon sehr ausgiebig verwendet wurde.

Diese Einteilung stimmt mit den Feststellungen von A. Mozsolics überein,⁸³ welche sich ihrerseits auf die diesbezüglichen Arbeiten von E. Vogt,⁸⁴ Fr. Holste⁸⁵ und K. Willvonseder⁸⁶ stützen.

Dagegen machte A. Gallus bezüglich der Depotfunde folgende Feststellung:⁸⁷ «Es ist klar, dass die auf ungarischem Boden massenhaft in die Erde verborgenen und von ihren alten Eigentümern nicht mehr hervorgeholten Bronzedepots eine geschichtliche Katastrophe ahnen lassen. Den Einbruch der Reiternomaden konnte ich auf die Periode Hallstatt B, also die Zeit der jüngeren ungarischen Depotfunde festsetzen.»

Bezüglich der Periodeneinteilung der Depotfunde und der Beurteilung der Gründe ihres massenhaften Vorkommens, stimme ich mit Gallus überein. Nicht übereinstimmen kann ich aber — zumindest bezüglich Transdanubiens — mit der Annahme eines

⁸³ MOZSOLICS : a. a. O.

⁸⁴ E. VOGT : Die spätbronzezeitliche Keramik der Schweiz und ihre Chronologie. Denkschr. d. Schweizerischen Naturforschenden Ges. Zürich (1930).

⁸⁵ HOLSTE : PZ 26 (1935) S. 57—78.

⁸⁶ K. WILLVONSEDER : Germania (1942) S. 109—114.

⁸⁷ S. GALLUS : AE 5—6 (1944—45) S. 52—61.

«Einfalles von Reiternomaden» vor denen man die Depots in die Erde verborgen hätte. Selbst die Skythen — welche in derselben Zeit in der Tiefebene erschienen, als sich Transdanubien im zweiten Abschnitt der frühen Eisenzeit befand — übten keinen nennenswerten Einfluss auf das Schicksal Transdanubiens aus. Jene transdanubischen Funde, welche in Zusammenhang mit ihnen gebracht werden können, weisen bloss auf das Vorhandensein eines gegenseitigen Verkehrs zwischen Transdanubien und der Tiefebene hin und es ist weiters anzunehmen, dass die Skythen zeitweise auch kleinere oder grössere Überfälle über die Donau unternahmen. Es gibt aber nichts, was darauf hinweisen würde, dass selbst vor der Zeit des zweiten Abschnittes der frühen Eisenzeit Reiternomaden in Transdanubien erschienen wären. F. Tompa stellt im Zusammenhange mit den aus Knochen verfertigten Pferdegebisse (welche wir übrigens auch am Ságberg gefunden haben) selbst bezüglich der Tiefebene bloss fest: «Sie zeigen klar, dass die thrakische Bevölkerung unserer Heimat mit Pferden umgehen konnte». Die Ausgrabungen von J. Banner in Hódmezővásárhely-Szakálhát und Bodzáspart, haben erwiesen,⁸⁸ dass man das Pferd schon in einer viel älteren Zeit als Haustier gebrauchte, wo doch diese Völker bestimmt keine Reiternomaden waren.

Auf Grund der Untersuchung der westlich von Ungarn gelegenen Tumuli und sonstigen Begräbnissen kann festgestellt werden, dass im zweiten Abschnitte der frühen Eisenzeit Transdanubien das östliche Grenzgebiet einer, im grossen und ganzen einheitlichen, Fundgruppe gewesen ist, deren Mittelpunkt im Gebiete der Ostalpen lag. Diese Kultur kam also vom Westen — vom Gebiete der Alpen — zu uns. Das Volk, welches diese Kultur mit sich brachte, konnte also auch nur von dieser Richtung in Transdanubien eindringen und nicht von der Tiefebene her.

Auf Abbildung 1 haben wir die Fundorte der in Transdanubien bis jetzt zum Vorschein gekommenen hallstattzeitlichen Denkmäler angegeben. Diese können in drei Gruppen zusammengefasst werden. Das Gebiet der grössten Gruppe liegt zwischen Sopron und dem Balaton und schliesst auch das Bakony-Gebirge ein. Die zweite Gruppe liegt in den sich angrenzenden Teilen der Komitate Somogy, Baranya und Tolna, die dritte beinhaltet die am nördlichen bzw. östlichen Arm der grossen Donauebengung gelegenen Gebiete von Süttő und Érd. Alle drei Gruppen liegen auf hügeligen bzw. bergigen Gegenden, denn die aus Gebirgsgegenden stammenden Eroberer fühlten sich nur in solchen Landschaften wohl. In den Ebenen, welche die drei Gruppen miteinander verbinden, sind die Denkmäler schon viel seltener. Es ist interessant festzustellen, dass auch noch Jahrtausende später, die Schwaben — welche ebenfalls vom Westen, aus hügeliger Landschaft einwanderten — sich fast genau in denselben Gegenden angesiedelt haben.

Aus Abbildung 2 — welche die Fundorte der Depots angibt — ist zu ersehen, dass auch diese sich in Gruppen zusammenfassen lassen, welche sich, mehr oder weniger, mit den Siedlungsorten und Friedhöfen des zweiten Abschnittes der Früheisenzeit decken. Wo die Eroberer sich niedergelassen haben, dort blieben die, durch die ursprünglichen Einwohner verborgenen, Schätze in der Erde. Auch dies weist in anschaulicher Weise auf den Zusammenhang welcher zwischen den Depotfunden und jenem Einfall vom Westen her bestand, wel-

⁸⁸ J. BANNER: Dolgozatok (1939) S. 165—166.

ches den Beginn des zweiten Abschnittes der Früheisenzeit in Ungarn einleitete.

Auf dem Gebiete der nordwestlichen Gruppe ist die Verteilung der Depotfunde, besonders längs der Linie Ságberg—Sümeg—Badaacsony, sehr dicht, westlich von dieser Linie kamen nur aus der dichtbesiedelten Umgebung von Sopron und Velem einige Funde zum Vorschein. Es scheint, dass der Stoss so plötzlich war, dass westlich der Linie Ságberg—Badaacsony, den Angegriffenen keine Zeit mehr zur Verbergung ihres Vermögens blieb. Südöstlich vom Plattensee — in der zweiten Gruppe — verteilen sich die Funde ziemlich gleichmässig, während im Gebiete des grossen Donauknies verhältnismässig wenig Funde zum Vorschein kamen. Es ist möglich, dass das neue Volk hierher nur allmählich von den Bergen des Bakonys hervordrang, und vielleicht vollzog sich die Eroberung auch in einer weniger gewalttätigen Weise. Auf Grund der Lage der Begräbnisstätten und der Depotfunde können auch die ungefähre Richtungen des Eindringens vorgestellt werden. (S. Abbildung 3.)

Die von der Donau gebildete Ostgrenze Transdanubiens haben die Eroberer nirgends überschritten. So konnte z. B. M. Párducz, bezüglich der Erdwälle und Grabhügel von Vaskút, feststellen, dass diese sarmatische Gräber sind,⁸⁹ trotzdem sie unmittelbar gegenüber dem hallstattzeitlichen Friedhofe Kiskőszeg—Dállya — auf dem anderen Ufer der Donau — liegen und äusserlich ganz den Eindruck von hallstattzeitlichen Tumuli erwecken.

Wir haben die Tatsache, dass die Donau jetzt eine Scheidelinie zwischen Ost und West bildete, schon bei der Untersuchung der Urnenfelderzeit hervorgehoben und müssen sie jetzt wieder betonen. Die Hallstattkultur kam — wie wir es im Vorhergehenden nachzuweisen versuchten — vom Alpengebiet her nach Transdanubien und so bildete diese Provinz einen Bestandteil des westlichen Kulturkreises. In der Tiefebene erschienen dagegen fast zur selben Zeit die Reiterscharen der Skythen von Osten her und lagerten sich mit ihrer früheisenzeitlichen Kultur über die bronzezeitliche thrakische Bevölkerung.⁹⁰ Wir finden diese bis in den Donaauraum vorgeschobenen Posten des Skythentums im 6—4 Jahrhundert v. u. Z. nicht nur hier, sondern auch in der Dobrudsza, am Unterlauf der Donau.⁹¹ Die aus den Alpen stammende Herrenschichte Transdanubiens fühlte sich nur in den hügeligen Gegenden wohl und vermied die Tiefebene. Die östlichen Reiternomaden fanden dagegen gerade hier üppiges Jagd- und Weideland vor. Es kann deshalb zwischen den beiden Völkern kaum zu ernstern Zusammenstössen gekommen sein. Die Verschiedenheit

⁸⁹ M. PÁRDU CZ: Die Denkmäler der Sarmatenzeit in Ungarn. Bd. III. Arch. Hung. XXX. S. 94 und 98.

⁹⁰ M. PÁRDU CZ: AÉ 82 (1955) S. 155—161, Acta Arch. Hung. 6 (1955) S. 1—22; N. FETICH: La trouvaille scythie de Zöldhalompuszta. Arch. Hung. III. 1928. Magyar Szemle 4 (1928) S. 338—345.

⁹¹ S. z. B. N. FETICH: Der skythische Fund von Garsinovo. Arch. Hung. XV. 1934.

der frühisenzeitlichen Kulturen westlich und östlich der Donau darf bei der Behandlung dieser Periode niemals ausser acht gelassen werden.

Die — hervorgehend ausgewiesene — Zusammengehörigkeit Transdanubiens und des Ostalpengebietes wird auch durch die Begräbnissitten bestätigt. Der Verfasser hatte in zwei Aufsätzen die Anordnung der in der Umgebung des Ságberges aufgedeckten Tumuli beschrieben.⁹² Es liessen sich dabei stark ausgeprägte Grundprinzipien bezüglich des Bestattungsvorganges ausweisen. Es herrschte durchwegs Leichenverbrennung. Die Reste des — nie vollständig ausgebrannten — Scheiterhaufens befanden sich im Inneren des Grabhügels. Neben, oder inmitten, des Scheiterhaufens wurde eine Grabkammer aus Steinblöcken oder Holzbalken — manchmal aus beiden — hergestellt und die Aschenurne sowie mehrere — manchmal zwanzig bis dreissig — Gefässe meist mit schwarz geglänzter Oberfläche und auch die Leichen der Opfertiere darin untergebracht. Dem Toten wurden seine Waffen und Schmuckstücke beigegeben. Es wurde auch auf die auffallende Übereinstimmung der Begräbnissitten mit den in der Ilias beschriebenen Bestattungsgebräuchen hingewiesen und wir hoffen uns mit diesen interessanten Zusammenhängen bei anderer Gelegenheit noch ausführlicher beschäftigen zu können.

Die Untersuchung der Berichte über die ungarischen Tumulusaufdeckungen zeigt, dass die überwiegende Mehrheit dieser Grabhügel gemäss den — auf Grund der Ausgrabungen am Ságberg bestimmten — Prinzipien hergestellt wurde. So konnte z. B. von den 114 transdanubischen Tumuli⁹³ über welche Grabungsberichte aufzufinden sind, nur bei zwei Grabhügeln — neben der Ortschaft Vaszar — mit Bestimmtheit Leichenbestattung festgestellt werden. Sonst herrschte überall Leichenbrand. Auch die Grabkammern, Scheiterhaufenreste und die übrigen charakteristischen Merkmale konnten immer — wenn auch nicht immer vollzählig — vorgefunden werden. In einigen Tumuli wurden aber ausser den Scheiterhaufen auch Skelette — meist gänzlich ohne Beigaben — gefunden. Diese sind aller Wahrscheinlichkeit nach Opfer, die man dem Toten mitgegeben hatte. Wir können aber leider auch auf die Behandlung dieser Frage hier nicht ausführlicher eingehen.

Die ungarischen Tumulusbestattungen zeigen also bestimmte charakteristische Merkmale. Dieselben Merkmale finden sich auch bei den Tumuli von Niederösterreich und der Steiermark. Wir verweisen diesbezüglich auf die Grabungsberichte über die Tumuli von Pillichsdorf,⁹⁴ Langenlebar,

⁹² LÁZÁR : AÉ 78 (1951) S. 36—41 ; AÉ 82 (1955) S. 202—211.

⁹³ Umgebung des Ságbergs : 6, Csöngé : 1, Sopron-Purgstall : 42, Sopron-Várisberg : 1, Sopron-Gaishügel : 1, Marz : 9, Doba : 2, Somlyóvásárhely : 3, Kis-unyom-Bokó : 2, Nagybarát : 1, Süttö : 1, Vaszar : 3, Bakony : cca 14, Csurgó : 1, Erd : 5, Tátika : 3, Pécs-Jakabhegy : 10.

⁹⁴ F. HEGER : MAG 9 (1880) S. 229—243.

Gemeinlebern,⁹⁵ Feichtenboden⁹⁶ und Wies.⁹⁷ Dieser Umstand steht im vollkommenen Einklang mit unserer Feststellung laut welcher die Hallstattkultur von den Ostalpen nach Ungarn hereingeströmt ist.

Um nun die Grenzen der Provinz Ostalpen-Transdanubien feststellen zu können, untersuchen wir auch die Merkmale der Tumulusgräber der benachbarten Gebiete. Wir können uns hier nur mit den unmittelbar an die obige Provinz angrenzenden Länder befassen und müssen uns auch bezüglich dieser auf die knappen Resultate unserer Untersuchungen beschränken.

Wir haben schon früher festgestellt, dass das Gebiet der Hallstattkultur im Osten durch die Donau scharf begrenzt und vom Herrschaftsgebiet der Skythen getrennt wurde.

Die Tumuli in Thrakien,⁹⁸ im östlichen Teile der Balkanhalbinsel, stammen aus dem 5.—1. Jahrh. v. u. Z., sind also jünger als die ungarischen Tumuli, ihre Einrichtung und ihr — hauptsächlich aus griechischer Importware bestehende — Fundmaterial zeigt anderen Charakter als die bis jetzt behandelten Tumuli, auch überwiegt die Zahl der Leichenbestattungen jene der Brandgräber.

Weiter westlich ist es in erster Linie das Gebiet um die Adria — Bosnien,⁹⁹ Istrien¹⁰⁰ und auch Apulien¹⁰¹ — welches durch eine besonders grosse Anzahl von Tumuli — mehrere Zehntausende — charakterisiert wird. Während jedoch für die Tumuli in Ungarn und in den Ostalpen gerade die Grösse jener Mühe und jenes Aufwandes charakteristisch ist, welches zu ihrer Errichtung nötig war, bedeuten die Tumuli rings der Adria die einfachste Begräbnisart für diese steinige Gegend. Der Tote wurde flach auf die Erde gelegt (Bosnien) oder hockend in eine flache Grube gepresst (Istrien und Apulien) und dann wurden so lange Steine über ihn gehäuft, bis der Steinkegel ihn bedeckte. In Bosnien — auf dem Glasinac — kommen auch Brandgräber, manchmal mit Resten von Scheiterhaufen, vor, doch ist ihre Anzahl kleiner als die der Skelette. In Istrien und Apulien herrschte Leichenbestattung.

Es wird im allgemeinen angenommen, dass die Tumuli von Istrien und Apulien das Resultat balkanischer Einflüsse sind. Demgegenüber muss darauf hingewiesen werden, dass die Tumuli von Istrien noch bronzezeitlich sind, denn nach dem 8ten Jahrhundert v. u. Z. herrscht in diesem Gebiet schon Leichen-

⁹⁵ I. SZOMBATHY: Mitt. d. prähist. Komm. 1890.

⁹⁶ I. SZOMBATHY: MAG (1924).

⁹⁷ W. RADIMSKY—I. SZOMBATHY: MAG 14 (1885) S. 116—168.

⁹⁸ B. D. FILOV: Die Grabhügelnekropole von Duvanlj in Südbulgarien. Sofia 1934. S. 154, Bull. de l'Inst. Arch. Bulgare 11 (1937) S. 1—116, Die archaische Nekropole von Trebenishte am Ochrida See. Berlin—Leipzig 1927; A. M. MANSEL: Bull de l'Inst. Arch. Bulgarie 13 (1939) S. 185—189. J. BOTOUCHEROVA: Annuaire du Musée Nat. Arch. de Plovdiv. 1950/II.

⁹⁹ C. TRUHELKA: WMBH 1 (1893) S. 11; F. FIALA: WMBH 1 (1893).

¹⁰⁰ F. DUHN—F. MESSERSCHMIDT: Italische Gräberkunde. II. Heidelberg 1939. S. 283.

¹⁰¹ M. MAYER: Apulien vor und während der Hellenisierung mit besonderer Berücksichtigung des Keramik. Leipzig—Berlin 1914. S. 33.

verbrennung. Die Tumuli von Apulien werden dagegen von M. Mayer, auf Grund des ziemlich spärlichen Fundmaterials, in die 8.—6. Jahrhunderte einge-
reihet und die Tumuli von Bosnien sind noch jünger. Wir sind daher der Ansicht,
dass jene Völkerverschiebung die in Italien allgemein festgestellt werden kann
— dass nämlich zu Ende der Bronzezeit leichenverbrennende Völker von den
Alpen gegen Süden zogen — auch in Istrien die ursprünglichen Einwohner
verdrängte und diese deshalb teils gegen den Balkan und teils gegen Süden
zogen und die Sitte der Tumulusbestattung hier einführten.

Weiter nördlich bildet das Gebiet der Krain eine Provinz mit eigenem
Gepräge.¹⁰² Besonders charakteristisch sind hier grosse Tumuli die viele Bestat-
tungen beinhalten. So enthielten z. B. zwei Tumuli am Magdalenienberg bei
St. Marein 350 bzw. 173 Gräber und ein Tumulus neben Hönigstein 54. Sämt-
liche Hügel enthielten sowohl Brandgräber, wie auch Leichenbestattungen.

Ein weiteres — an die Ostalpen angrenzendes — Gebiet bildet die
Westprovinz des hallstättischen Kulturkreises mit ihrem Schwerpunkt in
Bayern, Baden und Württemberg.¹⁰³ Sie zieht sich im Süden bis in die Schweiz
hinein und auch Hallstatt selbst kann noch dieser Provinz zugezählt werden.
Da es sich um zwei Provinzen desselben Kulturkreises handelt, weisen die West-
und Ostprovinz viele Ähnlichkeiten auf. Es zeigen sich aber auch klar aus-
geprägte Verschiedenheiten. So finden wir in der Westprovinz keine Vorherr-
schaft der Leichenverbrennung, sondern Brandgräber und Skelettgräber
kommen gleich häufig vor. Ausserdem zeigt auch das Fundmaterial abwei-
chende Merkmale. Während in den Tumuli der Ostprovinz die Keramik gegen-
über den Metallfunden stark überwiegt, finden sich in den westlichen Tumuli
meist nur 3—4 Gefässe, dagegen reiche Metallfunde und Reste von Wagen.
Aus dem Fundmaterial lässt sich auch schliessen, dass die Westprovinz viel
engere Handelsbeziehungen zu Italien unterhielt, als die Ostprovinz. Auch
die Keramik selbst hat verschiedenen Charakter. In der Provinz Ostalpen-
Transdanubien überwiegt die schwarzpolierte Keramik, dagegen finden wir
in der Westprovinz bemalte Gefässe. Auch fehlen hier einige — für die Ost-
provinz sehr charakteristische — Gefässformen, wie die hochhalsige Urne und
die Tonsitula. Die Versuchung liegt nahe diese Differenzen auf völkische Ver-
schiedenheiten — keltisch bzw. illyrisch — zurückzuführen, im archeologi-
schen Material können aber keine Beweise hierfür gefunden werden.

Die Provinz Ostalpen-Transdanubien lässt sich also gegen Osten, Süden
und Westen sehr deutlich abgrenzen. Im Norden — auf dem Gebiete der

¹⁰² C. DESCHMANN—F. HOCHSTETTER : Prähistorische Ansiedlungen in der Krain ;
M. HOERNES : WPZ 2 (1915) S. 98—123.

¹⁰³ S. z. B. ÅBERG : a. a. O. ; GEYR—GOESSLER : Hügelgräber im Illertal bei
Tannheim, Esslingen 1910. ; E. WAGNER : Fundstätten und Funde im Grossherzogtum
Baden, Tübingen 1908—1911. ; E. FISCHER : Zeitschr. d. Ges. für Geschichtskunde
zu Freiburg. 23 (1897) ; I. NAUE : Die Bronzezeit in Oberbayern. München 1894.,
Die Hügelgräber zwischen Ammer und Staffelsee. Stuttgart 1887. usw.

Tschechoslovakie — liegen die Verhältnisse anders. Tumulusgräber finden sich hier hauptsächlich im südlichen Teile des Landes. Die durch die Funde und Fundumstände Mittelböhmens charakterisierte — sogenannte «Bilany-Kultur»¹⁰⁴ zeigt im hauptsächlich die Merkmale der Westprovinz und dasselbe gilt auch bezüglich der «Horákov Kultur» Westmährens.¹⁰⁵

Der östliche Teil Südmährens zeigt dagegen schon die Merkmale der Ostprovinz und bezüglich des hallstattzeitlichen Urnenfriedhofes bei Mikulov hat M. Solle ausdrücklich festgestellt, dass sie als direkter Zweig der niederösterreichischen «Kalenderberg Kultur» zu betrachten sei.¹⁰⁶ Dasselbe hat I. Paulik bezüglich des Fundmaterials der Slowakei festgestellt.¹⁰⁷ Die im vorigen Jahrhundert in der Slowakei aufgedeckten Tumuli bei Szt. István—Baksa,¹⁰⁸ Csarnatő,¹⁰⁹ Máriacsalád,¹¹⁰ Gyertyános und Bedelő¹¹¹ sowie der in neuerer Zeit bei Čaka¹¹² aufgedeckte Tumulus zeigen die Merkmale der ungarischen Tumulusgräber. Auch bezüglich der Slowakei kann festgestellt werden, dass Tumulusgräber nur in den Hügel- und Berggegenden vorkommen und dies zeigt, dass die Ausbreitung dieser Bestattungsart auch hier mit Volksbewegungen zusammenhing. Wo die Eroberer in ihrem Vordringen Halt machten, — weil sie in die Tiefebene nicht herabsteigen wollten — dort finden wir auch die geographischen Grenzen der Tumulusbestattungen.

Die Ansicht das die Ostprovinz des hallstattischen Kulturkreises sich nur auf Niederösterreich und Steiermark erstrecken würde, kann also nicht mehr aufrechterhalten werden. Diese beiden Länder waren zwar die Kernländer dieser Provinz, aber die Kultur der Ostprovinz strömte von hier über ganz Transdanubien sowie über Südostmähren und die Slowakei aus. Die wichtige Rolle der Provinz Ostalpen-Transdanubien wird schon durch ihre Lage im Herzen Europas genügend veranschaulicht.

IV

Wir haben nachzuweisen versucht, dass die Ausbreitung der Hallstattkultur von der Alpengegend gegen Osten das Werk erobernder Krieger war. Ihre Anzahl kann nicht gross gewesen sein. Dies folgt aus der Zahl der Tumuli, welche im Verhältnis zur Länge der Periode, gering ist. Wieso sie trotzdem die

¹⁰⁴ J. FILIP: *Pravěké Československo*. Praha 1948. S. 408.

¹⁰⁵ M. SOLLE: *Památky arch.* 46 (1955) S. 101—133; J. RIHOVSKY: *Arch. rozhl.* 8 (1956) S. 140.

¹⁰⁶ M. SOLLE: *Arch. rozhl.* 3 (1951) S. 390.

¹⁰⁷ I. PAULIK: *Prispevok k osidleniu jehozápadného slovenska v mladšej dobe halštatskej*. (Ein Beitrag zur Besiedlung der Südwestslowakei in der jüngeren Hallstattperiode). *Referáty o pracovných výsledkoch československých archeológov za rok. 1955*. II. Nitre.

¹⁰⁸ Grabung von F. RÖMER und I. HAMPEL.

¹⁰⁹ J. MIHALIK: *AE* 16 (1896) S. 116—125.

¹¹⁰ S. DILLES: *AE* 28 (1908) S. 153.

¹¹¹ S. FENICHEL: *AE* 11 (1891) S. 65—69.

¹¹² A. KNOR: *Arch. rozhl.* 5 (1952) S. 476.

viel zahlreichere ältere Bevölkerung besiegen konnten, darauf erhalten wir die Antwort, wenn wir die zum Fundmateriale der Tumuli gehörenden halbmeterlangen Eisenlanzen, eiserne Pferdegebisse, Helme, Schilde, Wagen und sonstige Kampfgeräte mit den älteren, kleinen — kaum 15 cm langen — Bronze-lanzen und anderen Waffen vergleichen. Diese Eroberer waren keine einfache Bauern mehr, die zum Schutze ihrer Felder oder zur Vergeltung eines ihnen beigelegten Unrechtes zu den Waffen greifen um nach Beendigung des Kampfes wieder zu ihrer friedlichen Beschäftigung zurückzukehren, sondern Berufskrieger, denen der Krieg zum Lebenszwecke geworden ist und als einzige, eines Mannes würdige Beschäftigung erscheint. Sie verbringen ihr Leben mit Kampf und Jagd und steigen — wie wir es aus den Tumulus-Ausgrabungen erfuhren — vollbewaffnet ins Grab hinab.

Dies ist jenes Zeitalter, welches F. Engels, als militärische Demokratie bezeichnete und folgenderweise charakterisierte:¹¹³ «Militärisch — denn der Krieg und die Organisation zum Krieg sind jetzt regelmässige Funktionen des Volkslebens geworden. Die Reichtümer der Nachbarn reizen die Habgier von Völkern, bei denen Reichtumserwerb schon als einer der ersten Lebenszwecke erscheint. Sie sind Barbaren: Rauben gilt ihnen für leichter und selbst für ehrenvoller als Erarbeiten. Der Krieg, früher nur geführt zur Rache für Übergriffe oder zur Ausdehnung des unzureichend gewordenen Gebiets, wird jetzt des blossen Raubs wegen geführt, wird stehender Erwerbszweig».

In den vorhergehenden Ausführungen haben wir festgestellt, dass im Gebiete Ungarns die Ausbildung von unteren und oberen Klassen — in diesem Falle Unterworfenen und Eroberer — durch Eroberungszüge herbeigeführt wurde. Die Tatsache aber, dass es zu solchen Feldzügen kommen konnte, weist darauf hin, dass schon in den vorausgegangenen Perioden starke Veränderungen stattgefunden haben. Während man in den ersten Perioden der Bronzezeit mit den alten primitiven Geräten kaum das zum Leben notwendige hervorbringen konnte, hat zu Ende der Bronzezeit (Hallstatt A—B) der wirtschaftliche und technische Fortschritt schon einen Grad erreicht, welcher auch das Produzieren von Überschüssen ermöglichte, die sich zu Vermögen verdichteten. Auch die Depotfunde, die in unseren vorhergehenden Ausführungen eine so grosse Rolle spielten, bedeuten solche Vermögensansammlungen, welche man vor den anrückenden Feinden zu verbergen trachtete und die übertriebenen Masse der spätbronzezeitlichen Schmuckstücke — die faustgrossen Posamentierfibeln oder Armspangen, die halbmeterlangen Ziernadeln usw. — zeigen, wie schon darauf hingewiesen wurde — in anschaulicher Weise, wie gerne man mit dem noch ungewohnten Wohlstand prahlte. Der Wunsch sich dieser Vermögen zu bemächtigen bildete die Ursache jener Beutezüge, durch welche die Herrschende der Krieger hervorgebracht wurde.

¹¹³ FR. ENGELS: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. MARX—ENGELS: Ausgew. Schriften. II. Moskau 1950. S. 290 f.

Diese Krieger rissen — ihre Kriegstüchtigkeit ausnützend — die Macht an sich und liessen sich vom übrigen Teile des Volkes erhalten.

Diese Kaste war es, welche ihre Macht und ihr Reichthum in immer neuen Kriegen zu erweitern suchte. Aus den Beutezügen wurden Eroberungskriege und die Sieger begnügten sich nicht mehr mit dem einmaligem Fortschleppen der Beute, sondern blieben als herrschende Schichte im Lande und schöpften die durch die Arbeit der Besiegten erzielten Überschüsse für sich ab.

Daneben traten noch andere Faktoren auf, welche eine weitere Gliederung der Gesellschaft hervorriefen. Die starke Entwicklung des Bronzehandwerks weist auf das Herausbilden einer eigenen Handwerkerschichte hin. In den Gräbern konnten nicht nur italische Einflüsse festgestellt werden, sondern es wurden auch Bernsteinperlen gefunden, welche von den Ufern der Ostsee stammten. Auch der Handel hatte also schon grosse Gebiete mit seinen Wegen umfasst. Zur Leitung und Beaufsichtigung der Arbeit der Knechte waren Beamte notwendig, ebenso wie zur Überwachung jener mächtigen Befestigungsarbeiten, welche die alten Eroberer vor neuen Eindringlingen schützen sollten. Die alte Stammesorganisation konnte den immer verwickelteren Anforderungen der neuen Gemeinschaft nicht mehr genügen und ihre Stelle wurde schrittweise von der sich allmählich ausbildenden Staatsorganisation übernommen. Wir sind an die Schwelle der Geschichte angelangt.

Й. ЛАЗАР

РАННИЙ ЖЕЛЕЗНЫЙ ВЕК В ОБЛАСТИ ДУНАЯ

(Резюме)

На основе новых венгерских раскопок создается новая картина о взаимоотношениях территории Венгрии и более западных областей в эпоху раннего железного века. Первые периоды (периоды А—Б) раннего железного века характеризуются преобладанием погребения с урнами с бедным инвентарем. Среди находок из этого времени не обнаруживаются железные инструменты. Во второй половине раннего железного века (периоды В—Д) появляются огромные курганы. Если одинаково скромный инвентарь могил с урнами говорят о том, что в первые времена процесс деления общества на классы, в крайнем случае, только что начался, то курганы, связанные с огромными расходами, доказывают, что во второй половине уже произошло деление общества на классы.

Многочисленные клады, вскрытые в Задунайской области, восходящие к переходному периоду (конец периода Б) между первой и второй половинами раннего железного века, указывают на военные события. Значит, формирование классового общества в Задунайской области происходило при посредничестве там вооруженных завоевателей. По могилам икладам можно определить направление вторжения. Завоеватели не преступили восточных границ Задунайской области.

SOME PROBLEMS OF GREEK GOLD DIADEMS

I. A NEW ATTIC GOLD BAND FROM THE 8TH CENTURY

A collection of ancient gems and jewellery containing several first-rate pieces was bequeathed in 1953 by the late professor Rhousos Rhousopoulos to the Budapest Museum of Fine Arts and is now kept in the Department of Antiquities. Among the pieces there is a gold band, 41,1 cm long and 3,1 to 3,3 cm in height,¹ decorated with stamped reliefs (Fig. 1). At about the middle of its length it is split into two. The right-hand side is relatively well preserved with only one part missing at the upper corner on the right. The representations can clearly be distinguished. The left-hand part is in a considerably worse condition, it has more deficiencies and is crumpled to an extent that the design, obliterated owing to careless handling, can hardly be distinguished, and that leaves but very little to go by for reconstruction (Fig. 2).² On both ends of the band there are two small holes, one above the other, in the frame pattern; the corners on the two sides are rounded off.

The animal zone is enclosed on all sides by a one-line railed pattern whose border lines are protruding higher than the lines within. The frieze surrounded by this frame consists of animals facing left in the following order from right to left: a lion with mouth wide open, a grazing stag, again a lion and a stag, then a lion biting the next stag whose hindpart alone can be seen. A clearly discernible vertical line cuts across the body of the stag and closes thereby the right-hand group of animals. The left-hand part is the exact replica of the right-hand side with the sole difference that, judging by the size, the frieze is not broken off on the left end and the body of the stag bitten by the lion was complete. The left-hand group is closed on the right by a vertical railed pattern cutting across the body of the incomplete stag, with clearly visible outlines. The tails of the lion are either hanging or turn up. The upper railed border is discontinued above the head of the lion biting

¹ Inventory number 53. 194.

² For the drawing in Fig. 2 I am indebted to Dr. N. FETICH whose obliging help in interpreting the reliefs has been very suggestive. (The dotted lines in the drawing indicate the smudged contours of the design on the band.)

*Fig. 1.*

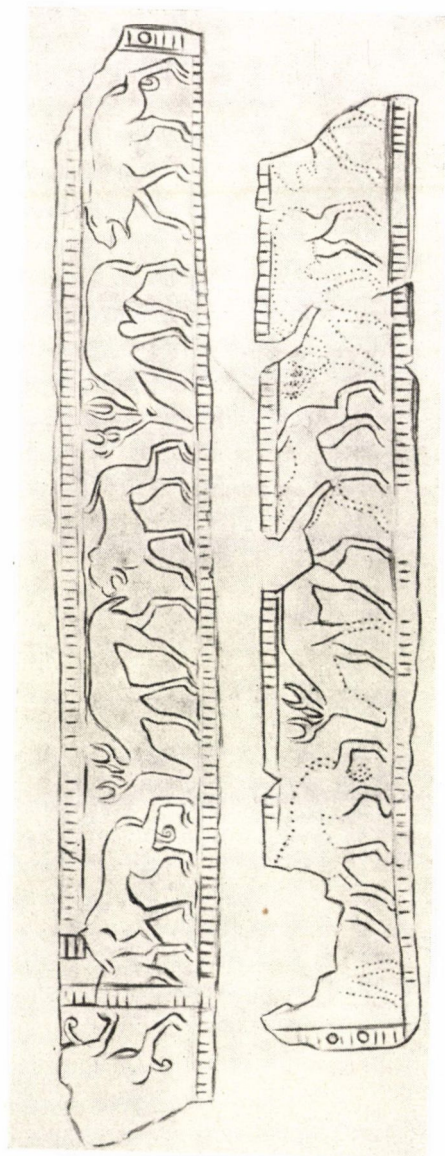


Fig. 2.

the stag and reappears further left above the back of the first lion, that is beyond the perpendicular railed border closing the left-hand part on the right. This border with railed pattern must have been discontinued on the other end of the right hand part as well since over a small area to the left of the detached piece no traces thereof can be discerned. On the top right-hand corner of the left-hand part above the walking lion where the outlines are rather smudged we can discern presumably the hindleg and the tail of the first figure in the frieze perpendicularly joining the animal series, i. e. of a lion with hanging tail, walking to the right.

The gold band which, according to the collector, was found in Attica³ belongs to a well-known group of monuments of 8th century Greek art, much discussed during the past two decades.⁴ It was established long ago that these bands with reliefs has been stamped on matrices. This is corroborated among others by the consistent difference of level between the two border lines of the enclosing railed pattern and the small lines within, which would be inconceivable in case of stamping without matrices.⁵ These carried whole compositions together with the frame pattern. This is supported by the flawless artistic harmony of the frame and the animal reliefs⁶ and, first of all, by the pieces stamped on the same matrix. The fact that within the same composition the animals of the same type show certain discrepancies in modelling is another argument ruling out the possibility that matrices with single animal designs were used.

The compositions on the matrices had originally been prepared for decorating objects other than gold bands.⁷ The friezes on the bands are parts

³ His recordings seem to be highly reliable in general.

⁴ After the pioneer-work of A. FURTWÄGLER (Archäol. Zeit. 42 [1884] 99—104 = Kl. Schr. I. 458—62) the first grouping of the material according to themes is due to E. KUNZE (Kretische Bronzereliefs. Stuttgart 1951. 265—6). W. REICHEL has included in his monograph (Griechisches Goldrelief. Schriften zur Kunst des Altertums Bd. 5. Berlin 1942; to be referred to as REICHEL) beside the group discussed by KUNZE, both Attic and other Greek 8th and 7th century gold bands with reliefs. The inferences of the dispute on his book (see, in the first place, KUNZE's review: Gnomon 21 [1949] 1—11; to be referred to as KUNZE) and the earlier investigations are summed up in OHLY's new monograph (Griechische Goldbleche des 8. Jh. v. Chr. Berlin 1953; to be referred to as OHLY) restricted, in fact, to the pieces of Attic and Eretrian origin. Since the publication of OHLY's monograph beside the many reviews (J. M. COOK: Gnomon 26 [1954] 107—110; J. K. BROCK: JHS 74 [1954] 226—7; R. HAMPE: DLZ 76 [1955] 679—86; to be referred to as HAMPE. The late dating put forward by L. BYVANCK—QUARLES VAN UFFORD: Bull. Ant. Beschav. 28 [1953] 39—41 was refuted by the results of the Kerameikos excavations recently published; O. SARGNON: Rev. Arch. 43 [1954] 250—52 restricts himself to a pure survey) only one work has come out a very important one — the recent volume of the Kerameikos publication: K. KÜBLER: Kerameikos. Ergebnisse der Ausgrabungen Bd. 5. Teil 1: Die Nekropole des 10. bis 8. Jh. (Berlin 1954; to be referred to as KÜBLER).

⁵ OHLY 119.

⁶ *Op. cit.* 53 ff; COOK: *l. cit.* 110.

⁷ A. BRUECKNER—E. PERNICE: AM 18 [1893] 110; REICHEL 21; OHLY 54; KÜBLER 190.

of larger compositions of more complex structure, which, however, does not necessarily imply that only one matrix was used for such a composition.⁸ The gold bands, as the humble products of the workshops, were adorned by some parts of larger compositions conceived for other purposes, without however taking much care to obliterate the traces of their original destination. The bands were obviously wider than the matrices, and this involved the necessity of stamping the individual units several times one after the other or of adding up the necessary length from the patterns of different stripes. There seems to have been no matrices made for gold bands alone.⁹

With due regard to the abovesaid we can follow up the process of preparing the Budapest band. Here one matrix was used twice for stamping the design. The decoration was started on the left-hand side where first a 21,9 cm long relief zone of a matrix was beaten on the band (this, obviously, was the full length of the matrix) together with the frame enclosing the frieze. On the right side, beyond the railed pattern crossing the body of the stag a relief line indicating the end of the matrix can clearly be distinguished. Since the band was not long enough to give room to a second stamping of the full length of the design, it was started from the opposite (right-hand) side and no more was reproduced in this part of the band than allowed by the space available. That is why the front part of the bitten stag fell off, though one part of its body was impressed against the pattern closing the series of the left-hand part.

The relief of the Budapest band is nearly identical with that of another piece in this group, found in 1872 in the Kerameikos cemetery and now kept in the Louvre.¹⁰ This band, being less damaged, helps to reconstruct the missing parts of the Budapest band: the front part of the hind with her head turned back on the left and the right leg of a lion in the top right-hand corner. Nevertheless, the relatively well conserved middle part of the Budapest band shows on this point some discrepancies between the two bands. According to the reconstruction proposed by Ohly on the Paris band the tail of the first lion in the perpendicular frieze is turned upward, whereas on the Budapest band this figure belongs clearly to the type with tail hanging. Ohly himself, according to his kind information, regards it as possible that his reconstruction of this half-figure on the Paris band on the basis of the photo-

⁸ HAMPE 682; COOK *l. cit.* 110. *Contra* OHLY in his letter from 19, 6, 1957: «Ich habe seit Erscheinen meines Buches im Kunsthandel noch eine Anzahl von Goldbändern kennengelernt; hierbei bestätigte sich, dass die Wiederholungen in allen Fällen komplex-identisch sind und dass niemals Teilstücke der Frieze (sei es ein Tier oder eine Tiergruppe) in einem anderen Zusammenhang wiederkehrte.»

⁹ For these problems see OHLY 53 ff.

¹⁰ *Annali dell'Inst.* 52 (1880) 130; BRUECKNER—PERNICE: *op. cit.* 111; DAREMBERG—SAGLIO I. 1908. 788, Fig. 933; A. DE RIDDER: *Catal. sommaire des bijoux antiques*, Musée Nat. du Louvre. Paris 1924. 9, no. 94 and pl. 2; KUNZE: *Kret. Bronzerel.* 265, no. 9; REICHEL 55, no. 9; OHLY 10, no. A 5 and pl. 2, 2; 7, 1; Fig. 5.

graph only was erroneous, but the same photograph of the band (Fig. 3—4)^{10a} shows a smaller discrepancy between the two pieces even accepting the very plausible hypothesis that the first lion of the perpendicular frieze was of the type with tail hanging on the Paris band, too. The ill-conserved Budapest piece does not lend itself to account for the difference, though offers some possible solutions. The one is the suggestion that, after all, the matrices were different, that is, a matrix (possibly representing another part of the composition as a whole) repeating the same animal group with a slightly different perpendicular continuation was used to stamp the Budapest band. This involves the necessity of completing the reconstruction of the composition as a whole proposed by Ohly. On the other part the slight difference may be a fortuitous one, caused by the slipping in the impression of the Budapest band or the Paris one.¹¹

The full composition containing the frieze of the Budapest band was reconstructed on the basis of a coherent group of gold bands by Ohly.¹² The Budapest piece may render this arrangement perhaps hypothetical but can by no means shake the well-established connection between the bands serving as a basis for reconstruction. The composition was presumably meant to decorate gold sheets for covering small boxes. The pieces of this group recognized as coherent and representing undoubtedly the work of one and the same master seem to be the earliest among Attic gold bands with reliefs.¹³ A reliable basis for their absolute dating is secured by the finds of the Kerameikos graves. The graves in which bands of this group were found can be dated — judging by the vases found together with them — to about 760—740 B. C.¹⁴ It would neither be proper to date the original matrices to a much earlier period, say the first quarter of the 8th century,¹⁵ since the dating, obtained from a comprehensive study of the Kerameikos finds, of the vases, closest related in style to the gold bands, suggests the second quarter of the century or preferably the late years of this period¹⁶ and thus the affinity in

^{10a} I owe the photograph and the permission to reproduce it to the courtesy of P. DEVAMBEZ. I am deeply obliged also to D. OHLY who furnished me with another photograph representing the full band.

¹¹ This was suggested by J. M. COOK in his letter from 12, 6, 1957.

¹² 58 ff.

¹³ The chronology of the pieces belonging to this series has been established by REICHEL. The chronology was amended by OHLY's subtle analysis who divided into two REICHEL's homogeneous early group. The criticism of OHLY's chronology (BROCK : *l. cit.* 226 ; COOK : *l. cit.* 110 and earlier BSA 49 [1951] 50 ; HAMPE 685—6) has raised hardly any doubts as to the chronological priority of the group within the series.

¹⁴ KÜBLER 186 ; BROCK : *l. cit.* 226. At any rate, the dating of the vases as suggested by KÜBLER seems to be too precise.

¹⁵ REICHEL 20 and, for inexplicable reasons after the exact dating of the grave finds had been established, KÜBLER 187, 189—90. — This view was opposed by KUNZE 4.

¹⁶ None of the vases discussed by OHLY (110—16) dates earlier than this, not even the Munich amphora said to come closest to the gold bands of group I and II (KÜBLER 189).

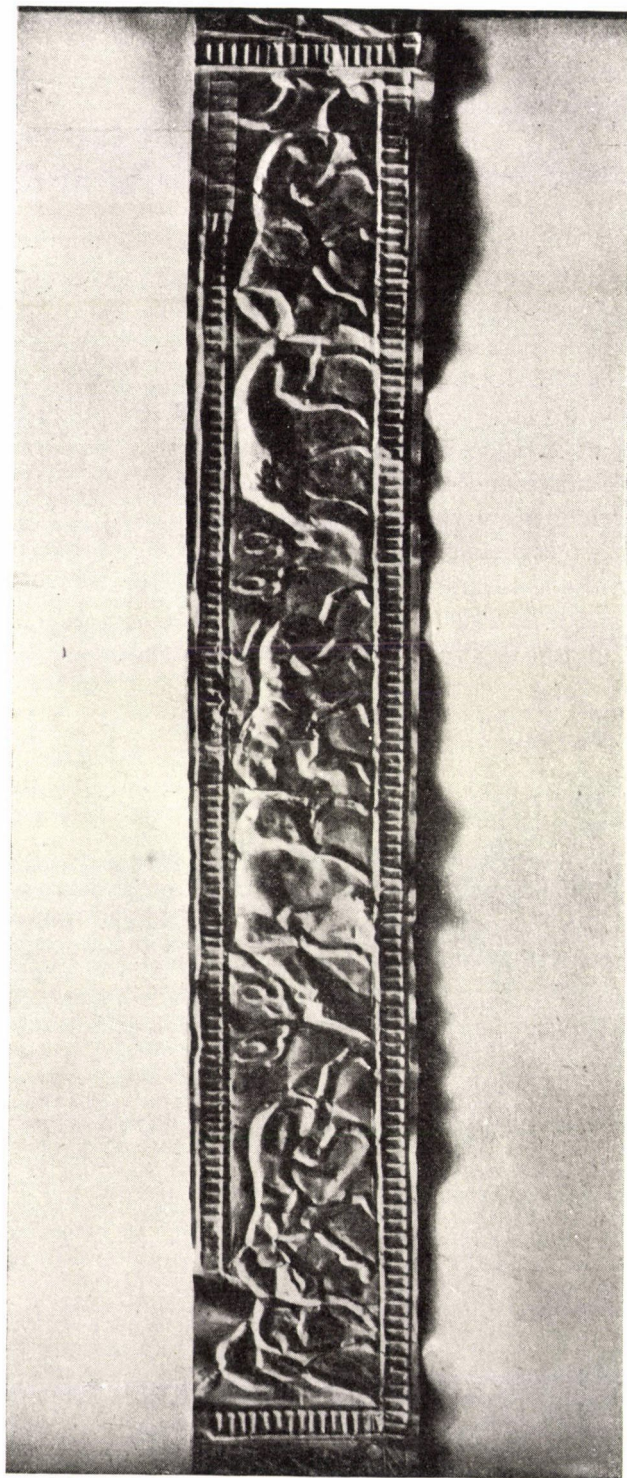


Fig. 3.

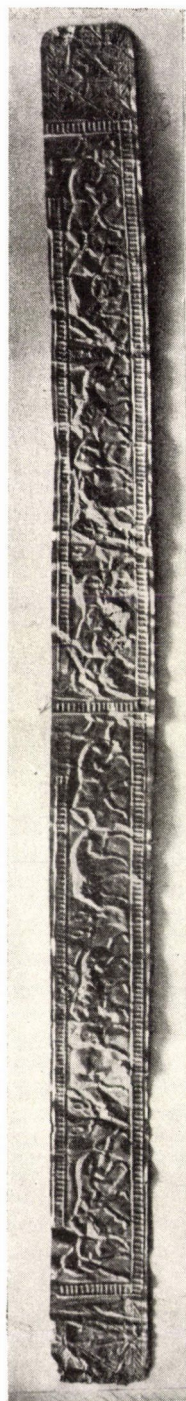


Fig. 4.

style of the matrices with the vases, made during the decades round the middle of the century, would not allow the dating to be shifted beyond a reasonable time limit previous to that of the bands.

The original destination of the bands cannot unanimously established on the basis of the grave finds. The Attic pieces of the group, as far as we are aware, have all been discovered in graves with skeletons. The bands were found either lying near the skeleton's lower jaw or wound round the arm or in a position suggesting their use as diadems. Since some graves contained as many as 4 to 5 pieces, we may conclude that they had been used in different ways for dressing the dead.¹⁷ In a number of graves the bands were retrieved from vessels and in one of the Kerameikos finds a strip was found folded in the middle into two (see Ohly A 2). This must have been the case with the Budapest band in the grave. The two tieholes at both ends clearly show that the above-mentioned use was incongruous with the original destination of these strips which were worn on the head, fixed with a string pulled through the holes. Their average length of some 35 to 40 cm exceeds the size required for use on the arm and fails to attain the size necessary for the use on the jaw. Hence we may conclude that, whatever their actual use was, these bands had originally been meant to be used as diadems.¹⁸

II. GOLDEN DEITIES

The very thinness of the gold plates shows that the diadems were made not for actual use but exclusively for the cult of the dead. Till the end of antiquity the use of diadems and wreaths (these being practically synonymous¹ in this respect) in the cult of the dead was in fact quite common.² The meaning of this custom is well known to us. In Greek and Roman religion the band or wreath is the general symbol of being consecrated; it raises its bearer above everyday life and «refers to an extraordinary and festival moment».³ Hence the wreath is the general attribute of those taking part in

¹⁷ The co-finds of the diadems and the circumstances of their discovery are summarized by OHLY 9—13, 68—72; KÜBLER 22 and n. 54. KÜBLER's assumption, that they were appertenances of men's graves alone, is unfounded. Jewels, supposed to characterize female graves, have been found in a number of tombs containing gold bands (OHLY 13). Besides, KÜBLER himself states (p. 37) that from the beginning of the 8th century the contents of male and female graves cannot be strictly distinguished.

¹⁸ REICHEL 13; OHLY 69—70; COOK: *l. cit.* 109; KÜBLER 22.

¹ On the synonymity of wreath and band see M. SIEBOURG: ARW 8 (1905) 392; DS s. v. corona I. 1524; BAUS (see n. 3) 14. For the same synonymity in the Egyptian cult of the dead see PH. DERCHAIN: Chron. d'Ég. 30 (1955) 225—6.

² From among those quoted in the footnote below see most recently BAUS, pp. 113—123.

³ E. ROHDE: Psyche I.⁴ 220; U. v. WILAMOWITZ—MOELLENDORFF: Eur. Herakles II.² Berlin 1909. 156; S. EITREM: Serta Hoffilleriana, Zagreb 1940. 108—9; K. BAUS: Der Kranz in Antike u. Christentum. Theophaneia Bd. 2. Bonn 1940.— On the role of wreath in Greek and Roman religion in general see, beside EITREM and BAUS, also E. EGGER—E. FOURNIER: DS I. 1908. 1524—6 s. v. Corona; C. WATZINGER:

religious ceremonies, of sacred animals or objects. In great many instances, however, it has a more concrete meaning: initiation into a new life, into a higher state of being.⁴ This is how it had become in marriage rites the symbol of initiating bride and groom into new life; this is how it had come to ornate the heads of those taking part in the mysteries; this is how it had made the Maenads identical with Dionysos; in this sense the chorus in Euripides' *Heracles* beg the Muses never to let them go unwreathed for fear of living μετ' ἀμυνσίας (v. 676—7); this was why the children had been crowned with wreath on the Apaturia feast in Athens when adopted among the members of the phratry. In fact, it was partly in this sense that the wreath had become in Italo—Roman customs, inseparable from those of the Greeks, the headgear of the triumphator, demonstrably a legacy of the kings,⁵ and, in general, the symbol of victory.

In this very sense the wreath is closest connected with the cult of the dead:⁶ the consecration of the dead, sometimes their transformation into gods are the expressions of their victory over mortality. The concrete meaning of the wreath in the cult of the dead was subject to certain modifications, even within the individual stages of historical development, according to the religious ideas of the bearer or of those performing the rites. Still the rite of the pagans to make their dead gods by crowning them with wreath, so strongly incriminated by Tertullian (*de corona militis* 10), by and large applies to the cult of the dead as practiced by the Greeks and Romans, and in this sense the disputants in Minucius Felix' *Octavius* are right in distinguishing the Christians from the pagans by their refusing, in sharp contrast to the latter, to crown their dead.⁷

This function of the diadems is too general and too well known to merit a detailed discussion or to inspire further inferences. This is not the case with their material — gold, the role of which among Greek religious ideas merits a more detailed investigation.⁸

Gr. *Holz Sarkophag*. Leipzig 1905. 5—8, 19—20; J. KÖCHLING: *De coronarum apud antiquos vi atque usu*. RVV XIV. 2, Berlin 1913; R. GANSZYNIEC: RE XI. 1922. 1589—1604 s. v. Kranz; L. DEUBNER: AA (1931) 768—72; idem ARW 30 (1932) 70—104.

⁴ Cf. EITREM: *op. cit.* 106. — As it appears from the above, we do not share his views on the interpretation of the passage in Euripides nor do we concur in contesting the well-established and essentially coherent conception underlying the customs of wearing wreaths.

⁵ A. BRELICH: *A triumphator*. Pécs 1937. 16—21; TH. KLAUSER: RM 59 [1944] 129 ff., esp. 139—40; K. KRAFFT: *Jb. f. Numismatik u. Geldgesch.* 3—4 (1952—3) 7—98, esp. 22; cp. Macrobi. Sat. I. 19, 4: *Liber pater auctor triumphi*.

⁶ And not for its apotropaic significance: DEUBNER: ARW *op. cit.* 94, cf. BAUS 24. In this sense the scholiast of Aristophanes (*ad Lysistr.* 601.) — unlike Rohde *loc. cit.* — touched the very essence of this custom.

⁷ 12, 6; 38, 3. For the Christian view on the subject see a detailed discussion by BAUS: *op. cit.* 37—73, 113 ff.

⁸ As far as I am aware, Greek and Roman religious ideas concerning gold have not been given a detailed and comprehensive discussion so far. H. L. LORIMER's study

Gold in itself had, naturally, a material value in the 8th century Greece, much more so than during the subsequent centuries when the boom in commerce as well as nearby mines, and even local ones for a certain time, made it more easily accessible to the Greeks.⁹ It cannot be denied that the diadems might have been used with the intention to «bribe» the dead or the infernal gods.¹⁰ This possibility cannot be excluded even if we consider that the gold value of the thin bands was probably rather low. Indeed, the graves where the relevant goods were found are in no way richer than the average of the others. But beside the obstinate survivance of this custom and its widespread use, a number of data from other cultures seem to support the assumption that religious ideas had been associated with gold at a very early date, obviously as early as its discovery.¹¹ Their origin may be attributed in the first instance to the peculiar physical properties of gold, which were or seemed singular to the ancient mind. These properties which had been detected a good while back were described with a particular minuteness of details by Pliny the Elder, whose source was Theophrastus. In his *Natural History*, Book XXXIII, he ascribes the exceptional value of gold to its unmixed purity (*purum*),¹² its fire resistance and imperishable tenacity (*incorruptum*), to its being inchangeable and invulnerable by the devastating effects of the air¹³ and stresses its property that *cum cetera in metallis reperta igni perficiantur, hoc statim aurum est consummatamque materiam suam protinus habet, cum illa inveniatur*.¹⁴

It was obviously owing to this property, inseparable from its material value, that gold was believed to have magic and healing effects¹⁵ and had

(Gold and Ivory in Greek Mythology) dealt in the first place with the problem of gilded god statues (Greek Poetry and Life, Essays presented to G. Murray on his 70th birthday, Oxford 1936, 14–29). J. DUCHEMIN in his paper (REG 65 [1952] 46–58) and later in his book (Pindare poète et prophète, Paris 1955, 193–228) analysis Greek gold-symbolism chiefly in connection with Pindar's oeuvre. Cf. also E. NORDEN: *Aeneis* Buch VI.² 172; G. MARTIN: *Stud. Robinson*. II. St. Louis 1953, 1191–7; BRELICH: *op. cit.* 25.

⁹ Gold in Greece: II. BLÜMMER: RE VII. 1912. 1556–8; II. QUIRING: *FuF* 18 (1942) 55–8. The frequent mention of gold in the Homeric poems (E. BUCHHOLZ: *Die homerischen Realien*. II. Leipzig 1873. 306 ff. list of ancient references) is obviously a tendency to archaize. In fact gold was scarce in those times in Greece (D. H. F. GRAY: *JHS* 74 [1954] 13 with references).

¹⁰ LORIMER: *op. cit.* 16.

¹¹ R. J. FORBES: *Metallurgy in Antiquity*. Leiden 1950. 142.

¹² This current opinion is erroneous: in reality native gold is found almost always in alloy which though «is practically ready for use» (FORBES: *op. cit.* 140–44).

¹³ Cp. already Pindar frg. 222 Sn. and DUCHEMIN: *op. cit.* 223–5. For similar ideas in the Old Testament and in Egypt see F. DAUMAS: *RIIRel* 149 (1956) 3–5.

¹⁴ NH 33, 62; *purum et incorruptum* *ibid.* 84. This observation, with certain modifications put forth in footnote no 12, is correct; gold is found in considerable quantities in native state (not in pure state though) and even after the invention and the propagation of the refining process the use of native gold was not discontinued, obviously because of its natural advantages (FORBES: *op. cit.* 140–44, 156).

¹⁵ O. BENNDORF: *Antike Gesichtshelme u. Sepulchralmasken*. Wien 1878. 70 and n. 1; K. WESSELY: *WSt* 8 (1886) 178–81; M. SIEBOURG: *BJb* 103 (1898) 129–30 and *ARW* 10 (1907) 393–9. Finds in Hungary: B. KUZSINSZKY: *Budapest Régiségei* (Antiquities of Budapest) 10 (1923) 62–3. I had no access to the works quoted by

been made the material of immortality and of gods.¹⁶ This alone would account for its being the characteristic and favourite material of votive objects offered to the gods and of statues of divinities (though its expensiveness, naturally, prevented it from being used universally). To what extent the profane use of gold for such purposes was contrary to accepted customs can be illustrated by the fact that Pliny's Greek source deemed worthy of mention the name of the person who, «though only a human being» was the first to have erected a golden statue of himself.¹⁷ According to Greek religious concepts a gold limb or even a gold curl of hair was enough to prove the divine origin or the immortality of the person.¹⁸ This view is reflected in Artemidoros' *Oneirokritika* relying upon ancient popular religious beliefs and drawing, obviously, from old written sources, when the author writes that a sick person's dream of turning into gold means death.¹⁹ A closer interpretation is suggested by another passage of the *Oneirokritika* according to which a dream of becoming god also means death (III. 174, 1 II). Thus another passage affirming that a dream about a gold wreath predicts death makes us presume that this inference is not only abstracted secondarily from the cult of the dead.²⁰ Later, as probably already in the case of Gorgias, it was the idea of becoming, or turning into, god that prompted the intention of erecting gold statues or even — quite often — of using gold. This might well account for the prohibition Tiberius imposed upon the use of gold objects by private persons, except for purposes of sacrifice (Tac. ann. 2, 33 ; Dio Cass. 57, 15, 1). Nevertheless the decree issued by Aurelian again permitting its use (SHA 46,2) must be ascribed to the revival of the religious concept that attributed to gold a much more concrete significance than imputed to it by the above-quoted authors.

If gold as a substance resisting decay was regarded as the most suitable form of representing deities and expressing religious worship — and in most cases, if its use had any religious significance at all, we need not suppose

FORBES (p. 141). The healing effect of gold was known to Pliny too: NH 10, 109 ; 33, 81, 84—5. On the healing effect of the Sun birds see J. HUBAUX—M. LEROY: *Le mythe du phénix*. Liège—Paris 1939, 122. The healing Sun in Egyptian hymn: G. NAGEL: *Eranos Jb.* 10 (1943) 42.

¹⁶ Egypt: H. GRAPOW: *Die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen*. Leipzig 1924, 57 ; J. DE SAVIGNAC: *Nouv. Cléo* 6 [1954] 349—50 ; DAUMAS: *op. cit.* 6 ff ; Old Testament: Job 37, 21—2 (L. KÁKOSY's reference) ; Egypt, Mesopotamia and Greece: LORIMER: *op. cit.* 16 ff ; DUCHEMIN: *op. cit.* 205—7.

¹⁷ Plin. NH 33, 83. Theoretically, also in Egypt gold could be used for statues of gods only, see DAUMAS: *op. cit.* 7.

¹⁸ As in the case of Pterelios and, according to a version, of Nisus, or Pythagoras who as an evidence of his superhuman origin showed his golden thigh in the theatre. For this see LORIMER: *op. cit.* 20—1, with further references.

¹⁹ I. 12, 28 sqq. H. ; cp. E. RIESS: *RhM* 49 (1894) 177—8. On the sources of Artemidoros in written and oral traditions see most recently R. PACK: *TAPhA* 86 (1955) 284—5.

²⁰ As suggested by RIESS: *loc. cit.* The interpretation by Artemidoros that gold is cold, yellow and heavy like death (I. 71, 26 II.) seems to be a speculative reasoning.

more than that, — it had been considered, owing to its radiant red and glittering yellow — another and more concrete effect of its appearance, — the substance, the child, the symbol of the Sun in almost every ancient culture.²¹ In Greek mythological terminology this idea is expressed by the well-known first lines of Pindar's 5th Isthmian Ode: *Māτερ 'Αελίου πολυώνυμε Θεία | σέο ἕκατι καὶ μεγασθενῇ νόμισαν | χρυσὸν ἄνθρωποι περιώσιον ἄλλων.*

Accordingly, gold had become precious for the sake of Helios' mother, the many-named Theia. This can be interpreted to mean that here gold equals Sun which Theia, by creating it, made the subject of worshipping.²² It can, however, be interpreted in a more direct sense so that in Greek mythological conception the value of gold is not an inherent one but derives from gold being Sun-like, from its being the substance of the Sun, and its appreciation itself had become possible by the birth of the Sun.²³ This secondary character of material value, stressed here by Pindar, is expressed in a particular genealogical sense by one of the ancient scholiasts who adopts this essential idea of Pindar though in a reasoning far from his: *ἐκ Θείας καὶ Ὑπερίονος Ἥλιος, ἐκ δὲ Ἥλιον ὁ χρυσός.*²⁴

Even if beyond this conception we discern a late speculation that indirectly goes back to Platon, the concept which must have been the source of Pindar's above-quoted passage and according to which gold is a substance characteristic of the Sun or is the very substance of the Sun (or at least the form of its appearance, sometimes inseparably identical with it) seems to be of a long standing and widely accepted in both Greece and Italy.²⁵

In the Homeric hymn to Helios — to quote but a few characteristic examples of the many to be found in the works of Greek authors — the Sun appears in a golden helmet and a golden-yoked chariot (v. 10 *χρυσέης ἐκ κόρυθος*; v. 15 *χρυσόζυγον ἄρμα*); Sophocles (Aias 847; cf. Procl. hymn. 1,1 Ábel; PLM IV. p. 435, 24) and Euripides (Phoen. 2; Hel. 739) write about its golden chariot and golden rein, and so does Nonnos (Dion. 25, 391 sq); Pausanias saw him represented sitting in a golden chariot, in Corinth (2, 3, 2). Mimnermos tells of

²¹ In Vedic religion: H. OLDENBERG: *Die Religion des Veda*.² Stuttgart—Berlin 1917, 85—6; for the golden-handed Savitar and his connexions with Sun see *ibid.* 63—4. Egypt: DAUMAS: *op. cit.* 14. In the religion of the Incas: DUCHEMIN: *op. cit.* 214—5.

²² See also K. KERÉNYI: *Töchter der Sonne*. Zürich 1944. 48.

²³ Similarly interpreted by DUCHEMIN (*op. cit.* 218). WILAMOWITZ' cautious wording does not exclude such an interpretation (Pindaros. Berlin 1922. 201).

²⁴ Schol. Pind. Isthm. V. 2 (Pindari Opera ed. Boeckh. II. Leipzig 1819), *cp.* also the references quoted in n. 25. It is not incongruous with this, as we shall see, when Pindar speaks of *Διὸς παῖς ὁ χρυσός* (frg. 222 Sn.).

²⁵ Eustathios ad Il. A 15 mentions it as an ancient Greek idea that gold was dedicated to Helios: *τό δὲ σκῆπτρον χρυσοῦν ἐνταῦθα πλάττει ὁ ποιητής τῷ Ἀπόλλωνι τουτέστι τῷ ἡλίῳ διὰ τὸ καὶ τὸ μέταλλον τοῦ χρυσοῦ ἡλίῳ παρὰ τῶν παλαιῶν ἀνατίθεσθαι.* Cp. Plin. NH 7, 197: *invenit... auri metalla... Sol.* The Greek and Byzantine sources for this idea referring in part to ancient concepts see by A. B. COOK: *Zeus I.*, Cambridge 1914. 625, n. 5. On the name of the Etruscan Sun-god meaning gold see V. BERTOLDI: *StEtr* 10 (1936) 307.

its golden chamber (frg. 11,6 D³) and of its golden couch (frg. 10,5—7 D³), Stesichoros and after him Aeschylus and many others mention a golden vessel in which the Sun travels its night course (see the ancient references: RE VIII. 92—3)^{25a}. The epithet *χρυσοφαής* (Eur. Hec. 634) recurs in one of the Orphic hymns (h. mag. 4,25 Áb.; PLM IV. 435, 20; 437, 52) recorded at a later date but preserving in many aspects archaic ideas and often deliberately quoting archaic and classical Greek poets.²⁶ In these hymns recurrent mention is made of the Sun's golden curls (*χρυσοκομάς* h. mag. 4,2 Áb.), of its gold glitter and gold brilliance (h. Orph. 8,2 Áb.; Orph. frg. 236 Kern), and other late authors also call the Sun gold-curled, such as Mesomedes in his hymn (*χρυσέαισιν ἀγαλλόμενος κόμαις*), Martianus Capella (*aurata caesaries*) and Macrobius (I. 17, 47 *comae aureae solis*).

The above examples may suffice to show that though gold as the epithet of gods, the form of their appearance, their attribute was of a wider use than would authorize us to restrict it to the Sun alone, the proper form of appearance and substance of the Sun, according to Greek religious ideas, gold had, to a certain extent, always been suggestive of the Sun. It would be worth while to enquire into the problem whether a closer and more organic connection of certain Greek gods with gold means more than the mere expression of their superhuman character and beauty and to find out whether or not these cases were originally somehow connected with the kinship of gold to the Sun.

There are very scarce data, we know, either in Greece or in Italy, referring to the cult of the Sun or to its myths.²⁷ The existence and the long standing of the cult, however, are supported by the fact that in the Iliad a boar is offered to the Sun and Zeus (XIX. 197), in the Odyssey Odysseus and his companions promised in propitiation to erect a temple and offer up a sacrifice to the Sun (XII. 346), and in Rome his festival is to be found in the earliest calendar reflecting the conditions of the period of the kings. Judging by the sporadic data, this cult had been widely diffused over territories inhabited by the Greeks, and quite a number of its interesting features can be reconstructed from incoherent, mostly late and laconic sources. From the very beginning of Greek literature Helios is recurrently mentioned, but the number of immediate mythological references is insignificant; the latter, as well as the data referring to his cult, hardly come within the scope of the dominating

^{25a} For illustrations see G. JACOPI: Boll. d'A. 30 (1936—37) 40—44.

²⁶ R. KEYDELL: RE XVIII (1942) 1332 with references. O. KERN: Orphicorum fragmenta. Berlin 1922. 398—401 gives a detailed list of citations in the fragments taken from classical Greek authors.

²⁷ Sources: Rapp, Myth. Lex. I. (1890) 1993—2026; JESSEN: RE VIII (1912) 58—93; recently with rich archaeological material K. SCHAUENBURG: Helios. Archäologisch-mythologische Studien über den antiken Sonnengott, Berlin 1955, with full bibliography; cp. M. J. MILNE: AJA 61 (1957) 310—16. On the Sun-cult in Italy and Rome before the Imperial period a comprehensive study is C. KOCH's Gestirnerührung im alten Italien. Frankfurt a. M. 1933.

Greek religious ideas, or else were recorded at a later date when these ideas that had passed for peripheral until the classical period became general and were put down in writing.

In the development of the religion of many peoples one can observe a stage when the myths and cult of the Sun-god have a central function.²⁸ The literary and archaeological sources, completed with the evidence supplied by comparative mythology, permit the suggestion that once a richer myth and cult of the Sun-god existed in Greece and Italy too.²⁹ This, in all probability, was the time of the final disintegration of tribal society and of the forming of a tribal aristocracy which created the city-states — an organisation to support their rule.³⁰ The religious ideas of this aristocracy reflected more differentiated and more intricate social conditions than tribal society and these determined their relation to nature. In mythology the leading role was transferred to deities whose exclusively physical features had to loose some of their importance as against their social characteristics.^{30a} That is how it was — unlike the great Eastern cultures to an extent — with the Greeks without, naturally, severing the immediate link between these mythological concepts and nature.

The markedly subordinate role of Helios as against the Olympian gods is undoubtedly attested by the Homeric poems³¹ and emphasised in the Homeric hymn contesting his divine character by calling him similar to the immortals (v. 7 *ἐπεικέλω; ἀθανάτοισιν*). His Titanie character or descent also indicates his sub-Olympian rank and earlier origin.³² It is characteristic of classical Greek conception that Aristophanes and Herodotus saw an appropriate feature for distinguishing the «Barbarians» from the Greeks in the difference that the former were the worshippers of the Sun while the latter whorshipped the Olympians.³³

Consequently, in the Greek religion of the Homeric age and of the following centuries the role of Helios had no more importance among the *dominating* ideas than the one suggested immediately by his natural appearance. The mythological function with which this deity had been invested in an earlier

²⁸ L. FROBENIUS : *Das Zeitalter des Sonnengottes*. Berlin 1904.

²⁹ Plat. *Crat.* p. 397 C; cp. RAPP : *op. cit.* 1994. The most recent and most detailed reconstruction of the pre-Homeric shape of the Greek Sun-god : K. KERÉNYI : *Eranos Jb.* 10 (1943) 81—124.

³⁰ See recently W. HOFFMANN : *Festschr. B. Snell. München* 1956. 153—66 with exaggerated conclusions.

^{30a} This was pointed out by F. BOLL : *Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung d. alten Völker*. 1922 and now : *Kl. Schriften zur Sternkunde des Altertums*. Leipzig 1950. 93, without supposing historical premises.

³¹ RAPP : *op. cit.* 2015; JESSEN : *op. cit.* 62—3. He belongs, according to Artemidoros II. 34, not to the *θεοὶ Ὀλύμπιοι* but to the *οὐράνιοι*.

³² KERÉNYI : *Eranos Jb.* I. cit. 104 ff.

³³ Pax 406—11 and the respective scholion referring also to Homer : *οἱ βάρβαροι τὸν τε ἥλιον καὶ τὴν σελήνην θεῶν μᾶλλον πάντων σέβονσι*. Cf. also Plat. *Crat.* p. 397 C.

epoch was now transferred to some of the principal Olympian gods.³⁴ New protagonists were introduced into the old Sun myths, such deities whose many-sided character had but a single aspect common with the sun and even this relation was not always their most essential feature. Such a deity was, in the first place, Zeus. The Sun-god³⁵ who had become a prominent figure during the last, declining stage in the development of tribal society had to yield his place to Zeus in such myths as undoubtedly display the earlier mythological importance of the former.³⁶ Zeus is the father of the χρυσόπατος Perseus born from the unmistakable form of appearance of the Sun — a shower of gold.³⁷ The original connection of this myth with the Sun-god is attested by the name of Helios' wife Perse or Perseia, by the fact that one of his sons is known in mythological traditions as Perses or Perseus as well as by certain authors identifying Helios with Perseus.³⁸ Zeus' other son Herakles, whose conception was marked by the appearance of the god in the form of a shower of gold or rather of a gold snow-fall,³⁹ was more than once identified in Greek tradition with Helios.⁴⁰ His close relation to the Sun-god^{40a} is sufficiently testified by the myth in which the god lends him his golden vessel to voyage through the Okeanos to the Hesperides.⁴¹ It was again Pindar who bequeathed us the tradition of Pallas Athena's birth from Zeus' head in a golden snow-fall.⁴² In this case the role of Zeus as the successor of the Sun-god is shown also by the wide-spread idea of the parthenogenesis being connected with the Sun-god, on the one hand,⁴³ and on the other, by some features of the goddess, conserved in, or not altogether vanished from, Greek religion knowing her, in the first place, as Helios' wife (Strab. X. 472) and representing her as related to the Sun-god in logically contradicting forms (wife, daughter) so characteristic of mythological tradi-

³⁴ KERÉNYI: Töchter d. Sonne, *passim*. Very similar is the case with the Vedic religion, for which see the role of Sūrya besides the solar aspects of Agni, Mitra, Indra.

³⁵ Several nomadic tribes at the time of the great migrations were found in this stage of development (J. HARMATTA by N. FETTICH: *Archäol. Stud. zur Gesch. d. späthunnischen Metallkunst*. Arch. Hung. XXXI. 1951. 104—5).

³⁶ A monumental collection of the relevant Greek sources with parallels in folklore: COOK: *op. cit.* 189—730; especially interesting is the fragment of Pindar quoted in n. 24. Sol and Juppiter: E. STRONG: *JRSt* 6 (1916) 45—6.

³⁷ E. SIECKE in P. EHRENREICH's *Die Sonne im Mythos*. Leipzig 1915. 36—7. The myth inadequately discussed by COOK has been analysed recently on the basis of new material by I. TRENCSENYI-WALDAFFEL in *Antik Tanulmányok (Studia Antiqua)* 3 (1956) 37—68 (in Hungarian). The myth was connected with stories on children of the Sun or of a star by L. RADERMACHER: *ARW* 25 (1927) 216—8; *cp.* in the first instance, H. USENER: *Das Weihnachtsfest*.² Bonn 1911. 348 ff. and E. NORDEN: *Die Geburt des Kindes*. Leipzig—Berlin 1924. 159.

³⁸ For ancient references see RAPP: *op. cit.* 2016; JESSEN: *op. cit.* 73, 78, 81. *Cp.* KERÉNYI: *op. cit.* 47.

³⁹ On this subject recently: TRENCSENYI-WALDAFFEL: *op. cit.* 39.

⁴⁰ GRUPPE: *RE Suppl.* III (1918) 1098.

^{40a} For ancient sources and illustrations see JACOPI: *l. cit.* 39—44.

⁴¹ On the relations of Gilgamesh, so closely akin to him, with the Sun-god Shamash see CH. VIROLLEAUD: *Eranos Jb.* 10 (1943) 62 ff.

⁴² TRENCSENYI-WALDAFFEL: *l. cit.*; DUCHEMIN: *op. cit.* 207.

⁴³ FROBENIUS: *op. cit.* 223—63.

tions. Nevertheless the task of reconstructing the original epic form of the pre-Homeric myth from these data is just as difficult and uncertain as in case of the myth of the golden fleece preserved by Helios' son Aietes and in a number of other cases.

Another Olympian god to have inherited most of the features of the Sun-god is Apollo.^{43a} His identification with Helios recurring generally in Greek literature since Aeschylus reappears also in folklore. Naturally, the identification, as in general in mythology, does not mean that the two figures completely conform to one another.⁴⁴ Helios and Apollo are only overlapping figures, the latter having a connection with the Sun-god quite different from that of Zeus. The identification of Helios and Hephaistos^{44a} is more closely linked with their relation to natural phenomena than in case of Apollo or Zeus, which may account for its being less popular in Greek mythology and cult as conserved in the tradition. In some cases we can make a guess, much rather than a definite statement, as to which of the myths connected with him or with Apollo had featured once the Sun-god as protagonist, and in what form.

The figure of the Sun-gods wife, like his own, was also integrated into the features of different Olympian divinities. These, in the first place Hera, Aphrodite and Artemis, in Greek traditions beginning from Homer display by their sole appearance features akin to those of the Sun.⁴⁵ In fact, such epithets as «golden-haired», «golden-faced», «golden-limbed», etc. — mainly in the earliest traditions — apply, in the first place, to such Olympians as are the most closely related to the Sun-god and in whose appearance the golden glitter may signify more than the mere lustre of the deity. These are Zeus, Apollo, Aphrodite, Artemis and Dionysos who will be amply dealt with later in this respect. It seems probable that these epithets, in passages where their concreteness and consequent use can be demonstrated, had originally had a mythological significance, or at least one of their meaning was mythological. This seems much more plausible than the assumption that they reflect, in general, the Greek poets' knowledge of the golden statues of the East.⁴⁶

^{43a} For Helios and Apollo see JESSEN : *op. cit.* 75—6 ; NORDEN : *op. cit.* 15—6 ; KERÉNYI : *Eranos Jb. I. cit.* 97—8 ; SCHAUENBURG : *op. cit.* 49, n. 17.

⁴⁴ This applies in general to the *interpretatio Graeca* or *Romana*, and many far-fetched interpretations have arisen from disregarding it, though especially the identification of Egyptian divinities with Greek gods, well known also from written sources, marks the limits of such identification quite conspicuously.

^{44a} Cp. the Sun as one of the aspects of Agni in Vedic religion OLDENBERG : *op. cit.* 108—11.

⁴⁵ Female figures belonging to the Sun-god : KERÉNYI : *Töchter d. Sonne.* 63 ff. For the ancient passages on the golden Aphrodite see recently W. VOLLGRAFF : *Mél. Picard.* II. 1949. 1075—7 ; cp. Paus. II. 5, 1 (statue of Helios in temple of Aphrodite). In Egypt the golden female deity is Hathor (see GRAPOW : *op. cit.* 57), often identified with Aphrodite.

⁴⁶ LORIMER : *op. cit.* ; *contra* also DUCHEMIN : *op. cit.* 209.

As to the golden or gilded statues of gods that have come down to us or are known from literary sources to have existed, by their erecting must have been played a role, beside their effective value in gold, the religious idea considering gold the substance of immortality just like ivory so often sharing its function when the classical Greek sculptor wished to impart the deities an appearance commanding respect in its external form.⁴⁷ It is, however, not excluded that in case of Apollo, as well as Zeus, Artemis, Dionysos, in whose cult the golden statue seems to have been more than an accidental accessory,⁴⁸ a mythological significance was attributed to gold, especially in the archaic period, as it was, no doubt, imputed to the gilding of the statues of rulers later in the Hellenistic and in the Imperial period. The discussion of this problem would, however, go beyond the scope of the present paper.

III. GREEK RELIGIOUS IDEAS REGARDING THE SUN-GOD

On the basis of all this it is difficult to imagine that behind the ritual use of gold diadems in Athens and Eretria in the 8th century ideas in direct and concrete connection with the Sun-god existed. But a survey of the conceptions of the Sun in Greek religion which have passed down to us may help to define more clearly the circle of ideas in which we may move in interpreting the use of gold diadems in graves and the ideas they may have evoked in the contemporaries.

The Sun-god who was degraded from the Homeric Olymp, and whose former role was divided among the Olympians was known moreover as an independent figure. His name was identical with that of the celestial body and the firm basis of his existence was the very fact that the natural appearance of the sun and the contemporary knowledge about it recreated day by day the possibility of Sun myths and Sun cult and the realization of this possibility, especially in a popular religiosity outside the Homeric one. Thus with the figure of Helios such features were connected which were undoubtedly very old, yet they must not be simply considered the survivals of ancient ideas,¹ they were not the ballast of Greek religious imagery carried along unconsciously and without any meaning, but since their basis was the experience of the Mediterranean peoples, an experience which day by day they

⁴⁷ Ivory as the substance of gods: LORIMER: *op. cit.* 30—33.

⁴⁸ Golden statues of gods in Greece: *ibid.* 14 ff.

¹ KOCH: *op. cit.* 28—30; since he does not take into consideration that these conceptions are actualized in a different form according to historical ages and within these, according to places and communities, he, to a certain extent, comes to an agreement with those who consider the Sun-cult as having come from outside, from abroad, and as being quite secondary with the Greeks. (U. v. WILAMOWITZ—MOELLENDORFF: *Gl. d. Hell.* I. 113—4. 250—2; M. P. NILSSON: *Gesch. d. gr. Rel.* I². München 1955. 34, 141, 388, 839).

lived through, over and over again, and so was never forgotten, these features were always actual and in so far widespread and timeless as they remained in connection with the natural phenomenon.²

The Greek ideas on the Sun display a double aspect : he is the life-giver, nourisher, augmenter and preserver and at the same time the scorcher and destroyer too. Homer stressed the latter with his epithet *δεινός* (Od. XII. 322) and it is in accordance with this when in the Homeric hymn *σμερνόν δ' ὁ γέ δέρεται ὄσσοις* (v. 9). His role of devastator of corn whose memory has been preserved by Ovid (Fast. IV. 919), is the realization of this aspect of the god.

Homer is also the first source of his other, much more prominent feature. In the Odyssey appears Helios as *τερψίμβροτος* (XII. 269, 274 ; cp. hymn. Ap. 411 and later authors) and since Homer his name is the synonym for life.^{2a} In his Homeric hymn the poet prays to him for *βίον θυμήρεα* (v. 17), in Aeschylus' Agamemnon (v. 611) he appears as *τρέφων χθονὸς φέσιν*, according to Hippocrates he was invoked as the giver of good gifts (de insomn. 4), Sophocles speaks about his all-nourishing fire (Oed. R. 1425) and in Platon — already in quite a different connection — he has also the role of giving everything *τὴν γένεσιν καὶ αὔξησιν καὶ τροφήν* (Rep. VII. 509 B). The attributes occurring in texts which are late or at least set down late are also related to this conception.³ Thus in Nonnos appears Helios as *ζεῖδωρος* (XII. 23), in an Orphic hymn as *ἀρωγὸς πᾶσιν* (8,17 Áb.), in Hesychios as Phytios. Pausanias mentions that the inscription of his statue erected in the temple of the Great Goddesses in Megalopolis calls him *σωτήρ* (VIII. 31,7 ; for further references see Jessen op. cit. 74), and his features of promoter of the growth of nature, mentioned in numerous ancient sources, were preserved in the cult too : his priest took part in the festivals of Skira in Athens, on the festivals of Pyanopsia and Thargelia sacrifices were offered to Helios and the Horae.⁴ This feature of his is naturally connected by another one, stressed by the association with the Horae⁵ and by later texts, most beautifully by Nonnos when he calls him the shepherd of eternal years (XI. 400). His golden-horned oxen are interpreted already by Aristoteles — correctly or not — as the days

² Cp. FROBENIUS : *op. cit.* 35.

^{2a} R. BULTMANN : *Philol.* 97 (1948) 1 ff. ; SCHAUENBURG : *op. cit.* 66, n. 264 ; DUCHEMIN : *op. cit.* 228. In Egyptian texts c. g. NAGEL : *op. cit.* 41, 43, 51—4.

³ JESSEN : *op. cit.* 61 ; cp. the beautiful late hymn *In laudem Solis* PLM IV. 434—7. Here belongs his healing character too : Plin. h. n. 7, 197 : *Sol . . . cui Gellius medicinae . . . inventionem ex metallis assignat*, cf. chapt. 2, note 15. Similarly Shamash, see M. J. JASTROW : *Die Religion Babyloniens u. Assyriens* I. Giessen 1905. 69.

⁴ About all this see DEUBNER : *Att. Feste.* 190—91 ; M. P. NILSSON : *Hommages à J. Bidez et à F. Cumont.* Bruxelles 1949. 219—20.

⁵ According to Quint. Smyrn. the Horae are Helios' children (X. 337) : cf. Ov. Met. II. 118 ; Val. Flacc. IV. 92 ; Quint. Smyrn. II. 596 ; Nonnos, Dion. II, 270—71 ; XII, 17 ; XLVIII, 578 ; Io. Gaz. descr. 1, 326 ; cf. IV. Amenophis 'Hymn to the Sun : You have created the seasons' (NAGEL : *op. cit.* 53).

of the year (Schol. Od. XII. 128—30).⁶ The series of lustral rites, also the custom of circus races⁷ were connected with him as the supreme master who assures the regular cycle of years and the growth of nature (cf. PLM IV. 437, 49—51) and obviously it is this role that made him the founder of the Isthmian games and of other contests. That is why in the Vth Isthmian ode the merit of Theia is not only the appreciation of gold but also the custom of the games.

As master of the progress of the years he became the father of time, *χρόνου πατήρ* in the Orphic hymn (8, 13 Áb.; for further references see Rapp, op. cit. 2023) and this leads to the original core of the myth associated with his natural appearance: Sophocles (Oed. R. 660—61) and Menandros (frg. inc. 132) call him the most ancient of all gods. The same Sophocles calls him the creator of gods (*γεννητὴς θεῶν*) and the father of all (*πατὴρ πάντων*, frg. 1017 N²).⁹ This is what the Orphic hymns express more fully with his epithets *παγγενέτωρ* and *προπάτωρ* (Frg. Orph. 236,4 Kern; hymn. mag. 4,24 Áb.; cp. his attribute *παγγόνος* on an inscription in Epidauros: Jessen op. cit. 73); here is the basis of invoking him as *πατήρ* since Pindar and Aeschylus and so he is father of the Athenian Tritopatreis.¹⁰ And he who is father, creator, beginning of all, is *αὐτοφυής*, *αὐτογένεθλος* (hymn. Orph. 8,3; 4,24) too,¹¹ at the same time immortal (Aesch. frg. 186 N) and imperishable (*ἄφθιτος*, hymn. Orph. 4,26 Áb.).^{11a}

In mythology and at the beginnings of Greek science the sun, as the source of all life,¹² is connected with the water and the earth. Traces of the wide-spread myth of the Sea-goddess associated to the Sun-god, taken from everyday experience of coastal peoples, are preserved in the genealogy of Helios' wife, Perse: she was one of the daughters of Okeanos. Besides this, many a myth tells about the connections of Helios with sea-goddesses.¹³ Knowing the significance of the geographical situation of the temples and

⁶ Cp. RAPP: op. cit. 2018—9; COOK: Zeus. I. 409 ff.

⁷ KOCH: op. cit. 26; Á. SZABÓ: ARW 36 (1939—40) 142 ff; I. BORZSÁK: Antiquitas Hungarica 2 (1948) 62—71. The circus in Italy is the place of Sun-cult already in the Etruscan religion: SZABÓ: l. cit. 157; on the Greek origin of the circus horse-races and of probably their whole religious background see *ibid.* 159. For the purifying effect of the Sun see *ibid.* 146, n. 4; O. WEINREICH, *Hermes* 56 (1921) 329—31.

⁸ Not only in consequence of the gift of «the brightness of victory» which is mentioned by WILAMOWITZ (Pindar 203) and DUCHEIM (op. cit. 220).

⁹ The paternal features of the Greek Sun-god: KERÉNYI: *Eranos Jb. l. cit.* 81 ff. Similarly Shamash: FURLANI: op. cit. 165; in Egyptian texts: NAGEL: op. cit. 45—6, 51—4; ROEDER, *Myth. Lex.* IV. 1915. 1195—7.

¹⁰ JESSEN: op. cit. 62; E. WÜST: RE VII A. 1939. 327.

¹¹ Egyptian pyramid texts: A. ERMAN: *Rel. d. Aegypten*. Berlin—Leipzig 1934. 90; Book of the Dead: NAGEL: op. cit. 17; a stele of the British Museum: *ibid.* 45; cp. ROEDER: op. cit. 1191.

^{11a} The same in Egypt: ROEDER: op. cit. 1203.

¹² Egyptian concepts: ROEDER: op. cit. 1195—7; J. DE SAVIGNAC: *Nouv. Clio* 6 (1954) 350; texts in NAGEL: op. cit. 41, 44—6, 51—4; Mesopotamia: FURLANI: op. cit. 165. Cf. PLM IV. 435, 5: *nam chaos est sine sole dies*.

¹³ RAPP: op. cit. 2017; JESSEN: op. cit. 79—80.

places of worship in Greek cult, it is not accidental that the sites of the Helios cult were mostly on the seaside.¹⁴

All this is directly connected with the image of a daily repeated natural phenomenon which by its appearance gives life, just like the other more prominent relation in Greek religion, that between the life-giving Sun and life-giving Earth. According to his genealogy, Helios is the child or grandchild of Ge, but there is a version according to which he is her husband, just in the role of the father of the Tritopatris.¹⁵ The cult connections of Helios and Demeter, the proofs of which become more frequent since the 4th century B. C., must have been built on an earlier basis, or at least they realize former potentially extant relations, whether we read of common sacrifices to the two gods or of the Helios-altar in the district of Demeter's temple, or whether we think of the South Russian gold plates, found in the grave of a priestess of Demeter, with representation of the Sun-god.¹⁶ Another group of Greek ideas on the Sun based upon the former, leads much further. The starting point is again an observation of nature: where is the Sun when it is not to be seen in the sky? The conception that during the night the Sun shines in the realm of the dead never gained ground with the Greeks.¹⁷ On the contrary: the dead were not to be shown to the Sun¹⁸ and the underworld was considered a «sunless abode» (*ἀνάλιος οἶκος*, Eur. Alc. 437)¹⁹; the same is the exact meaning of the famous scene in the Odyssey, where Helios demands satisfaction from Zeus for the killing of his oxen. Otherwise, he says, he will shine in the Underworld. The interpretation according to which he will shine *only* in the Underworld and not for the immortals and mortals *too*, misunderstands the essence of the passage: just that would be the breaking through of the Olympic world-order if he, whose name is synonymous with life,²⁰ were to come to the realm of the dead. Zeus does not refuse to give satisfaction to Helios and by doing so assures the integrity of his own world-order:

¹⁴ RAPP: *op. cit.* 2025; KERÉNYI: *Eranos Jb. l. cit.* 96–104; (water sacrifice to the Etruscan Sun-god: M. RUNES: *StEtr* 9 (1935) 425; about the Celtic cult-relations between water and sun: E. THÉVENOT: *Ogam* 6 (1954) 9–20.

¹⁵ Ancient references: JESSEN: *op. cit.* 80; the connection of Helios and Ge in the oath: hymn. Orph. 8, 12 Áb.

¹⁶ Recently: SCHAUENBURG: *op. cit.* 20, 43–7; MILNE: *l. cit.* 314–15.

¹⁷ Thus CUMONT's formulation (*Recherches sur la symb. fun.* 52) is erroneous. Egypt: NAGEL: *op. cit.* 32–8; ROEDER: *l. cit.* 1185–7. About the occasional appearance of the opposite conception, see H. KEES: *Voir. d. Bibl. Warburg* 1928–29, 16–20. — E. VARGA has drawn my attention to the fact that also in Egypt existed a conception according to which some great evil-doers after their death «will not see the light of Rê' and will not hear his voice» (H. FRANKFORT: *The Cenotaph of Sethi I.* vol. II. London 1933. pl. 30, 35; reference of L. KÁKOSY), but there that was the exceptional, while according to Greek ideas the chosen were those who could enjoy the sunlight in the other world.

¹⁸ Cic. de leg. 2, 66.

¹⁹ For further references see BULTMAN: *op. cit.* 5–7.

²⁰ Similarly KERÉNYI: *Eranos Jb. op. cit.* 93–4.

Ἥέλι' ἧ τοι μὲν σὺ μετ' ἀθανάτοισι φάεινε
καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζεῖδωρον ἄρουραν·
τῶν δὲ κ' ἐγὼ τάχα νῆα θοῆν ἀργῆτι κεραννῶ
τυτθὰ βαλὼν κεάσαιμι μέσῳ ἐνὶ οἴνοπι πόντῳ.

It is only a part of the Greek Underworld where Helios truly shines.²¹ The famous threnos-fragment of Pindar, given its complete context, clearly speaks about this. According to the Plutarchus passage which conserves the fragment (consol. ad Apoll. 35), three ways are open to man after death: one leads to deification, as in the case of Herakles, the other is for those who have lead an impious life and have violated the laws, the third, i. e. the middle way is the one that leads to the εὖσεβῶν χῶρος, the abode of the blessed; τοῖσι λάμπει μὲν μένος ἀελίου | τὰν ἐνθάδε νόκτα κάτω.

This idea does not stand isolated in the ancient tradition.²² Likewise Plutarchus (de def. orb. 945 C) preserved the version that Helios takes the pure souls to his realm of light. Alexandros Aetolus, who wrote in the first part of the 3rd century B. C., is the only source — transmitted by Athenaeus (VII. 296 E) — of the myth that Helios nourishes his horses daily with the plant that gives immortality, growing on the Isles of the Blessed.²³ Ovid certainly draws on earlier ideas when characterizing the Elysion as the dwelling place of the sun-bird, the phoenix (Am. II. 49—54). Of a much later date is the passage of Iamblichus' Pythagoras-biography in which he directly identifies the Isles of the Blessed with the Moon and the Sun,²⁴ and a similar conception is evoked by the attribute of Helios in the Orphic hymn: μακάρι-
τατος.²⁵

Homer does not speak of such a role of the Sun but neither does he contradict Pindar's conception. The problem appears in a wider aspect if we examine the ideas about Elysion as a whole. The Elysion, the isle or abode

²¹ Thus F. BOLL: *op. cit.* 91.

²² See more fully A. DIETERICH: *Nekyia*. Leipzig 1893. 21—34; L. MALTEN: *JdI* 28 (1913) 46—7; P. CAPELLE: *ARW* 26 (1928) 35—6, with the ancient sources. CUMONT (Recherches 52) suggests on the authority of NORDEN, that Verg. Aen. 641 imitated the above-mentioned passage of Pindar and adapted it in the description of the *Elysii campi*. For the Pindar-passages see also ROHDE: *Psyche*. II. 4 212—6 and CAPELLE: *op. cit.* 19. On the similar interpretation of a find by SCHAUENBURG (*op. cit.* 33) see MILNE: *l. cit.* 315.

²³ *ALG* II. 6² D. p. 80, n. 8; cp. MEINECKE: *Anal. Alex.* Berlin 1843. 238 ff; A. W. PERSSON: *The Religion of Greece in Prehistoric Times*. Berkeley- Los Angeles 1942. 22. CAPELLE's supposition (*ARW* 25 [1927] 247 n. 2) that the passage refers to the garden of the Hesperides, is unfounded, i. e. justified in so far as the garden of the Hesperides assumes the characteristics of the abode of the Blessed.

²⁴ For this see CUMONT: *Recherches* 183 and n. 2; *id.*: *Lux Perpetua*. 184, 2. (with ancient references).

²⁵ About the attribute *μάκαρ* and its connection with Helios see MALTEN: *op. cit.* 38, n. 4. He, too, like many others has accepted the erroneous opinion of WILAMOWITZ (Sappho u. Simonides 32, n. 3) that in the earliest times only the Olympians were *μάκαρες*. But e. g. Hesiodos (Erga 141) calls the dead people of the silver age *ὑποχθόνιοι μάκαρες*; at another place he calls Peleus *τρίς μάκαρ* (see now R. MERKELBACH: *Die Hesiod-Fragmente auf Papyri*, Leipzig 1957. 47, 0 7).

of the Blessed, where the good dwell after death separated from the impious, was an idea well known almost in the whole of Graeco—Roman antiquity,²⁶ not to be found, however, in this form in Homer. In the only passage where it is mentioned (Od. IV. 563 sqq.) it is not the abode to be gained by heroes for their human merits: it is only to Menelaos that the entrance is promised by Proteus *instead* of death, and only because through his wife he has become the son-in-law of Zeus. It has been rightly pointed out²⁷ that the concept of the dwelling place of the Blessed separated from that of the others in the Underworld is alien to Homer. It is more problematic if we see here irreconcilable contrast which can be solved only by deleting the Odyssee-passage from the original text as a later interpolation.²⁸ Indeed, the Homeric concept of Elysion reserved for some heroes of divine origin instead of death, is not inconsistent with his other ideas on future life,²⁹ much rather with the later tradition of Elysion which since Hesiodos is shown as being of a more general accessibility. The roots of this difference must be searched for in the fact that the Homeric poems express the ideology of an aristocracy confident of their power and preoccupied with the tasks of this world; the later poems, since Hesiodos — who is still bound, on one hand, by Homeric tradition, by his double audience on the other³⁰ — express the view of the world of the people of the city-states tending towards democracy, whether that of the peasants, merchants and craftsmen fighting against the privileged for equality before law or more right, or that of the aristocracy driven back more and more in the struggle and endeavoring to preserve their privileges at least in their ideas on the other world. It is, however, difficult to imagine that the conception formed about the separation of the good and bad after death and about the abode of happy life after death of which the neighbouring peoples possessed a literary as well as a monumental tradition dating back much earlier than the time when the Homeric epics were written, should have been unknown to the Greeks in the 8th century or earlier;³¹ then the poet of the Odyssee would not have been satisfied with a short allusion. It is more likely that the epic poet adapted the existing Greek concept to his own and his listeners' view of the world — not, of course, with any theological but with a poetical consciousness — carrying on, so to say, polemics with the old and current conception: not doing away with it, just giving it a different role

²⁶ ROHDE: *op. cit.* I. 68 ff; MALTEN: *op. cit.* 37 ff; CAPELLE: *loc. cit.*: CUMONT: *Recherches* 189; new archaeological material: B. NEUTSCH: *RM* 60—61 (1953—54) 62—74.

²⁷ ROHDE: *op. cit.* 68—70; MALTEN: *op. cit.* 43; CAPELLE: *op. cit.* 259—60.

²⁸ ROHDE: *op. cit.* 70, n. 1 (*contra* also DUCHEMIN: *op. cit.* 322); MALTEN: *op. cit.* 43 ff; CAPELLE: *op. cit.* 261—2 (he tries even emending the text: *op. cit.* 33).

²⁹ This is conceded by ROHDE: *op. cit.* 78—9, so coming into contradiction with himself.

³⁰ See most recently I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: *Hesiodos' Works and Days* (Script. Gr. et Lat. 3, Budapest 1955) 17, 120 and 111 respectively.

³¹ Thus, on this point, the opinion of CAPELLE is fundamentally erroneous (*loc. cit.*)

from that received in extra-Homeric religious thought. The latter must have been older than the origin of the Homeric poems, though written sources and representations have been preserved it for us only since Hesiodos and later; it must have been wide-spread and valid even in Homer's time. This would explain the popularity of this idea much better; on the other hand, it would make the role and form that it received in the *Odyssee* as being born from the polemic with extant other conceptions perfectly understandable, and would render the supposition of interpolation superfluous.

That there is no question of any secondary philosophical speculations in the above-mentioned role of Helios in the Elysion, or if so, they are founded on a very old mythological conception, is shown in another motive of the Helios-myth which can be reconstructed from fragments and is in close connection with the former. Hesiodos, the first literary source of the myth of the golden age and of the non-Homeric conception of the Isles of the Blessed, has it already that this Isles of the Blessed is under the rule of Kronos,³² the master of the golden age which is the mythological reflection of the first state of mankind. This concept, which in certain respects is undoubtedly in contradiction with Homer, later had many followers.³³

Kronos is one of the Titans to whom Helios also belongs; according to another version they all descend from Helios. Kronos, the ruler of a generation of gods, pushed into the Tartaros by Zeus, shows such features, first of all as *basileus*,³⁴ which were among the Sun-god's characteristics of great future. The cult and some myths of the latter, however, can be conceived also in an age when the forming of the *basileus*-institution and its transformation in the time of the dissolution of tribal society had not yet taken place.^{34a} There is no doubt that the mythical ideas on the golden age preserve the memory of such an age. We cannot decide whether the above-mentioned version, according to which Helios was not the brother but the father of Kronos and of the Titans, is the survival of a once extant myth, or if it is only a late addition to the Greek myth known from the historical age.

In any case, the relation of the two deities, their appearance in identical or similar roles resulted from their «nature». This is sufficiently proved by their other associations in the ancient cult and tradition. So the account of their common altar in Olympia preserving the memory of their previous

³² Ancient sources: M. MAYER: *Myth. Lex.* II. 1894. 1458—60; M. POHLENZ: *RE* XI. 1922. s. v. Kronos 2006—7.

³³ For ancient sources see: MAYER: *op. cit.* 1456—7; POHLENZ: *op. cit.* 2007—8, 2013; KERÉNYI: *Eranos Jb. l. cit.* 114 ff; TRENCSENYI-WALDAFFEL: *op. cit.* 121 ff. Besides some problematic views, very interesting ones are raised by P. PHILIPPSON: *Thessalische Mythologie*. Zürich 1944. 124—136.

³⁴ Ancient references: MAYER: *op. cit.* 1458 ff.

^{34a} On the beginnings of «true» solar cults in connection with the domestication of food plants and the establishment of fixed abodes see esp. H. J. SPINDEN: *Sun worship*, *Smithsonian Report* for 1939, 454—69.

common rule in Elis (Etym. Magn. 426, 17) must not be considered an error,³⁵ and whether Wissowa is right or not³⁶ in stating that the ancient Italic figure of Saturnus later took on such Greek features which completely covered the former ones, so much is certain that an original Italic deity would have been unsuited for identification with Kronos if they did not have similar or identic traits in essential points. Therefore some well-known characteristics of the Saturnalia can not be separated from the Kronos—Ilēlios association either. The connection between the star Saturnus and the Sun, which is of Babylonian origin and was also taken over by the Greeks, can be explained not only in an astrological but also in a mythological sense.³⁷ And as to the «interpretatio Graeca» of the oriental deities in Mesopotamia, in Egypt as well as in Syria, the god identified by the Greeks with Kronos is identical with or in close relation to the Sun-god,³⁸ which, as stated above, is not inconsistent with the Greek conceptions: so the identification must not be considered arbitrary and far-fetched from the point of view of Greek religious ideas.

All these render the suggestion likely that the Greeks had widespread ideas about the Sun-god, not to be found in Homer, but seemingly of an earlier origin, which connected the Sun with the abode of those who after their death are accorded a blessed life.

In Homer Achilles addressed by Odysseus in the Underworld confesses that he would rather be the servant of the last shepherd on earth than king down there. This expression of evanescence in its monumental simplicity must have reflected the self-consciousness arising from the ever increasing worldly power and wealth of the aristocratic audience of the Homeric poems. But how could this have been received by a man who had already been on earth only the servant of a shepherd?

At any rate the Homeric view of the world left its mark on the way of thinking of the entire Greek society. But in consequence of its form of transmittance as well as for other reasons it could not have been exclusively prevailing and those classes of society who — even if they could not free themselves from the effect of the perfection of artistic form — endeavoured

³⁵ As POHLENZ: *l. cit.* 1989.

³⁶ Rel. u. Kultus d. Römer² 204–6; F. ALTHEIM and his school sees in him a deity of Greek origin (see in the first instance ALTHEIM: Röm. Religionsgesch. I. Leipzig 1931. 53; more fully J. ALBRECHT: Saturnus, seine Gestalt in Sage u. Kult. Diss. Halle 1943, typewritten); cp. TRENCSENYI-WALDAFFEL: *op. cit.* 125 ff.

³⁷ BOLL: *op. cit.* 88; POHLENZ: *op. cit.* 2011–12; PETTAZZONI: Hommages à J. Bidez et à F. Cumont. 251.

³⁸ About the Syro-Phoenician origin of the Kronos festival of Durostorum in Moesia at the beginning of the 4th century A. D. and its connection with the sun-cult see W. WEBER: ARW 19 (1916–9) 316 ff. About the actual identity of the Syrian Kronos and the Sun-god and that this can already be traced in Babylonian astrology, see F. BOLL: ARW 19 (1916–19) 342–7. For further data about their identification in Babylonia and Syria and for the Egyptian Saturnus-Horus identification see: PETTAZZONI: *op. cit.* 251–4. For Kronos-interpretations of other peoples see: POHLENZ: *op. cit.* 1998–2001.

to find an expression for a different and partly contrasting conception both in mythology and poetry, tried to maintain and develop an older conception not included in the Homeric epics, besides elaborating also some elements of the Homeric idea of the world.^{33a} These new or revived ideas, logically more or less reconciled to the Homeric versions, were acceptable also to those who preferred the Homeric formulation, but their real popularity was gained among those layers of Greek society who could not identify themselves restless with the Homeric view of the world which adequately expresses the position of Homeric aristocracy. Necessarily these conceptions had to appear in the centuries after Homer when the peasants, craftsmen and merchants were carrying on, at many places, their victorious fight against the landed aristocracy. They found their way into the poems of Pindar, the poet of Thebes which supported the Persians who were menacing the independence of the Greeks, they appear in Hesiodos as well, who gave voice to the poor peasantry of Boeotia with, of course, a different accent. Hesiodos protests against the rule of injustice embodied in the corrupt judges who gave judgement against him, and in the mighty in agreement with this judges. He does so by recalling an age in which all this was still meaningless and inconceivable. It is also a consolation to call to mind that the golden age can still be attained by those who have led a pure life, at least after death. Obviously, Pindar consoles rather the aristocracy, whose position is always less and less firm, with the hope of realizing the golden age in the Abode of the Blessed,^{3 b} in an age when, regarding it from the point of view of Theognis, and expressed with his words *γοετηγῶι δ' ἄρχουσι, κακὸι δ' ἀγαθῶν καθύπερθε* (v. 679 D³).

The myth of the golden age and of the Isles of the Blessed, of a vanished and of a hoped for Sun-land was particularly suited to appeal to the oppressed of any time or to those whose former existence has been fundamentally shaken. Moreover, the idea of justice has been widely associated since ancient times with the Sun. Taking examples just from the two great cultures that were in closer contact with the Greeks: Shamash, the Assyro-Babylonian Sun-god, embodies the justice and was worshipped as the judge who knows the people's hearts and thoughts, who punishes the wicked and rewards the good, crushes wrong and is the guard of divine and human laws, the great judge of the Gods, «the shepherd of justice».³⁹ In Egypt the Sun-god is «the king of justice», and wears «Maat (the Justice) on his head» as a diadem; he passes just judgement on the dead and it is to him that turn those who are unjustly

^{33a} In like manner about the fate of the souls of the dead: ROHDE: *op. cit.* I. 99, 109.

^{33b} Cp. R. HAMPE: *ΕΡΜΗΝΕΙΑ*, Festschr. f. O. Regenbogen. Heidelberg 1952. 57—9.

³⁹ JASTROW: *op. cit.* I. 69, 220—21, 405, 418; FURLANI: *op. cit.* I. 164—5; VIROLLEAUD: *op. cit.* 57—60, 77—8.

persecuted or those who are afraid of an unfair judgement ; it is he who after suppressing those who rebelled against him «put law instead of injustice».⁴⁰

The all-seeing and all-hearing Sun (Il. III. 277 ; Od. XI. 109, XII. 323 and numerous later authors, see Jessen *op. cit.* 59) was called as witness and revenger in the case of every crime by the Greeks too ; he appears together with the Earth, Zeus and the Erinyes in the oaths since Homer. This same aspect of his is expressed in a genealogy preserved in a late tradition which speaks about Themis as the daughter of Helios,⁴¹ or in sources surviving from the Hellenistic age testifying his close cult-relation with Nemesis ; Macrobius' Neo-Platonic source finds even a way for their identification.⁴² In the myths of the Olympian gods it is in this respect that he figures the most often : he brings truth to light, whether Aphrodite wants to deceive her husband, the lame smith-god, with Ares, or the oxen are stolen from Apollo by his infant-brother Hermes, or Pluton carries away Persephone from her mother Demeter. So the late Orphic hymn call him, quite conforming to the oldest Greek ideas, the eye of justice (*ὄμμα δικαιοσύνης* h. Orph. 8, 18 Áb.; cp. Rapp *op. cit.* 2021). From here it is only a step that those suffering from social oppression should find in him their protector, that they should place all hope in him. In Mesopotamia he forbids the mighty to oppress the feeble and protects the humble.⁴³ In Egypt he is called «the leader of the poor», who «helps the poor and needy to their rights» and he appears as their liberator.⁴⁴ In Greece this feature of his can also be clearly seen. We can read in a passage of Artemidoros (II. 36) that he sets the slaves free ; epigraphic data prove that in the formula of liberating slaves he was called as witness besides Zeus and Ge, just like in the oath.⁴⁵ The participants of the revolt of Aristonikos, which was chiefly supported by slaves and peasants,⁴⁶ and those of Eunus' slave revolt in Sicily, called themselves «Heliopolitai».⁴⁷ Such social movements and utopias with the hope of realizing a Sun-land or Sun-city can be shown also elsewhere in the Greek and Hellenistic tradition respectively,⁴⁸ and as only explanation we need not suppose an Oriental origin of the idea.

It is not that Helios should ever have been some kind of a katexochen slave-god. But it is certain that his place in the history of Greek religious

⁴⁰ A. ERMAN : *Religion d. Aegypten*. 63 ; J. SPIEGEL : *Mitt. d. Inst. f. Aegypt. Altertumskunde in Kairo* 8 (1939) 201-6 ; NAGEL : *op. cit.* 28-32, 41 ; L. KÁKOSY : *The social background of the Egyptian pyramid texts*. 49-51. (Manuscript.)

⁴¹ JESSEN : *op. cit.* 82.

⁴² H. VOLKMANN : *ARW* 26 (1928) 307-10 ; PETTAZZONI : *op. cit.* 254-5.

⁴³ JASTROW : *op. cit.* I. 69, 429, 435-6 («Du lösest die Bande der Gefesselten!»).

⁴⁴ SPIEGEL : *op. cit.* 202 ; NAGEL : *op. cit.* 46 ; KÁKOSY : *op. cit.* 49-50.

⁴⁵ JESSEN : *op. cit.* 59, 72-3.

⁴⁶ See most recently with bibliographical references : T. SZEPESSY : *AntTan.* 3 (1956) 236.

⁴⁷ D. R. DUDLEY : *JRS* 31 (1941) 98-9.

⁴⁸ SCHAUENBURG : *op. cit.* 48, n. 2 ; SZEPESSY : *op. cit.* the introduction written to the translation of the Utopia of Iambulos and now *Ant. Tan.* 4 (1957) 54-5.

ideas has been determined by his character of liberator and saviour resulting from his natural appearance. The various aspects of this characteristic have been brought into relief with different stress in the particular ages and in the different classes and layers of society ; the general course of Greek history provided the frame for his change of roles in the different historical periods : his interlacement with the Orphic movement, his association with the mystery religions and his great popularity in the 4th century B. C. and later in the Imperial period, his role since the Hellenistic period in the cult of the rulers, and finally «the great historical paradox» : the assimilation of the myths and cults of Christianity to the Sun-religion, all these are the variations of a basic motive for historical determined reasons.

From this basic motive of the Greek and Roman ideas on the Sun-god follows his association with Dionysos and this association, from our point of view, touches just the most important elements of the figure of Helios. Dionysos is one of the gods who appear especially often in golden splendour ; already in Hesiodos he is golden haired (*χρυσόκομας* Theog. 947) and from the classical period to the Orphic hymns he is *χρυσόμιτρος*.⁴⁹ Like many features of the Helios-cult, his association with Dionysos can also be documented since the 4th century B. C. but nothing proves that it dates from that time. Sources of their genealogical relations that have come down to us are even later, partly taking them to be brothers,⁵⁰ partly considering Helios to have been Dionysos' father (Procl. hymn. 1, 24). We know that they were identified in Elis, and this identification has numerous written sources.⁵¹ The passages that consider Helios as the *interpretatio Graeca* of Osiris⁵² has their place in this context. Of the same character is the remark in Macrobius stating that the Thracians considered Sol and Liber as identical (Sat. I. 18, 11).

All these traditions are also undoubtedly coloured by philosophical speculations. But that they are not merely speculations is proved by cult-data of the Hellenistic period. The paeon of Delphi in which Dionysos appears with the attributes of Helios dates probably of the 3rd century B. C.⁵³ We know the inscription of their common altar from the first century B. C.,⁵⁴ and from the Peloponnesos there are other data on their common cult.⁵⁵ In Italy the

⁴⁹ CH. PICARD : *Mélanges G. Glotz*. II. Paris 1932. 707 ff. ; about its meaning see *ibid.* 716.

⁵⁰ JESSEN : *op. cit.* 78.

⁵¹ *Ibid.* 76 ; KERN : *Orph. fragm.* 207 ; 212 ; 236 ; p. 251—2, frg. 239 with bibliography.

⁵² JESSEN : *op. cit.* 74 ; for the golden body of Osiris see : DAUMAS : *op. cit.* 6.

⁵³ VOLLGRAFF in A. BRUHL : *Liber Pater*. Paris 1953. 264. His very early connection with Apollo must be mentioned here, too ; cp. Macrobi. Sat. I. 18, 8.

⁵⁴ NILSSON : *Hommages Bidez-Cumont*. 219.

⁵⁵ KOCH : *op. cit.* 60, n. 1.

data reach back to much earlier times,⁵⁶ and they show influence of Greek concepts at least on such pieces as the Etruscan red-figured vase of the 4th century B. C., on which the satyrs, followers of Dionysos, greet the rising Sun with their dance.⁵⁷

At one point we reach to the very depth of this association if we consider one of the cult-attributes of Helios which expresses the essence of the Greek deity and for the most part determines the history of his whole cult and role in the antiquity. It is the attribute Eleutherios with which an altar was erected to him in Troezen, according to Pausanias (II. 31, 5) still in the 5th century B. C.⁵⁸ Dionysos is also a liberating god in his essential character.⁵⁹ He achieves this first of all with the help of the elating and unbinding effect of wine. On the other hand, there are a lot of features in his cult which, in this respect, make him more intimately related to Helios and justify, in the antique sense, the possibility of their identification.

Dionysos had, so to say, no place in the Homeric Olymp. His chief festival in Athens was introduced by Peisistratos with the undisguised aim to give a central place to a religious conception opposed to that of the aristocracy in the time of tyranny leading to democracy.⁶⁰ The possibilities for such an interpretation were latent in the Dionysos religion from its beginnings⁶¹ and comedy growing out of his cult preserved his original character when he appeared as the protector of the people's interests in his legends of origin, in the golden age of Athenian democracy, in the time of Imperial Rome and also since: it was the genre of the *libera lingua loquendi* in the cult of Liber-Dionysos at the time of Naevius (Paul. Fest. p 116 M) as well as before and after him. In Rome, where direct political contents of the cult was much more prominent in public whorship, the cult-centre of the plebs opposed to patricians governing the state was the temple of Liber and his two companions.⁶² Thus if in Horace his gift, the wine *addit cornua pauperi* (c. II. 21, 18), this is deeply rooted in the essence of the god's Greek and

⁵⁶ Ibid. 59—60.

⁵⁷ J. D. BEAZLEY: *Etruscan Vase Painting*. Oxford 1947. 37—8; best reproduction and bibliography: M. PALLOTTINO (ed.), *Mostra dell'arte e della civiltà etrusca*,² Milano 1955. No. 364, pl. 86; data of the connection of Liber and Sol in the Imperial times: BRUHL: *op. cit.* 262—7.

⁵⁸ Further references: JESSEN: *op. cit.* 76—7.

⁵⁹ Dionysos *'Ελευθερος*—*'Ελευθέριος* and his identity with the Italic Liber: F. ALTHEIM: *Terra Mater*. RVV Bd. XXII. 2. 1931, 23—8. For the name Liber see: WALDE—HOFFMANN: *Lat. Et. Wb.*³ Heidelberg 1938. 792 which also considers the name Liber as the translation of *'Ελευθερος*.

⁶⁰ For the Great Dionysia see L. DEUBNER: *Attische Feste*. Berlin 1932. 139 ff.; A. W. PICKARD—CAMBRIDGE: *The Dramatic Festivals of Athens*. Oxford 1953. 55—126; for the historical background: G. THOMSON: *Aeschylus and Athens*² London 1946.

⁶¹ Cp. NILSSON: *Gesch. d. gr. Rel.* I.² 565.

⁶² J. GY. SZILÁGYI: *Atellana*. Budapest 1941. 60, 74; BRUHL: *op. cit.* 30—45

Italic character. No wonder that his mysteries which incorporated Orphic elements probably already in the archaic age became the rivals of the Eleusinians.⁶³ Thus again an old conception is preserved in the famous lines of the late Orphic hymn: *εἰς Ζεὺς, εἰς Ἀΐδης, εἰς Ἥλιος, εἰς Διόνυσος*.⁶⁴

The role of Zeus is clear after what has been said in the second Chapter. As to the other two, these, it can be said, explain each other. Because Dionysos besides being *Ἐλευθέριος* and as *Ἐλευθέριος* is identical with Helios in the same sense as with Hades (*Sol . . . cum in infero* [sc. hemispherio est] . . ., *Dionysus, qui est Liber pater, habetur* Macrob. Sat. I. 18,8). Namely his identity with Hades bears only on one though essential point, like that of Helios.^{64a} We have seen that the Greeks did not know the sun as shining in the whole Underworld. It is not Hades as a whole with whom Helios is here identical, but with him who is Dionysos: who with his mysteries points beyond death and delivers his initiates from Tartaros. And in the abode of the blessed shines also Helios. It is in this sense that his material gold, could become the characteristic accessory of the cult of the dead,⁶⁵ as the symbol of life triumphing over death, promising everlasting happiness to those worthy of it, a life that the mystery religions promised their initiates^{65a} but the conception of which would always be welcome in Greece since the dissolution of primitive equality. In this sense gold is the material from Pindar (II. Ol. 70—75; frg. 129 Sn.) to Claudianus (de rapt. Pros. II. 277 sq.) of the trees, flowers, fruits of the Isle of the Blessed and the Underworld respectively,⁶⁶ and inseparably from these, that of the apples of the Hesperides;⁶⁷ it is the material of the Sun-bird, the phoenix⁶⁸ which the ancient sources, first of all the poem attributed to Lactantius (v. 15 sq.) place, as we have seen, not unfoundedly,

⁶³ R. EISLER: Orphisch-dionysische Mysteriumsgedanke. Berlin — Leipzig 1910; KERÉNYI: Eranos Jb. 17 (1949) 75.

⁶⁴ Fig. 239b KERN: cp. H. LEISEGANG: Eranos Jb. 6 (1939) 159 ff.; F. ALTHEIM: Aus Spätantike u. Christentum. Tübingen 1951. 1 ff. on the Macrobius-passage (Sat. I. 17—23). Similarly in the quoted hymn *In laudem Solis* v. 44: *Sol Liber, Sol alma Ce es, Sol Jup iter ipse*.

^{64a} KERÉNYI: Eranos Jb. 10, 91—2; Pluton Helios on inscription from Smyrna: RE Suppl. III 870; Hades and Dionysos: the interpretation of WILAMOWITZ and W. F. OTTO of the famous passage of Herakleitos (fig. 15 D) could not be shaken by A. LESKY and his followers (recently K. REICH: Heimes 80 [1952] 105—9); for archaeological material see: H. METZGER: BCH 68—9 (1944—45) 297—339; K. SCHAUENBURG: JdI 68 (1953) 50 ff. About the related Egyptian ideas in similar sense as above A. DOBROVITS: Orisis and the Heliopolitan god-system. Budapest 1934. 38—9.

⁶⁵ For this see already O. BENNDORF (*op. cit.* 70) who stressed the apotropaic character of the custom.

^{65a} The Eleusinian mysteries promised an other world to the initiates, depicted with the same features as in the early descriptions of the abode of the Blessed, cp. CAPELLE: *op. cit.* 20, 35—6. As they say about themselves in the Frogs of Aristophanes: *μόναις γὰρ ἡμῖν ἥλιος καὶ φέγγος ἰλαρόν ἐστιν* (v. 454).

⁶⁶ G. MARTIN: *op. cit.* 1197.

⁶⁷ MARTIN: *ibid.* 1191 ff.

⁶⁸ On the golden wings of the phoenix: Lactant. de ave phoen. 131; Achill. Tat. III. 25; Claudian. phoen. 22; etc.

into the Paradise^{68a} represented with the traits of the Happy Fields and of the Golden Age; in the Aeneis that is why Aeneas takes a golden bough to Juno in the underworld, which is at the same time a pledge for his return,⁶⁹ just as Herakles descends into the Underworld after obtaining the apples of the Hesperides.⁷⁰ Thus gold becomes the material of the inscribed sheets placed in the graves of the initiates,⁷¹ of the sepulchral masks⁷² or the small plates for covering the eyes of the dead⁷³ from the Mycenaean ages to the Imperial period. That is why since the early Bronze Age also in Greece the heads of the dead are adorned with gold wreaths⁷⁴ — a headgear common to the dead and the triumphator⁷⁵ — which consecrates the deceased as the inhabitant of the realm of the Sun,⁷⁶ to an existence which the Greeks described with

^{68a} On the sun-bird and his dwelling place: HUBAUX—LEROY: *op. cit.* 56 ff.; 132; A. RUSCH: RE XX. 1941. 416.

⁶⁹ ED. NORDEN: Aeneis Buch VI.² 172; Die Geburt des Kindes. 19, with n. 2. More recently R. A. BROOKS (AJPh 74 [1953] 270–2) explains the role of the gold here as belonging «physically below the earth, in the dead world» and so it is returned to Persephone rather than given to her. This supposition, however, is not supported by anything.

⁷⁰ MARTIN: *op. cit.* 1193.

⁷¹ KERN: Orph. fragm. pp. 104–10 with the older literature. More recently: F. CUMONT: Lux Perpetua. Paris 1949. 406, with references; F. PFISTER: Stud. Robinson II. 1115: «Totenpässe» (on the authority of DIELS).

⁷² The material has been recently collected in connection with the publication of a probably late Archaic gold mask from Chalcis by P. AMANDRY: Collection H. Stathatos. Les bijoux antiques. Strasbourg 1953. 49 ad No. 110 (the enumeration is far from being complete); cp. BENNDORF: *op. cit.* 5 ff., 66–7. From Byblos: A. DE RIDDER: Cat. des bijoux ant. 205 No. 2082 and pl. 31. Cp. on the gold masks of the mummy sarcophagi and the «lifegiving» power of gold in Egypt: DAUMAS: *op. cit.* 13–5. For golden funeral masks of the Incas where gold is also the material of the Sun, see R. KARSTEN: ARW 25 (1927) 46.

⁷³ E. g. in Intercisa to which Miss G. ERDÉLYI has kindly drawn my attention; see now M. R. ALFÖLDI: Intercisa II. Budapest 1957. Archaeologia Hungarica XXXVI. 475, I 3, 8, 24 and pl. 80; some lost pieces in F. DÉRI: A debreczeni Déri Múzeum gyűjteményeinek leírása (Description of the Collections of the Déri Museum in Debrecen). Debrecen 1922. 72 no. 3–4. Egyptian and other instances: F. SARTORI: ARW 2 (1899) 223–4; cp. J. WIESNER: Grab und Jenseits, RVV XXVI. Berlin 1938. 109.

⁷⁴ J. WIESNER: *op. cit.* 112, 139. From Mycenae e. g. BOSSERT: Altkreta.³ Berlin 1937. fig. 181, or more recently JHS 74 (1954) pl. 9, 1. The custom is well-known in the Near East also in the periods before the Iron Age (e. g. AJA 54 [1950] 61–3 and *ibid.* 59, 1955. 232. Kültepe, around 2000 B. C.; R. O. ARIK: Les fouilles d'Alaca Höyük. Rapport préliminaire sur les travaux en 1935 [Publ. de la Soc. d'Hist. Turque V. Ser. No. 1], Ankara 1935, p. CCXLVII, Al. 1030 and p. CLXVI, both from the Chalcolithic period, second part of the third millenium, cp. also pp. 118–9; M. CHEHAB: Atti del I. Congr. Preist. e Protost. Medit. Firenze 1951, 132 from the same site) but here the silver diadem is more frequent (e. g. WIESNER: *op. cit.* 109 from Sialk; CHEHAB: *l. cit.*). In Cyprus in the Late Bronze Age: J. L. MYRES: Handbook of the Cesnola Coll. New York 1914. 374–6, No. 3002; F. H. MARSHALL: British Mus. Catal. of Jewellery. London 1911. pl. I–II. Among the finds in Hungary the diadem of Velemzentvid of the Hallstatt B or C period is the most remarkable (see A. MOZSOLICS: Der Goldfund von Velemzentvid. Basel 1950 and most recently Archäol. Funde in Ungarn, ed. by E. THOMAS. Budapest 1956. 124–5).

⁷⁵ Cp. above Chapter 2, n. 5. For the connection of triumphal and funeral rites in general see: BRELICH: *op. cit.* 16–23.

⁷⁶ DUCHEMIN: *op. cit.* 212 ff about the custom of primitive peoples to consecrate their dead to the Sun. She rightly includes in this connection the use of the red colour

the traits of the Golden Age and placed under the rule of Kronos and which they knew to be the residence of Helios.⁷⁷

Though it cannot be stated that the Attic custom of using gold diadems proves the cult of the Sun-god conceived as a concrete mythological figure,⁷⁸ nevertheless it seems likely that such ideas lie behind this custom as were related to Helios in the extra-Homeric traditions. The supposition of this relation is to some extent supported by the Greek history of the funeral use of the gold wreaths and gold diadems.^{78a} At the beginning of the 7th century they disappear from the graves in Athens and in the Archaic period the custom seems to have flourished only in three places of the Greek world, in Crete, Rhodos and Korinthos. In Crete the cult of Helios which survived also in the historical age, shows the most ancient features of all his Greek cults.^{78b} Rhodos was known already to Pindar as the island of Helios,⁷⁹ Korinthos was called the city of Helios and in its Acropolis he was worshipped as the chief god.⁸⁰ From the 7th—5th centuries, though there are traces of the custom also in the centres of Greek civilization,⁸¹ we know documents of it coming rather from its peripheries and provinces, thus from Kypros, Thrace, Macedonia,

in the funeral rites (197—9 and 210 ff.). The fundamental collection of the ancient material: F. v. DUHN: ARW 9 (1906) 1 ff, on which the summing up of E. WUNDERLICH (Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus d. Gr. u. Röm. RVV XX. 1. Berlin 1925. 46—59) is based. Since then the material has greatly increased. About red as the symbol of the Sun: WUNDERLICH 96—108. The identical meaning of red and gold: *ibid.* 41; Cook, Zeus I. 625, n. 5; DUCHEMIN: *l. cit.* and REG 65 (1952) 48—50; K. MARÓT: AntTan. 3 (1956) 277, n. 15; in this sense Artemidoros (Riess: RhM 49 [1894] 177 n. 2). It is especially characteristic and interesting that in one version of the myth the golden fleece is red (references about this and the identical meaning of gold and purple, see in LORIMER: *op. cit.* 21; cf. Cook: Zeus I. 403 ff.; 414 ff.; BRELICH: *op. cit.* 11; DUCHEMIN: *op. cit.* 228. Helios with red instead of golden hair: RAPP: *op. cit.* 2003—4 Egypt: GRAPOW: *op. cit.* 58.

⁷⁷ An interesting parallel is mentioned by J. AISTLEITNER: Acta Orient. Hung. 5 (1955) 7: according to the Ugaritic religious concept «to join the army of the Sun» is to die. Here belongs the inscription of a Roman grave altar mentioned by CUMONT (Lux perpetua 293): *Sol me rapuit.*

⁷⁸ The wreath itself can also frequently be interpreted as a solar symbol. Thus e.g. Achill. Tat. III. 25; cf. Cook: Zeus I. 338—41; A. ROES: Rev. Arch. 36 (1950) 136.

^{78a} Besides this their cultic use in other connections was current too: cp. the treasure lists of the Parthenon, A. MICHAELIS: Der Parthenon. Leipzig 1871. 295 ff. passim; P. ORSI: Atti e Mem. Soc. Magna Graecia 1932, 87—8; W. DEONNA: Le mobilier délien (Explor. Arch. de Delos XVIII. Paris 1938) 310—12; MARSHALL: *op. cit.* p. XXXII.

^{78b} JESSEN: *op. cit.* 66; Cook: Zeus I. 467 ff., 719—21; KERÉNYI, Töchter d Sonne 173 ff. Cretan gold bands: Ohly 130, n. 21 and recently R. W. HUTCHINSON: BSA 49 (1954) 216—23.

⁷⁹ VII. O1. 14 sq, 56 sq.; for further references see JESSEN: *op. cit.* 66—9; on gold diadems from Rhodos see REICHEL 49—54 and catal. No. 51—83 (they are not all diadems).

⁸⁰ JESSEN: *op. cit.* 64, 80; gold diadems and the like: REICHEL: 40—44 and catal. No. 38—43 (No 37 is not Corinthian: OHLY 21).

⁸¹ A piece of probably Attic origin from an Eretrian grave of the first part of the 5th century, with other Attic objects: K. KURUNOTIS: AM 38 (1913) 306—11 cp. B. SEGALL: Katal. d. Goldschmiedearbeiten. Mus. Benaki. Athen 1938. 20—21, No. 11—13, 7th—5th cent. B. C.; MARSHALL: *op. cit.* p. XXXI—XXXII, pl. 13—4, 27.

Southern Russia and Italy.⁸² The custom seems to have gained ground in the centres of Greek civilization in the 4th century and the connection obviously presents itself with the great changes which can be observed in the religious ideas at the time of the crisis of polis-society,⁸³ in the course of which the role of the Sun-god increased and partly changed.

From the 4th century B. C. the gold wreaths found in the graves all over the Greek world can, by no means, be interpreted so uniformly as the earliest diadems. One may take into consideration — for this centuries — the mechanical survival of old customs devoid of their original sense. At that time the material value of gold must have already played a greater role in the placing the wreaths in the tombs, and a considerable part of the particularly rich and artistically elaborated pieces must have got into the grave with the dead as an object used also in life.⁸⁴ It is easily possible that their original purpose (e. g. wreath received as a prize of victory at a contest) was sometimes brought into connection in these cases, secondarily, also with the ideas on the cult of the dead (cp. Aristoph. *Lysistr.* 601). That in most cases they were, indeed, made directly for the cult of the dead, is shown by

⁸² See in general Z. OROSZLÁN: *Arch. Ért.* 78 (1951) 20; late archaic piece from Macedonia: AMANDRY: *op. cit.* 74—5, No. 216 and pl. 30. In Thracian graves of the 6th—5th centuries they are found on the breast of the dead: B. FILOW: *Die Grabhügelnekropole bei Duvanlij in Südbulgarien*. Sofia 1934. 195—6. On Cypriote finds from the geometric to the end of the classical period: E. GJERSTAD: *The Swedish Cyprus Expedition IV.* 2, Stockholm 1948, 167—8, 222. In Southern Russia from the classical period in masses, see summarily E. H. MINNS: *Scythians and Greeks*. Cambridge 1913. 388—93. From Italy comes a great part of the Louvre's rich material: DE RIDDER: *op. cit.* 11—3, No. 106—125 and pl. II—VI; specimens of the 5th century: E. LANGLOTZ: *Sig. Heyl II.*, München—Helbing 1930, 7 ad No. 37, pl. XV. In Rome the Law of the XII Tables forbade the funeral use of gold, but we know of gold wreaths in graves of the 4th century: I. SCOTT RYBERG: *An archaeological record of Rome*, Philadelphia 1940. 107—8. For the Etruscan material, see P. DUCATI: *Storia dell'arte etrusca*. I. Firenze 1927. 461 ff.; MARSHALL: *op. cit.* p. XXVI—XXVII, XLI—XLIII, pl. XV, XLVIII—L. — The Etruscan diadems, with Silen's head, found at the new excavations in Spina, are still of the 5th century; one of them: P. E. ARIAS: *Riv. Ist. Arch. St. Arte*, N. S. 4 (1955) 143—4. — The Department of Antiquities of the Museum of Fine Arts in Budapest owns an Etruscan gold wreath (Fig. 5) purchased in Italy. It came to the National Museum in 1884; inventory number 56. 145. A. Its length is about 25, 5 cm, weight 9,36 gr., the height of the band is 2 cm. The ribbed oval leaves were attached to the perforated band with small gold wires and several of them have remained in the original condition. At the two ends of the wreath is a palmette with a smaller inverted palmette at the bottom, in calyx, with a triangular core. The wreath which is rather fragmentary, dating from the 5th century according to the forms of the leaves, belongs to a characteristic group of Etruscan gold wreaths of the 5th century. In its intact condition it resembled to the pieces published by de RIDDER (*op. cit.* pl. V, No. 117) or — more remotely — to the one published by MARSHALL (*op. cit.* No. 2299, pl. L) which is of later date. — Recently in Hungary a 6th century gold band was found in a grave together with a Greek bronze hydria: A. KRAJOVÁNSZKY: *Arch. Ért.* 83 (1956) 222.

⁸³ M. P. NILSSON: *Annuaire de l'Inst. de Philol. et d'Hist. Orientales et Slaves* 4 (1936) 365—72; *Gesch. d. gr. Rel.* II. 175 ff, 486 ff.

⁸⁴ Such a one is probably the gold wreath from Armento: J. SIEVEKING: *Ant. Denkmäler IV.* 1929. 83. Gold wreath as a gift to the ruler, to the honoured and to the winners of contests: KLAUSER: *op. cit.* 137 ff.; to the latter at least since the time of Pindaros, see VIII. O1. 1.

the thinness of the foils of most wreaths, so that they can hardly be taken into hand without damaging them,^{84a} it is proved by written sources referring to the custom and in some exceptionally fortunate cases, by the evidence of the inscription of the diadem itself,⁸⁵ besides the carelessness of the technical execution,^{85a} or also by the very subject of the representation in the centre

^{84a} The Department of Antiquities of the Museum of Fine Arts in Budapest possesses some pieces of the various forms of the widely used gold diadems which do not deserve special discussion. In the centre of one of them (Fig. 6) there is a little tongue, the standing palmettes are divided from each other by vertical lines; the core of the palmettes is a small palmette placed on a pair of volutes. The middle palmette begins higher than the others, having at the bottom a palmette-like plant in a triangle; to the right of it a similar design can be seen. Excepting the middle palmette there is a rosette on both sides above the palmettes. Provenance unknown. It was acquired by the National Museum in 1883. Inventory number 56. 144. A; length 14,8 cm, height 3,4 cm, weight 1,6 gr. On basis of the form of the leaves it can be dated to the middle of the 4th century, as a similar specimen recently published by E. BIELEFELD (*Wiss. Zeitschr. d. Univ. Greifswald* 5 [1955—56] 291 fig. 65; a more remote parallel: MARSHALL: *op. cit.* No. 1615 pl. 27; cp. GJERSTAD: *op. cit.* 168, No. 4, fig. 36, 11 and 387, Greek import «from the time of Euagoras I»; with references). There is a tie-hole only at the right end.

The other diadem is similar but simpler. Two palmettes on the extreme right are missing. The palmettes are similar to the above, also separated by vertical lines, and there is a frame at the upper edge of the band, too. Here the core is also a small palmette and excepting the outermost, there is a rosette on both sides above each palmette, their lower part with the volutes is missing from the band (like on the similar piece in the British Museum, from Cyprus: MARSHALL: *op. cit.* No. 1617, pl. 28; on this type of gold bands see GJERSTAD: *op. cit.* 168, No. 2 with fig. 36, 9, Greek import, also «from the time of Euagoras I»; traces of the volute can be seen only on the middle palmette. It is of a similar date than the first but not from the same matrix. They were acquired together by the National Museum. Inventory number 56. 146. A; length 11,1, height 2,4 cm; weight 1,5 gr. At the remaining end two holes (Fig. 6).

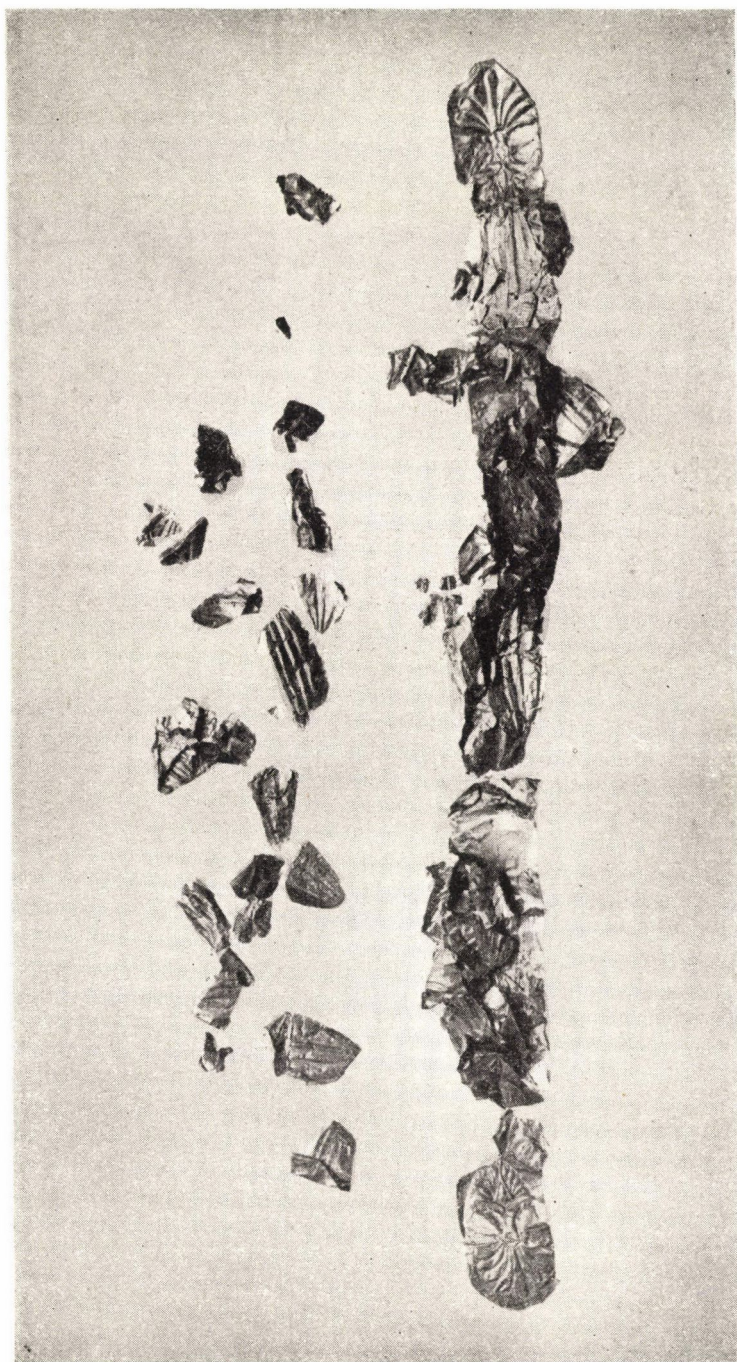
Fig. 7 shows some fragments of the wreaths current in the Hellenistic and Roman periods. They belonged originally to three wreaths. The leaves of the upper and middle rows are from the Rhousopoulos collection. Not all pieces of the upper group belong together; they are rather badly preserved, one of them is certainly an olive leaf. Inventory number 53. 159. 1—8, their collective weight is 0,61 gr. They probably date from the Hellenistic period.

The trefoil laurel leaves of the middle row are also extremely thin. Inventory number 53. 158. 1—2—3; height 5,23; 4,15; 4,05 cm; weight 0,36; 0,5; 0,4 gr. They belong probably already to the Imperial period. For a comprehensive survey of mostly gold but sometimes bronze specimens coming from practically all discovered sanctuaries, of this form mentioned also on an inscription, see DEONNA: *op. cit.* 312—3; he does not mention the intactly preserved wreath from Southern Russia: L. STEPHANI: *CR St. Pétersbourg* 1878—9, 114—5.

In the lower row: 5 oval leaves, their edges and veins are done by impressing the thin gold leaf upon a wire framework but are not cut around (for the technique see H. COMFORT: *AJA* 54 [1950] 121—2). The four on the right side are mentioned and partly reproduced in Z. OROSZLÁN—A. DOBROVITS: *Mus. of. Fine Arts. Exhibition of Ancient Art. Guide.* Budapest 1947, 28, No. 11 and pl. 19 (in Hungarian). Their inventory number 55. 218. 1—4; height 4; 4; 3,8; 3 cm; weight 0,45; 0,57; 0,47; 0,23 gr (according to size). The leaf on the left side, made with similar technique, came to the Museum from elsewhere. Inventory number 55. 103; height 2,9 cm; weight 0,22 gr. All seem to be from the Hellenistic period.

⁸⁵ Late instances: M. SIEBOURG: *ARW* 8 (1905) 390—91 = WILLERS: *Beschr. d. röm. Altertümer ges. v. C. A. NIESSEN.* Köln 1911, I. 238, No. 4471—2 and pl. 133.

^{85a} SEGALL: *op. cit.* 57, to the diadem No. 44.

*Fig. 5.*

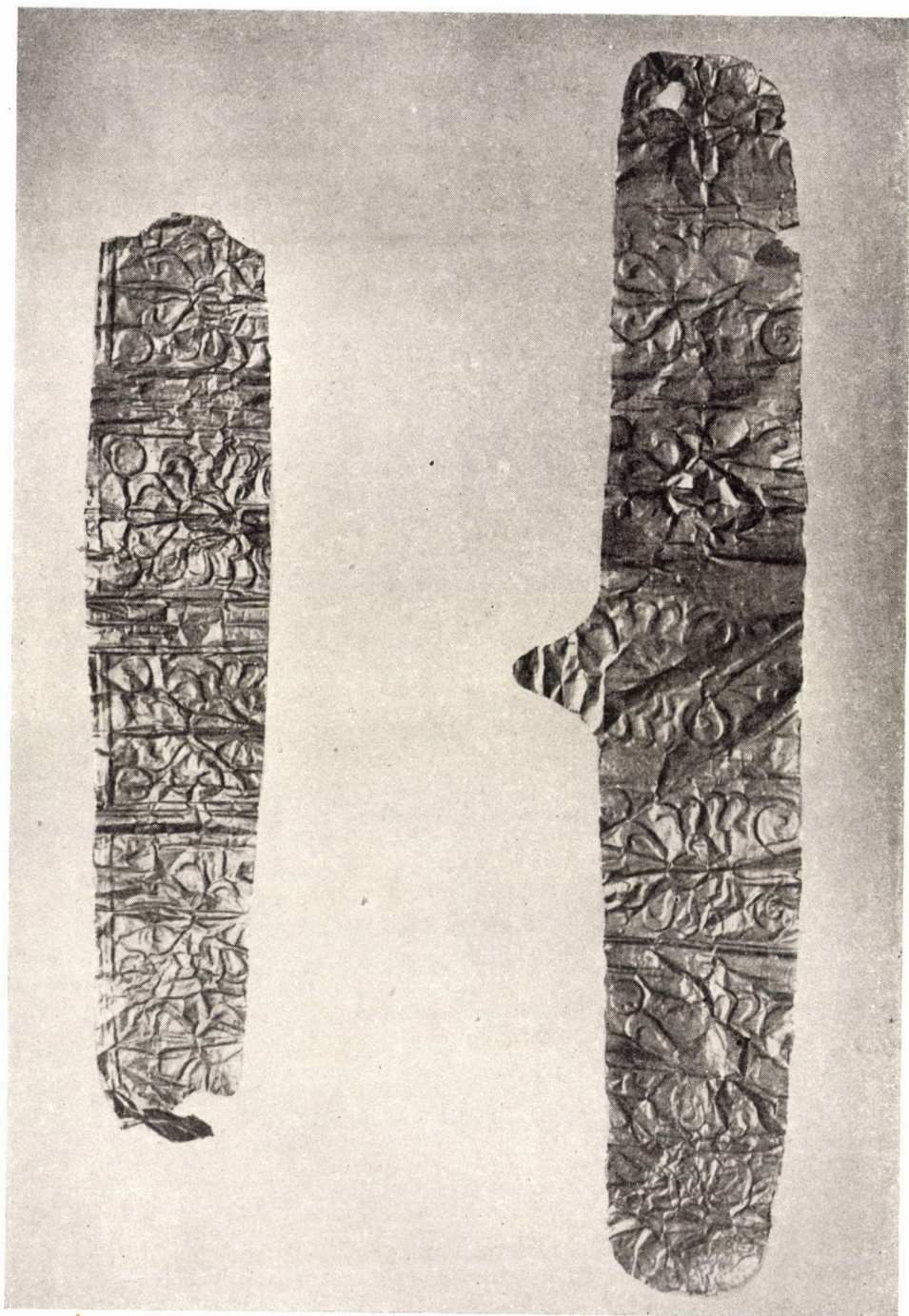
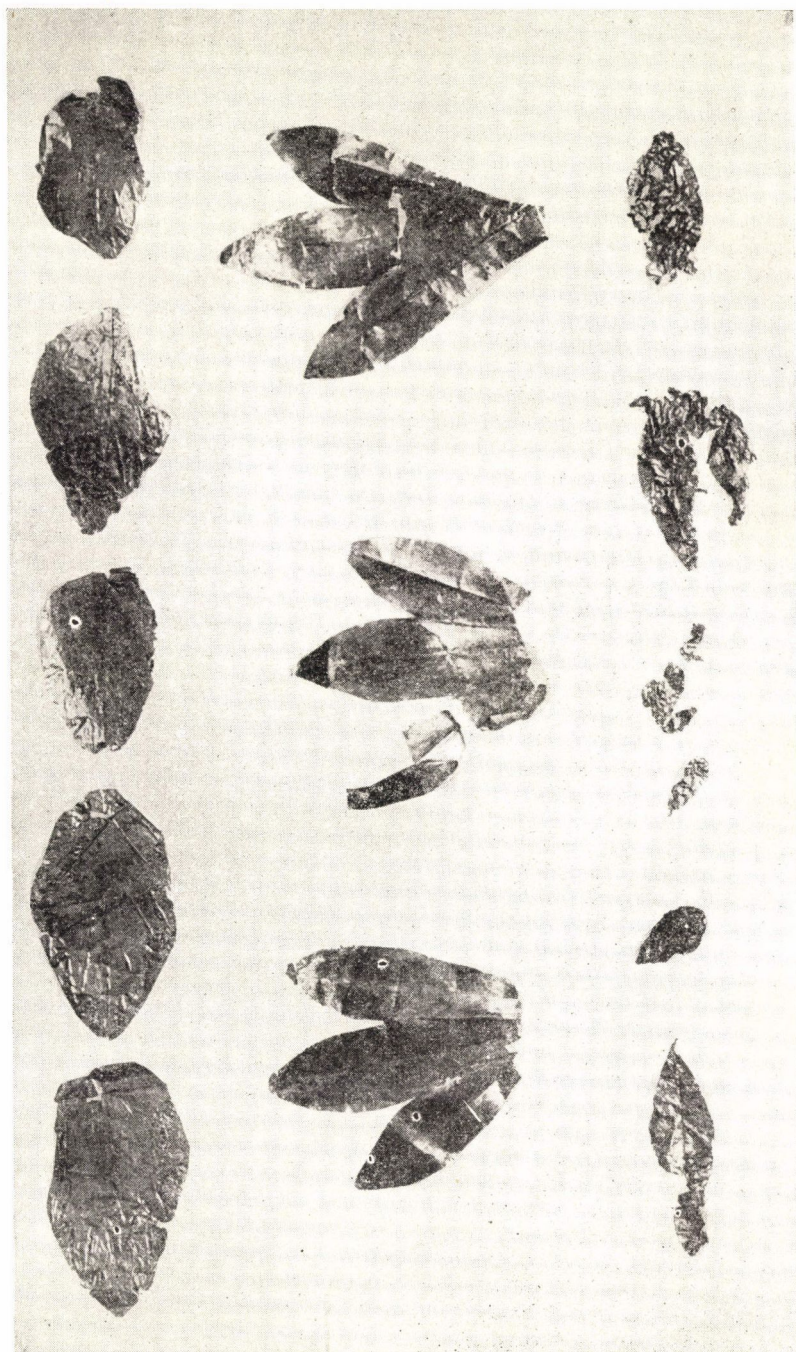


Fig. 6.

*Fig. 7.*

of which often stands Dionysos and his circle, Demeter⁸⁶ or Helios himself.⁸⁷ That, generally, it was not the value of gold which was significant in the custom, but the sunlike radiance, is shown, as in many similar cases, by the fact that the less wealthy placed a gilded wreath of bronze or clay in the grave of their dead.^{87a} That in this sense the gold diadem came to bear a symbolical significance independently of the funeral rite was already shown by the case of the Eretrian bands: these were put into the grave at cremation burials, preserving their original meaning independently of their original function.

From all these investigations of the Greek ideas relating to Helios so much may be inferred that the use of the Attic and Eretrian gold bands of the 8th century reflects a religious conception which obviously originates from an earlier stage than that of the Homeric poems and in any case lies outside their ideas of the world. This is in perfect harmony with the fact already observed in the antiquity, that the use of the wreath is unknown in Homer (Athen. I. 33). According to the above, it is not «still» unknown as Rhode thought, not taking into consideration the archaeological evidence,⁸⁸ but obviously a deliberate disregard of an universally current religious-cultic practice.

IV. HISTORICAL RELATIONS

Ohly's reconstruction made it possible to imagine that the patterns of the band were made originally for the cult of the dead as the ornaments of cinerary caskets. Literary traditions of gold sepulchral caskets are known since Homer.¹ Whether these boxes had previously been used by the living for profane or religious ends or not cannot be stated for certain.²

⁸⁶ See, for instance, KURUNIOTIS: *op. cit.* 321—6, from Eretria, end of 3rd century B. C.; AMANDRY: *op. cit.* No. 230—1, from Macedonia, 4th century B.C.; cp. SEGALL: *op. cit.* 28—9, No. 24, from Eretria.

⁸⁷ SCHAUENBURG: *op. cit.* 33, n. 160. — Sometimes decoration of animal friezes still appears on these later bands too (a fine specimen: The Museum, Newark, Spring 1951, 14, fig. XX., from Southern Russia).

^{87a} Gilded bronze or clay wreath from head of dead: e. g. E. POTTIER-S. REINACH: *La Nécropole de Myrina*. Paris 1887. 100, 105, 200, 242; R. BARTOCCINI: *NSc.* 1936, 176 fig. 88 (Tarentum); D. M. ROBINSON: *Excav. at Olynthus X.*, Baltimore 1941, 158—9, and pl. XXVIII. (5th—4th centuries). Cp. DEONNA: *op. cit.* 311, notes 18—19 (he mentions also wreaths of gilded wood, but not from graves).

⁸⁸ *Op. cit.* I. 220.

¹ OHLY 72; for cinerary urns cf. also the Megara attributed to Moschos v. 34.

² SCHEURLEER (*Catal. eener verzameling etc.* 's-Gravenhage 1909, 251) considers the bands to be furniture ornaments, without any foundation. HAMPE (*DLZ loc. cit.*) thinks the profane use of the caskets also possible but emphasizes that this does not exclude the possibility of OHLY's interpretation. Cook also has an opposite view to OHLY's (*Gnomon loc. cit.*) separating the subject of the representations from their intended purpose.

The thinness of the Eleusinian sheet is rather inconsistent with such use, but even if it had been the case, the possibility remains that the choice of the designs for the sepulchral diadems was not accidental. It is hard to imagine in that time a total indifference concerning the subject of the representation on an object specifically made for sepulchral use and we have every reason to regard, with Ohly, the subjects of the representations of the bands as being related to the cult of the dead, if not originally but in their application found here.

The subject of the representations, however, is far from uniform. The earliest bands are decorated with animal friezes, whereas on the later ones scenes with human figures are predominant. In some of the latter ones the relation between the subject and the purpose of the bands is self-evident (lamentation for the dead), but the other scenes are also, almost without exception, frequently used for decorating contemporary Attic funeral vases and their relation to the funeral rites are also known from the Homeric poems, (representations of chariot-races, wrestling- and spearthrowing contests); elsewhere we can see motifs continually recurring in the cult of the dead of the ancient world, as battle and hunting scenes, etc.

These scenes are not unknown in the Homeric world; on the other hand, the ornaments of the earliest bands are almost exclusively animal-friezes which, in this form, are unknown in contemporary Attic vase-painting.³ To those familiar with the sarcophagi of imperial Rome it is not difficult to see in the lions stalking with gaping mouths behind peacefully grazing deer and stags, or in wild beasts just tearing to pieces their prey, the symbol of destruction preying on and suddenly assailing peaceful life.⁴ Thinking in such symbols, however must have been foreign to the Greeks of the 8th century and to their then prevailing mythological form of expression.⁵

We do not know who the god was whom the animal-friezes and the scenes of the early gold bands evoked in contemporary spectators, just as it remains an open question whether they saw any deity at all in the sense of classical mythology behind these representations. One thing is certain: if they did, it could have only been a deity who, in this form, is not to be found in Homeric religion. The Homeric gods are related to him with those features of theirs which either are non-Homeric or have received in the Homeric poems an interpretation different from their original meaning. It is possible that he was a god whose relation to the Sun was one of his chief characteristics, as we have seen in some of the Homeric gods. And it is possible that he was called or would have been called just by the name

³ OHLY 133, n. 30.

⁴ R. HAMPE: *Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit*. Tübingen 1952. 31; OHLY 74 ff. and agreeing with him HAMPE 694.

⁵ To this alludes also OHLY 81.

of one of the deities of the Homeric Olympos. But if he was Dionysos, he was a god who was put in the background in Homeric mythology: if he was Apollo, Artemis or Aphrodite, then not in their Homeric form, but in the one which though being the basis of the Homeric conception, was, at the same time, in contradiction with it. The figure of the master or mistress of animals, the lord of the dead or at least of those attaining the realm of the Sun, whom the representations of the gold bands presuppose, is a pre-Homeric and extra-Homeric figure of Greek religion.

If we want to draw historical conclusion from this and from the course of the further development of the Attic gold diadems, we are faced with so many unknown factors that we can hardly venture further than conjectures. In any case the starting point is the fact that most probably the Homeric poems date from the second half of the 8th century, the *Iliad* rather from the third quarter, the *Odyssey* from the last quarter or eventually from the beginning of the 7th century,⁶ and that is exactly the period of those gold diadems which, in contrast to the earlier ones, show in their representations scenes and ideas known from Homer.

The century marks a turning point in Greek history: in the parts of the Greek inhabited world that played an important role in Greek history, it is then that the dissolution of tribal society arrived to its last phase and the *basileus* is replaced by the rule of the landed aristocracy who have risen during the dissolution. At the same time the importance of merchants and craftsmen is increasing. They represent interests opposed to those of the aristocracy in the new organization of coexistence which is now being formed, in the polis. At present the course of this struggle could hardly be reconstructed in detail, its phases and local variations can hardly be recognized as yet. The mythological or semi-mythological literary tradition on which formerly all was based almost exclusively, is not a guide sound enough in itself, and it is only in the last decades that archaeology unearthed such evidence — comprehensive finds dating from that period — which make it possible to draw more far-reaching conclusions: such evidence which in the Greek mainland comes first of all from Athens, Korinthos, Sparta, in Asia Minor from Samos and recently from Smyrna.

The situation which had changed in the course of the social struggle demanded new forms of expression both in religion and art, without, of course, simply abandoning the traditional forms. For the Greeks emerging from the tribal system, first of all for the leading class, such traditions, however, could not have been quite satisfactory which essentially were the expression of a much more homogeneous and pre-polis society.

⁶ W. SCHADEWALDT: *Von Homers Welt und Werk*,² Stuttgart 1951. 92 and recently with very convincing archaeological arguments D. H. F. GRAY: *JHS* 74 (1954) 14–5.

In the case of the Greeks of Asia Minor we have few points of support to enable us to trace the phases of the struggle waged for the new forms of religion and art. Instead of these we have the Homeric poems which undoubtedly originate from here, representing this period as a homogeneous, confined world. Schadewaldt grasps the essence of the historical position of the period described in the Homeric poems in characterizing the poet as standing «between a great future in the making and a still living great past.»⁷

The «still living past», however, is not a quite precise expression. It is hardly likely that the life of the Homeric basileis had remained unchanged since the Trojan war. Neither could the memory of that way of life have been alive in the Greek tradition in that form without interruption. Since the decipherment of the Mycenaean script, the epics are for us more than ever, the witnesses of their own period, of that period which turned to the tradition of the heroic myth, to again represent that tradition in the garb in which the masters of the poets of the epics wished to see themselves.⁸

In Athens the struggle for new forms of expression are shown by sources which in completeness and manysidedness of representation are incomparable to the Homeric poems : besides the written tradition, the chronological authenticity of which needs corroboration, there are the results of excavations and the monuments of art. Doubtlessly it was not in the fine arts that this period found its supreme artistic form of expression, no matter how we try to compare the products of geometric vase-painting or of small sculpture with the Homeric poems. But instead the Athenian finds show in its formation, development, historical change that what the Homeric poems endeavour to present as a complete whole, closed in itself. So on the finds of Athens we can better follow the process of the development of the new form of expression.

According to the evidence of the Kerameikos-excavation, at the end of the 9th century and at the turn of the century significant changes took place in the Athenian cult of the dead.⁹ First of all the method of funeral had changed : instead of cremation, burial reappeared which had been abandoned with the Protogeometric period ; the orientation of the graves changed, and so did numerous funeral customs ; and last but not least, the elements of the cult of the dead, which could be regarded — at least later — Dionysiac, greatly increased.¹⁰

The society of Athens, first of all its leading class, standing on the border of the old and the new, looked around to find models for the expression of its new ideas. Two main sources represented themselves. One was the Mycenaean civilization of which they still had more or less vivid recollections

⁷ *Op. cit.* 32 and 92.

⁸ Cf. SCHADEWALDT : *op. cit.* 124.

⁹ KÜBLER 14, 38, 41.

¹⁰ *Ibid.* 29.

and partly visible relics,¹¹ the other, on which already the Mycenaean age had drawn, were the ancient Oriental cultures. A great many elements of the long vanished Mycenaean civilization which had been the subject-matter for tales, void of reality in the past centuries, now became fashionable, and coloured with new elements came to life. Just like Homer, the new elements of the rite of the Attic graves also show that the Greeks of the new period preferred to appear in the aspect of the people of the Mycenaean age, partly they also went back, even if not with historical consciousness to the Mycenaean age for funeral rites expressing their changed ideas.¹² Among these belonged the use of the gold diadems too, which after the Mycenaean age reappears at the end of the 9th century in the graves of the Kerameikos. These diadems show, on one hand, the process of changing, on the other hand, with their representations, the opening of the other main source of the ways of expression, which have to be taken ever more into consideration also among the antecedents of the Homeric poems.

The first diadems appearing at the end of the 9th century only give evidence of the new custom itself; the primary condition of their reappearance was the inhumation which became prevalent with the changing of the funeral rite. Besides the diadems without figure decoration, the earliest series of the above group appears only some decades later.

The main significance of these stamped gold bands has been found from the beginning in their specific position in the history of Greek art.¹³ They spoke a different language from the geometric vases discovered together with them, different also from the figure-friezes appearing on this vases; they spoke a language the Oriental origin of which was not difficult to recognize, e. g. the iconographic type of the lion biting into the stag appears in Sumerian art already in the second half of the 4th millenium in an exactly corresponding form to that of the gold bands.¹⁴

The first supposition was that these earliest gold bands with animal-friezes were made with matrices imported from the East or on dies belonging to immigrant masters from the East and that Greek artists took over in local workshops the fashioning of the matrices adapting their style to their own.¹⁵ Up to now, however, nothing has been found in the ancient art of the Near East that would exactly correspond to the style of the gold bands, though there is no doubt about their strong Oriental character. What Reichel found specifically Greek in them, is the display of Greek sense of symmetry

¹¹ R. M. COOK: BSA 50 (1955) 266—70.

¹² KÜBLER 41—2.

¹³ O. HIRSCHFELD: Annali dell'Inst. 44 (1872) 154—5.

¹⁴ H. FRANKFORT: The Art and Architecture of the Ancient Orient (The Pelican Hist. of Art 1954) 16, fig. 7 E.

¹⁵ F. POULSEN: Die Dipylongräber u. die Dipylonvasen. Leipzig 1905. 130; B. SCHWEITZER: AM 43 (1918) 88; REICHEL 17, and recently R. HAMPE: DLZ. loc. cit.

in the composition¹⁶ — which is hardly correct. The Budapest band also shows that the masters did not endeavour to utilize even the most obvious possibilities of symmetric composition. In the composition of the single figures, however, considerable differences really appear compared to the Oriental reliefs: these emphasize the sharp outlines of the design and their severity sometimes appears to be directly stiff, while the Attic animal figures are characterized by an almost attractive softness, light elasticity and equipoise. The unity of the single parts is not achieved by some external compositional means but expressed by harmonic intrinsic relatedness of forms. This proves that the dies of the very first diadems do not come from the hands of an Oriental master¹⁷ but are early instances of an artistic way of expression that later became the distinctive characteristic of Greek art; at the same time fully accepting the Oriental types of iconography and even the traditions of figure representation of Oriental art.

So on the one hand we find in the epics the evocation of the Mycenaean age as the costume of the contemporary aristocracy in such a literary form, the oriental antecedents and sources of which are unquestionable, on the other hand, the revival of funeral customs of the Mycenaean age for expressing new ideas and an artistic mode of expression inspired by the East for the decoration of the diadems.

The two situations are similar but far from identical. Both are proofs that the Greeks, or at least that part of them who determined the prevailing artistic form, had something new to communicate for the expression of which the elements learned from the East lent themselves. The Homeric epics, however, show no more but the traces of the Oriental models, they surpassed them by far; the early gold diadems are at an earlier stage when Greek art appears in Oriental dress, similar to Roman literature the literary stage of which begins with a collection of gnomes after Greek models, the translation of the *Odyssey* and of Greek dramatic literature.

But if such an adoption arises from the actual need of the adopter, and if there exists an intrinsic reason for it, it cannot remain a simple adoption, but is immediately actualised and further developed. Thus the quicker the inherent conceptions develop for which first a foreign guise was required, the quicker they are discarded, whether in Roman literature in the works of Naevius and Plautus, or in the Homeric poems and in the figure-friezes of the later diadems. The bands with animal friezes lead to the phase when the urge to communicate something new already existed but could not express itself in the Homeric language, which was to be the standard for a long time and was Greek to its very core; they lead to a phase

¹⁶ 12,21; KUNZE 4 is of the same view.

¹⁷ BRUECKNER—PERNICE: *op. cit.* 140; KUNZE 4—5; OHLY 106 ff.

that is the direct prelude and preliminary condition to the Homeric phase, it is the one on which the ideas are based which took shape in the Homeric epics often just by opposing them. And these new «Homeric» ideas take possession of the later gold bands, just as the representations of geometric vase-painting or the early Boeotian fibulae show, on the whole, a picture corresponding to the epics.¹⁸

The finds of Attica, in contrast to the homogeneous and therefore necessarily one-sided picture of the Homeric poems, show the unevenness, the diversity of ways of the development of the new artistic forms in the 8th century. This manifests itself in the relation of the various genres to each other. Namely, the lesson drawn from the series of gold diadems can be only partly compared to those drawn from the bestknown group of monuments: the vase paintings. The animal-frieze appears among the geometric patterns of the vases already in the second half of the 9th century but in a much less independent form than on the bands. The unbroken traditions of centuries made a quick shifting of style more difficult, though the traces of Oriental influence can be shown also here, at least since the turn of the 9—8th centuries.¹⁹ In the case of the gold-bands (and — if they belong here — of the Cretan bronze reliefs) we have to do with a recently learned or relearned craft without any local workshop traditions,²⁰ with a craft the material of which also referred the masters to the East, namely in that time, gold got to Greece probably only indirectly through the Phoenicians, as perhaps its Greek name is also of Phoenician origin.²¹ The survival or revival of Protogeometric elements on vases of the Athenian finds of the 8th century show that even within one genre we cannot speak of a completely uniform, direct development.²²

¹⁸ For the relations between Homer and the contemporary Attic vase paintings see recently T. B. L. WEBSTER: BSA 50 (1955) 38 ff.; for the aristocratic view of the world of the vase paintings see KRAIKER: *op. cit.* 44—7. — Similar to that of gold diadems is the development of the Cretan bronze reliefs (KUNZE: Kret. Bronzerel. 260; ONLY 149—50) but the correctness of Kunze's early dating is very problematic. Opposing him are: F. MATZ: Gnomon 9 (1933) 462—5; S. BENTON: BSA 34 (1934—35) 117 ff. and *ibid.* 39 (1938—39) 52 ff.; C. WATZINGER: Hdb. d. Arch. I. 811, n. 12. Agreeing recently E. AKURGAL: Späthethitische Kunst. Ankara 1949. 78 n. 229; H. HENCKEN: AJA 54 (1950) 297—302; E. WILL: Korinthiska. Paris 1955. 49. P. Demargne: La Crète dédalique. Paris 1947. 230 n. 2.

¹⁹ See recent summing up by WILL: *op. cit.* 56—7.

²⁰ Thus already BRUCKNER—PERNICE: *op. cit.* 141; cf. WILL: *op. cit.* 49.

²¹ H. I. LORIMER: Homer and the Monuments. London 1950. 72; G. MAGGI: Rend. Acc. Napoli N. S. 28 (1953) 249—78, esp. 252—7; his arguments brought forward against the Phoenician origin are of a general character and he does not take into consideration that it were the Phoenicians who brought gold itself to Greece. Nevertheless the Phoenician etymology of the word can by no means be regarded as proved. Cf. now R. D. BARNETT: The Aegean and the Near East (= Stud. H. Goldman). New York 1956. 214.

²² Examples parallel to the Kerameikos material from the Agora are mentioned by E. BRANN: AJA 60 (1956) 73.

The phase of development of the earliest gold bands precedes the Oriental influences pouring in since the middle of the century, and the dissolution of the Geometric style or in some places its transformation. To continue the simile taken from Roman literature: they are in the stage of Livius Andronicus who wrote in Latin and in Saturnian verses, but an Odyssey translation. The elements and new motifs (centaur, rider, etc.) of the new style showing oriental influence appear also in the group of gold diadems with figure-representations, which could not have been of a much later date than the two first.²³ On the other hand, we can see on them such variations of motifs which had not become generally accepted in the Greek iconography of the orientализing period.²⁴

In any case the orientализing style which fully develops in the 7th century, and though late, conquered also Attica to a certain extent, is not an organic, direct continuation of the early diadems and related monuments just as it was not from Livius Andronicus that Terentius learned how to get nearer to the Greek models.

That the development of the new forms of ideas and expression was uneven is also shown in the history of the use of the gold diadems and warns us not to imagine that the relations of the social changes with the new forms of ideas and expression are too simple. As we have seen, the appearance of the custom in Attica at the end of the 9th century is one of the phenomena associated with the dissolution of tribal society and the rising of the aristocracy. The contents of the custom however, — if what we have said in the previous chapter is correct — is not at all closely connected to the world concept of that aristocracy known from later sources, it is even suited to express the ideas of a class of society with opposite interests. In the first part of the 8th century, however, the new aristocracy evidently did not yet possess a crystallized religious and artistic mode of expression, this was formed only gradually. What in Homer appears before us ready and in perfection, conquers the diadems only slowly and by degrees, and when the rule of the «Homeric world» extends over the bands, this no longer indicates the stabilization of the care-free rule of the «Homeric» aristocracy. About the turn of the century the history of Attica has reached a newer turning point: the aristocratic families coming to power and replacing the monarchy find themselves confronted with the merchant and craftsmen gaining more and more importance. Around 700 a change takes place in the sepulchral rite too: besides inhumation, cremation reappears, and on the vases, instead of «the aristocratic funeral scenes», the orientализing «profane» animal-frieze represents the new taste.²⁵

²³ BROCK: *loc. cit.*; COOK: *Gnomon loc. cit.*; HAMPE: *DLZ loc. cit.*

²⁴ OHLY 80.

²⁵ J. M. COOK: *BSA* 42 (1947) 143; cf. M. P. NILSSON: *Historia* 3 (1954) 277.

Comparing the conclusions drawn from the gold diadems, as regards Athens, with the Homeric poems two more questions arise. One is whether we have to do with a spontaneous convergent development or whether direct relations can be imagined in that time. The other question is: what were the historical-economic conditions for restoring the contacts with the East. Both questions are connected with the classical problem of Greek history of the 8th century: which of the two, the Greek mainland or Eastern Greece had the leading role in political and cultural field and which of them was the direct recipient of the Oriental influence promoting the great transformation of Greek art?

Today we are in possession of considerably more material evidence to answer the double question than two decades ago when the controversy between the two points of view flared up again. The increase of evidence, as so often, does not simplify the solution in this case either, it has rather undermined the methodic authenticity of the earlier unequivocal answers. The theory of the priority of Eastern Greece, which prevailed at the beginning of the century and which even today is held up by many scholars, was due first of all to the authority of the Homeric poems and to the neglect of the archaeological evidence.²⁶ In Asia Minor, as the background of the origin of the two epics, a great flourishing civilization had to be presupposed, with which the civilization revealed by the excavations in the Greek mainland could not compete. But the critical examination either of the scarce material of the excavations of Asia Minor or of the political and social facts and those of history of art,²⁷ does not prove the one-sided view of the leading role of the Eastern Greeks, on many points it even contradicts such suppositions. In the fine arts for instance, nothing shows the superiority of the Greeks of Asia Minor over mainland Greece.²⁸ On the contrary, the study of vase painting, which furnishes the largest material, has undoubtedly shown Attic influence since the 11th century all over the Greek-inhabited world and also in the ceramics of the Eastern Greeks arriving to their new home.²⁹ This situation was repeated in the 8th century when the subjects of Greek vase painting «received normative form in Athens which served as model to the painters of the other regions or at least inspired them.»³⁰ Though this applies chiefly to the Greek mainland, Eastern Greek examples are neither lacking.³¹ That in the migration of the Greeks to Asia Minor Athens also

²⁶ This applies even to E. MEYER: *Gesch. des Altertums*. III.² Stuttgart 1937. 319.

²⁷ See for a summing up in R. M. COOK: *JHS* 66 (1946) 67—98.

²⁸ COOK: *ibid.* 92—7.

²⁹ V. R. D'A. DESBOROUGH: *Protogeometric Pottery*. Oxford 1952. 299—305.
G. M. A. HANFMANN: *Harvard Stud. in Class. Phil.* 61 (1953) 11.

³⁰ W. KRAIKER: *Festschr. B. Schweitzer*. Stuttgart 1954. 47.

³¹ KRAIKER: *ibid.* n. 50; HANFMANN: *loc. cit.*

played a role is shown, first of all, in the Neleus myth,³² but other traditions also exist about the participation of the Athenians in the foundation of Greek cities in Asia Minor. The «Attic-Ionic» elements of the language of the Homeric poems also show an influence in that direction, unless we suppose that these elements got into the epics with the «Peisistratos redaction»,³³ or during their previous life in Attica.³⁴

At the same time the vase-paintings and other figure-representations show that the version of the Trojan cycle appearing also in Homer, were known in Greece, mainly in Attica and Boeotia³⁵ which probably is already a sign that the epics were current here, just like the fact that at the end of the 8th century the cults of the Homeric heroes appear on the Greek mainland.³⁶ Perhaps the activity of Homer himself need not be imagined either as having been limited to some Aegaeon islands or the territories of some cities in Asia Minor.³⁷

We have every reason not to consider as isolated the example given by the migration of Hesiodos' father from Asia Minor to Boeotia. The biography of Hesiodos shows that in his time there were occasions when the poets of the Greek world could meet and the occasion described by him, the contest of the rhapsodes arranged at the funeral celebration of Amphidamas, fallen in the Lelantine war, seems to be rather a survival of an old custom, than a novelty.³⁸ The course of the commercial relations of the two areas is shown by the appearance of Attic geometric ware in Crete, Delos, Thera, Cyprus.³⁹ Geometric ware from Rhodos reached at least the Cyclades and Aegina.⁴⁰

Thus we can always less imagine these two regions as being independent from each other in the age of Homer and there does not seem to have been any greater phase-shift in the social-economic development of the leading city-states, even if this development was not identical in its details everywhere. On no account can we speak today of the Greek mainland as having been

³² See recently H. T. WADE—GERY : *AJA* 52 (1948) 115—8; R. HAMPE : *Vermächtniss d. ant. Kunst*. Heidelberg 1950. 52 ff.

³³ For this see a recent paper with complete list of sources by J. A. DAVISON : *TAPhA* 86 (1955) 1—21. Even if he could not completely shake the authenticity of the tradition referring to this, on the authority of his arguments we have to imagine the dimensions of the Attic redaction of the 6th century as being rather limited. The compromise point of view is represented by SCHADEWALDT : *op. cit.* 104.

³⁴ According to J. WHATMOUGH : *AJA* 52 (1948) 48—50.

³⁵ R. HAMPE : *Die Gleichnisse Homers u. die Bildkunst seiner Zeit*. Tübingen 1952. 30; summing up with sound criticism by KRAIKER : *op. cit.* 46.

³⁶ A. HEUBECK : *Gnomon* 29 (1957) 43, on the authority of R. HAMPE whose work was unavailable for me.

³⁷ SCHADEWALDT : *op. cit.* 93, 99—102. In any case it is interesting that Aristarchus and Dionysius Thrax regarded Homer an Athenian (*Vita Hom.* 2, 13 and 5, 8 ed. Allen).

³⁸ TRENCSENYI-WALDAFFEL : *op. cit.* 110—11.

³⁹ Recent summing up by LORIMER : *op. cit.* 73; KÜBLER p. 2 n. 13.

⁴⁰ KUNZE : *Kret. Bronzerel.* 262; W. KRAIKER : *Aigina*. Berlin 1951. 33—4, No. 103—5.

backward in that age in regard to the Greeks of Asia Minor. As for the role of Athens, we see her ever more prominent among the Greek city-states.

In the same way there is no reason for a onesided decision of the other question. The revival of the Oriental relations at the end of the 9th and 8th centuries^{40a} had also reasons lying outside the Greeks. The fall and tottering of the Egyptian and Hittite empires created an advantageous situation for the Phoenicians to make their commerce prosper up to the Assyrian conquest in the middle of the 8th century.⁴¹ The Urartaeon conquest brought prosperity to Northern Syria,⁴² but the constant waging of wars between Assyria and Urartu induced the inhabitants of the coast to turn west, even to emigrate.⁴³ The influences of Mesopotamia may have been transmitted to the Eastern Greeks by Al Mina and the Phrygian Empire, which flourished in the second half of the 8th century.⁴⁴ On the other hand, the evidence of the excavations of Al Mina shows that since the middle of the 8th century favourable possibilities were opened to the now prospering maritime trade of the Greeks, including the Greeks of the mainland too, and this possibilities were not restricted by the Assyrian conquest.⁴⁵

At present we know yet little about the dimensions of this newly started immediate relations between the Greeks and the East. That they are also in Athens of an early date — even if we have to put the Isis-grave formerly considered as a typical example to a much later date⁴⁶ — is sufficiently shown by an embossed bronze bowl from one of the Kerameikos graves, which can be dated to the third quarter of the 9th century.⁴⁷ In order to show that this case is far from being isolated in the Geometric age, it is sufficient to mention some examples from the Greek mainland and its neighbourhood, outlining with this also the historical frame of the earliest reliefs of the Attic gold diadems. So we can mention the finds of Phoenician bronze vessels in Athens, Delphi, Perachora, Olympia, Crete ;⁴⁸ a Phoenician glass vessel from the Athenian Agora ;⁴⁹ Egyptian objects from the graves of the Geometric

^{40a} Comprehensively: KUNZE: *Kret. Bronzerel.* 247 ff.; S. MAZZARINO: *Fra Oriente ed Occidente*. Firenze 1947. 253—303; LORIMER: *op. cit.* 52 ff.

⁴¹ EISSFELDT: *RE* XX. 1941. 359—65.

⁴² S. SMITH: *Antiquaries Journ.* 22 (1942) 93.

⁴³ R. D. BARNETT: *JHS* 68 (1948) 6.

⁴⁴ R. YOUNG: *AJA* 59 (1955) 16; BARNETT: *Stud. H. Goldman* 226—7.

⁴⁵ R. M. COOK: *op. cit.* 78—9; SMITH: *op. cit.* 94—9; cf. now G. M. A. HANFMANN: *Stud. H. Goldman* 174—5. For Greek export to the East cf. also G. M. A. HANFMANN: *AJA* 52 (1948) 142—3, notes 32—33.

⁴⁶ R. YOUNG: *Late Geometric Graves and a Seventh Century Well in the Agora*. Athen 1939. *Hesperia Suppl.* 11. 234—236.

⁴⁷ KÜBLER 201—5, Taf. 162.

⁴⁸ F. POULSEN: *Der Orient u. die frühgr. Kunst*. Leipzig 1912. 20—37; F. v. BISSING: *Jdl* 38—9 (1923—24) 180—241; E. KUNZE: *AM* 60—61 (1935—6) 229 and recently E. GJERSTAD: *Opusc. Arch.* IV. 1946. 1—18, with earlier literature. GJERSTAD clearly separated the specimens made in Cyprus from the Phoenician ones.

⁴⁹ R. YOUNG: *Commemorative Studies in Honor of Th. Leslie Shear*. Athen 1949. 427—33.

age, (having no doubt come here by way of the Phoenicians) in Athens, Eleusis, Sparta, Perachora, Crete;⁵⁰ North-Syrian seal-stone from a site in Greece;⁵¹ Assyrian seal-stone from Olympia,⁵² and besides these from the beginning of the 8th century rich and also artistically important ivory-finds, first of all from Sparta, Athens, Crete.⁵³ The ivory objects, as well as the jewellery, by their material point to the East, because it had to be imported from India, North-Africa or — what was the most simple — from Syria.⁵⁴ It is evident that the oriental ware arriving to the Greeks has more than one source. First of all by means of Phoenician commerce which we have lately begun to appreciate in its full significance,⁵⁵ but according to the evidence of the excavations of Al Mina also by means of Greek settlers, the artistic products of several Oriental cultural centres got to the Greeks, first of all from the workshops of Northern Syria and the coast of Phoenicia, from Urartu and Central Anatolia, and only indirectly from Mesopotamia and Egypt. We can exactly trace the way of some wares, like that of the Phoenician and Cypriote bronze bowls. To all appearances there were many different ways and the Greek mainland, as we see always more clearly, had its own independent, direct contacts chiefly with Syria and Phoenicia. The many different ways did not start from one place. There are more and more traces that the different Oriental centres, besides having their own special wares also had their own well-established commercial routes.⁵⁶ The most important intermediary station of the commerce directed to the Greek mainland — in so far as the Oriental ware did not get there directly — must have been first of all Cyprus, Crete⁵⁷ and Rhodos,⁵⁸ because it is evident that among the routes connecting the Greek mainland with the East, the

⁵⁰ KUNZE: Kret. Bronzerel. 263; AM 55 (1930) 149—50 and 60—61 (1935—36,) 219; J. D. S. PENDLEBURY: *Aegyptiaca*. Cambridge 1930. 11, 19, 40, 45—8, 75—81, 91—2, 95—8, 101—2, 108—9, 114; LORIMER: *op. cit.* 88.

⁵¹ T. J. DUNBABIN: *Stud. Robinson II*. St. Louis 1953. 1168.

⁵² KUNZE: Kret. Bronzerel. 263.

⁵³ KUNZE: AM 55 (1930) 147—50; 60—61 (1935—36) 218 and ff.; BARNETT: *op. cit.*; for Sparta see R. M. DAWKINS: *The Sanctuary of Artemis Orthia at Sparta*. London 1929. 203 and ff. With problematic conclusions M. TREU: *Philologus* 99 (1955) 148—52.

⁵⁴ BARNETT: *JHS op. cit.* 1 and *A History of Technology I*. Oxford 1954. 663—4; LORIMER: *op. cit.* 71.

⁵⁵ This appreciation cannot rely merely on the Homeric epics, because those may partly preserve memories of contacts from the Mycenaean age too (L. A. STELLA: *Arch. Class.* 4 [1952] 72—6).

⁵⁶ About the Oriental centres and the routes of their wares, besides the mentioned works of KUNZE and MAZZARINO, see SMITH: *op. cit.* 101 and ff.; GJERSTAD: *op. cit.* 17—8; BARNETT: *JHS op. cit.* 24, *Stud. H. Goldman* 2:8—38; E. AKURGAL: *Bayrakli* (Univ. d'Ankara, *Revue de la Fac. de Langues, d'Hist. et de Géographie*, VIII. 1—2, 1950, 91—7; PALLOTTINO: *Arch. Class.* 7 (1955) 109 ff.

⁵⁷ HANFMANN: *AJA* 49 (1945) 580; KUNZE: Kret. Bronzerel. 260—61; P. DEMARGNE: *La Crète dédalique*. Paris 1947. 139 ff. *passim*.

⁵⁸ A. HEUBECK: *Historia* 2 (1954) 482.

one which connects him with the birth-place of the Homeric poems can neither be quite eliminated.⁵⁹

The most important proof of the antiquity and significance of the Oriental relations is, however, not the importation and imitation of works of art chiefly for luxury purposes, but the adoption of the alphabet from the Phoenicians.⁶⁰ If the earliest written records originate just from Athens, this may be accidental, but in any case it is a further proof that Athens did not in the least remain behind the other Greek city-states of the 8th century. Today we cannot imagine the composition of the Homeric poems without the use of writing and the quick spreading of the alphabetic script proves more convincingly than the works of art that the primary condition for the reception of the Oriental influences arose from an inner necessity existing both in the Greek mainland and Asia Minor. This new coincidence happened at a historical moment when the inner condition existed for this so that the Greeks could put to their own use the artistic, religious and literary traditions of the great Oriental civilizations and of their successors, and above all the writing, which was suited not only to pass on these traditions, but was first of all the fundamental requirement of an organized state-life and of a more extensive commerce.

Я. дь. СИЛАДИ

О НЕКОТОРЫХ ПРОБЛЕМАХ ГРЕЧЕСКИХ ЗОЛОТЫХ ДИАДЕМ

(Резюме)

1. Будапештский Музей Изыяных Искусств обогатился новым экземпляром из известной группы греческих золотых диадем, восходящих к VIII в. до н. э. Лента относится к самой ранней группе, украшенной фризом с образами животных, аттических диадем. Она была найдена в Атиине. Другой экземпляр с той же матрицы находится в парижском Лувре. — 2. Распространению золотых диадем у греков, наряду с известным символическим значением венка, могли способствовать и свойства золота, из чего диадемы изготовлялись: золото, о котором думали, что его нельзя сплавлять и уничтожить, считалось у греков, также как и у многих других народов, символом бессмертия и было излюбленной материей богов. — 3. Но тесной связи золото стояло, в первую очередь, с Солнцем. Итак обычай носить золотые диадемы является свидетельством народного религиозного миро-созерцания, чуждого аристократическому гомерическому миру. Солнце играло на Олимпе подчиненную роль, но культ его было в тесной связи с надеждами и чаяниями угнетенных обих освобождения. По греческому народному верованию солнце светит лишь в той части пренисподней, которая выделена порядочным людям. Диадемы были назначены освящать умерших в жители этой страны Солнца. — 4. Цикл золотых диадем в VIII столетии начался еще в догомерическое время и является интересным свидетельством начинавшегося восточного влияния на Атику. Самые ранние фризы с изображением животных, обнаруживающие влияние восточных образцов, которые украшали диадемы около 760—740, были сменены во второй половине столетия такими, которые могут рассматриваться иллюстрациями гомерических представлений. Афины, которые и в эту эпоху не были изолированы от Востока и от греков Малой Азии, в это время вступили в период образования города-государства, т. е. полиса.

⁵⁹ Cf. GJERSTAD : *Opusc. Arch. op. cit.* 18 ; doubtless one-sided is the opinion of АКУРГАЛ according to which the Oriental influence reached the Greeks of Asia Minor only from the direction of the Greek mainland (*op. cit.* 90).

⁶⁰ From the vast literature see most recently : LORIMER : *op. cit.* 122 ff. ; R. M. COOK : *op. cit.* 89—90 ; M. GUARDUCCI : *Annuario Scuol. Arch. di Atene* 27—9 (1949—51) 106, with bibliography ; F. P. JOHNSON : *AJPh* 77 (1956) 35—6.

И. ТРЕНЧЕНИ-ВАЛЬДАПФЕЛЬ
ВСАДНИКИ АРИСТОФАНА

I

За год, истекший между первой постановкой на сцене комедии *Ахар-нян*, с одной стороны, и *Всадников* (в 424 г. до н. э.), с другой, в пелопоннесской войне произошли события, благодаря которым авторитет Клеона, самого могущественного противника Аристофана, достиг своего кульминационного пункта. Победа, одержанная Демосфеном в Пилосе, создала условия, в которых мир стал желательным выходом из положения для спартанцев, тем более, что спартанская пехота, находившаяся у входа в Пилос на острове Сфактерия, была отрезана афинским флотом от материка. В качестве одного из условий поспешно заключенного перемирия взамен значительных уступок было включено обеспечение снабжения 400 спартанских *гоплитов*, заключенных в кольцо на острове Сфактерия. Афинская партия мира — Никий и его приверженцы — уже призывала вести переговоры о мире — при весьма благоприятных условиях, на которые афиняне раньше вряд ли могли надеяться. Спартанцы были готовы — отказавшись от всех своих завоеваний — признать законными территориальные отношения, существовавшие до тридцатилетнего мира, заключенного в 445 году. Стремление афинян к миру нашло свое выражение и в том, что политические деятели, которые настаивали на продолжении войны, все без исключения были забаллотированы на выборах, и Никий и его приверженцы стали стратегами.

В эти дни Клеон однажды публично клеймил Никия трусом, говоря, что афинские стратеги, если бы они были настоящими деятелями, могли бы воспользоваться создавшейся ситуацией, взяв в плен войска на Сфактерии, или уничтожив их всех до одного. При этом он добавил, что будь он на месте главнокомандующего, он поступил бы именно так. Никий, чтобы поймать на слове оратора-крикуна, согласился на то, чтобы Клеон руководил вспомогательными войсками, направленными в Пилос. Этот шаг был одобрен, как отметил Фукидид (IV. 28), современник этих событий, многими трезвомыслящими афинянами, которые рассчитывали не столь на новую победу Афин, а скорее хотели освободиться от этого подстрекателя войны, не владевшего никаким военным опытом. Но Клеон решил в этот раз удержаться от каких бы то ни было рискованных шагов. По его прибытии в Пилос он со своими вспомогательными войсками подчинился Демосфену,

победителю пилосского сражения, после чего два афинянина — опытный полководец Демосфен и демагог Клеон, красноречиво толкующий о принципах престижа Афин, имев значительный перевес в силе, переправились на остров и в течение нескольких дней покончили со спартамцами, отрезанными от путей снабжения припасами. Оставшиеся в живых спартамцы, примерно 300 человек, были отправлены Клеоном в Афины в качестве военнопленных.

Какова была доля Клеона в этой легкой победе, и какую долю имел в ней Демосфен, это является не столь важным. Но не подлежит сомнению, что ликвидация спартамцев не могла иметь большого стратегического значения. Ведь на острове Сфактерия находилось всего четыресто спартамцев, лишенных возможности каких-либо военных действий армией Демосфена, стоявшей в Пилосе, а после прибытия Клеона они могли посылать в бой примерно 10 000 афинян с целью ликвидации 400 спартамцев. Впрочем Клеон руководствовался в своих поступках не стратегическими интересами, а расчетами внутривосточного и внешнеполитического характера. И он добился своего. Новый, несколько недружелюбный поступок афинян вовсе не способствовал укреплению в Спарте благоприятной для переговоров о мире атмосферы, а в Афинах непривычное для глаз шествие по улицам истощенных голодом спартамских военнопленных внушало афинянам веру в успешном исходе войны в случае ее продолжения. Хотя полководческие знания Демосфена и были необходимо нужны для проведения этого бесславного военного мероприятия, зачинщиком был все же Клеон и, во всяком случае, это был он, кто впоследствии использовал политические возможности, создавшиеся благодаря этому сомнительному успеху. При этом он стяжал себе популярность и другими мероприятиями: увеличил подати стран, принадлежавших к Делосскому союзу, сделал афинян непосредственно заинтересованными в эксплуатации союзников, например, тем, что суточные присяжных судей вместо двух оболов он установил в трех оболлах. Подобными мероприятиями подготовлял он народное собрание, состоявшееся весной 424 г., которое выбрало его стратегом.

Таким образом, положение партии мира в начале 424 г. стало гораздо более шатким, чем было в предшествовавшем году, когда Аристофан со своей комедией *Ахарняне* принял участие в праздничных состязаниях, устроенных в честь Ленаи. В своей новой комедии, поставленной перед публикой праздника в честь Ленаи в феврале 424 г., он продолжает вести последовательную борьбу с Клеоном, что говорит о его смелости, причем в этот раз, достигши уже совершеннолетия, он впервые перед публикой мог сойтись в авторстве своей пьесы.

В подтверждение его творческого таланта стоит отметить, что пьеса *Всадники*, несмотря на неблагоприятные условия, получила первую премию, и талантливый представитель старого поколения Кратин вынужден был довольствоваться вторым местом. Это тем более замечательно, что моло-

дой поэт, раскрывая истину, с гневом обличителя обрушился не только на Клеона, но и на афинян вообще. Это обстоятельство, равно как и хор «Всадников», который местами выражает якобы позицию автора, не раз служили исходным пунктом для утверждения, будто Аристофан критиковал не только Клеона но и афинскую демократию именно с позиции аристократии. «Er gibt sich hier nicht als Sprecher der Bauern, sondern der Ritterschaft, die nicht nur als zweite Vermögenklasse der Solonischen Verfassung, sondern auch als militärischer Verband der berittenen Truppen Attikas eine Einheit konservativer Gesinnung bildete und in scharfem Gegensatz zu Kleon stand» — пишет, например В. Шмитт и О. Штелин в своей истории греческой литературы.¹ В отличие от этого классовые основы поэзии Аристофана вообще и касательно данной комедии правильно показаны у В. Ярхо: «Вражеские нашествия на Аттику наносили ущерб не только массе среднезажиточных и мелких земельных собственников, но и крупным землевладельцам. Естественно, что эти последние были особо заинтересованы в мире, и в их среде могли найти поддержку любые действия, направленные против Пелопоннесской войны.» Правильно подчеркивает Ярхо и то, что временное совпадение интересов не стерло основново противоречия между богатыми землевладельцами и бедным крестьянством: «Однако важно подчеркнуть, что кроме того общего, что соединяло всадников и земледельцев — борьбы против войны, были между ними и существенные различия, главным образом, в отношении к афинской демократии.»² Самым важным для нас является то, что Аристофан не был представителем землевладельцев, питавших слабость к аристократическому строю спартацев. Он стоял на стороне земледельцев, считавших афинскую демократию своим достижением, но в то же время старавшихся исправить форму этой демократии, искаженную богатыми купцами и ремесленниками. К аристократическим землевладельцам Аристофан близился лишь в той мере, в какой общий интерес, т. е. дело мира временами требовал этого.

Пьеса начинается с диалога двух рабов. Их одежда, слова и все их движения — все заставляет думать, что они обыкновенные рабы, т. е. попросту несчастные люди, которые целиком зависят от произвола своего господина. Но маски их — в Афинах, как известно, актеры выступали на сцене в масках — отражали черты хорошо известных в афинской жизни двух личностей: Демосфена и Никия, по всей вероятности с характерными карикатурными преувеличениями. Таким образом, у современных зрителей не могло быть никаких сомнений в том, что жалобы рабов имеют символическое значение, а рабовладелец, перед домом которого разыгрывается действие, это не один из многих рабовладельцев, а символизирует афинский народ.

¹ W. SCHMID—O. STÄHLIN: Geschichte der griechischen Litteratur. I. 4. München 1946. стр. 231.

² В. Ярхо: Аристофан. Москва 1954, стр. 47.

Демос, т. е. «Народ», устаревший и обленившийся хозяин купил себе нового раба Пафлагонца. Это имя является двусмысленным: оно означает, с одной стороны, человека из Пафлагонии, откуда была доставлена значительная часть греческих рабов, но, с другой стороны, оно имеет значение «бурлящий», т. е. человек, у которого рот ни на минуту не закрывается, а все «бурлит», как кипящая вода в котле. Этот Пафлагонец втерся в милость хозяина-рабовладельца, и с тех пор старые рабы не имели покоя, потому что хозяин во всем доверял ему одному и наказывал других рабов по его кляузам. Пафлагонец дошел до того, что он стал открыто злоупотреблять своим влиянием на хозяина и шантажировал остальных рабов: иногда бесстыдно хвастаясь перед другими, говоря, что хозяин исхлестал того или другого раба именно по его обвинению, и что подобное может случиться с теми, кто не желает заслужить его благосклонности. В дальнейшем и Пафлагонец появляется на сцене, но особенностью его внешности было то, что никто в театре не решился создать ему маску с соответствующими правдивыми чертами лица. Однако драматург оказался более смелым и откровенным, чем то, кто изготовил маску. В диалоге двух рабов драматург дает в уста собеседников такие слова, из которых зрители легко могли угадать, о чем и лично о ком шла речь. В разговоре жалующихся рабов то и дело упоминаются слова *шкура* и *кожа*, например, им страшно за *шкуру* из-за Пафлагонца, а Пафлагонец угрождает хозяина обрезочками *кожи* и большой *кожанной* хлопушкой отгоняет от него *ораторов*, подобно простому рабу, который смахивает мух со своего нежного господина. Это не значит, что он недооценивает красноречие, только он стремится захватить себе одному право одурачить красивыми словами Демоса, т. е. народ афинский.

Подобные намеки компенсировали недостатки маски. Ведь все знали, что это Клеон использовал доход кожевенной мастерской, унаследованной им у отца, для того, чтобы сделаться влиятельным человеком и это он обеспечил себе на длительное время популярность путем распространения клеветы на своих соперников и лукавыми риторическими уловками, лъстя народу афинскому. Благодаря этому все уловили намеки на события недалекого прошлого, например, и в словах раба, символизировавшего Демосфена, когда он жаловался на то, что Пафлагонец любит выдавать чужой труд за свою заслугу:

Вот в Пилосе недавно
Лаконскую я кашу заварил,
А он, к ней подобравшись потихоньку,
Из рук моих выхватывает хитро
Мою стряпню, несет все господину.³

³ Аристофан здесь и ниже цитирован на основе нового русского издания: Ф. А. Петровский — В. Н. Ярхо: Аристофан, Комедии I—II. Москва 1954. Пьеса «Всадники» печатается в книге в переводе Ю. Полонской.

Здесь перед зрителем, собственно говоря, повседневная сцена из жизни рабов: господин выражает признательность за вкусный пирог не повару, который печет пирог на кухне, а околичивающему где-то вблизи оборотливому рабу, который подает ему пирог. Определение «лаконская» недвусмысленно указывает на то, что Клеону удалось чужими руками (т. е. руками Демосфена) жар загребать. Речь идет о спартанцах, которые были побеждены в Пилосе, точнее на острове Сфактерия, по сути дела, Демосфеном, и тем не менее успех присвоили Клеону, ведь это он получил высшие государственные награды, питание вплоть до его смерти в *пританейоне*, служившем местом публичных обедов, и почетное место на театральных зрелищах во храме Дионисия, даже в тех случаях, когда смешливая Муза Аристофана резала ему правду в глаза.

То обстоятельство, что почти за каждым словом таится другой смысл, что и является настоящей движущей силой комедии, ни в малейшей мере не заслоняет впечатления непосредственности и реализма этой истории из жизни рабов. Два раба, с которыми зритель познакомляется перед домом Демоса, дают совершенное карикатурное изображение двух известных афинских государственных деятелей, но в то же время они представляют собой совершенных и определенно охарактеризованных два типа рабов. Оба они стонут под ударами ктута, обоим надоели капризы своего господина, но еще больше произвол властного выскочки-раба, оба стараются найти выход из положения, но при этом они обнаруживают различные черты характера. На чем основывается это различие? Выражается ли здесь исторически доказанное различие в характере Демосфена и Никия, или же мы имеем дело с типичными в среде рабов противоречиями? И то и другое. Своеобразие комедий Аристофана проявляется в том, что одно и то же действующее лицо одновременно может являться символом и действительностью, индивидуальным и обобщенным, скрытой карикатурой определенных исторических лиц и высшим обобщением выкованных в обществе типов.

На тяжелое подавление, в условиях которого жили рабы, и которое еще тяжелее стало из-за поведения какого-то раба-подхалима, который, льстя господину своему, вступил на путь измены своему классу, рабы могли реагировать двояко. Одну из двух возможностей реализует «Демосфен», самоуверенный, задорный и сообразительный раб, который и в самых тяжелых условиях всегда остается хозяином положения, а другая возможность реализуется в поступках «Никия», этого неловкого, беспомощного раба, который легко теряется, и поэтому нуждается в вере в бога, также как и в признании над собой превосходства своего более самостоятельного и предприимчивого товарища, без помощи которого он не мог бы спасти свою шкуру. В этом находит свое объяснение то, что первое слово в пьесе высказано Демосфеном, и Никий осознает беспомощность своего положения и непосредственную причину этой беспомощности: кляузы нового раба

только благодаря словам своего товарища. Характерно, что и мелодичное хныканье о своей мизерной участи начинает он по призыву «Демосфена». И плакать первым перестает «Демосфен», чтобы вместо бесцельного плача искать средство к избавлению. «Никию» удобнее всего было бы во всем опираться на советы своего друга, и когда тот подбадривает его высказаться, его простоватой хитрости достаточно только на то, чтобы друга своего заставить — при помощи каламбурного выражения — высказать свою несмелую и жалкую идейку. А эта идея является ничем иным, чем удрать и, подобно бежавшим рабам, найти спасение в храме Фесея, что мог бы сразу придумать любой другой раб. А когда «Демосфен» обращает его внимание на бдительность Пафлагонца и отклоняет план, который хотя и может казаться дельным, все же является бесполезным, «Никий» несколько не настаивает на своей бесплодной идее, но, будучи совершенно беспомощным, он видит спасение только в смерти. А «Демосфен» ведет себя иначе: он полон здоровой жизнерадостности, что обнаруживается и в том, что он желает вина: пусть оно подаст ему какую-нибудь хорошую идею. И вот теперь очередь за «Никием» быть трезвомыслящим, но какой сухой и бесплодной оказалась его трезвость, когда он старался сберечь от опьянения «Демосфена», искавшего в вине советы своего окрыленного воображения! И «Никий» все-таки поддался наконец и даже он выполнил первый момент плана «Демосфена», который был достаточно ловким взвалить риск на своего недалекого товарища. Вино досталось одному «Демосфену», потому что это он должен был получить от вина вдохновение к раздумьям об общем благе, но, кроме того, еще и потому, что он и в самых тяжелых условиях мог наслаждаться радостями жизни, а достать вина — это была задачей «Никия». Он и украл вино из кладовой, охранявшейся Пафлагонцем. К счастью его не поймали, так как Пафлагонец, после того, как плотно наелся, и напился, крепко заснул и спал глубоким сном пьяных. «Демосфен» чувствовал себя непринужденно, пока «Никий» сходил за напитком, а когда тот вернулся, успешно выполнив поручение, «Демосфен» заставил его подать вино. «Никий» наливал ему, с озабоченным видом обращая его внимание на то, что сначала нужно сотворить возлияние в честь «доброго духа». Веселый «Демосфен» с богами был на короткую ногу, и набожность «Никия» дала ему повод, пошутить сделавши большой глоток, присваивая «доброму духу» идею, которая влезла ему в голову от того, что он был в хмелю от вина.

Мы долго останавливались на этой сцене, для того, чтобы доказать, что типизирующий реализм и аналитический способ изображения характеров, о которых принято говорить в литературоведении вообще только в связи с более поздним поколением греческой комедии, в связи с представителями так называемой новой комедии, и которые особенности принято считать достижением не Аристофана, а трагика Эврипида, не были чужды уже Аристофану, самому выдающемуся представителю старой греческой комедии. Итак пра-

вильно установил И. Брунс о действующих лицах именно пьесы *Всадники* : они представляют собой типы, представителей отдельных общественных слоев.⁴ Таким образом, можно считать вполне уместным распространять на типизирующее искусство вообще то, что сказано И. И. Толстым относительно типа раба : «Фигура раба, как существеннейшего персонажа новогреческой комедии подготавливается, если не исключительно и всецело, то во всяком случае в значительной степени комедией древней.»⁵

Во всяком случае можно заявить, что создание типов у Аристофана еще не превращается в самоцель. Два раба — это два четко очерченные типа, но в то же время они являются личиной двух конкретных исторических лиц. То же самое можно сказать, за исключением одного, и о других персонажах пьесы, о Пафлагонце—Клеоне и о Демосе, который представляет собой замечательно обрисованный тип афинского горожанина. Но из-за личины то и дело выглядывают меткие карикатурные черты. Или, другими словами, комический эффект усиливается замешательством публики, которая затрудняется решить, кого она видит на сцене : Демосфена и Никия ли, одевшихся рабами, или же рабов в маске Демосфена и Никия. Ведь как ни хорошо не были охарактеризованы рабы, некоторые их черты — не говоря уже о масках — напоминали хорошо известных политических деятелей, и современная публика, разумеется, легче нас и чаще могла обнаружить живые модели за этими чертами. Однако подчеркивая искусство Аристофана в создании типов, не получившее еще достойную оценку, в связи с этой же сценой нужно указать и на отношение карикатуры к модели. Раб, одевший маску Никия, всегда ждет инициативы от другого. В самом деле, историограф Фукидид постоянно критикует Никия за его перешителность, лишенность инициаторской способности. Тот же раб высмеивается товарищем за его религиозность ; в связи с одним из более поздних этапов Пелопоннесской войны, с сицилийским походом, Фукидид рассказывает, что суеверный Никий пропустил выгодный момент для осады Сиракузы, потому что было как раз лунное затмение, и жрецы посоветовали ему подождать трижды девять дней (VII. 50).

Роль, которую в дальнейшем фабула комедии дает пророчеству, не может считаться доказательством того, будто сам Аристофан придавал серьезное значение пророчеству, более того, она не притупляет даже остроту слов, которыми Демосфен высмеивал Никия за его набожность. Как раз наоборот : доверие к разным гадательным книгам, ставшим модными в период упадка афинской демократии, было поколеблено в его основах следствиями, которые повлекло за собой в пьесе *Всадники* обращение к этим оракулам. Дело было так, что по доброму совету, подсказанному Демосфену

⁴ I. BRUNS : Das literarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. Berlin 1896. стр. 168.

⁵ История греческой литературы. т. I. АН СССР, Москва—Ленинград 1946, стр. 474.

добрым духом вина, нужно было украсть оракулы, зорко хранившиеся Пафлагонцем—Клеоном — наверное, не без основания. Идею подал опять Демосфен, а взять на себя риск выполнения задачи должен был снова Никий, который с охотой подчинялся своему более умному товарищу. И если Демосфен уютно развалился, когда Никий сходил за вином, то теперь, когда тот, пытаясь воспользоваться глубоким сном Пафлагонца, сходил украсть оракулы, он смирившись с положением, что обслуживать его было некому, прилежно стал наливать себе кубки и потягивал вино. Но когда Никий вернулся и принес с собой утаенное сокровище Пафлагонца, оракулы, содержавшие предсказания знаменитого Бакида, Демосфен погрузился в их чтение, а пока он читал, Никий наливал ему опять кубки, опорожненные один за другим. Среди эксплуатируемых и подавленных рабов вообще всегда найдутся оборотливые люди, которые пользуются услужливостью остальных, — но поступают не всегда так подло, как Пафлагонец—Клеон, а задорно и немножко свысока, как Демосфен.

Пророчество Бакида содержит в себе всю историю Афин от смерти Перикла до падения Клеона. После Перикла к власти пришел торговец паклей Эвкрат, за ним следовал торговец овцами Лисикл, а после него негодный кожевник Пафлагонец—Клеон, который будет господствовать над афинским народом вплоть до того времени, когда найдется не его место еще более негодный человек: колбасник с рынка. Но в этот момент, подобно тому, как в трагедиях Эврипида — *deus ex machina* — неожиданно появляются боги, чтобы развязать драматический узел, неожиданно-негаданно на сцену попал спаситель, голодранец-колбасник. Его Демосфен приветствовал сразу именем Σωτήρ — «Спаситель», которое полагалось только хранителям-богам. Этот колбасник, который призван был спасти рабов старого Демоса от деспотизма Пафлагонца, освободить афинский народ от негодного господства Клеона и тем самым развязать драматический узел пьесы *Всадники*, является единственным персонажем комедии, не имеющем живой модели. Имя его, которое мы узнаем от него самого, является «говорящим именем»: Ἀγοράκριτος, то есть «человек, обсуждающий на ярмарке». Дело в том, что человек, негоднее Клеона, существует лишь в пророчестве Бакида и в воображении писателя, а в действительности такого человека нет.

Напрасно отмахивается колбасник, каждый его аргумент, которым он старается отклонить сомнительный почет, является новым и новым доказательством его годности. Дрянной характер его, низкое происхождение, нахальство, грубость, лицемеризм и невежество — все такие свойства, которые вполне соответствуют условиям, описанным в оракуле. Но в него еще вкрадывается сомнение:

Мне нравится оракул. Я смущен
Лишь тем, смогу ли я народом править.

Но Демосфен сразу успокаивает ему совесть :

Да прелегко! Что делал, то и делай...
Мути дела все, стряпай фарш из них,
Народ задобри, подсласти его
Любезностями, взятыми на кухне.
Все есть в тебе, что нужно демагогу :
И голос мерзкий, и презренный род,
И рыночные связи. Все, что нужно,
Имеешь ты, чтоб править государством.
Оракулы и Пифия согласны...
Надень венок, в молитвах вспомни Глупость,
Рази противников смелей.

Но впереди еще большое состязание (*ἀγών*) как греки называли всякое соперничество, в котором соревновались либо умственными либо физическими способностями. Между колбасником и опасующимся о своей власти Клеоном, который прибежал на шум заговорщиков, развязывается странная, вывернутая наизнанку соревнование. Это есть соревнование нахалов, в котором соревнующиеся стороны выступают отрицательными качествами, ведь каждый старается доказать, что более негодным из них является именно он, а не другой. Входит хор всадников и располагает присутствующих в пользу колбасника. *Всадники*, от которых берет свое название и пьеса, старые противники Клеона, представители афинской аристократии, были представлены в хоре одновременно и как кони и как всадники, так как во время входа на сцену одни несли других на спине, по всей вероятности, таким образом, как это изображено на одной аттической вазе.⁶ Неспроста хвалит хор в одном месте, где прерывается действие, отвечая на строфу, в которой похваляются аристократические предки, и героические деяния коней, наделенных человеческими способностями. Эти строки, в которых пример благородных коней служит средством разоблачения человеческих отношений, напоминающие сатиру Свифта, должны были бы приняты во внимания теми толкователями творчества Аристофана, которые охотно считали великого драматурга выразителем интересов аристократической реакции. Но эти толкователи в большинстве случаев по сути дела сами питали симпатию к реакции. Нужно добавить, что благородные всадники готовы были помочь захватить власть человеку, единственной заслугой которого было то, что он во всех отношениях был еще хуже, чем Клеон. Это свое преимущество Колбасник великолепно доказал в трех этапах *агона*. Первый этап происходил в присутствии хора всадников при их вдохновляющем ликовании. Здесь Колбасник, кроме

⁶ Репродукция этой картины была снова опубликована в последнее время : В. В. Головня : Аристофан. Москва 1955, стр. 91.

грубого избиения и непотребных ругательных слов и воспоминаниями своими доказал, что он парень что надо :

Вот так же, Зевс свидетель, я мошенничал ребенком
 Дурачил ловко поваров : «Весна, скажу, глядите!
 Ее нам ласточка несет, скорее посмотрите!»
 Они гладеть — тут мигом я стащу кусочек мяса.

— — — — —
 Так делал я от всех тайком, а если узнавал кто,
 Я мясо клал себе под зад, божился, что не видел.
 Оратор даже там один сказал, меня поймавши :
 «Не промах этот малый : он уж будет демагогом».

Второй этап происходит за кулисами, пока на сцене хор всадников развлекает публику. Клеон не примиряется с положением. Представляя покушение на него как заговор против государства и измену родине со стороны аристократов, которые поддерживают хорошие отношения с персами, он ставит дело на заседании Совета. О событиях публика узнает от возвратившегося с победой Колбасника, который подобно «глашатаям» в античных трагедиях, подробно рассказывает о новых моментах действия, происшедших за кулисами. Так становится известным, что Клеон напрасно вскрыл подробности фиктивного заговора, потому что Колбасник ворвался туда и сразу отвлек внимание о делах государственной важности, о вопросе безопасности государства, разглашая новость, что цена на рыбу снизилась. К тому же он некоторым тайком на ухо сказал, где дешевле всего можно скупать запасы рыбы, с тем, чтобы потом спекулировать ей. При этом он и здесь, перед Советом доказал, причем в одном из труднейших вопросов, в вопросе войны и мира, что он больше Клеона может *вредить* интересам афинского народа. А Клеон не хотел дать разойтись членам Совета, торопившимся поскорее на рыбный рынок, и, сопровождаясь, как легко представить себе, громким смехом публики, не знавшей подстрекателей войны яростнее Клеона, он говорил им о новой возможности заключить мир, который, впрочем, недавно был сорван им самим :

Он умолял повременить немного :
 «Послушаем посла из Спарты, он
 Явился с предложеньем о мире.»

Но под влиянием ложной вести об удешевлении рыбы они ответили Клеону прежними его аргументами :

«Мир не нужен!
 Как глуп ты! Мир теперь, когда и так
 Подешевели сельди! Мы воюем!»

Колбасник вскоре освоился с афинскими «конституционными» формами: чтобы расположить людей к себе и чтобы пользоваться симпатией Совета, он скупил на рынке на свои средства все что было луку и пряностей и безвозмездно предложил людям в качестве приправы к рыбе. Но Клеон все еще не мог примириться с тем, что он потерпел фиаско и подал апелляцию к народному собранию. По аллегорическому замыслу пьесы Народ олицетворяется хозяином наших рабов, стариком Демосом, а в соответствии с этим созвать народное собрание, это значит, льстивыми словами выманить старика из дома, чтобы он выслушал жалобу и рассудил дело. Народные собрания в Афинах происходили на скалистом холме Пникс; в пьесе старый Демос присаживается на положенный там камень, что и означает начало собрания.⁷ Это также не обходится без церемоний: так как соперники соревнуются теперь в том, который из них больше любит народ, у которого имеется больше заслуг перед народом. Колбасник превзошел Клеона во льстивом баловстве господина, хотя Клеон славился самым льстивым демагогом, и он подложил старику мягкую подушку, чтобы жесткий камень не натер ему достойную уважения задницу, натертую на судах при Саламине. Что касается заслуг Клеона, Колбасник разом уничтожает часто упоминаемую победу на острове Сфактерия параллелью, рассказанной им подчеркнутым хладнокровием. В этом единственном случае он не перекрывает, а снижает ценность самохвальства Клеона до подобающей ступени:

Ну, а я

Шатался попусту по мастерским

И вот стащил горшок с чужой кашей,

— так же, как Клеон снял сливки с военной удачи Демосфена.

Но еще лучше было, когда оба, шатаясь под тяжелыми ношами, принесли оракулы. Клеон принес хорошо известные в тогдашних Афинах авторитетные оракулы Бакида, а Колбасник оракулы Глаида, пародии всех пародий оракулов. Не выясняется, впрочем, обстоятельство, имелись ли оракулы Бакида в таком огромном количестве, что Клеон просто не заметил, что часть их стащил Никий по поручению Демосфена, или же ловкий проныра, скрывшись за кулисами, успел уже стащить обратно украденные святые книги. Когда Клеон, соревнуясь с Колбасником, на основе оракулов разрисовывал блестящее будущее афинского народа, ему даже не мерещилось, что и тогда дело было, по сути дела, в том, чтобы решить основной вопрос: который из них превосходит другого своим мошенничеством.

Вот у меня есть оракул крылатый о том, что ты будешь

Птицей орлом и владыкою станешь над всею вселенной.

— читает Клеон высокопарное пророчество из оракула Бакида. Но у

⁷ Cp. J. T. ALLEN: *Aristophanes and the Pnyx*. University of California, Publications in Classical Philology. Vol. 12. 1936. No 2. стр. 31.

Гланида написано об этом нагляднее, и предсказание о владичестве Афин над всем миром наполняется более осязательным содержанием, так как для афинян самым важным источником дохода служили судейские суточные. Таким образом, Колбасник перекрывает не только крикливые обещания Клеона, но, по крайней мере, на словах также и его распоряжение о повышении суточных, данное Клеоном с целью увеличения своей популярности. Здесь указано на возможность в далеком будущем на то, что после завоевания Персии судейские посты будут занимать там афиняне :

«...и будешь судить в Эктабанах.

Будешь при этом ты есть пироги очень вкусные, с солью».

Из-за аллегории упадочного афинского народа здесь сразу появляется тип престарелого афинского мелкого горожанина, который ликует, слушая добрые надежды на будущее, нарисованное Колбасником :

Ура, ура!
 Нет никого умней Гланида
 И я теперь тебе себя вверяю.
 Будь нянькой старику и педагогом.

Кажется, хор всадников заслуженно укоряет его :

Дивную ты власть имеешь,
 Демос, нас владыка ты,
 Как тиран, царишь повсюду,
 Страх внушаешь на земле.
 На дурное ты подотлив
 Любишь лесть ты и обман
 И на речи чьи угодно
 Ты готов разинуть рот,
 А рассудок твой, хоть дома,
 Все же дома не живет.

Такие моменты оправдывают тонкую характеристику, данную И. Брунсом об образе Демоса : «Ein Januskopf, beständiger Drehung fähig, die Vorderseite ein einzelner grämlicher Alter, die Rückseite das athenische Volk mit seinen unzähligen Gesichtern.»⁸ Это хитрое мигание, которым старик дает нам знать, что он не так глуп, как это он симулирует, характеризует и старого афинского горожанина, и афинскую государственную жизнь. Ибо он извлекает пользу из своей симулированной глупости, ему нравится нежность, с которой ему угождают, а если тот, кому он доверил свое благосостояние, оказывается недостойным доверия, пусть, когда он

⁸ I. BRUNS : ук. соч., стр. 172.

уже набил карман, старик отпустит его, а краденными драгоценностями — конечно, в законных рамках конфискации имущества — он опять овладеет. Вот, чем зрители знают больше двух противников, претендующих на власть, когда третий, происходящий перед Демосом этап *агона* приходит к концу. И они знают и то, знание которого уже заранее обеспечило преимущество Колбасника над Клеоном, а именно то, что соревнование сводится — для Колбасника сознательно, а для Клеона несознательно — к тому, кто из них подлее. И Клеон и Колбасник лицемерно льстят старому Демосу, оба перечисляют свои несуществующие достоинства. К тому еще Клеон считает важным то, чтобы ложное достоинство было как можно значительнее, а Колбасник знает, что достойнее будет тот, который врет более бесстыдным образом. Итак, Клеон уже проиграл партию, когда и ему пришло в голову предсказание, по которому выиграет тот, который подлее другого. Само собой разумеется, что Колбасник, доказывающий свое превосходство над противником путем подлейшего очковтирательства, сохраняет его и тогда, когда ясно, что речь идет о том, который из них подлее. Теперь нападает Клеон, и неясно намекая на предсказание, но не говоря точно о его содержании, задает противнику вопросы, требующие дальнейшего самохвальства, но Колбасник раскусил, в чем дело.

«К кому ты ходил в детстве в школу?» — спрашивает Клеон, который даже не смекал, что тайну предсказания уже давно украли у него, и Колбасник — в этот раз впервые — говорит только правду :

Да где копят свиней
Там и меня учили кулаками.

У Клеона уже «хватил сердце оракулу», но, несмотря на это, спрашивает дальше :

..... борьбе
Тебя учили в школе?

А Колбасник опять прямо говорит :

И с клятвой отпираться....

Так продолжается дальше, и наконец побежденный Клеон признает, что предсказание совершилось, и с трагическим пафосом, подмеченным у героев Эврипида, он прощается с венцом, символизирующим власть.

После этого, несомненно, по внутренней логике действия должно следовать крайнее унижение Афин : от Клеона власть перешла в руки того, кто хуже всех предыдущих вождей народа. Но греческая комедия — хотя путем пародических намеканий все время напоминает на трагедию — придерживается совершенно иных принципов композиции. Ибо в греческой трагедии неожиданные перевороты возможны лишь для действующих лиц,

и это достаточно для обострения драматического напряжения; зрителям уже заранее известен выход действия, с одной стороны потому, что они могут ее угадать на основе строгой логичности хода действия, а с другой, потому, что трагедия в большинстве случаев инсценирует в основном известные сказочные сюжеты мифологического предания.⁹ *Ἀπροσδόκητος*, т. е. «внезапный переворот» собственно говоря имеет место в комедии, в которой традиционный сказочный материал не ограничивает поэта в формировании действия, и в которой отклонение от логичности само может явиться эффективным средством комичности, как многие необоснованные и неожиданные черты «перевернутого мира». Однако то, что происходит в следующем, хотя и происходит оно по композиционным приемам комедии, отличающимся от трагедии, все-таки нуждается в особом объяснении.

II

Приход к власти необыкновенно подлого Колбасника, демагога, хуже Клеона, неожиданно привел к счастливому перевороту: после него следовал не дальнейший упадок, а возрождение афинского народа. Сам Колбасник, как только стал во главе политической жизни под именем *Агоракрит*, стал прямым и достойным вождем, указывающим правильный путь возобновленному афинскому народу. Что касается имени *Агоракрит*, толкование И. Брунса мне кажется правильным: когда после победы над Клеоном Колбасник, отвечая на вопрос Демоса, называет себя Агоракритом, это имя имеет еще сильный порицательный оттенок; его значение приблизительно следующее: «тот, кто зарабатывает себе средства к жизни на ярмарке.» Но, когда действие именно в этом месте переходит в эпилог, имеющий совершенно иной характер, и значение названия должно измениться, а именно путем реализации другого смысла слова «агора»: «Im Epilog aber ist dieser Markt ja nicht mehr der corrupte der neuen Zeit, sondern er bedeutet die erhahene Versammlung der Marathonkämpfer, die einst die Agora erfüllte; und so tritt nur stillschweigend die andere Erklärung in ihr Recht: «der von der Agora erwählte.»¹⁰ Конечно, одно то, что имя Колбасника, впервые произнесенное лишь на границе главного действия и эпилога, может иметь два настолько противоположных значения, не уменьшает, а наоборот, обостряет противоречие между главным действием и эпилогом. О том, что с точки зрения логики эпилог противоречит главному действию, и даже первое не связывается органически с последним, говорил и Брунс, но он все-таки представлял дело яснее многих других исследователей, считая неплотно связанный с предыдущим

⁹ Аристофан высмеивает это, считая его одним из драматургических недостатков трагедии (Ахарн. 442—444. строки).

¹⁰ I. BRUNS: ук. соч., стр. 171.

эпilog не чуждым материалом или даже дополнительным прибавлением в композиции комедии; по его мнению поэту нужен был эпilog для того, чтобы не оправдывать Клеона, побежденного и смененного с политической позиции худшим его лицом. Итак, фантастичный эпilog имеет целью вскрыть игривость всего предыдущего действия.¹¹

Во всяком случае Брунс правильно ошупывает то, что главное — это единый замысел поэта в отношении действия, и за противоречиями главного действия и эпiloga скрывается также интенция поэта. Но Брунс не определил взаимоотношения главного действия и эпiloga столь конкретно, чтобы решение вопроса было со всех точек зрения удовлетворительным. Таким образом, композиция комедии *Всадники* и в дальнейшем остается одним из наиболее спорных вопросов в литературе по творчеству Аристофана, и могло иметь место и такое мнение, что эта композиция лишена всякой логичности и психологии, во всяком случае, ей чужда и логика и психология.¹² Отсутствие единства действия Вилламовиц склонен приписывать неумелости начинающего автора. Он говорит: «едва ли может нас удовлетворить натянутая концовка о внезапном изменении Демоса и Колбасника.»¹³ Другие приписывают полагаемые несогласия неудачной ассимиляции «чужого материала», так, например, замечание схолиона (ad Equ. 531 и 1288 ad Nub. 554.) о том, что данная комедия Аристофана во многом обязана Эвполису, или заимствованиям от Эвполиса, близким к плагиату, Б. Кейл относит к последней сцене комедии. Труд Эвполиса, о котором может идти речь, это *Δῆμοι*, фрагменты которого вскрыл А. Керте на одной папирусовой находке.¹⁴ По словам Кейла Аристофан ничего не может поделаться с «краденным добром», а неорганически прибавляет его к главному действию комедии, которое стало бы более полным, совершенным и законченным — и на самом деле является более совершенным и законченным — без похищенного эпiloga.¹⁵

Э. Маас придерживается другого мнения, но лишь по отношению образца эпiloga, а не единства действия. Тот мотив, что Агоракрит — ко-

¹¹ Там же, стр. 170.

¹² SCHMID—STÄHLIN: ук. соч., стр. 244.

¹³ U. VON WILAMOWITZ—MOELLENDORFF: *Aristophanes Lysistrata*. Berlin 1927. Стр. 44.

¹⁴ A. KÖRTE: *Fragmente einer Handschrift der Demen des Eupolis*. *Hermes* 47 (1912) стр. 276—313. Ср. M. POHLENZ: *Aristophanes und Eupolis*. Там же, стр. 314—317.

¹⁵ B. KEIL: *Über Eupolis Demen und Aristophanes Ritter*. *Göttinger Nachrichten*. Phil.-hist. Klasse, 1912. стр. 237—272. Также оценивает — конечно, намного раньше вскрытия папирусовых фрагментов пьесы *Δῆμοι* — помощь Эвполиса А. Кирхоф: «Ich entscheide nicht, ob die Idee zu dieser Erweiterung der Disposition in Aristophanes' Kopfe entsprungen ist, oder ob Eupolis ihm mit der Parabase auch das mit ihr eng verknüpfte neue Motiv an die Hand gegeben und ihm so zu der Einlage veranlasst hat; sollte aber das Letztere wirklich der Fall sein, so würde geurteilt werden müssen, dass er dem Stücke und dessen Dichter damit keinen besonderen Dienst geleistet und beiden weit mehr geschadet als genützt hat.» A. KIRCHOFF: *Zu Aristophanes*. *Hermes* 13 (1878) стр. 296.

нечно, за кулисами — выварил старого Демоса, и путем этого рискованного приема омолодил его, каждому знатоку греческой мифологии напоминает Медею, которая таким же путем омолодил Эсона, отца Ясона (ср. Ovidius Met. VII. 159—293). По Маасу мотив омолаживания Демоса заимствован Аристофаном из потерянной драмы сатиров Эсхила *Ньяньки*, в которой волшебство Меден омолодило нянек Дионисия вместе со своими мужьями с сатирами. Итак, пьеса *Всадники* состоит из двух неравных частей, органически несвязанных друг с другом: из удаления Клеона и из омолаживания Демоса. В рамках двух гетерогенных действий один и тот же Колбасник обладает такими противоречивыми чертами характера, соединение которых в одном лице противоречит всякой логике. Оправдать эту непоследовательность нельзя, только лишь тем, что конец комедии *Всадники* переходит в сказку, а в сказке уже могут появляться лица с противоречивыми чертами характера.¹⁶ О том, что за древней комедией таится сказка, точнее: народная сказка, устное эпическое творчество крестьян Аттики, упомянул Т. Желинский в одной своей работе, не оцененной в такой мере, какая соответствовала бы ее теоретической ценности. Т. Желинский для реконструкции античного фольклора использовал живой сказочный материал современных народов и указал на целый ряд параллельных с омолаживанием старого Демоса сказочных мотивов, прежде всего из области русского фольклора. Однако по нашему убеждению наличие композиции, характерной для народной сказки, трудно доказать во всей комедии, и Желинский вынужден установить, что в соперничестве Клеона и Колбасника — значит, в центральной части главного действия — на первом плане стоит не сказочная форма, а политическое содержание.¹⁷

По нашему мнению Аристофан в одно и то же время мог иметь в виду и фольклорную традицию, и комедию Эвполиса, и драму сатиров Эсхила и еще многие другие вещи, ибо множество намеков пародийного характера, связанных с этим, является характерной чертой его поэтического стиля. В этом отношении нельзя пройти мимо того, что адресатом пародийных намеков Аристофана в большинстве случаев является Эврипид. Пародия мифа в мотиве вываривания Демоса наиболее ясно подтверждается фрагментами трагедии Эврипида *Пеллад*. Правда, когда Медея советует дочерям Пелия выварить в котле престаревшего отца, она — в отместку за то, что король Йолкоса переследует ее мужа, Ясона и родителей его — передает не все волшебное предписание, и поэтому Пелий умирает в ходе омолаживающей церемонии. С устарелым афинским народом случилось по другому. Демос возрождается и со страхом узнает, что в старости он вел себя глупо, его окружали лстивые люди, злоупотреблявшие его глупостью, что он

¹⁶ E. MAASS : *Äschylus und Aristophanes*. Neue Jahrbücher 30 (1913) стр. 636.

¹⁷ TH. ZIELINSKI : *Die Märchenkomödie in Athen*. 1885. Снова напечатано : Iresione. I. Leopoli 1931. Стр. 17—21.

ради минутных успехов жертвовал интересами государственной безопасности, что в правосудии он допускал и взяточничество. В дальнейшем все будет иначе, сам Агораkrit, вскрывши старые ошибки, поможет ему в исправлении их.

Вскрытие источников и образцов не может быть для нас самоцелью, нам важнее выяснение того, каким образом связаны главное действие и эксод — если их можно вообще различать — то есть, с какой целью они соединены. Для этого мы еще будем приводить такие параллели, относящиеся к омолаживанию Демоса, на которые до сих пор не обращали внимания. Они свидетельствуют о том, что между главным действием и эпилогом нет острого противоречия с точки зрения образца, то есть парадоксальная последовательность упадка, ведущего к конечному унижению, затем возрождения для Аристофана была уже дана в какой-то традиции. Итак, противоречия являются не результатом неумелости автора и поверхностного соединения двух мотивов, не подходящих друг к другу, и не только результатом несознательного заимствования противоречий данного традиционного мотива, а являются результатом сознательного, высоко художественного использования противоречий для комедийного эффекта и связанной с ним политической тенденции. Таким образом, хотя и нас не удовлетворяет одна общая ссылка на народную сказку, но что касается умелости использования заимствованного мотива и находчивости, проявляющейся в подчинении его политическим идеям, прав В. В. Головня, кто — в противоположность недооценки, наиболее ярко проявляющейся Кейла и Вилламовица — подчеркивает именно *умелость*: «Удачно использован мотив народной сказки с превращением старика в молодого человека. Омолодить нужно демократию, вернуть ей облик, какой был у нее в эпоху греко-персидских войн, — вот что хочет сказать этим сказочным превращением Аристофан.»¹⁸ Однако, чтобы упомянуть о всех ассоциациях, возникших перед древними зрителями под влиянием омолаживания Демоса — приблизительная полнота таких ассоциаций является необходимым фактором комедийного эффекта — нам нужно идти дальше по пути исследования более скрытых намеков комедии *Всадники*.

Мы должны тут обратить внимание на одну парадоксальную игру с понятием времени, иначе возраста. Эта игра достойна времени, которое олицетворено уже Гераклитом в лице «играющего ребенка», Эона (fr. 52. Diels). Лукиан — вряд ли удаляясь от оригинальных поучений туманно говорящего эфесского — дает в уста Гераклита такое понимание игры времени, что в этой игре все равно, вниз или вверх танцуют хороводную пляску

¹⁸ В. В. Головня: ук. соч., стр. 98.

(τὼν αὐτῶν... ἄνω κάτω περιχωρόντα καὶ ἀμοιβάμενα ἐν τῇ τοῦ αἰῶνος παιδιῇ. Vit. auct. 14). Стариками «марафонского поколения» представлена та хорошая старая мораль, к которой вернется омолодевший Демос : город, в который он возвращается как молодой человек, это старые Афины. Но эта не какая-нибудь покрытая плесенью старость, это город, окруженный «фиалковым венцом», живущий в сердцах стариков, вспоминающих свою молодость. На самом деле, мы должны иметь в виду то диалектическое тождество молодости и старости и переход их друг в друга, который является одним из примеров тождества противоположностей у Гераклита : *ταὐτό τ' ἐν ἑῶν καὶ τεθνηκὸς καὶ [τὸ] ἐγγίγορος καὶ καθεῦδον καὶ νέον καὶ γηραιόν· τάδε γὰρ μεταπεσόντα ἐκεῖνά ἐστι καίκεῖνα πάλιν μεταπεσόντα ταῦτα* (fr. 88. Diels). Однако возникает вопрос : возвращение «омолодевшего» к более раннему на 50—60 лет периоду своей жизни не обозначает ли устарение государства? Сам молодой автор, которому только что исполнилось 20 лет, выступающий на литературную арену без забрала именно с этой комедией, свое ли мнение дает в уста актера, когда «омолодевший» Демос исключает «желторотых юнош» из общественной жизни и отправляет их на охоту, чтобы уступить места на народном собрании более опытным старикам? Если бы это было так, он едва ли мог совместить со своей совестью, что он сам — хотя и средствами комедии — высказал свое мнение относительно важнейших вопросов афинской политики, и что со своей высокохудожественной политической комедией превосходит старого Кратина, о котором он — с уважением, но с несомненным превосходством молодого человека, чувствующего свои силы — пишет в одной из хоровых песен комедии *Всадники*, наполненной самыми субъективными чувствами поэта, в парабазе :

...А теперь лира смолкла его и померкла,

Захромала мелодия. Старец, как Конн пьяный, бродит в венке уж
[увядшем.

Итак, по всем признакам Аристофан знал, что народ является «молодым» и государство сильным в том случае, если он смотрит не назад, а вперед, и он согласился с Эврипидом (Hiketides 442—449) в том, что демократия нуждается в инициативе, проявляющейся в свободе слова юношества, потому что оно является одной из движущих сил ее развития. Одна из хоровых песен комедии *Осы* (342—345) позволяет сделать вывод, что это именно Клеон, кто недоверчиво смотрел на политическую роль юношества :

Поступить посмел с тобою

Низкий Демологоклеон

Так за то, что смело правду

О юнцах ему ты режешь?

Вот в чем дерзости причина :

Заговорщик явный он —

— говорит хор старых, кусающихся судей («ос»), клеймя позором единственного молодого человека, Бделиклеона, сына Филоклеона, т. е. «любящего Клеона», но осуждение от стороны Клесна относится к юношам вообще. А если позиция Клеона такова, позиция Аристофана может быть только противоположна.

Омолаживание Демоса в конце комедии — благодаря ее подчеркнутой двусмысленности — во всяком случае может обозначать и то, что Аристофан все-таки не может согласиться с теми которые считают возвращение к политической морали марафонского поколения не возрождением с точки зрения афинского государства, а регрессом. Но нам нетрудно признавать и то, что без этого мотива после прихода к власти Колбасника, изображенного, как подлейший человек, могли бы следовать лишь грустные картины внутреннего разложения афинского государства — в фантазии зрителя и в том случае, если действие закончилось бы падением Клеона. Таким образом, относительно классовых сил, стоящих на фоне комедии, мы и не согласны с М. Поленцом, в конечном счете мы должны оправдать его положение: поэт едва ли смог достигнуть успехов, если он заканчивает свою пьесу тем, что после падения Клеона афинскому народу может стать еще хуже.¹⁹ Мы можем добавить еще, что он не только успехов не мог бы достигнуть, но он поступил бы против своего убеждения, изображая Клеона из двух зол меньшим, или хотя бы необходимым звеном в ходе неизбежного упадка. Но если это так, для чего нужно было построить всю комедию на мотиве, идейное содержание которого несогласно с политическими взглядами самого автора, и которое можно исправить лишь путем натянутой концовки?

Нам кажется, это прежде всего потому, что предсказания вроде того, что после Клеона может следовать лишь хуже его, были распространены в Афинах V. века. Вероятно, Аристофан положил в основу комедии такое предсказание, на видимость оправдая его, чтобы сделать более эффективным — своими многосторонними сатирическими приемами — сатирическое изображение не только Клеона и афинской общественной жизни, которой управляли демагоги, но и изображение предсказаний, имеющих сильное влияние на государственные дела и дающие повод на политические авантюры. Мнение Аристофана об этих предсказаниях вообще хорошо видно из двух сцен комедии. До-первых, когда Демосфен пьет вино и читает оракулы, украденные Никием, и, во-вторых, когда Пафлагонец—Клеон и Колбасник, ломясь от тяжести, ташут к Демосу свой огромный запас, и с оракулами в руках соревнуются в том, кто умеет наврать более ослепительное относительно будущего. Итак, правильно утверждает В. Ярхо, что Аристофан тут высмеивает склонностью суеверной афинской толпы ко всякого рода предсказаниям и «чудесам», и пародизирует «мифологические прорицания о возвеличении

¹⁹ M. POHLENZ: Aristophanes' Ritter. Göttinger Nachrichten. I. Phil.-hist. Klasse. 1952. Nr. 5. Стр. 126.

и падении легендарных героев». ²⁰ В этом отношении однако нам стоит более конкретно установить, что во *Всадниках* речь идет не о предсказаниях вообще, а об определенных оракулах Бакида и Гланида.

Что касается Гланида: кроме Аристофана один Суидас учитывает его как предсказателя и как брата Бакида, но «данное» Суидаса не содержит ничего больше того, что известно и Аристофану. Итак, мы должны согласиться со схолионом, отмечающим относительно 1004 строки *Всадников*, что имя Гланида рифмуется с именем Бакида способом вроде каламбура, а на самом деле *Γλάνης* обозначает лишь породу рыбы. Таким образом, предсказатель Гланид обязан со своим существованием внезапной мысли писателя комедии. (*Ἐπαίξε πρὸς τὴν κατάληξιν τὸν Βάκιν καὶ τὸν Γλάνιν εἰπὼν ἔστι δὲ εἶδος ἰχθύος ὁ γλάνης.*) В большом споре, происходящем при Демосе, Клеон ссылается на предсказания Бакида а Колбасник на это отвечает: свои предсказания происходят от его брата, Гланида. Таким образом и имя, выбранное с целью пародизации, означает, что предсказания Гланида в устах Колбасника звучат пародически, как эхо на предсказания Бакида. Итак, мы можем исходить из образа Бакида и из его предсказаний, а относительно их имеется достаточное количество данных у Аристофана и в других источниках.

Схолион отмечает относительно 1071 строки *Мир-а*, что по преданию существуют три Бакида: старший из Беотии, второй из Аттики, а третий из Аркадии; в ссылке на Феопомпа мы узнаем о том, что один из Бакидов с помощью способности, полученной от Аполлона, путем катартической церемонии очистил бешеных спартанских женщин. 1070 строка *Мир-а* свидетельствует о том, что Бакид получает предсказания от Нимф, по Павсанию (IV. 27, 4 и X. 12, 11) тоже источником его предсказательного таланта является безумие, напущенное на него Нимфами. О нем часто упоминают вместе с Сибиллами, так например Аристофан (*Мир*, строка 1095), Псевдо—Платон (Theag. 124 D—с афинским Амфилитом, как третьим предсказателем), схолион Аристофана (ad Av. v. 962), Цицерон (de div. I. 18—с критским Эпименидом), Элиан (V. Н. XII. 35) и Лукиан (Peregr. 30); в связи с последним местом правильно отмечает В. Нестле, что Бакид—или часто «Бакиды», во множественном числе—не кто иной, как мужская разновидность фигуры Сибиллы, или «Сибилл». ²¹ Э Роде, ссылаясь на это множественное число и апеллативное употребление слов «Сибилла» и «Бакид» (например, по схолиону Аристофана ad Pacis v. 1071. добавочным именем Пейсистрата является тоже «Бакид») полагает, что «Сибиллы» и «Бакиды» обозначали группу экстатических пророков, фактически действовавших когда-то непосредственно перед «философской эпохой» греков, значит приблизительно в VIII. и

²⁰ В. Я р х о: указ. раб. стр. 45.

²¹ Lukian, *Ted des Peregrinos*. Griechisch und deutsch, übertragen von W. NESTLE. Tusculum-Bücher 7. München 1925. Стр. 22.

VII. веках до н. э. Памяти об их предсказательской деятельности сохранена в мифах об отдельных Сибиллах и Бакидах, под их именем в V. веке была уже распространена расширяющаяся предсказательная литература, часто дающая повод для политических авантур. Доверие к этим предсказаниям возросло под влиянием авторитета мифических предсказателей; пророки, предсказывающие будущее «из вторых рук», в это время уже выдавали себя за призванных и толкователей таких предсказаний, о которых говорили, что они исконы и имеет божественное происхождение.²²

С нашей точки зрения важнее общего происхождения образа Бакида и Сибиллы является то, что в предании их образы связываются, потому что этот факт говорит и о некоторых общих чертах содержания их предсказаний. О Бакиде между прочим мы узнаем, что он предсказал варварское нашествие на Грецию, то есть: греко-персидскую войну (Paus. X. 14, 6); наверное из этого же предсказания цитирует Геродот (VIII. 20), и из его цитаты мы можем сделать и такой вывод, что в V веке до н. э. в некоторых греческих городах относительно важных государственных дел обращались к предсказаниям Бакида, как в Риме к книгам Сибиллы. Но эти предсказания дали знать не только о предстоящей опасности, но и о миновании ее, и даже о приходе более счастливой эпохи после тяжелых испытаний. Например, в предсказании Бакида, цитированном схолином в связи с 1013 строкой *Всадников*, говорится:

*Εὔδαιμον πολίεθρον Ἀθηναίης ἀγελείης,
πολλὰ ἰδὼν καὶ πολλὰ παθὼν καὶ πολλὰ μογῆσαν,
αἰετὸς ἐν νεφέλῃσι γενίσσει ἥματα πάντα.*

На это предсказание Бакида Аристофан ссылается два раза, а именно во *Всадниках* (1013 строка), где сам Демос, олицетворяющий афинский народ, хвастается тем, что он по пророчеству «будет орлом среди облаков», а второй раз, в *Птицах* предсказатель читает для Писфетера то же самое из книги Бакида (978 строка), а именно в такой связи, что он пародистически намекает и на эсхатологическое помирение животного мира: *Ἄλλ' ὅταν οἰκίῃσιν λύκοι πολιαί τε κορῶναι...* (967 строка). То, что подъем города Афин, то есть Тучекукуевска сатирически изображающего его, в лице орла, по предсказаниям Бакида следует после многих опытов и испытаний, и после этого город Паллады Афины станет счастливым, поддерживается фрагм-

²² E. RONDÉ: *Psyche*. Tübingen 1925⁹⁻¹⁰ II. Стр. 62—69.

²³ Относительно восточных связей этой предсказательской литературы между прочим является интересным лицо кипрского Эвкла, который якобы писал и на кипрском языке (см. Рондэ: указ. раб. стр. 65), и который будто уже до Бакида предсказал греко-персидскую войну (Paus. 14, 6) Интересно, что этому Евклу приписывают и предсказание, касающееся рождения и бессмертия одного ребенка (Paus X. 24, 2) и хотя этот самый ребенок не кто иной, как Гомер, на колыбель которого по этому преданию претендует и Кипр, само предсказание с формальной точки зрения можно сравнить с IV. эклогой Вергилия и с ее большой восточной родней.

том, сохранным схолионом. Знакомство с восточными связями²³ всей этой предсказательской литературы дает право уже здесь отмечать, что по поэту псалмов Ветхого Завета орел — это не что иное, как вернувшаяся молодость человека, спасенного от глубиннада. (Psalmus. СIII. 5.) Уже в VII. веке до н. э. у Господа мы находим миф, источник которого можно искать на востоке, по которому история человечества началась о золотой эпохи, мирной и счастливой, после которой следовали эпохи все хуже и хуже, вплоть до железной эпохой. А железная эпоха заканчивается конечным разложением, после которого мир снова обновляется.²⁴ Господь касается лишь мимолетно мотива возвращающегося золотого века,²⁵ но тем более этот мотив выдвигается на первый план в различных восточных предсказаниях, между тем и у пророков Ветхого Завета, внимание которых обращено главным образом на короткий, временный период конечного упадка и на следующую мирную и счастливую эпоху. Так, например в X—XI. главе Исании после апокалиптического, страстного сражения рождается ребенок Спаситель: Яхве железом уничтожает густой лес, ливанские деревья падут, но из племени Йишая вырастет лоза, ребенок, который воздаст должное нищим и при котором волк живет вместе с бараном, и барс лежит вместе с козленком. В сохранных до нас сборниках поздних сибилльских предсказаний, переплетенных еврейскими и христианскими мотивами, мы находим и парафразу пророчества Исании (Oracula Sibyllina III. 788—789. стр.):

*ἡ δὲ λίλοι τε καὶ ἄρνες ἐν οἴρεσιν ἄμυν ἔδονται
χόρτον, παρδάλιές τ' ἐρίφοις ἅμα βοσκήσονται.*

Но сам мотив помирения животных, характерный для возвращающегося золотого века, появляется в греческой предсказательной литературе намного раньше, и именно Аристофан свидетельствует о том, что данный мотив находился в предсказаниях, присвоенных не только Сибилле, но и Бакиду. Гиерокл в пьесе *Мир* стараясь укреплять партию войны путем религиозной пропаганды, аргументирует тем, что время заключения мира еще не пришло, так как нет еще и следа того божеского признака, с которым Бакид (1070—71 строка) и Сибилла (1095 строка) связывали наступление мира (1075—1076 строка):

Нет, не угодно блаженным богам, чтобы миром и дружбой
Спор мы покончили прежде, чем волк оручится с овцою.

²⁴ См. И. Тренчени-Вальдапфель: Гомер и Господь. Авторизованный перевод с венгерского под редакцией Проф. В. И. Авдеева. Москва 1956, стр. 31—60, и относительную сюда литературу, данную там же.

²⁵ *Μηκέτ' ἔλειπ' ὄφελλον ἐγὼ πέμπτουσι μετεῖναι* — *ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν ἢ ἔλειπαι γενέσθαι* — это восклицание во всяком случае выражает и надежду на более счастливую эпоху, а не только «глубокую недовольность» поэта («it is a rhetorical expression of deep discontent»), как это думает И. J. Rose (The Eclogues of Vergil. Berkeley and Los Angeles 1942. стр. 177), оставляя без внимания свидетельство восточных параллелей именно в этом пункте.

В классической поэзии античности, на много веков позже, наиболее пленительно Вергилий изображал миф о возвращении золотого века в своем IV.эклоге. Тут есть и мотив помирения животных, в том же смысле, в котором мы находим его у пророка Исании, в сибиллских предсказаниях, и, как мы видим, в предсказании Бакида, пародизированном Аристофаном в *Мир-е*. Нет никакой необходимости в том, чтобы признавать правильным гипотезу Дорнсейфа в том, что в греческом тексте *Septuaginta* Вергилий непосредственно использовал и ветхозаветное пророчество²⁶ так как мотив известен и из греческой буколической поэзии; 86—87 строки XXIV. Феокрита в настоящее время уже не могут считаться христианской интерполацией. Новому золотому веку, возрастающему вместе с поворожденным ребенком, возвратившейся власти Сатурна и у Вергилия предшествует последний этап мирового процесса, начинающего с золотым веком, так называемая «ultima aetas», о котором какая-то «кумейское предсказание» содержило пророчество. Что это за «Симаеум carmen»? Античные истолкователи так например Пробус, Филаргирус и др. сомневаются, намекает ли поэт на Гесиода, отец которого пришел в Беотию из Киме или же на Кумейскую Сибиллу²⁷ — интересно во всяком случае то, что учение о периодах истории мира принадлежит обоим. Верно то, что комментарий Сервия к IV. уклуге Вергилия может цитировать конкретный *Sibyllinum*, который — согласно с Гесиодом — подразделяет историю мира на этапы по металлам (*saecula per metalla divisit*) а десятый, то есть последний этап он положил под власть Солнца, то есть иначе, Аполлона. После этого начинается обновление мира, то есть, начиная с нового золотого века повторяется весь мировой процесс. Один из фрагментов Нигидия Фигула основывает теорию о четырех этапах мировой истории на Орфее, а признание Аполлона как космократора на последнем этапе он основывает на магах, то есть на персидских предсказателях. Исходя из этого К. Керени — с помощью персидского учения о миллениуме — удовлетворительно объясняет — если не эклогу, но во всяком случае *Sibyllinum* на который ссылается Сервий. Это сибиллское предсказание соединяло, наверное, персидское учение о тысячелетнем мировом годе и учение о четырех (золотом, серебряном, медном и железном) веках, а именно так, что постепенный упадок повлиял и на продолжительность отдельных периодов, поскольку золотой век продолжался 400 лет, серебряный 300, медный 200, а железный 100 лет. Таким образом стал период Аполлона — то есть период Солнца или Огня — последний этап, предшествующий обновлению мира в то же время и «десятым веком».²⁸ Общее вавилонское происхождение тран-

²⁶ F. DORNSEIFF: *Verschmähthes zu Vergil Horaz und Propert.* Berlin 1951. Стр. 48.

²⁷ Ср. ROSE: ук. соч. стр. 175—176.

²⁸ K. KERÉNYI: *Das persische Millenium im Mahābhārata, bei der Sibylle und Vergil.* Klio 29 (1936) стр. 1—35. Стр. 9.

²⁹ R. REITZENSTEIN—H. H. SCHAEFER: *Studien zum antiken Synkretismus.* Studien der Bibliothek Warburg. VII. 1926. стр. 38—68.

ской и греческой теории об этапах мировой истории доказано Р. Рейценштейном, он же указал на то, что индийская теория Юга тоже относится сюда и с точки зрения содержания, и с точки зрения истории.²⁹ Продолжая исследование по этим же следам, Керени обратил внимание на одно пророчество мудрого Маркандеи в книге Махабхарата, которое удивительно сходится с IV. эклогой Вергилия, по всей видимости в результате использования какого-то общего — по Керени в конце концов иранского — источника. Рождению необыкновенного ребенка и здесь предшествует последний этап мировой истории, представляющий собой конечный упадок. Ребенок должен уничтожить остатки периода всеобщей разложения и inaugурировать новый золотой век. Апокалиптический период разложения характеризуется признаками полнейшего разложения природы и общества, в частности признаками, известными и из Гесиода, а именно разложением, начинающимся в конце железного века. Первым моментом считался сокращение плодородия земли: «When this age will come, crops will not grow in abundance» — цитирует Kerényi из английского перевода книги Махабхарата.³⁰

Мы уже видели: эсхатологическое помирение животных является мотивом, известным и предсказаниям Бакида по свидетельству *Мир-а*. Однако этот же мотив в IV. эклоге Вергилия также, как и в пророчествах Ветхого Завета находится в такой связи, в которой возрождению в золотом веке предшествует постепенный упадок, вплоть до конечного разложения. Имея в виду композицию пьесы *Всадники*, ссылающейся на предсказания Бакида, мы должны считать вероятным, что из предсказаний, распространенных в Афинах V. века присваивали Бакиду и такие предсказания, которые считали конечное разложение прямо условием возрождения. Итак, возрождение афинского народа после прихода к власти самого негодного человека может быть «неожиданным моментом» (*ἀπροσδόκητον*) с драматургической точки зрения, «внезапным поворотом» комедийного характера, религиозное суеверие эпохи видело между ними каузальное отношение. Можно добавить и то, что, наверное, и кроме композиции *Всадников* есть у нас данные, свидетельствующие о том, что предсказания Бакида содержали не только мотивы мира золотого века, но и предшествующего ему упадка. Во всяком случае одно из предсказаний Бакида, сохраненное Павсанием (IX. 17, 5), содержит формулу, которая — несмотря на то, что Павсаний упоминает ее в другой конкретной мифологической связи — первоначально намекала на апокалиптическое бесплодие:

... καὶ τότε δι' περὶ λᾶξο πόλει κακὸν οὐκ ἀλαπαδρὸν
ἐρχόμενον· καρποὶ γὰρ ἀποθνήσκουσιν ἐν αὐτῇ...

³⁰ KERÉNYI: там же, стр. 13.

И еще одно. Лукиан, высмеивая цинического пророка, Перегрин Протея, сжигающего себя при постановочных обстоятельствах, дает в уста ученика этого пророка, Феагена, одно из предсказаний Сибиллы и одно Бакида. Первое обещает, что Перегрин после самосжигания приходит на Олимп, другое обращается кща ученикам с призывом следовать примеру учителя (Luk. Peregr. 29—30). Лукиан, конечно, согласно своей сатирической настроенности, пользуется традицией свободно; он цитирует не предсказание Сибиллы или Бакида, а цитирует лишь тенденциозную пародию этих предсказаний. Но основой пародии было наверное все таки то, что текст присвоенный Сибилле и Бакиду содержал момент, который можно было актуализировать на необыкновенный случай Перегрин Протея, то есть который можно было пародистически использовать при этом случае. Этим мотивом, по всей видимости, явился мотив обновления в огне, именно тот, который в эпоху римских императоров существовал относительно личности благодаря теории апофеоза кесарев, а относительно всего мира благодаря стоического учения *ekpyrosis*. Фрагмент Нигидия Фигула упомянутый уже выше, в эпоху Цицерона говорит о возможности отождествления учения Сибиллы о последнем этапе, предшествующем обновлению мира, с представлением *ekpyrosis*, тем более, что космократора этого последнего этапа можно отождествлять не только с Солнцем, но и с огнем: *quidam deos et eorum genera temporibus et actatibus [dispescunt], inter quos et Orpheus primum regnum Saturni, deinde Iovis, tum Neptuni, inde Plutonis; nonnulli etiam, ut magi, aiunt Apollinis fore regnum [ultimum]: in quo videndum est, ne ardorem, sive ille ecpyrosis apellanda est, dicant.* Мы сейчас не желаем высказать свое мнение о том, чем обязано стоическое учение *ekpyrosis* Гераклиту, ни о том, чем обязан с этой же точки зрения Гэраклит или Стоа восточным, а именно прежде всего иранским представлениям. Точно то, что по Гераклиту (fr. 92. Diels) «Сибилла — произнося своими бешеными устами слова, лишенные насмешки, украшения и мира — обнимает взглядам целые тысячалетия благодаря богу».³¹ Центральной мыслью его космологии является то, что «мир всегда был, есть и будет, как постоянно горящий огонь, который вспыхнет по порядку и угасает по порядку» (fr. 30. Diels). Во всяком случае Гипполит относит следующее высказывание Гераклита к *ekpyrosis*: «Если пришел огонь, он судит и приводит

³¹ Связь, в которой Плутарх (de Pyth. or. 394A) цитирует Гераклита, свидетельствует о том, что с одной стороны слова *χίλων ἐπὶν ἐξικνεῖται τῇ φωνῇ διὰ τὸν θεὸν* тоже относятся к цитате, а с другой стороны о том, что здесь речь идет не о проживающем в течении тысячалетий бессмертии высказывания Сибиллы, а о содержании его, охватывающем тысячалетия. Только лишь из этого станет понятным, почему Феон отвечает Серапиону, цитирующему Гераклита: «Звук, слово, стиль речи, формы стихотворения принадлежит не богу, а женщине, бог дает ей лишь видение (*φαντασίαις*) и вносит ясность в ее душу относительно будущего (*ὥς ἐν τῇ ψυχῇ ποιεῖ πρὸς τὸ μέλλον*). Впрочем наша позиция согласится с толкованием этого места у Th. ZIEGLINSKI: La Sibylle, Paris 1924. Стр. 97.

все под свою власть» (fr. 66. Diels) и, несомненно, по следам огня жизнь и смерть не могут быть оторваны друг от друга, если «на окружности круга начало и конец одно и то же» (fr. 103. Diels).

Античным символом бытия, обновляющегося в огне, является Феникс, который по известному фрагменту, приписанному Гесиоду, является необыкновенно долговечной птицей солярного характера (fr. 171. Rzach). Геродот, перечисляя достопримечательности Египта, упоминает и о том, что эта птица в каждый пятисотый год перелетает из Арабии в Гелиополь, чтобы похоронить своего отца; относительно связи с 4×365 -летним периодом Сотис египетского календаря можно сделать вывод на основе данного Тацита, по которому поворожденный Феникс появляется в Египте в каждый 1461-й год, чтобы сжечь своего отца на алтаре Солнца. (Ann. VI. 28.)³² Во всяком случае, в греческой и римской литературе нас в первую очередь интересующий вариант сказания о Фениксе появляется лишь поздно, во время римских императоров: Феникс *сжигает себя* и сам возрождается в каждое тысячелетие из своего же праха. На самом деле, здесь уже речь идет о бытии, обновляющемся в огне, а тысячелетний период в этом варианте сказания, относительно которого наиболее ранним источником является Плиний старший (NH. XXIX. 29), делает обоснованным предположение, что здесь имеется влияние иранских миллениаристических учений. Бросается в глаза, что формулировка этого варианта, только поздно появившегося в античной литературе, и особенно у латинских поэтов, последовательно отражает диалектику Гераклита «*Haec vitam de Marte petit, post fata vigorem, — Nascitur ut pereat, perit ut nascatur ab igni*» — говорит о птице Феникс синкретистический «гимн к Солнцу», изданный А. Ризем на основе «Codex Parisinus 8071» (Anth. Lat. ed. A. Riese, I. Nr. 389), и который является интересным и потому, что он отождествляет Феба Аполлона с огнем, и на примере Феникса, возрождающегося из своего праха, он учит тому, что все тела начинают жить благодаря прикосновению Феба. В смене поколений Гераклит видит такой круговорот жизни и смерти: *γενόμενοι ζῶειν ἐθέλουσι μόρους τ' ἔχειν, μᾶλλον δὲ ἀναλαμβάνειν, καὶ παῖδας καταλείπουσι μόρους γενέσθαι* (fr. 20. Diels). Этот обостренно диалектический стиль, напоминающий на Гераклита, особенно бросается в глаза в параллельных местах стихотворений Клавдиана и Лактанция о Фениксе, напр. у Клавдиана 24-я и 101 строки: *Sed pater et prolesque sibi... O felix heresque sui... Лактанций 167. стр.: Ipsa sibi proles, suus et pater et suus heres... — Ср. например у Гераклита: ταῦτό τ' ἐν ζῶν καὶ τεθνητός... καὶ νέον καὶ γηραιόν* (fr. 88. Diels). Напрашивается, конечно, и то положение, что сказание о Фениксе как

³² Ср. A. WIEDEMANN: Herodots zweites Buch. Leipzig 1890. стр. 312. E. MAHLER: Die Sothis- und die Phönixperiode der alten Aegypter. Zeitschr. f. ägyptische Sprache u. Altertumskunde. XXVII. 1890. и В. И. Авдиев: История древнего востока. 1953,² стр. 322.

символ обновления жизни в огне через смерть, невольно создает обостряющий противоречия стиль, напоминающий на Гераклита. Но если это и так, это значит, что в сказании о Фениксе, обновляющем себя в огне в каждое тысячелетие, есть что-то похожее на философию Гераклита.

Уже Лассаль на безо всякой основы сверял космологию Гераклита с вариантом оказания о Фениксе, известным из иероглифики Гореполлона, переведенной с более поздних коптских текстов на греческий язык.³³ По Гореполлону Феникс, родившийся одновременно со смертью своего отца, инаугурирует новый мировой год, снова начинающийся мировой процесс, то есть апокатастас (*ἐκεῖνος γὰρ ὅτε γεννᾶται, ἀποκατάστασις γίνεται παγκράτων*, Hierogl. II. 57. ed. Sbordone). Хотя прямое намекание на птицу Феникс или на период Сотис во фрагментах Гераклита не доказуемо, верно одно, что циклический характер мирового процесса и связанное с ним диалектическое единство рождения и смерти с точки зрения и микрокосмоса, и макрокосмоса, являются существенным элементом системы Гераклита. И если и не Феникс, но упоминаемым вместе с ним и во многом родственным с ним символ есть и у Гераклита, а именно Эон, олицетворение постоянно возрождающегося Времени, родственник с иранским богом Зрван Акара, который уже у Гераклита появляется в лице «играющегося ребенка» не в результате случайной мысли (*Αἰὼν παῖς ἐστὶ παίζων, πεσσεύων παιδὸς ἢ βασιλῆϊν*, fr. 52. Diels). В эллинистическом Египте, во время праздников зимнего солнцестояния, в ночь с 5-го на 6-е января, звена цепи предистории рождества, оказывали честь новорожденному ребенку, Эону;³⁴ это тот Эон, которого римская монета, о которой еще будет идти речь, прямо отождествляет с Фениксом, и который — как синкретический Liber Pater по Макробию — появляется и в лице новорожденного ребенка, и в лице старика с бородой (Sat. I. 18, 10).³⁵ В аллегории сильного восточного характера Клавдиана, которую Г. Грессман взводит к источнику, общему с одним из видений библейской книги Даниила,³⁶ из пещеры этого Эона приводит Солнце золотой век для нового консула. И неслучайно то, что описанию пещеры Эона у Клавдиана предшествуют строки, относящиеся непосредственно к святой птице Солнца, к Фениксу (De cons. Stilich. II. 414 и следующие строки). Эон и Феникс оба являются символами восточного происхождения,

³³ F. LASSALLE: Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos. 1858. Gesammelte Reden und Schriften, VIII. Berlin 1920. стр. 263. Относительно цикличности в образовании и гибели миров у Гераклита ср. заметки А. С. А х м а н о в а: История греческой литературы. Т. II. АН СССР, Москва 1955, стр. 157.

³⁴ E. NORDEN: Die Geburt des Kindes. Studien der Bibliothek Warburg III. 1924. Стр. 25.

³⁵ Ср. мою работу «Christophorus». Dissertationes in honorem Dr. Eduardi Mahler. Budapestini 1937. Стр. 334.

³⁶ H. GRESSMANN: Das religionsgeschichtliche Problem des Ursprungs der hellenistischen Erlösungsreligion. Zeitschrift für Kirchengeschichte XLII. NF. IV. 1922. Стр. 175—176, и Die hellenistische Gestirnsreligion. Beihefte zum Alten Orient, 4. Leipzig 1925. Стр. 17—18.

обозначающими вечное обновление, которое в стоическом учение *ekpyrosis* тоже родственно с Гераклитом, но которое было обещано в различных видениях магами, упомянутыми уже Гераклитом (fr. 14. Diels), и другими странствующими предсказателями некоторым городам или всему человечеству. Представления такого рода должны были появляться и в предсказаниях Бакида и Сибилл, упомянутых Аристофаном. После этого не будет безразлично, что сказание о Фениксе в некотором смысле родственно сказочному мотиву, появляющемуся на фоне омолаживания Демоса.

Лукиан, непосредственно перед цитированием предсказаний Сибиллы и Бакида говорит и о том, что Перегрин, прежде чем вступить на костер, оставил свое мифологическое вторичное название — Протей, и переименовался Фениксом, «потому что Феникс, эта индийская птица — достигая своей крайней старости — якобы вступает на костер» (Peregr. 29). Мы помним: в конце *Всадников* Колбасник, который носит уже более степенное название «Агоракрит», выварил устарелого Демоса, который выступил из котла молодым человеком. И так с ним случилось то же, что в котле Медеи с отцом Ясона, Эсоном. Но публика Аристофана была знакома с мифологией настолько, что она задерживая дыхание ждала конец опасного действия: не случится ли с бедным стариком то же, что со противником Ясона Пелием, которого по коварно переданному предписанию Медеи хотели омолодить свои же дочери, но ворожба окончилась трагически, Пелий умер в котле, в котором его выварили. Намекание Лукиана на Феникс содержит разоблачение поступка Перегринна: цинический пророк не обновился а умер в огне. Конечно, между отденым человеком (Перегрин) и аллегорической фигурой, олицетворяющей целый город (Демос) есть существенная разница. На обновление в огне целого города есть пример и в римской истории, и наиболее подходящим символом обновления старого города является также Феникс, необыкновенная птица, о которой Нонн (*Dionysiaca* XL. 398) прямо говорит, что освобождая свою старость в огне, через огонь он получил молодость (*λύσας δ' ἐν πυρὶ γῆρας ἀμείβεται ἐκ πυρὸς ἥβην*). Эпиграмма Марциала (V. 7.) сравнивает необыкновенную птицу, обновляющий себя в огне в каждое тысячелетие, с Римом, по поводу того, как это правильно отмечает Фр. Шелл,³⁷ что после многократного пожара город был восстановлен во время Домициана:

*Qualiter Assyrios renovant incendia nidos,
Una decem quotiens saecula vixit avis,
Taliter exuta est veterem nova Roma senectam
Et sumpsit vultus praesidis ipsa sui . . .*

Подобным же образом использовано сказание о Фениксе немного позже у греческого оратора Элия Аристида; этот раз речь идет о Смирне, городе

³⁷ FR. SCHÖLL: Vom Vogel Phönix. Akademische Rede, Heidelberg 1890. Стр. 12.

восстановленном Марком Аврелием, и это интересно для нас тем более, что греческий оратор сравнивает обновление города с одной стороны со птицей Феникс, а с другой с одним сценическим явлением (*ὥσπερ ἐν δράματι*), по моему мнению именно с концовкой *Всадников*. В такой форме это не что иное, как уже упомянутое гераклитское единство противоположностей, старости и молодости: *πόλις δὲ ὥσπερ ἐν δράματι καὶ δὴ πάλιν ἐξ ἀρχῆς ἀναφέρεται μεταβαλοῦσα τὴν ἡλικίαν, ἢ αὐτὴ παλαιὰ καὶ νέα γενομένη, ὥσπερ τὸν φοῖνικα ἀναβιώσκεισθαι λόγος αὐτὸν ἐξ αὐτοῦ*. (ed. Keil II. 21).

После этого мы уже более смело сможем отметить в предсказаниях Бакида место высказывания, цитированного Аристофаном в два раза, во *Всадниках* и в *Мире*, по которому обновленный город будет «орлом среди облаков». Мы уже упоминали 5 строку СIII. псалма; «Фисиолог» связывает описание необыкновенного характера орла, напоминающей на птицу Феникс, непосредственно с этой строкой. По описанию, если орел устареет, крылья его станут тяжелыми, зрение портится, он ищет источник с чистой водой, поднимается вверх, к Солнцу, сжигает свои старые крылья и потускневшие глаза, потом спускается к источнику, три раза смачивается в нем, таким образом обновляется и станет молодым (*ἀνακαίνιζεται καὶ νέος γίνεται*). Христианская мораль, связанная с природным образом, основываясь на известном месте писем апостола Павла (Col. 3, 9), по напоминая и выражение сравнения Марциала о Фениксе («... taliter exuta est veterem nova Roma senectam...»), хочет учить тому, как верующему человеку нужно разделяться «старого человека» и нужно ему надеть на себя «нового человека», чтобы осуществилось пророчество псалмописца Давида: «Возрождается как орел, твоя молодость.» (*Καὶ ἀπόδυσαι τὸν παλαιὸν ἄνθρωπον, τούτέστι τὸ παλαιὸν ἔνδυμα τοῦ διαβόλου, καὶ ἐνδυσαι τὸν νέον, τὸν κατὰ Θεὸν κτισθέντα, καὶ πληρωθήσεται καὶ ἐν σοὶ ἡ προφητεία Δαβὶδ· «ἀνακαινισθήσεται ὡς ἀετοῦ ἡ νεότης σου.» Physiologus ed. Sbordon 6.)*

В предсказаниях Бакида, проявляющихся в композиции *Всадников*, орел мог обозначать не только подъем Афин, но и омолаживание устарелого города. Недаром Аристофан противопоставляет в одном месте (*Мир*, строки 1086 и 1096) предсказания в стихах Бакида и Сибиллы Гомеру: весь запас туманного содержания и туманного происхождения античной предсказательной литературы был оттеснен на периферии культурной жизни греческой поэзией, требующей начиная с Гомера в основном рациональную ясность. Но ее восточные мотивы, например эсхатологическое помирение животного мира или орел, обновляющейся сам собой, живут скрыто дальше, по временам они могут оживляться под новым восточным влиянием, а во время разложения рабовладельческого строя они принимают участие в формировании ранней христианской символики.

Близким к орлу, обновляющему себя в жаре Солнца, является птица Феникс, и по содержанию, по символическому смыслу, также, как и по

переходному характеру между греческой и восточной культурой и по обстоятельствам своей дальнейшей жизни. В раннем мистическом христианском естествоведении так называемого Физиолога, являющимся в течении больше тысячелетия главным источником взглядов на природу, 7. глава, говорящая о птице Феникс, непосредственно примыкает к 6. главе, говорящей об орле. Здесь, как и в других христианских источниках, птица Феникс используется в качестве доказательства догматом воскресения. Мы уже видели источники, в которых та же самая необыкновенная птица обозначает обновление некоторых городов: Рима или Смирны. В культе римских императоров, то есть в тесно связанной с ним мистике Эона — расширяя круг связей египетского периода Сотис с учением о календаре — Феникс является символом повторения мирового процесса. Вот, почему появляется образ Феникса на монете Антонина Пия с надписом «ΑΙΩΝ», а на монете императора Константина с надписом «FELIX REPARATIO TEMPORUM» и «PERPETUITAS». Все это намекает на вечный круговорот, на постоянное обновление мирового процесса, начинающегося с золотого века, итак на новый золотой век после разложения в железном веке: на возвращение власти Кроноса, т. е. Сатурна. Это, конечно, влечет за собой и омолаживание мира, омолаживание и устарелого мира и устарелого Рима. Гадриан чеканил монету в честь своего предшественника Траяна с образом Феникса, Шелл правильно объясняет этот факт тем, что историки современники видели во владыковании Траяна возвращение молодости римской империи, как об этом метафорически говорил Флор (I. 8): «*Inertia Caesarum quasi consenuit atque decoxit, nisi quod sub Traiano principe movit lacertos et praeter spem omnium senectus imperii quasi reddita inventute reviruit.*»³⁸

Вот как стал молодым город Афины, точнее: Демос, олицетворяющий устарелый афинский народ, у Аристофана, именно в то время, когда в результате всеобщего разложения пришел к власти самый негодный человек, как бы давая знак на то, что можно все снова начинать. Если мировой процесс начинался с золотого века, то после кризиса разложения снова следует золотой век. Золотой век, как это неоднократно подчеркивали начиная с Гесиода до римской поэзии «золотого века» Августа, стоит под властью Кроноса—Сатурна. По Гесиоду (Erga 181 строка) знаком полнейшего устарения мира будет то, что в конце железного века дети рождаются с седыми волосами. Совершенно иное, но близкое к комедии Аристофана представление мы находим у Платона, который в диалоге *Πολιτικός* (270 DE) говорит о людях золотого века, то есть времени Кроноса, что они родились старыми, потом постепенно омолодели, и наконец стали и физически, и духовно младенцами, то есть уменьшаясь дальше, и совсем исчезли в мировом пространстве. Это не что иное, как доведение омолаживания Демоса в золотом веке

³⁸ SCHÖLL ук. соч., стр. 12 и 45.

до абсурда. Относительно Платона, который в *Симпозионе* удостоил Аристофана того, что при наличии Сократа, рядом с его приподнятым философским мифом рассказывает свой комический миф о любви, можно предполагать и то, что он намекает непосредственно на сюжет *Всадников*, зная конечно те связи, которые мы вынуждены были реконструировать с помощью широкого сравнительного исследования, но которые для Аристофана и его зрителей были известны и явились даже условием комического эффекта. Все действие данной комедии пародистически осуществляет предсказания Бакида, по которым после полнейшего разложения в конце постепенного упадка следует обновление и новый золотой век, когда устарелый Демос омолаживается как Эсон в чудотворном котле Медии или как орел в жаре Солнца. О том, что миф о золотом веке входил в тему древней аттической комедии, свидетельствуют — кроме других — сохраненные в цитатах маленькие фрагменты комедии Евполя *Χρυσόων γένος*.

В этом круг мыслей уже более понятно, что после худого может следовать лишь еще хуже, а все таки народ — когда приходит к власти самый худой человек — возрождается. То, что с драматической точки зрения это возрождение есть все таки *ἀπροσδόκητον*, т. е. неожиданный момент, только сделает еще более ясным, что Аристофан относится иронически к распространенным религиозным представлениям. Аристофан полагает в основу комедийного действия предсказание лишь в порядке шутки, но эта шутка дает возможность для того, чтобы омолодевший Демос в конце представления весело танцуя выводил на поле красивых девушек, олицетворяющих Мир, скрытых до сих пор Пафлагонцем—Клеоном. В этот раз Демос поступил *на основе* недоговоренного предсказания точно так, как в конце пьесы *Мир* Тригей при подобных обстоятельствах *вопреки* предсказанию провозглашенному Гиероклем. Потому что как ни толковали предсказания обманщики народа, для Аристофана самое важное — это Мир.

I. TRENCÉNYI-WALDAPEL

THE KNIGHTS OF ARISTOPHANES

(Summary)

The characters of the slaves in *The Knights* especially the persons wearing the masks of Demosthenes and Nikias, prove that type-creating realism, considered characteristic of the New Comedy by literary history, was not unknown to the greatest representative of the Old Comedy: Aristophanes. The two slaves are not only two carefully drawn types, but at the same time two real historical figures in disguise. The same can be also said — with the only exception of the Sausage Seller — of all the other characters of the comedy, about Paphlagon-Cleon and Demos who personifies the people of Athens, but who, at the same time, is a wonderfully drawn type of the old citizen of Athens. For Aristophanes the art of creating types is, of course, not an end in itself. „The Knights” is a personal political attack on Cleon, just at the time when the clever political exploitation of the victories of Pylos and Sphacteria greatly increased Cleon's prestige. The social basis of Aristophanes' political attitude is the unity of interests which temporarily joined the poor peasantry and the landed aristocracy against the

war-party of Cleon. But not for a moment does Aristophanes turn against democracy: he desires its revival, the restoration of the moral and political ideals of the „Marathon generation”, asserting the view-points not of the aristocracy but of the poor freemen, the poor peasantry of Attica.

In the centre of the plot of the comedy stand the oracles of Bakis and of the fictive Glanis parodistically echoing the name of the well-known soothsayer according to whom Cleon-Paphlagon, the rascal, will be supplanted by the greatest rascal. This greatest rascal appears on the scene in the person of the Sausage Seller. He defeats Cleon after which the further decline of Athens might be expected. But that is not what happens, on the contrary, the Sausage Seller, who now bears the more distinguished-sounding name of Agorakritos, boils old Demos, personifying the declining democracy of Athens, in a cauldron and so is rejuvenated and the good old days of Athens return. Thus the plot of the comedy takes a turn which, according to most modern commentators, mocks at all logic. Wilamowitz tries to justify this supposed inconsistency of the composition with the inexperience of the young poet, others believe that in the exodus, containing the rejuvenescence of Demos, Aristophanes used ready-made motives taken from others and he assimilated this „foreign matter” only superficially, that is, he connected it in a rather clumsy way to the main plot.

In our opinion, in the exodus of *The Knights* and its connecting to the main plot, Aristophanes proved no less conscious an artist than in the main plot itself, to put it more exactly: there is not any and there can be no question of a separate main plot and epilogue, but only of a single plot within which a seeming break or caesura is the consequence of an art composing consciously and taking into account the dramaturgical effects. The comedy, of course, conforms to entirely different principles of construction than the tragedy. The real field of the „*aprosdoketon*”, the „unexpected turn” on the Greek stage is the comedy. As regards the „unexpected turn” of *The Knights* we cannot be satisfied with such a general dramaturgical statement.

As to the magic motive of rejuvenation of Demos, the reference to the mythological enchantress Medea is evident, perhaps concretely to Euripides' tragedy *Peleiades*, or — as E. Maas believes on the strength of a scholion — to a satyr-drama of Aischylos, in which Medea likewise boils Dionysos' nurses and so restores them to youth, possibly also to some sort of Attican folk-tradition, which is the conclusion drawn by Zielinski on the basis of modern folk-tales. But it can be rendered probable from several sides that the motive of the rejuvenescence of the aged town was known to Aristophanes also from sources of quite different type, from that Greek prophecy-literature of oriental character to which the prophecies attributed to Bakis also belong.

The scene of the rejuvenation of Demos is characterized by a paradoxical play with time. It is a play in the background of which the dialectic aspect of time of Herakleitos can be discovered. Herakleitos, by the way, knew the oracles of the Sibyls and of the magi. According to his philosophy the world-process is a rotation, ever renewed in fire, in which the above and the below, old age and youth are transformed into each other. He also knew the figure of Aion the child, the personification of ever reborn time which is of Iranian origin. For centuries these philosophical ideas are alloyed with oriental traditions concerning the worldepochs, which first appear in Greek poetry with Hesiodos. The essence of these is also an everlasting rotation. It begins with the happy golden age and in the course of a gradual decline arrives to the last age which means the utter decay of nature and society, followed by a new golden age. This idea runs through the whole antiquity in various versions and various symbols, it takes part — stimulated also by always new oriental influences — in the formation of early Christian symbolism. In the poetry of classic antiquity the IV. eclogue of Virgil is its most mentioned expression. That the theory of gradual decline up to the final age characterized by the rule of the basest was known to Aristophanes from the oracles of Bakis, is stated expressis verbis in *The Knights*. That the permanent motive of the idea of a golden age, occurring in the IV. eclogue of Virgil, in the prophecies of the Old Testament and the late Sibyl-oracles, the eschatological reconciliation of the animal-world, were also considered as the prophecies of Bakis by Aristophanes is proved by the words of Hierokles in *The Peace*. That the promise according to which Athens „will be the eagle among the clouds” originally held out to the people of Athens the prospect of not only her rise but her rejuvenescence too, may be concluded from Psalm CIII, or rather the pseudo-scientific-mythological traditions added by the Greek *Physiologos* to the psalm concerning the aged eagle's rejuvenescence in the fire of the Sun. The latter reminds us of another antique symbol of the cyclic world conception, the Phoenix who from time to time (e. g. a thousand years) regenerates itself in fire. The Phoenix also figures as the symbol

of the rejuvenation of some aged city. Thus according to Martial old Rome was restored to youth in the conflagration, according to Aelius Aristides, Smyrna. In the latter the reference to the theatrical plot, obviously just to the comedy of Aristophanes, is interesting. Its correct interpretation is the following: Smyrna is regenerated like the Phoenix, or like Athens — in *The Knights*. The rejuvenescence of Demos also means the return of the golden age, when again Kronos is the ruler of the world. By the way, Aristophanes may be ridiculing also such prophecies referring to the world-epochs which — like various Sibyl oracles or the declarations of Orpheus — defined one by one the cosmocrators of each world epoch. So it can be interpreted as the trivial earthly repetition of declarations of cosmic reference, that is, also as a parodistic ridicule of this earthly reference itself, when Demosthenes reads from the oracles stolen by Nikias, that Athens will successively come under the rule of an oakum seller — Eukrates, a sheep dealer — Lysikles, a tanner who is baser than all his predecessors — Cleon, and at last under the rule of the most rascally of them, the sausage seller. About the people of the age of Kronos, the golden age, Plato tells in the *Politikos* that they are born old, then gradually become younger until at last they reach infancy both physically and mentally. It is possible that Plato here carries ad absurdum the „golden age” rejuvenescence of Demos, that is he directly alludes to the story of *The Knights*, knowing, of course, the connections we had to reconstruct by comparing facts of a wide range, but which were evident to the contemporary public of Aristophanes, in fact were essential for the comic effect of the comedy.

Consequently the whole action fulfills with a parodistic purpose the prophecies of Bakis, according to which after the gradual decline concluding in utter decay, follows the regeneration of the golden age, in the course of which the aged Demos is restored to youth. Though it may contradict all logic, from the point of view of the specific „logic” of these kinds of oracles, it is perfectly self-evident that the base is succeeded by the baser and yet, as soon as the basest has come into power the people of Athens are regenerated. That from the point of view of dramaturgy this regeneration nevertheless is *aprosdoketon*, makes it only more clear that Aristophanes plays ironically with the popular religious conceptions, accepting only for fun the oracle as the basis for the plot of the comedy. And just by letting the whole connection of the oracle show through the parodistic plot of the comedy — not only the gradual decline but also the regeneration which unexpectedly and illogically follows — he avoids the possibility that after the coming into power of the Sausage Seller, the scenes of the utter degeneration of Athens should present themselves in the imagination of the audience leaving the theatre, even then if Aristophanes had ended the plot with Cleon's fall. In this way the poet simultaneously achieved a double aim: he set up the requirements of the moral and political regeneration of the declining Athenian democracy and held up to ridicule the oracles which in the time of the decline of the Athenian democracy were gaining always greater and greater authority and in many cases gave rise to political abuses.

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL
UNE COMÉDIE DE TÉRENCE, JOUÉE
AUX FUNÉRAILLES DE L. AEMILIUS PAULUS

I

Gy. Hornyánszky, à qui l'on doit mainte initiative féconde dans le domaine de la philologie classique en Hongrie, a attribué, dans le développement du drame grec, un rôle proprement décisif à la conviction des fidèles de Dionysos selon laquelle «l'esprit divin, au cours des rites, pouvait les posséder de sorte qu'ils s'unissent avec ce Dieu».¹ Quoique ce savant, dans ce qui suit, n'insiste, dans le culte de Dionysos, que sur la portée apotropaïque du masque, sa rédaction laissait pourtant entrevoir la conception formulée récemment, surtout par MM. M. P. Nilsson, W. Wrede, W. F. Otto et K. Kerényi, conception qui voit dans le masque un symbole qui réunit tous les éléments essentiels du culte de Dionysos et non un signe rappelant seulement le fait que l'art dramatique grec s'est développé dans les cadres du culte de Dionysos. Cela veut dire que le masque n'a pas trouvé sa place parmi les symboles du culte de Dionysos parce qu'il figurait dans les représentations dionysiaques mais que, tout au contraire, il exprime un trait primaire du culte de Dionysos, trait qui, entre autres, a été un facteur de premier ordre dans la naissance du drame grec.

Notre opinion, nous l'avons fixée en 1936 pour la première fois dans notre *Mythologie grecque et romaine*, nous rangeait du parti de M. Kerényi concernant la question, encore non tranchée lors de sa polémique avec M. W. F. Otto. Voici la texte de M. Kerényi: «Les masques de marbre représentant Dionysos ou leurs modèles supposés, faits de matières légères, n'étaient pas nécessairement destinés à être portés par des hommes sur leur visage: en cela nous devons donner raison à M. Otto. Mais, en fait, on ne peut s'imaginer de masque sans cette destination quand bien même cette destination n'eût été qu'une destination imaginaire.»²

Tout en reconnaissant au masque un rôle plus étendu et qui dépassait les cadres du culte dionysiaque et même ceux de la religion grecque et qu'il

¹ Gy. Hornyánszky: *EPhK* 23 (1899) 294.

² W. F. Otto: *Dionysos*. Frankfurt 1933. 1939². 81—86 et 194—195. — K. Kerényi: *Pensées sur Dionysos*. (En hongrois.) Pécs 1935. 23—24.

avait dans son état primitif des relations avec le culte des morts,³ et, en examinant encore les rapports du masque cultique et du drame grec, il faut prendre pour point de départ le fait que les Grecs ont attribué à Dionysos la prétention à exiger de l'homme, du moins temporairement et dans les cadres du cérémonial, qu'il s'identifie à son dieu. On a même supposé l'existence de Dionysos sous une forme telle qu'il eût eu besoin de l'homme qui le portât, qui le réalisât et le personnifiât. C'est justement cette pensée qui s'exprimerait dans l'apparition de Dionysos sous la forme de masque. Le visage de l'homme peut lui aussi se revêtir des traits caractéristiques de Dionysos au moment même où, dans les cérémonies extatiques de Bacchus, l'homme lui-même devient Bacchus ou bien, s'il s'agit d'une femme, se transfigure en «Bacchée» ou «Bacchante». L'acteur, qui chez les Grecs portait toujours un masque, quittait alors sa propre personnalité et s'identifiait au héros tragique qu'il créait, à l'instar de Bacchus-homme qui, lui aussi, se sentait être Bacchus. L'art dramatique grec est sorti tout droit d'une identification avec Dionysos. Le chœur tragique a d'abord actualisé les mythes de Dionysos. Que cela s'entendît de soi-même, l'exemple de Sicyone le prouve, où l'on a refusé d'abord l'innovation qui tendait à remplacer les mythes dionysiaques par d'autres mythes, appartenant, eux, au cycle thébain (Hérodote V, 67). Et quand finalement ce remplacement — c'est-à-dire la représentation des mythes des cycles troyen, thébain ou autres — est devenu d'usage général, l'art dramatique lui-même est demeuré à Athènes une annexe du culte de Dionysos, les représentations avaient lieu lors de la fête de Dionysos et l'endroit où elles avaient lieu était considéré comme un temple de Dionysos. Qui plus est, la parenté des passions tragiques et de l'extase dionysiaque est prouvée à l'occasion par l'expression qui désigne le héros, même ravi d'une passion démente dans une action sans aucune relation avec les mythes de Dionysos «un Bacchus d'Enfer», comme Héraclès est nommé chez Euripide (Hér. main. 1119).⁴

La poésie dramatique romaine — tragédie aussi bien que comédie — depuis Livius Andronicus, s'est développée sous l'instigation des modèles grecs et même à l'aide d'adaptations plus ou moins libres des pièces grecques.

³ Témoin, à côté des masques d'or trouvés à Mycène (cf. H. TH. BOSSERT : *Alt-kreta*. Berlin 1937³, 54—55), le masque de Déméter Kidaria que revêt, d'après le témoignage de Pausanias (VIII, 15, 3), à Pheneos, le prêtre, quand aux cérémonies nommées «grande initiation» il fouette les habitants des enfers (τοὺς ὑποχθονίους). Une formule d'un chant populaire hongrois, connu en plusieurs variantes («que Dieu me donne trois verges, pour fouetter le cimetière») laisse conclure à un très ancien geste rituel. Cf. M. P. NILSSON : *Griechische Feste von religiöser Bedeutung*. Leipzig 1906. 343 et *Geschichte der griechischen Religion*. I. München 1941. 151. Sur les rapports du masque et du culte des morts relatifs à l'Italie cf. F. ALTHEIM : *Terra Mater*. Giessen 1931. 48—65. Cf. encore surtout O. BENNDORF : *Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken*. *Denkschriften der WAW*, Phil.-hist. Cl. 28 (1878) 301—375. et W. WREDE : *AM* 53 (1928) 66—95.

⁴ Cf. encore mon esquisse de la littérature grecque dans l'Histoire de la littérature universelle (en hongrois) parue sous la direction de M. B. ZOLNAR, I, Budapest 1944, 171 et récemment : *Mitológia* (en hongrois), Budapest 1956, 177—178 et 236—237.

Or, les représentations dramatiques, détachées du culte de Dionysos, se sont accommodées aux cadres des institutions religieuses de Rome. Ces cadres assuraient donc avec leur caractère de festival a priori la possibilité des représentations calquées sur le modèle grec. Telles étaient, fondés sur les coutumes des fêtes organisées à l'occasion de triomphes, les *ludi Romani*,⁵ célébrés régulièrement depuis le milieu du IV^e siècle avant notre ère et qui ont conservé leurs rapports avec le culte de Jupiter Capitolin, puis, depuis 220, les *ludi plebei*⁶ organisés également en l'honneur de Jupiter, ainsi que les *ludi Apollinares* depuis 202 et les *ludi Megalenses* depuis 194, en l'honneur de la Grande Mère, etc. Selon l'évaluation de M^{me} Margarete Bieber, vers 200 avant notre ère, le nombre des jours où l'on organisait à Rome des représentations théâtrales officielles s'élevait à quarante-huit. Il faut y ajouter encore des jeux de circonstance comme les *ludi funebres* ainsi que les *ludi votivi*⁷ liés à l'inauguration des temples et aux triomphes. Parmi les occasions qui donnassent lieu à ces représentations théâtrales il n'y a guère que le triomphe qui pût avoir une analogie en Grèce : nous avons connaissance des représentations théâtrales organisées depuis l'époque d'Alexandre lors des fêtes des victoires.⁸ Faisons remarquer ici que le modèle divin du triomphateur romain était Jupiter ; quant à Alexandre le Grand il n'est pas superflu de rappeler que celui-ci se plaisait à être considéré comme un nouveau Dionysos, comme un rénovateur, par ses expéditions militaires victorieuses, des triomphes de Dionysos. Ainsi Curtius écrit : *«Igitur, ut supra dictum est, aemulatus Patris Liberi non gloriam solum, quam ex illis gentibus deportaverat, sed etiam pompam, sive illud triumphus fuit ab eo primum institutus sive bacchantium lusus, statuit imitari animo super humanum fastigium elato.»* (Hist. Alexandri Magni IX, 42. Cf. encore entre autres : III, 32.)⁹ De ce chef on peut donc supposer qu'à Babylone un théâtre bâti en l'honneur d'Alexandre le Grand¹⁰ fût en même temps consacré à Dionysos, à ce «nouveau» Dionysos qui, selon les idées alors en formation du culte hellénistique du souverain a paru parmi les hommes en la personne d'Alexandre le Grand. Bien que l'évolution de l'art dramatique romain dans ses grandes lignes, du moins depuis Livius Andronicus, soit difficilement imaginable sans l'exemple du théâtre grec de Dionysos ou sans l'utilisation des tragédies et comédies grecques écrites à l'usage de la scène de Dionysos en Grèce, cet art dramatique n'était aucunement lié à Rome au culte de Dionysos-Bacchus.

⁵ TH. MOMMSEN : Die ludi magni und Romani (1859), Römische Forschungen II, Berlin 1879, 42—57.

⁶ Cf. G. WISSOWA : Religion und Kultus der Römer. München 1912² 127.

⁷ M. BIEBER : The history of the Greek and Roman theater. Princeton 1939. 307.

⁸ Cf. O. RIBBECK : Geschichte der römischen Dichtung. I. Stuttgart 1887. 17.

⁹ Pour les rapports de triumphus et du *θηρίαυφος* dionysiaque cf. A. BRELICH : *A triumphator* (en hongrois). Pécs 1937. 10.

¹⁰ BIEBER : o. c. 232.

Néanmoins, la thèse, selon laquelle l'acteur romain ne portait pas de masques doit être sérieusement révisée, du moins dans la forme généralisée due à M^{me} Bieber.¹¹ Nous ne pouvons non plus accepter sans réserve la thèse qui suppose l'introduction sur la scène romaine du masque dès la fin du II^e siècle,¹² ni celle qui voudrait limiter l'usage du masque dans une époque antérieure à l'atellane. Nous savons maintenant que non seulement Tite-Live place l'origine des formes primaires de l'art dramatique romain, de celles qui précèdent l'emprunt direct des modèles grecs, en Etrurie (VII, 2), mais que l'origine étrusque du latin *persona* = 'masque' est prouvée par les figures masquées des tombeaux de Corneto originaires du VI^e siècle avant notre ère, figures qui portent l'inscription *qersu* : elles sont manifestement les acteurs d'un mime qui appartenait à quelque culte funéraire.

En revanche, l'hypothèse d'Altheim, selon laquelle le masque *persona* ne fût venu à Rome que dans les cadres de l'atellane, cette dernière présumée — selon Altheim — d'origine étrusque,¹⁴ est contredite par le rôle caractéristique qu'une forme spéciale du masque jouait dans le culte funéraire romain. En tenant compte des *imagines* c'est-à-dire des portraits des ancêtres rappelant des masques, on peut, à notre avis, replacer dans leur perspective exacte les renseignements que Suétone fournit à propos des acteurs qui prirent part aux funérailles de César et de Vespasien, renseignements qui ont été relevés aux sujet des atellanes par M. J. Gy. Szilágyi¹⁵ et surtout, on peut éclaircir certains facteurs fondamentaux de l'histoire religieuse romaine, facteurs qui ont favorisé la naissance de l'art dramatique romain de la même façon que l'art dramatique grec a été instigué par ces éléments de la religion de Dionysos que le masque exprimait déjà avant le développement de l'art dramatique. Il est tout naturel de compter avec la possibilité qu'au degré primitif le masque dionysiaque, lui aussi, ait pu sortir du culte funéraire. Seulement, au degré où l'art dramatique grec s'est développé, ce rapport s'est trouvé relégué à l'arrière-plan de sorte que le masque dionysiaque n'est aucunement en rapport personnel avec tel ou tel homme mort. Ainsi Mommsen prouve à bon droit les origines très anciennes des *imagines* romaines, outre leurs rapports étroits avec l'ordre de la *gens* (Geschlechterordnung), par le fait qu'elles ne révèlent aucune influence de coutume grecque.¹⁶

¹¹ Ibid. 307.

¹² C. SAUNDERS : The introduction of masks on the Roman stage. *AJPh* 1911. — A. GOW (On the use of masks in Roman comedy. *RS* 1912, 65 et suiv.) suppose, contrairement à SAUNDERS, déjà chez Plaute et Térence le port du masque. Cf. récemment la position prise pour l'usage antérieur des masques théâtraux à Rome par W. BEARE : *The roman stage*², 1955, 293—299.

¹³ J. GY. SZILÁGYI : *Atellana* (en hongrois). Budapest 1941. 25.

¹⁴ F. ALTHEIM : *ARW* 27 (1929) 35 et *Termin. Mater.* 55.

¹⁵ SZILÁGYI : *o. c.* 29.

¹⁶ TH. MOMMSEN : *Römisches Staatsrecht*. I. Leipzig 1871. 358. Cf. encore K. SCHNEIDER et H. MEYER : *Imagines maiorum*. Pauly—Wissowa IX I, 1914, 1097—1104.

Il est caractéristique d'ailleurs que la source littéraire du renseignement le plus ancien au sujet de l'enterrement romain et, dans le cadre de celui-ci au sujet de la coutume des *imagines maiorum*, nous voulons dire Polybe, décrit et loue ces coutumes comme des institutions proprement romaines et comme un moyen très efficace d'enseigner l'éducation morale à la jeunesse (VI, 53). Plus tard Pline a souligné que ces portraits, gardés par les anciens Romains (*maiores*) dans l'*atrium*, différaient des sculptures de métal et de marbre des maîtres étrangers (*externorum artificum*) : les visages étaient modelés dans la cire (*expressi cera vultus*) ; chaque portrait était gardé dans un écrin séparé ; il n'en sortaient qu'au cas d'un enterrement survenu à l'intérieur de la gens (*gentilitia funera*) ; ainsi à l'enterrement de chaque membre du lignage tous les membres, jusqu'aux plus anciens, de la grande famille étaient présents (*totus aderat familiae ejus qui umquam fuerat populus*, Nat. Hist. XXXV, 2). Dans un autre passage de son livre, quoiqu'il y parle d'une initiative grecque quant à la technique, Pline décrit évidemment, tout à la fois, le mode de fabrication et la qualité des portraits des ancêtres romains : Lysistrate de Sicione, frère de Lysippe, fut le premier à prendre l'empreinte d'un visage humain puis à remplir le plâtre négatif de cire et à donner au portrait la forme définitive par des corrections faites à la main (XXXV, 44). Le passage de Polybe que nous avons cité prouve qu'il s'agissait ici non seulement d'une fidélité de traits assurée par un procédé technique qui remonte à un *εὐρετής* grec et non plus d'une forme sculpturale ayant le caractère de masque, commun avec le masque dionysiaque, c'est-à-dire vide, vu par derrière, — mais qu'il s'agissait ici d'une fonction spéciale du masque dans les cadres de la coutume romaine : de l'intention de se revêtir du masque pour actualiser le personnage représenté par l'image. D'après Polybe, quand un membre distingué du lignage mourait, les images des ancêtres étaient portées dans le cortège funèbre, ainsi : on en chargeait des hommes de taille et d'aspect semblables aux morts en question ; ces hommes porteurs d'images actualisaient apparemment les ancêtres morts, à l'enterrements de leur descendant, puisque Polybe lui-même relate que celui qui portait dans le cortège funèbre l'image d'un consul ou d'un préteur revêtait la toge bordée de pourpre, celui qui représentait un censeur, la pourpre, le porteur de l'image d'un feu triomphateur ou de celui qui avait fait une action digne d'un triomphateur, prenait un vêtement d'or. (*Ταύτας δὲ τὰς εἰκόνας ἐν τε ταῖς δημοτελέσει θησίαις ἀνοίγοντες κοσμοῦσι φιλοτίμως, ἐπὶ δὲ τῶν οἰκείων μεταλλάξῃ τις ἐπιφανὴς, ἄγονσιν εἰς τὴν ἐκφορὰν, περιτιθέντες ὥς ὁμοιοτάτοις εἶναι δοκοῦσι κατὰ τε τὸ μέγεθος, καὶ τὴν ἄλλην περικοπήν. Οὗτοι δὲ προσαναλαμβάνουσιν ἐσθῆτας, ἐὰν μὲν ὑπατος ἢ στρατηγός ἢ γεγωνός, περιπορφύρους, ἐὰν δὲ τιμητής, πορφυρεῶς. ἐὰν δὲ καὶ τεθριαμβευκός, ἢ τι τοιοῦτον κατεργασμέρος, διαχρύσεος.) Du passage correspondant de Diodore de Sicile il appert que non seulement les ancêtres étaient représentés ainsi par la présence d'hommes habillés pour rappeler la dignité*

des ancêtres et portant leurs images, mais que devant eux marchait dans le cortège un figurant qui portait l'image toute récente du défunt et qui imitait ses gestes et son allure (extrait du livre XXXI). Soulignons d'ores et déjà que tout cela est relaté par Diodore précisément à propos de l'enterrement d'Aemilius Paulus dont les *ludi funebres* ont compris la représentation des *Adelphes* de Térence. Si nous considérons encore que Polybe met en relief le rôle pédagogique des coutumes funéraires romaines et surtout des *imagines maiorum*, qui incitent à suivre l'exemple des ancêtres illustres, — nous apprécierons mieux encore la relation d'Accius selon laquelle Livius Andronicus, sur l'incitation de son protecteur, Livius Salinator, fit représenter à Rome le premier drame de type grec à l'occasion du festival de la Jeunesse (*ludis Juventatis*). (Avec cette appréciation, avouons-le, nous ne voudrions pas rabaisser la valeur des doutes chronologiques exprimés par Atticus et Cicéron concernant la victoire à Sena de Salinator, comme occasion de cette représentation ; cf. Cic. Brutus 18).

Quelques relations plus récentes, mais qui ne contredisent pas les renseignements fournis par Polybe et Diodore, laissent supposer que pour porter l'image du défunt on s'est aussi servi d'acteurs professionnels. Il se peut qu'au degré primitif ce rôle incombât au fils du défunt, comme la première oraison funèbre, à en croire Polybe, était prononcée par le fils adulte du défunt. Suétone parle en termes exprès du masque (*persona*) de Vespasien que porte à l'enterrement de cet empereur un acteur (*archimimus*) nommé Favor qui, selon l'usage imitait les actes et les paroles de l'empereur autant qu'on les eût connus de son vivant (*imitansque ut est mos facta et dicta vivi*, Suét. Vesp. 19). Suétone raconte encore que les flûtistes et acteurs qui figurèrent à l'enterrement de César — et nous pouvons assurément y ajouter, en nous référant à Polybe : conformément à la dignité de César, ancien triomphateur, qu'on a actualisé à son enterrement — revêtirent à cette occasion le costume du triomphateur, puis jetèrent leurs vêtements dans les flammes du bûcher funèbre. Du reste, à l'occasion de ces *ludi funebres* on représenta des fragments d'anciennes tragédies qui rappelaient aux assistants le sort tragique de César, comme l'*Armorum iudicium* de Pacuvius et l'*Electre* d'Atilius (Suét. Divus Julius 84).

Les motifs de la tragédie grecque avaient bien leur place à cet enterrement dont les organisateurs voulaient, jusque par les moyens du rite, éveiller les sentiments de compassion pour le dictateur abattu et les sentiments de haine et de vengeance contre ses meurtriers.

Si nous considérons que le *ius imaginum* avait pour but d'actualiser les ancêtres tant pour assurer leur souvenir dans la postérité — *ius imaginis ad memoriam posteritatemque prodendae*, dit Cicéron (in Verrem V, 14, cf. encore pro Rabirio Postumo 7) — que pour inviter à l'imitation de leur exemple — οὐ καλλίον οὐκ ἐνμαρτὲς ἰδεῖν θεάματα νέῳ γιλοδόξῳ καὶ γιλαγάρῳ,

lisons-nous chez Polybe — alors nous pouvons reconnaître dans la coutume des *ludi funebres* un élément d'impulsion pour la *fabula praetextata*, la tragédie dont le sujet est pris dans l'histoire romaine. Pour avoir ce type de la tragédie il ne fallait que faire un pas en partant de la coutume où les acteurs, qui portent les masques des ancêtres ou celui du défunt, imitent les faits et gestes et les paroles de la personne créée.

Ce pas — c'est-à-dire remplacer les gestes imités à l'improviste par une action artistiquement composée — ne pouvait se faire sans l'exemple de la tragédie grecque. En prenant pour point de départ la tragédie à la grecque et à sujet biblique du Juif Ézéchiélos, plusieurs savants se sont efforcés depuis Ed. Norden, de définir ce type hellénistique de la tragédie grecque qui pouvait servir de modèle à la *praetextata* romaine.¹⁷

Or, cette influence littéraire grecque pourvoyait à un besoin romain : elle corroborait la conscience généalogique de la *gens*, ce facteur important du patriotisme romain, et elle développait une possibilité donnée d'avance dans la coutume romaine : en fait elle ne faisait qu'organiser les porteurs de masques des ancêtres dans les cadres d'une action préalablement composée.¹⁸ En tout cas, la *fabula praetextata* était en connexion étroite avec le culte des ancêtres ; c'est pour cela que la tragédie d'Accius traitant du rôle de chef militaire que Decius jouait en 259 avant notre ère dans la guerre contre les Samnites et les Gaulois, pouvait porter le sous-titre *Aeneadae* ; il n'est pas sûr qu'Énée ait paru parmi les tardifs descendants sur la scène, mais les fragments qui nous sont restés prouvent suffisamment que Decius est stimulé au sacrifice de soi-même par l'exemple de son père et que le drame finissait très probablement par l'enterrement du héros.¹⁹

Il va sans dire que la mise en scène de la *fabula praetextata* n'était pas favorisée par la seule occasion des jeux funéraires. De toute probabilité le drame intitulé *Brutus* du même Accius fut composé pour les jeux votifs tenus en 136 avant notre ère quand D. Junius Brutus revenu victorieux de Lusitane inaugura le temple bâti du butin et consacré à Mars ; en tout cas il est caractéristique, qu'à cette occasion encore, c'était l'ancêtre de l'illustre contemporain, Brutus, fondateur de la république, qui paraissait sur la scène.²⁰

¹⁷ A. GERCKE—E. NORDEN : *Einleitung in die Altertumswissenschaft*, I, Leipzig—Berlin 1910, 460. — A. KAPPELMACHER : *Zur Tragödie der hellenistischen Zeit*, Wiener Studien, 1924—25, 69—86. — R. PETSCH : *Ein Mosesdrama aus hellenistischer Zeit*. Cf. encore : Une tragédie grecque à sujet biblique, *Acta Orient. Hung.* 2 (1952) 150.

¹⁸ Des coutumes primitives où, dans un rôle semblable aux *imagines* romaines les crânes du défunt et de ses ancêtres figurent également, cf. R. R. TRILLES : *Le totemisme chez les Fan*, 1912, 537—538. — Hérodote (IV. 26) relate des coutumes semblables des Issédones. Chez maris en passé récent un des participants au banquet funèbre a revêtu l'habit du mort, cf. U. HOLMBERG : *Die Religion der Tscheremissen*, Helsinki 1926, 32.

¹⁹ *Tragicorum Romanorum Fragmenta* (rec. O. RIBBECK), 281—283.

²⁰ *Ibid.* 283—285.

C'est sans doute la prise d'Ambrakia, en 186 (avant notre ère, pour les jeux votifs organisés en l'honneur du capitaine triomphant Fulvius Nobilior, qu'Ennius adapta à la scène. Quant à la tragédie *Clastidium* de Naevius les opinions divergent : fut-elle montée à l'occasion du triomphe de Claudius Marcellus, vainqueur des Insubres près Clastidium, en 222, ou à son enterrement, en 208 ou bien à l'occasion même où son fils, en 205, inaugura le temple voué par le père au culte de la Vertu?²¹

Nous pouvons nous référer en tout cas aux observations qui ont établi une identité extrême dans les traits du *triumphus* et de la *pompa funebris*. Sur ce point M. A. Brelich cite les mots de Sénèque : *funus triumpho simillimus* (ad Marc. III, 2).²² Les arguments que nous posons semblent corroborer la vraisemblance de cette opinion selon laquelle la représentation de plusieurs *fabula praetextata* était liée à l'enterrement d'un Romain illustre. Ainsi le drame *Paulus* de Pacuvius mettant en scène la bataille de Pydna pouvait faire partie des *ludi funebres* organisés pendant plusieurs jours en 160 avant notre ère et — selon la relation de Diodore, citée plus haut — avec un luxe exceptionnel à l'occasion de l'enterrement d'Aemilius Paulus, vainqueur de Pydna.²³ Nous pouvons donc adopter avec certitude la conclusion de M. I. M. Tronski : «Les *praetextata* étaient surtout destinées aux jeux organisés à l'occasion des triomphes et des enterrements de chefs militaires romains.»²⁴ Récemment M. P. Grimal rappela également le caractère romain dans son essence de ses jeux ; il les met dans leur ensemble en liaison avec les masques familiaux, ces derniers stimulant au choix d'un sujet historique («... le caractère essentiellement romain de cette mise en scène où, en quelque sorte, les masques familiaux suggéraient déjà à eux seuls le thème d'un spectacle».²⁵

Si la *fabula praetextata* trouve fort naturellement sa place dans les cadres des *ludi funebres* ou dans le rôle rituel à l'enterrement des porteurs de masques qui actualisent les morts, il est d'autant plus surprenant qu'une relation nous apprenne la représentation d'une comédie aux obsèques d'Aemilius Paulus. Pourtant nous n'avons aucune raison de mettre en doute ce que nous apprennent les Didascalies, selon lesquelles la comédie intitulée *Adelphes* de Térence fut représentée aux mêmes jeux funèbres organisés en l'honneur d'Aemilius Paulus par ses deux fils, Q. Fabius Maximus, celui qui fut adopté par le préteur du même nom et P. Cornelius Africanus Minor, Scipion le Jeune, qui plus tard anéantit Carthage et qui fut adopté par le fils de Scipion

²¹ RIBBECK : o. c. 22.

²² BRELICH : o. c. 16. — Par contre nous ne mettrions pas en rapport le rôle de l'acteur à l'enterrement de Vespasien avec les chansons ironiques qui accompagnent le triomphateur, comme BRELICH le fait, *ibid.* 17.

²³ RIBBECK : o. c. 192.

²⁴ И. М. Тронский: История Античной Литературы.² Ленинград 1951, 303.

²⁵ P. GRIMAL : Le siècle des Scipions, Paris 1953, 46.

père (*actu ludis funebribus L. Aemilio Paulo, quos fecere Q. Fabius Maximus, P. Cornelius Africanus*).

Pour comprendre cette présence de la comédie faudrait-il nous contenter de l'explication que le «rire» devait avoir son rôle dans les coutumes funèbres italiques; que déjà les deux figures *persu* de la Tomba degli Auguri étrusque portaient un vêtement semblable à celui des Arlequins médiévaux et de l'âge moderne; et que nous appelons une autre tombe étrusque, précisément à cause de ses fresques, la Tomba della Pulcinella? Ou bien devons-nous nous référer à la leçon de la mort qu'énoncent, à l'instar de la philosophie *carpe diem* d'Horace, les inscriptions funèbres à Rome dont, d'après l'étude soigneuse d'A. Brelich, nous pouvons citer comme un passage typique les mots suivants : *amici qui legitis moneo miscete Lyaeum et potate procul redimite tempora flore et venereos coitus formosis ne denegate puellis cetera post obitum terra consumit et ignis*?²⁷ Nous pensons qu'à la base des nouveaux résultats des recherches sur Térence nous sommes autorisés d'aller encore plus loin.

II

Dans la littérature sur Térence un revirement favorable à notre avis incombe aux études de M. E. Reitzenstein, qui permettent de ne plus considérer Térence uniquement comme un traducteur élégant de la nouvelle comédie grecque²⁸ et de ne plus voir — à côté de son beau style latin — son plus grand mérite dans le fait que ses oeuvres nous aident à reconstruire les modèles grecs perdus. «Die Terenzischen Stücke wollen als lateinische Kunstwerke gewertet werden, und so hat es auch die antike Kunstkritik, Varro an der Spitze getan, durchaus im Sinne des Dichters selbst.»²⁹

Nous pouvons y ajouter tout de suite que l'humanisme de la Renaissance jugeait Térence de cette même façon, depuis Pétrarque, à l'avis duquel Térence surpassait dans la comédie tous ses devanciers; se référant aussi à Cicéron, Pétrarque fait la louange, à propos de Térence, à côté de sa composition et de son art de style, surtout de sa connaissance fine de l'homme.³⁰

²⁶ Cf. entre autres ALTHEIM : *Terra Mater*, 51—52. — SZILÁGYI : *o. c.* 26.

²⁷ A. BRELICH : *Aspetti della morte nelle iscrizioni sepolcrali dell'impero Romano*. Budapest 1937. 50, CIL VI, 17985 a.

²⁸ Conformément à cette opinion WILAMOWITZ—MOELLENDORFF explique l'expression connue *dimidiatus Menander* de César dans un sens péjoratif en reprochant à Térence un manque d'originalité dans ses rapports avec Ménandre : *Der Menander von Kairo* (1908), *Kleine Schriften I*, Berlin 1935. 265. Cf. encore dans un sens contraire : W. SCHMID : *Terenz als Menander latinus*, *RhM NF*, 95 (1952) 229—272.

²⁹ E. REITZENSTEIN : *Terenz als Dichter*, 1940, 11. — Pour l'antiquité nous possédons un résumé excellent de J. HUSZTI (en hongrois) : *La critique de Térence dans l'antiquité*, *EPhK* 39 (1915) 19—34.

³⁰ «... quo in genere facile, ut mihi videtur, omnes ante se vicit...» «*Humanorum morum exacta notitia et ordo narrationis ab ipso etiam Cicerone laudatur et stili iucunditas et gratia*». Cf. J. ÁBEL : *Les biographies de Térence dans l'antiquité et au moyen âge* (en hongrois). *Értekezések az M. T. Akadémia Nyelv- és Széptudományi Osztálya Köréből*.

C'est ainsi que l'époque moderne a toujours apprécié Térence jusqu'au moment où l'on a voulu, pour découvrir et mettre en relief l'originalité de Plaute, flétrir Térence du nom de «copiste servile des Grecs» en l'opposant à Plaute qui, disons-le, même dans l'imitation était plein d'esprit et surtout de caractère italique. Or, M. Reitzenstein, quoiqu'il n'ait concentré son attention que sur une seule pièce de Térence, l'*Eunuque*, la plus attaquée de la part des «analytiques», nous invite presque formellement, avec ses observations faites à propos de l'*Eunuque*, à généraliser et il a préparé ainsi la voie à mieux comprendre les *Adelphes*.

Il est peut-être superflu de souligner que l'originalité de Térence ne veut pas dire rabaisser l'importance des modèles grecs. Son public attendait de lui en premier lieu la mise en scène romaine de la comédie grecque. Il est aussi caractéristique que contre ses adversaires — selon le renseignement digne de foi de Donatus, dirigé surtout contre Lucius Lanuvinus qui suivait vraiment trop près ses modèles grecs — Térence avait à se défendre, déjà dans le prologue d'*Andria*, de la *contamination* qui signifiait une adaptation à volonté des textes de Ménandre.

En ce qui concerne les sources d'*Adelphes*, l'auteur lui-même en parle dans son prologue en disant qu'il a complété la pièce grecque intitulée *Ἀδελφοί* avec un fragment de la comédie *Συναποθὴ ἰσχυόντες* de Diphilos, fragment qui manque dans une adaptation latine antérieure, dans les *Commorientes* de Plaute. Que cette pièce *Ἀδελφοί* fut l'oeuvre de Ménandre est prouvé, à côté des mots GRAECA MANANDRU des didascalia, par plusieurs indications de Donatus. Nous savons depuis longtemps qu'il faut compter avec deux pièces du même nom de Ménandre. L'*Ἀδελφοί* imitée dans son *Stichus* par Plaute n'a pas la moindre parenté avec le modèle de Térence.³¹ Comme la nouvelle édition de Ménandre parue par les soins de M. A. Koerte l'enregistre (Teubner, vol. II, 1953, 14), parmi les auteurs de la moyenne et nouvelle comédie attique, Alexis, Apollodoros, Diphilos, Euphron, Hégésippos et Philémon ont également écrit leur *Ἀδελφοί*. Mais ni les quelques fragments de ces pièces publiés dans le recueil de Meinecke, ni les petits morceaux de l'*Ἀδελφοί* de Ménandre qu'on peut déjà étudier dans l'édition de Koerte ne suffisent aucunement à reconstruire l'action de la comédie, quoiqu'il soit certain qu'une partie des fragments de Ménandre est remplaçable dans le contexte de la comédie de Térence.

Il va sans dire que cela ne nous autorise pas à suivre Wilamowitz qui accepte telle quelle la comédie de Térence comme «traduction» en remplace-

Budapest 1889. 49 et 51. Notons qu'ABEL, dans cette étude, prend la défense de l'authenticité de la biographie de Térence attribuée, sans unanimité, à Pétrarque, en donnant une édition critique de cette biographie, pp. 25—28.

³¹ FR. SCHOELL : *Fleckeisens Jahrbücher für Philologie* 119 (1879) 44 et suiv. Cf. encore surtout R. KAUFER : *Zu den Adelphoe des Terenz*. *Wiener Studien* 23 (1902) 87—105 et K. DZIATZKO—R. KAUFER : *Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer*. II. *Adelphoe*². 1903. 6—17.

ment de la pièce perdue de Ménandre, ni à prendre au sérieux Donatus qui, en connaissant encore Ménandre, à propos d'un passage important — pris par Wilamowitz sans aucune remarque comme remontant à Ménandre — nous signale avec insistance l'invention de Térence.³²

Nous pouvons cependant tenir pour vraisemblable, et déjà concernant l'ancienne comédie, indépendamment des fragments grecs susmentionnés, que le caractère antithétique des deux frères pouvait se présenter à la scène grecque comme un problème de la théorie pédagogique. Dans la parabase des *Nuages*, Aristophane se rappelle son premier essai lorsque, étant mineur encore, il a monté cette pièce par un confrère nommé Philonidès, pièce qu'il qualifie de comédie de «sobre et dévergondée» (*ὁ σώφρων τε καὶ καταπόγων*). Nous tenons d'autres sources que cette première création d'Aristophane portait le titre de *Banqueteurs* (*Δαιταλεῖς*). Des remarques d'Aristophane il appert qu'un rôle important y incombait à deux adolescents de caractère antithétique : l'un était «sobre», l'autre «de moralité débile» (Ar. Nub. 529). Des grammairiens tardifs qui s'intéressaient non pas au sujet de la comédie mais seulement aux mots rares, notamment au titre *Δαιταλεῖς*, relatent encore que le chœur y était composé par les habitants d'un démos attique qui avaient la renommée douteuse de s'adonner à la débauche de table (*ὁ ἐκ τοῦ δήμου τῶν δαιταλέων* Ar. l. Dindorf). «Banqueteurs» est donc le nom d'un village qui, pour sûr, n'existait que dans l'imagination du poète, et les habitants de ce village, qui composaient le chœur, donnèrent le titre à la comédie, comme deux ans plus tard une autre comédie fut dénommée d'après le village Acharnai dont les habitants étaient non moins sensibles aux plaisirs de la table. Il est relaté aussi que le lieu de l'action était le temple d'Héraclès et comme les grammairiens qui connaissaient alors la comédie entière, y ont relevé surtout les noms des plats délicats, des poissons savoureux, nous pouvons nous faire une idée de ce banquet alléchant dont les enjôlements devaient sans doute être refusés par l'adolescent sobre et acceptés par l'autre sans hésitation. Des fragments laissent conclure que les adolescents étaient frères et que le père des adolescents était présent à cette compétition.

Un peu plus tôt le sophiste Prodikos présentait Héraclès à une bifurcation de chemins où deux femmes personnifiant la Vertu et le Bonheur s'efforçaient de tirer le héros chacune de leur côté ; Héraclès choisit le chemin raboteux de la Vertu (*Ἀρετῆς*) au lieu du chemin de velours et attirant du Bonheur (*Εὐδαιμονία*, cf. Xénophon Mem. II, 1, 21—33); c'est ainsi qu'il a mérité qu'après une vie de labeurs les dieux olympiques lui donnent l'immortalité et l'élèvent parmi eux.

On peut se demander si, dans cette comédie dont l'action se passait dans le temple d'Héraclès, les deux frères symbolisaient les deux chemins et si

³² U. VON WILAMOWITZ—MOELLENDORFF : Der Landmann des Menandros, Kleine Schriften I. 1899. 230.

oui, la comédie veut-elle inciter sans réserve à suivre l'exemple du frère sobre, comme le fait le récit à fin pédagogique de Prodikos? En tout cas nous devons insister sur le fait que d'après nos sources le choeur des «Banqueteurs» en temple d'Héraclès n'exerçait point les vertus de la sobriété mais qu'il s'adonnait aux plaisirs et que, ce faisant, il ne reniait pas tout-à-fait le dieu qui le recevait dans son temple. C'est que les auteurs de comédies savaient beaucoup d'histoires sur la faim surnaturelle du héros de force prodigieuse et savaient beaucoup moins sur cet idéal ascétique que d'après le récit de Prodikos certains philosophes, surtout les cyniques, avaient propagé à propos d'Héraclès. Preuve qu'un contemporain jeune d'Aristophane, nommé Strattis, dans un petit fragment qui rappelle en son vocabulaire également les *Banqueteurs*, nous présente Héraclès au moment où il avale d'un coup un tas de poissons et de rôtis de chèvre.

En tout cas le conflit comique des *Banqueteurs* devait tourner autour de l'antithèse des jeunes frères ; ces derniers ne sont donc pas de purs symboles pédagogiques comme les deux figures allégoriques, le Juste Discours (*Δίκαιος Λόγος*) et le Faux Discours (*Ἄδικος Λόγος*), dans les *Nuages*, pièce qui semble réitérer quelques motifs des *Banqueteurs*. Il serait en tout cas important de savoir vers lequel des deux frères incline la sympathie du père et si c'est le père ou un autre personnage qui prononce les fragments de phrase (*Ἄσπον δὲ μοι σκολιὸν τι λαβὼν Ἀλκαίου κήρακρόετος*, fr. 2. Dindorf) qui, si elles n'invitent pas à la débauche, enseignent du moins en réclamant quelques chansons d'Alkaios et d'Anakréon, à apprécier le vin, cadeau rassérénant de Dionysos. Dans les *Nuages* c'est sûrement le père qui en trinquant voudrait entendre de son fils désobéissant une chanson de Simonidès (Ar. Nub. 1356). Quoique ici ce motif se trouve dans un rapport quelque peu différent, il est à supposer que ce dialogue entre père et fils ait apparu déjà dans les *Banqueteurs*. Si oui, cette scène ne pouvait exprimer autre chose que ceci : le père, tout en refusant de se mettre du côté de son fils débauché, voulait rendre ridicule la sobriété outrée de l'autre fils en faisant un geste en faveur de la jouissance sage de la vie. S'il en est ainsi, nous pouvons affirmer alors que le noyau de cette conception de comédie qui traite de deux frères antithétiques se trouvait déjà dans la première comédie — perdue — d'Aristophane, conception réalisée moins dans son action qu'en ce qui concerne sa gaie tendance morale et pédagogique.³³

Il va sans dire que Térence a connu l'action de la comédie et sa tendance humaniste à ce haut degré représenté par la comédie de Ménandre qui excelle dans les fins moyens de la peinture des caractères et dans la disposition plus ferme des accents moraux. Dans le sens de la *fabula palliata* il a maintenu le

³³ Cette notre observation n'est pas à séparer de notre position prise à propos des composants athéniens au V^e siècle de l'antique théorie de *Phumanitas*. Cf. Notre étude *Humanisme et marxisme* (en hongrois), Budapest 1948, 25—53.

milieu athénien de l'action, les noms grecs et les costumes à la grecque des personnages. Avait-il peut-être l'intention de faire croire que les conflits de comédies ne sont possibles qu'en Grèce? Bien au contraire, parce qu'il était convaincu que le problème social reflété dans les conflits de comédies trouverait sa solution à Rome par l'unique moyen que les maîtres grecs enseignaient. M. P. Grimal écrit très justement : «La 'vie grecque' n'est plus le symbole de tous les relâchements, la contagion de la débauche menaçant la 'pureté' romaine. La vie grecque, telle que la présente Térence, devient le modèle de toute 'humanité'.»³⁴

Or, le rôle normatif de l'idéal grec devient sous ce rapport un facteur de l'histoire romaine, d'où il résulte que la situation historique de Térence et ses rapports avec ses contemporains est une question plus importante que celle de sa dépendance de ses modèles littéraires grecs. Autrement dit : la question de l'originalité de Térence s'identifie avec celle de son rapport à la réalité romaine. A cet égard les résultats de MM. Francesco della Corte et Paul MacKendrick, se complétant mutuellement, représentent l'état actuel des recherches que nous devons prendre pour point de départ.

L'importance de la nouvelle comédie grecque et de la *fabula palliata* de Térence pour l'humanisme du cercle de Scipion a été relevée déjà par R. Reitzenstein qui a allégué, bien entendu, le principe de Ménandre devenu grâce à l'*Heautontimorumenus* de Térence la devise de l'humanisme : *homo sum, humani nil a me alienum puto*.³⁵ R. Reitzenstein souligne en même temps que parmi les personnages d'*Adelphes* c'est Micio qui incarne cet idéal de l'humanisme que caractérise Cicéron à la base de Panaitios (*de officiis* I 136—137, cf. encore surtout *pro Caelio* 25 et 39—42).³⁶

Francesco della Corte va encore beaucoup plus loin en constatant que dans la grande querelle pédagogique entre Caton l'aîné, conservateur, et le cercle moderne de Scipion, ce dernier se servait de la satire dramatique et que la satire a utilisé les formes et les situations empruntées à la nouvelle comédie grecque pour prendre position dans cette antithèse qui est si caractéristique pour la vie romaine du II^e siècle avant notre ère. Francesco della Corte voit carrément dans les lignes 213—218 de l'*Heautontimorumenus* une critique des *libri ad Marcum filium*, ouvrage pédagogique de Caton ; cette critique qualifie les pères de juges injustes (*iniqui iudices*), parce qu'ils exigent de leurs fils d'avoir la sagesse des vieux et ne comptent pas avec les penchants naturels des jeunes. L'*Adelphes* enseigne la même conception de l'éducation en insistant sur ce que la juste méthode de l'éducation n'est pas

³⁴ GRIMAL : o. c. 156.

³⁵ Sur cette question cf. encore récemment E. BICKEL : RhM NF. 91 (1942) 186—191 et F. DORNSEIFF : Hermes 78 (1943) 110—111.

³⁶ R. REITZENSTEIN : Werden und Wesen der Humanität im Altertum. Strassburg 1907. 29.

celle de l'intimidation mais la *liberalitas* : la comédie présente la victoire de la nouvelle pédagogie sur l'ancienne. Et l'antithèse des deux prend la forme d'une opposition toute personnelle : Demea vivant au village élève son fils Ctesipho avec la même rigueur que Caton ses propres enfants ; Micio l'urbain se comporte envers son fils adoptif — Aeschinus, frère de Ctesipho — comme Aemilius Paulus envers ses deux fils qui plus tard, par adoption, sont devenus membres de la *gens Fabia* respectivement de la *gens Cornelia* et finalement — après le mariage du fils de Caton avec la fille d'Aemilius Paulus — beaux frères de ce fils de Caton.

L'imitation des modèles grecs — de Ménandre et de Diphilos — ne diminue pas l'actualité romaine d'*Adelphes* ; bien au contraire : elle accentue encore l'opposition des principes pédagogiques grécophiles à la pédagogie ancestrale, simple et en même temps consciemment fermée aux influences grecques, telle que Caton conçoit l'éducation conservatrice romaine. D'après Della Corte le fait que Caton ne figure pas sous son nom, trouve sa seule explication dans le ménagement de la part de Térence et de ses amis distingués, Laelius et Scipion — celui-ci étant personnellement intéressé — envers l'illustre adversaire honoré de tous. Si nous trouvons cela un peu exagéré, nous pouvons accepter à bon droit que l'action d'*Adelphes* laisse entrevoir l'opposition des principes pédagogiques de Caton et d'Aemilius Paulus de la même façon que nous voyons se manifester dans les vies de ces deux illustres Romains écrites par Plutarque. A cet égard nous pouvons même compléter l'exposé de M. Della Corte qui se réfère surtout à ce qu'Aemilius Paulus ne se contente pas de l'éducation romaine traditionnelle et fait bénéficier, avec un soin conscient, ses enfants des bienfaits de la civilisation grecque tandis que Caton, tout en ayant parmi ses esclaves un bon grammairien, Chilon, dans son orgueil vis-à-vis de l'esclave et manquant de confiance envers le Grec, refuse et trouve indigne de faire éduquer son enfant par ce nommé Chilon.³⁷

A l'avis de M. MacKendrick déjà le modèle grec, les *Adelphes* de Ménandre, mettait sur scène dans les deux vieux de caractère antithétique deux personnages opposés l'un à l'autre de la vie publique contemporaine d'Athènes. Ces deux personnages pris dans la vie même étaient Démétrios de Phaléron, ami de Ménandre, personnage que l'auteur comble de traits caractéristiques correspondant à la notion *ἐλευθεριότης* = *liberalitas* de l'Éthique d'Aristote, et son adversaire politique Stratoclès de Diomeia, chef du parti démocratique pendant l'exil de Démétrios, personnage qu'il caractérise comme image opposée à la *liberalitas*, dans le sens des portraits IV et XV de Théophraste, des traits de la rusticité (*ἀγροικία*) et de la violence (*αὐθάδεια*).

Nous ne devons pas ici nous lancer dans la critique de cette hypothèse intéressante, d'autant moins, que M. MacKendrick reconnaît l'art créateur

³⁷ FR. DELLA CORTE : *Catone Censore*. Torino 1949. 60 et 77—78.

de Térence, art don il se sert — remarquant une opposition semblable parmi ses contemporains romains — pour montrer dans l'opposition Demea ~ Micio l'antithèse de Caton et d'Aemilius Paulus. Aussi M. MacKendrick découvre-t-il encore dans les personnages Demea et Micio de Térence toute une série d'éléments qui correspondent aux portraits historiquement authentiques de Caton et d'Aemilius Paulus. Il reconnaît l'esprit de Caton censeur dans les mots de Demea : *inspicere tanquam in speculum in vitas omnium iubeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi* (Ad. 415—416) et il trouve encore à l'expression de Térence selon laquelle Demea vit «dans la gêne et dans une situation pénible» (*parce ac duriter*, 45), la correspondance dans un fragment de sermon de Caton où celui-ci se vante de sa *parsimonia* et de sa *duritia* (*de suis virtutibus contra L. Thermum*, Catonis quae extant ed. Jordan, 43). Quant à Aemilius Paulus, à côté de l'analyse générale de son caractère donné par Plutarque, M. MacKendrick cite encore, à propos d'une énonciation de Micio (*homine imperito numquam quicquam iniustius, qui nisi quod ipse fecit nihil rectum putat*, Ad. 98—99) un parallèle frappant du discours non pas sans doute dénué de «crédit épique», que Livius (XLIV, 23) met dans la bouche d'Aemilius Paulus : *Non sum is, qui non existimem admonendos duces esse : immo eum, qui de sua unius sententia omnia gerat, superbum iudico magis, quam sapientem*.³⁸

Sur ces faits MacKendrick juge que les *ludi funebres* organisés après la mort d'Aemilius Paulus par ses deux fils, Q. Fabius Maximus et P. Scipio Africanus Minor, entrés par adoption dans deux familles le plus en crédit de la république romaine, servaient d'occasion pour une propagande de parti politique et que la comédie de Térence était un moyen de cette propagande. A notre avis cette conclusion doit être complétée par l'argument que la possibilité d'une telle propagande était assurée par le fondement spécial de l'art dramatique romain, le *ius imaginis*. Si l'acteur qui portait le masque du défunt devait imiter dans le cortège funèbre «des actions et paroles» (*facta et dicta*) du défunt actualisé, on pouvait apprécier comme une forme plus avancée de la coutume ancestrale, développée sous l'influence de l'art dramatique grec si la *fabula praetextata* rappelait, dans les cadres des *ludi funebres*, en citant une fois encore le général victorieux parmi les vivants avant que son *imago* fût déposé dans l'âtre parmi les images des membres de la famille morts par le passé.

Or, de l'expédition macédonienne Aemilius Paulus apportait non seulement le droit au triomphe et ramenait non seulement des prisonniers et un butin coutumier, mais encore les livres de Perseus, roi vaincu des Grecs, livres dont on a institué la première bibliothèque publique de Rome, le foyer le

³⁸ P. MACKENDRICK : Demetrius of Phalerum. Cato, and the Adelphoe. RivFil NS. 32 (1954) 18—35.

plus important de l'*humanitas* romaine.³⁹ Aussi son entourage ne voyait-il pas en lui que le seul chef militaire et l'homme politique. On l'estimait comme un homme magnanime, doux, sage et serein, excellant dans toutes les vertus de l'*humanitas* et de la *liberalitas*, comme Polybe et plus tard Plutarque le caractérisent. Selon la relation sur l'enterrement d'Aemilius Paulus de Diodore le masque du défunt devait être porté par quelqu'un qui a eu l'occasion d'observer les gestes du défunt de son vivant pour pouvoir l'imiter le mieux possible. A un degré plus haut, artistique, réalisé par les représentations dramatiques dans les cadres des *ludi funebres*, les fils d'Aemilius Paulus ne pouvaient se contenter de voir leur père actualisé de façon unilatérale, comme la *fabula praetextata* de Pacuvius le fait. Si celle-ci imitait le triomphateur, la comédie de Térence actualisait l'*homo humanus*, selon les prescriptions des coutumes funèbres de Rome, mais en faisant valoir déjà les possibilités de l'art dramatique grec.

Cependant si les gestes mimiques d'un seul acteur répondaient aux besoins de la coutume funèbre, à une représentation dramatique les «actions et paroles» du défunt ne pouvaient être imitées que dans les cadres d'un conflit ; il fallait donc lui opposer un adversaire, un antagoniste. Cela rendait nécessaire de faire monter sur la scène à côté de Micio-Aemilius un adversaire en la personne de Demea-Caton, même si à ce temps-là on n'avait guère de raison politique d'attaquer Caton, devenu parent de la fille d'Aemilius Paulus.

Il va sans dire qu'on ne doit pas découvrir dans tous les détails une identification, à l'instar des romans à clef. Les fils et les partisans politiques d'Aemilius Paulus ne pouvaient avoir d'important que ce que l'*humanitas*, dont ils vénéraient en lui l'exemple pendant sa vie, se manifeste sur la scène avec la même vigueur stimulante et avec la même force d'attraction que le personnage du général. Et quand cette tâche fut accomplie par la comédie de Térence, cette comédie devint une des expressions les plus nobles et les plus durables de l'idéal de l'humanité.

Notre point de vue semble être discrédité par un seul fait à savoir : les didascalies de *Hecyra* relatent que cette comédie fut également montée à l'enterrement d'Aemilius Paulus. Non pas que les deux renseignements se contredisent puisque les *ludi funebres*, durant plusieurs jours, pouvaient donner occasion à la représentation de deux comédies de Térence. Mais où est le personnage de *Hecyra* dont on puisse dire qu'il représente et «imite» à la scène Aemilius Paulus selon le rite des obsèques romaines ? En effet ce personnage ne s'y trouve pas. Mais celui qui a bien accepté l'explication de *Hecyra* et sa belle analyse de Tronski⁴⁰ prenant pour base Donatus, reconnaîtra que cette comédie exprime la même *humanitas* que la pièce d'*Adelphes*.

³⁹ Cf. GRIMAL : o. c. 136.

⁴⁰ TRONSKI : o. c. 320—322.

Si elle ne mettait pas sur scène le personnage d'Aemilius Paulus, elle était pourtant apte à réaliser dramatiquement les traits intellectuels qu'on lui attribuait.

Faisons remarquer que la comédie d'*Adelphes* écrite probablement pour cette occasion et représentée sûrement la première fois à l'enterrement. La pièce *Hecyra* par contre a vu la scène cinq années auparavant, à l'occasion des *ludi Megalenses*; on l'a donnée la deuxième fois à l'enterrement d'Aemilius Paulus, mais elle ne s'adaptait pas parfaitement aux *ludi funebres*. D'après le prologue et les didascalies elle n'a pas eu de succès; de premier abord cela semble contredire le fait que la comédie *Hecyra* est justement la seule pièce de Térence qui ait eu, selon les didascalies, trois représentations. Elle ne pouvait donc pas être impopulaire. Seulement, la formule *NON EST PLACITA* se trouve expressément après les renseignements sur la deuxième représentation, la formule ne se rapporte donc qu'à la deuxième représentation. Cela veut dire que sa mise en scène n'a pas été approuvée aux jeux funèbres. C'était sans doute parce qu'elle n'avait mis sur scène ni le défunt ni un de ses ancêtres, c'est-à-dire qu'elle s'éloignait du même de convention à l'enterrement et d'une manière qui ne pouvait pas être suivie par la plupart de ceux qui étaient pourtant d'accord avec le développement artistique du rite.

Ainsi ce que nous avons dit concernant la fonction, le caractère imitatif et sa connexion avec les coutumes funèbres d'*Adelphes* sera plutôt corroboré qu'affaibli par l'exemple de l'*Hecyra*.

III

Dans le prologue de ses *Adelphes*, Térence traite de deux accusations de ses adversaires. L'une était l'inculpation de plagiat : la comédie *Στραποθήσχορες* de Diphilos fut déjà adaptée à la scène romaine par Plaute. L'accusation de plagiat est aussi bien caractéristique pour la notion romaine d'originalité, que la défense de la part de Térence : dans son adaptation des *Adelphes* de Ménandre, il a utilisé une seule scène de la comédie de Diphile, exactement celle que jadis Plaute a exclue de sa comédie *Commorientes* imitée de Diphilos. La priorité de la mise en scène romaine de cette scène revient donc à Térence. Nous avons vu plus haut que l'originalité dans le sens d'une libre adaptation du modèle grec ne constituait point un mérite mais franchement une faute aux yeux de ces critiques : elle était qualifiée de *contamination*, ce qui voulait dire à l'origine non seulement la fusion de deux ou plusieurs sources mais en général un procédé qui maculait d'éléments étrangers l'original considéré comme sacré et inviolable. Et ces éléments étrangers pouvaient venir, bien entendu, aussi bien d'une autre pièce grecque que de l'invention même du poète romain.

Contre l'autre accusation — il est curieux en tout cas que le prologue d'*Adelphes* doit en parler — Térence ne se défend nullement. Bien au contraire, il insiste visiblement sur ce que son public l'apprenne, puisqu'il considère le fait dont ses adversaires se servent pour l'accuser, comme son plus grand mérite:

*Nem quod isti dicunt maleuoli, homines nobilis
eum adiutare adsidueque una scribere :
quod isti maledictum uehemens esse existumant,
eam laudem hic ducit maxumam, quom illis placet,
qui nobis uniuersis et populo placent,
quorum opera in bello, in otio, in negotio
suo quisque tempore usust sine superbia.*

La biographie écrite par Suétone, conservée dans le commentaire de Donatus désigne Laelius et Scipion le jeune comme ceux des «hommes de qualité» qui aidaient Térence dans ses créations littéraires. Pour Scipion, Suétone cite C. Memmius, protecteur de Lucrèce, quant à Laelius, il se réfère à Cornelius Nepos comme témoin, en faisant pourtant remarquer que — selon Santra — la prologue fait allusion plutôt à C. Sulpicius Gallus, celui dont le consulat marque les débuts de Térence, à Q. Fabius Labeo et à M. Popilius, tous deux anciens consuls et eux-mêmes poètes. Selon Santra, en ce temps-là, 160 avant notre ère, Laelius et Scipion étaient encore trop jeunes pour que Térence pût recourir à leur aide. Ceux qui acceptent cette opinion soulignent encore que Térence ne pouvait non plus dire des jeunes gens de 25 ans que le peuple romain s'appuie sur eux «en guerre et en paix». Marouzeau pourtant, tout en étant enclin à accepter cet avis, souligne très justement que Scipion avait pris part, des années avant, à l'âge de 17 ans, dans l'expédition contre la Grèce de son père.⁴¹ La tradition concernant Laelius est affirmée par Cicéron (ad Atticum VII, 3, 10) comme celle de Scipion par Quintilien, tous deux instituant encore un problème qui rappelle celui de Shakespeare—Bacon : d'après Cicéron (ad Atticum VII, 3, 10) les comédies de Térence sont attribuées par quelques-uns, à Laelius, à cause de l'élégance de leur style, d'après Quintilien (Inst. X, 1, 99) à Scipion.

Il va sans dire qu'il n'en peut être question, mais d'autant plus peut-on parler d'une aide amicale dont se vantait Térence lui-même, aide qui se manifestait dans le choix des modèles grecs, dans la précision des vues propres à la philosophie du cercle de Scipion et peut-être encore — ce qui pour un esclave affranchi, d'origine africaine, ne pouvait pas être indifférent — aussi dans la mise au point du style.

C'est ainsi qu'en juge — justement — M. S. Sobolievski dans la nouvelle édition avec commentaire d'*Adelphes*, une des meilleures introductions à

⁴¹ J. MAROUZEAU : Térence. I. Paris 1947. 11 et 37.

l'étude de la comédie romaine : les protecteurs de Térence pouvaient lui donner de bons conseils, lui inspirer quelques expressions réussies et même le poète pouvait leur emprunter quelques vers, — mais tout cela ne suffit pas à renier sa qualité d'auteur.⁴²

Avouons que surtout l'aide de Scipion, fils d'Aemilius Paulus et beau-frère du fils de Caton, pouvait être utile et indispensable à d'autres égards encore à Térence pendant la conception d'*Adelphes* : en adaptant la fable de la comédie grecque à un conflit romain Térence pouvait faire connaissance par Scipion de beaucoup de détails, peut-être aussi de la façon de parler d'Aemilius. Cela est à présumer d'après un passage où l'expression de Micio se montre semblable au discours d'Aemilius Paulus, dans la rédaction de Livius ; d'ailleurs l'imitation des paroles du défunt, comme nous l'avons développé plus haut, était prescrite aux porteurs de masques par le rite funèbre.

L'actualisation de l'*humanitas* d'Aemilius Paulus sur la scène des *ludi funebres* rendait nécessaire que l'auteur attaquât Caton ou le type qui était le mieux représenté par Caton. Il est vrai que la collaboration de Laelius et de Scipion à une oeuvre de telle tendance, comme Della Corte l'a déjà fait remarquer, constitue un contraste violent avec le portrait que Cicéron peint dans son *Cato maior*, où Caton l'ancien s'entretient justement avec ces deux adolescents nobles sur la vieillesse. Mais tout cela n'amointrit aucunement la probabilité de notre explication de Térence. Bien au contraire.

C'est qu'à notre avis Cicéron savait très bien que dans l'intérêt d'idéaliser le passé il se trouvait en contradiction et avec la vérité historique et avec le portrait de Caton de la comédie. A un passage donné il y fait allusion en des termes un peu ironiques. Il allègue tout d'abord que toute la situation en laquelle Caton développe son dialogue sur la vieillesse avec les deux adolescents n'est que sa propre invention de caractère littéraire ; dans son modèle grec — un ouvrage du péripathéticien Ariston, d'ailleurs jusque à quelques fragments perdu mais peut-être imité de Varron⁴³ — c'était Tithon, personnage mythique, qui conduisait le dialogue. L'ironie s'y entrevoit déjà puisque l'amant d'Éos recevant l'immortalité sans la jeunesse éternelle ne peut guère figurer comme un exemple consolant de la belle vieillesse et que son sort, déjà à l'avis de Mimnermos (fr. 4. Diehl — en concordance d'ailleurs avec l'hymne homérique à Aphrodité (v. 239) — est pire que la mort. Et puis Cicéron, à en croire la lettre dédicace adressée à Atticus, n'a pas remplacé Tithon par le personnage de Caton parce qu'il voulait donner une autre appréciation sur la vieillesse qu'Ariston mais seulement pour avoir un crédit plus grand de son éloqu-

⁴² Публий Теренций Адельфы. Введение и комментарии С. И. Соболевского. Москва 1954. 47.

⁴³ Cf. F. SUSEMILH : Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit. I. Leipzig 1891. 150. Sur les fragments cités par Stobaios cf. A. DYROFF : Der Peripatos über das Greisenalter. Paderborn 1939.

tion en éliminant le personnage mythique (*omnem autem sermonem tribuimus non Tithono, ut Aristo Ceus — parum enim esset auctoritatis in fabula —, sed M. Catoni seni, quo maiorem auctoritatem haberet oratio*).

Il est vrai que toutes ces considérations nous permettent seulement de conclure quant au ton ironique de l'ouvrage d'Ariston. Cependant Cicéron lui-même nous avertit tout de suite qu'on ne doit pas prendre son portrait au sérieux de tous points de vue.

L'idéalisation du personnage de Caton consiste en premier lieu et le plus efficacement dans le fait que l'auteur fait parler le Romain sévère d'une façon plus cultivée qu'il n'avait l'habitude lui-même de parler dans ses propres ouvrages ; le lecteur doit attribuer cette façon à la littérature grecque que Caton commença à étudier à fond dans sa vieillesse (*qui si eruditus videbitur disputare, quam consuevit ipse in suis libris, attribuito Graecis litteris, quarum constat eum perstudiosum fuisse in senectute*, Cic. Cato Maior 1).

Tout cela n'aurait rien de surprenant si la parole vivante (*Cato senex litteras Graecas didicit*) citée fréquemment comme un passage du «Cato Maior» (8) correspondait aux faits historiques. Malheureusement c'est le contraire qui est vrai. Caton devait apprendre le grec dans sa jeunesse, même si nous n'ajoutons pas foi à l'ouvrage de *viris illustribus* (47), d'un auteur inconnu, selon lequel il était initié aux études grecques pendant son prétorat de Sardaigne par Ennius. Des arguments plus importants nous sont fournis par les observations de Cornelius Nepos (XXIV, 3) et de Plutarque (Cato 2), selon lesquelles les ouvrages de Caton témoignent d'une connaissance étendue de la civilisation grecque et si ces sources maintiennent quand-même la légende de *l'ôψιμαθία*, M. Enzo V. Marmorale relève avec justesse que déjà dans son discours de Numance, en 195, âgé d'à peine 40 ans, Caton fit allusion à la parabole connue sur Héraclès de Prodikos et que probablement il faut dater de 202 le sermon *de aedilibus vitio creatis* où l'influence de la rhétorique grecque est déjà manifeste.⁴¹ La légende de Caton apprenant le grec dans sa vieillesse ne pouvait se créer que dans des milieux grécophiles qui avaient intérêt à démontrer à l'exemple de Caton par rapport à la civilisation grecque, le principe de *l'ignoti nulla cupido*.

Caton connaissait les Grecs et c'est pour cette raison qu'il en redoutait la perte des anciennes traditions romaines. Ce qu'il pouvait mettre en accord avec la tradition, il l'acceptait volontiers des Grecs, tels p. e. la parabole de Prodikos à propos d'Héraclès qui choisit le chemin raboteux de la Vertu, le bon exemple donné aux soldats découragés ou bien les enseignements de Néarque pythagoréen qu'il a selon Plutarque déjà appris — une nouvelle contradiction dans la théorie de *l'ôψιμαθία* ! — en sa jeunesse, et qui augmentaient en lui le sens de l'épargne et de l'abnégation (Plut. Cato 2).

⁴¹ E. V. MARMORALE : Cato Maior. Bari 1945², 152. Cf. D. KIENAST : Cato der Zensor. Heidelberg 1954, 101 — 116.

Tout cela aurait été caché à Cicéron? Il le savait sûrement et accentue encore la contradiction en faisant citer dans *Cato Maior* par la bouche de Caton, un passage assez long d'un discours d'Archytas entendu, de son propre aveu, dans sa jeunesse à Tarente, de Néarchos, en grec, bien entendu.⁴⁵

Nous pouvons en conclure que Cicéron ne voulait pas augmenter le crédit historique de sa narration quand il expliquait le style recherché de Caton dans les dialogues avec Laelius et Scipion avec un changement d'orientation culturelle présumé, mais qu'il voulait précisément rappeler le caractère idéalisé de son portrait avec toutes ses réserves quant à l'ironie. De la part d'un ami comme Atticus, il pouvait sans faute compter sur la compréhension de la finesse et de l'ambiguïté du ton.

Si Cicéron insiste sur les conséquences stylistiques du portrait idéalisé de Caton, nous pouvons relever l'exagération contraire dans Térence, celle des conséquences stylistiques dans *Adelphes*, du portrait satirique de Caton. Quand les deux frères aînés, Demea et Micio, se rencontrent la première fois sur la scène, ce dernier, modèle de l'attitude humanitaire, salue d'une façon naturelle son frère : *Saluote aduenire, Demea, gaudemus* (Ad. 80—81). Demea pourtant, dans sa rusticité impolie ne répond point au salut, il constate seulement, apparemment d'un ton qui fait pressentir une émotion menaçante, que c'est justement l'autre qu'il cherche : *Eheu opportune : te ipsum quaerito*. Donatus qui pouvait encore lire dans son texte entier le modèle d'*Adelphes*, de Ménandre, fait remarquer, que la réponse au salut ne manque que chez Térence : *melius quam Menander, quod hic illum ad iurgium promptiorem quam resalutantem facit*. Seulement cette absence du salut ne caractérise pas uniquement la situation du moment, où tout semble être mûri pour une vive discussion, mais fait voir aussi les manières frustes de Cato-Demea qui néglige toutes formes de politesse. Il n'est peut-être pas superflu de rappeler que Plutarque mentionne précisément à propos d'Aemilius Paulus qu'alors déjà qu'il était général victorieux, il tenait à saluer tout le monde en bonne et due forme (Plut. Aem. Paul. 28). La façon de parler d'un villageois est indiquée par l'emploi particulièrement fréquent des interjections rares dans le langage littéraire (*en, ehem, eho* etc.) et peut-être encore par les phrases ressemblant à des proverbes qui font que M. Marouzeau donne à Demea l'épithète de «sententieux».⁴⁶

⁴⁵ MARMORALE : o. c. 148.

⁴⁶ MAROUCZEAU : o. c. 47. — Malheureusement nous n'avons pas pu consulter aucune des études du spécialiste russe, P. N. TCHERNIAËV, sur Térence. Sur le contenu de son étude «Über die Redeweise des Demea» (Kazan, 1900) nous ne pouvons que conclure d'après le sous-titre de l'ouvrage : «eine Studie aus dem Gebiete des sogenannten Vulgärlatein». Le Précis d'histoire littéraire romaine, éditée récemment par l'université de Moscou, mentionne parmi les problèmes de Térence à résoudre «le discernement linguistique des personnages comiques». Ceci est bien à sa place dans un manuel universitaire qui à côté d'un bon résumé incite les adeptes de la philologie à des recherches en donnant à la fin des chapitres la liste des problèmes non résolus.

Cependant Cicéron ne corrige pas le portrait conventionnel de Caton uniquement du point de vue langue, au cas même où les ouvrages de Caton, encore à la portée de tous, pouvaient livrer un démenti à Cicéron et où, par conséquent, il ne pouvait compter sur le moindre crédit. Ainsi p. e. Caton enseigne chez Cicéron qu'il faut atténuer même la sévérité (*severitatem in senectute probo, sed eam sicut alia modicam*), ce qui est surprenant puisque sa sévérité était proverbiale non seulement dans la vie publique — notamment en son année de censeur — mais qu'il témoignait d'une sévérité inhumaine, surtout — au témoignage de maints passages de son ouvrage sur l'agriculture — envers les esclaves, quoique vis-à-vis de sa famille — à en croire surtout Plutarque — il pût réunir la sévérité patriarcale et la douceur du chef de famille.

D'après Cicéron, Caton qualifie l'avarice de faute morale et ne comprend pas spécialement comment elle peut être liée à la vieillesse, car — dit-il — il est insensé de la part du vieillard de collectionner d'autant plus de viatiques qu'il lui reste moins de chemin à faire (*Cato Maior* 18). Toutefois Caton ne prenait point la fortune pour un viatique pour la vie courte mais au contraire il enseignait à son fils qu'il incombait à une veuve d'amoindrir la fortune, tandis que l'homme devait l'augmenter et que c'était une gloire de léguer à sa postérité plus qu'on avait hérité soi-même (Plut. *Cato* 21). Nous possédons plusieurs témoignages de l'avarice de Caton. Il suffit de nous référer encore à son conseil dont Plutarque fait mention et que Sénèque (epist. 94) cite probablement mot à mot : *emas non quod opus est, sed quod necesse est; quod non opus est asse carum est*.

Après cela il ne paraît peut-être plus trop osé de supposer que, dans la version de Cicéron, Caton cite Térence pour sa propre justification précisément parce que Cicéron connaissait bien les circonstances dans lesquelles l'*Adelphes* fut conçue, sa tendance dirigée contre Caton et très probablement connaissait aussi le rôle dans la création de la comédie de ce Laelius et de ce Scipion avec qui le censeur autrefois redouté converse maintenant comme avec des adolescents qui tiennent en honneur sa belle vieillesse. De l'éloignement d'un siècle et en voulant qualifier le II^e siècle comme l'époque glorieuse de la république romaine et en même temps celle des plus belles victoires de l'*humanitas* grecque, Cicéron pouvait se permettre d'aplanir les antithèses entre Caton et le cercle de Scipion, quoique, dans l'intérêt de son prestige d'«historien», il n'ait pas jugé superflu d'attirer, avec une fine ironie, l'attention sur le fait qu'il ne veut pas donner une oeuvre historique. Quant aux détails concrets il ne parle que de la circonstance qu'il a rapproché la langue de Caton de la proslatine qui acceptait consciemment l'idéal du style grec; il était en droit d'attendre qu'Atticus, le destinataire de la lettre-dédicace, sache généraliser.

Il faut en tout cas reconnaître que Cicéron saisit le problème d'*Adelphes* en son essence et qu'il ne falsifie pas les pensées de Térence mais rapproche seulement le personnage de Caton de cet idéal d'*humanitas* dont il considérerait la tâche littéraire de cultiver les traditions en se servant de la comédie de Térence non pas contre Caton mais précisément pour justifier le point de vue de Caton. Cette attitude pourtant n'est plus celle de Caton historique mais celle de l'*humanité* dont Cicéron fait l'apologie — malgré toute vraisemblance historique — en la personne de Caton.

Il y a des qualités — reconnaît Caton au cours de l'apologie de la vieillesse — que beaucoup mettent en relation avec la vieillesse. Telles sont l'avidité, l'humeur revêche, l'irritabilité, l'angoisse, la lourdeur. Il serait absurde — à l'avis de Caton-Cicéron — de relier l'avidité à la vieillesse, cependant quelques-uns des traits de caractère désagréables peuvent en effet quand-même faire leur apparition dans la vieillesse, ce qui, sans être excusé, s'explique du moins par le fait qu'un corps débile est plus susceptible aux attaques. «Pourtant — continue-t-il la suite des pensées en élevant le problème biologique de la vieillesse à la hauteur du monde de la moralité humaniste — tout cela peut être adouci par la bonne volonté et la culture générale. Dans la vie aussi bien que sur la scène on pourrait tirer un enseignement des frères qui jouent dans *Adelphes*. Quelle dureté caractérise l'un et quelle douceur l'autre!» (*Quae tamen omnia dulciora fiunt et moribus bonis et artibus: idque tum in vita tum in scena intelligi potest ex iis fratribus, qui in Adelphis sunt. Quanta in altero duritas, in altero comitas!*)

A l'antithèse de Micio et de Demea est applicable encore la phrase suivante : «non pas tous les vins et non pas toutes les vies deviennent vinaigrés avec la vieillesse». (*Cato Maior* 18.)

En effet, la vieillesse de Micio nous apparaît comme l'éclat noble d'un vin mûr sur la scène. Cette sorte de vieillesse comprend une telle richesse d'expérience que celle-ci ne se dépense pas en longs sermons mais s'unit à une douceur qui comprend les passions des jeunes et fait l'éducation même quand elle sourit. L'angoisse étant compagne naturelle de la vieillesse, Micio n'en manque pas non plus. Mais cette anxiété provient de l'amour. Et Micio l'apprend avec une douce ironie envers soi-même. Son fils adoptif, Aeschinus, qui par les liens moraux de l'adoption est aussi près de son cœur que s'il était son vrai fils, se trouve en retard. Micio s'en inquiète mais pris par soi-même sur ce fait, en sourit aussitôt : celui qui est en retard a un meilleur sort s'il lui arrive ce que pense son épouse querrelleuse que l'autre qui subit le sort que ses parents imaginent. La femme, si tu es en retard, pense tout de suite que tu t'attardes aux plaisirs de l'amour ou de la boisson, tandis que le père pense qu'il t'est arrivé quelque malheur! Ces mots-là prononcés dès l'entrée de Micio révèlent d'une façon multiple son expérience, sa tendresse amoureuse, sa compréhension sage et son humour chaud. Avant que Demea, son frère,

le violent, le sévère envers soi-même et vis-à-vis d'autres, entre en scène, nous apprenons de Micio encore que les deux frères constituent une antithèse parfaite : Micio a choisi la douce et paisible vie de la ville, tandis que Demea mène au village une vie pénible en labourant la terre ; Micio est resté vieux garçon, mais a adopté Aeschinus, l'un des fils de Demea.

L'allusion à la vie dure (*parce ac duriter*) au village de Demea pouvait être destinée en elle-même de rappeler au temps de la comédie Caton au public romain. C'est que son livre sur l'agriculture part précisément du principe que les ancêtres des Romains voyaient le prototype du brave homme dans le bon cultivateur (*et virum bonum cum laudabant ita laudabant bonum agricolam bonumque colonum*). Et l'on connaissait également cette simplicité avec laquelle Caton vivait dans ses terres, travaillait avec ses esclaves, s'habillait comme eux et prenait ses repas avec eux, mangeait le même pain et buvait le même vin qu'eux (Plut. Cat. 3), non pas guidé par l'idée de l'égalité parmi les hommes, mais uniquement guidé par l'économie. D'ailleurs, sans tenir compte du profit qu'il tirait de leurs travaux, il ne prenait pas ses esclaves pour des hommes (ibid. 4).

Si nous considérons que — d'après le récit de Plutarque (3) — l'attention de son voisin distingué, Valerius Flaccus, fut attirée sur Caton par les récits des esclaves de celui-ci, récits qui racontaient la vie austère et infatigable (*τὴν αὐτογυίαν καὶ δίαυτον*) de leur maître, nous pouvons tenir pour vraisemblable que les spectateurs de jadis pouvaient reconnaître dans le vieux Menedemus de l'*Heautontimorumenus* certains traits de Caton.

Le caractère antithétique des deux frères — Micio et Demea — représente deux principes de pédagogie et tout cela influe sur les caractères des fils de Demea, sinon dans la mesure et dans le sens espérés par Demea. Micio ne refuse rien à son fils adoptif, il est déférant avec lui, ayant pour principe que le sentiment de l'honneur et la libéralité maîtrisent mieux les enfants que l'intimidation, tandis que le vieux Demea, avec sa méthode austère, sévère et conservatrice qui rappelle Caton, espère en vain que son fils Ctesipho devienne semblable à ses ancêtres (*spero est similis maiorum suom*, v. 411) et ne peut obtenir que la dissimulation : son fils commet en secret ce qu'il n'ose pas faire ouvertement.

Or, la véritable éducation — selon les principes de Micio et d'après l'idée fondamentale exprimée par l'oeuvre — fait prendre l'habitude aux enfants de faire de leur propre volonté et non pas par intimidation ce qui est correct. Pour arriver à ce résultat il faut employer non pas la rigueur, mais un traitement d'affection (Ad. 68—75) :

*Mea sic est ratio et sic animum induco meum :
Malo coactus qui suom officium facit,
dum id rescitum iri credit, tantisper pauet :*

*si sperat fore clam, rursum ad ingenium redit,
 ille quem beneficio adiungas ex animo facit,
 studet par referre, praesens absensque idem erit.
 Hoc patriumst, potius consuefacere filium
 sua sponte recte facere quam alieno metu.*

A l'avis de Demea, Micio, par sa indulgence et par sa largesse également, corrompt les mœurs d'Aeschinus (61, 97, etc.), tandis que Ctesiphon, tenu sévèrement par son père, devient exemplaire pour son labour assidu, son économie et sa sobriété (94—95). L'économie — selon le récit de Plutarque (Cato 3) — comme principe fondamental de la pédagogie a déjà opposé Caton à Scipion l'Ancien. Le jeune Caton était questeur en Sicile au service du grand capitaine quand celui-ci préparait l'étape décisive de la deuxième guerre punique. Voyant que Scipion dépensait beaucoup pour ses soldats, Caton s'éleva contre cela, moins par esprit d'économie qu'en défendant la simplicité ancestrale (*τὴν πατριὸν εὐτέλειαν*) de la possibilité donnée aux soldats de dépenser au-delà du nécessaire. Scipion déclara qu'il n'avait pas besoin d'un questeur si chicaneur (*λίαν ἀκριβοῦς*), qu'il s'en allait à plein vent (*πλησίσιτος*) dans la guerre et qu'il n'aurait à rendre compte à l'État que de ses actions et non pas de ses dépenses. Caton offensé quitta la Sicile et déposa au Sénat une plainte contre Scipion. Parmi les accusations de Caton figuraient — selon Plutarque — celle que Scipion, à l'instar des jeunes gens, perdait son temps dans la palaestra et au théâtre, «comme s'il n'était pas conducteur de guerre mais quelqu'un en fête.» Aux tribuns envoyés en Sicile pour le contrôler Scipion prouva qu'il avait préparé soigneusement la guerre et que quoiqu'il eût passé son temps libre avec ses amis dans la sérénité (*ἡδύς*), dans les affaires grandes et sérieuses, en maniant les dépenses de façon humanitaire (*τῷ φιλανθρωπῶ τῆς δαπάνης*) il n'était point devenu léger. Ceci expliqué il quitta la Sicile pour aller sur les lieux de sa victoire d'importance mondiale.

Micio, dans son simple milieu bourgeois, représente envers son fils ce même humanisme serein que Scipion vis-à-vis de ses soldats et se trouve en opposition à Demea comme Scipion à Caton. (Ce qui veut dire autant que les *ludi funebres* à l'enterrement d'Aemilius Paulus ont personnifié non seulement le personnage du vainqueur à Pydna, mais aussi le modèle à suivre tel que lui et Scipion le représentaient.) Car, à l'avis de Micio, ce n'est pas un crime si un adolescent aime les femmes et le vin ; ni même s'il force une porte : Demea l'aurait fait dans sa jeunesse s'il avait pu le faire et il tolérerait encore que son fils le fît jusqu'à la fin de sa jeunesse, supposé que Demea fût, dans le vrai sens du mot, un *homme* (*si esses homo* Ad. v. 107). Et ici le mot *homo* a déjà ce sens marquant dont on trouve l'exemple chez Ménandre, notamment dans cette phrase qui met en lumière les fondements humanistes des portraits,

optimistes en leur essence, de la nouvelle comédie : «quelle bête gentille que l'homme, s'il est une fois véritablement homme dans le vrai sens du mot» (ὥς χαρίεν ἔστ' ἀνθρώπος, ἂν ἀνθρώπος ᾖ) fr. 484. Koerte).⁴⁷

Dans cet ordre d'idées on peut appeler hommé, Micio et, de même, ce bon vieux Hegio, son ami, qui partage ses vues. Ce dernier prend la défense de Pamphila, amante d'Aeschinus, quand celui-ci a l'air d'être infidèle ; tout en pensant qu'une infidélité soit un crime indigne d'un homme libre (*inliberale facinus*, 449), vu que Pamphila attend un enfant d'Aeschinus, il déclare que l'amour en lui-même est une «chose humaine» : *persuasit nox amor adulescentia : humanumst* (Ad. 470—471). C'est de la même façon que juge Micio du comportement d'Aeschinus (Ad. 686—688) :

*Virginem uitasti, quam te non ius fuerat tangere.
Iam id peccatum primum magnum, magnum, at humanum tamen,
fecere alii saepe item boni.*

Micio n'emploie un ton inopinément sévère envers son fils qu'au moment où il suppose — peut-être pour mettre son fils à l'épreuve — qu'Aeschinus ne veut pas tirer les conséquences de son acte humain et se prépare à quitter la fille qui est en mal d'enfant. L'apparence défavorable pour juger le caractère d'Aeschinus est d'ailleurs le résultat des principes pédagogiques de Demea : dans Ctesiphon les penchants naturels se développent aussi bien que dans tout jeune homme sain ; il deviendra seulement, intimidé par la sévérité de son père, plus veule qu'Aeschinus ; c'est celui-ci, ce frère débrouillard, toujours prêt à aider, qui enlève pour le paresseux Ctésiphon la fille cithariste de la maison de l'entremetteur. Bien entendu, ceux qui n'ont appris que le scandale fait par l'entremetteur à cause de l'enlèvement par Aeschinus de la fille, croient volontiers à l'infidélité d'Aeschinus. Mais tout s'éclaircit et la sage bonté de Micio arrange tout. Aeschinus épouse Pamphila qui lui fait à l'instant cadeau d'un fils viable. Micio paye à son tour l'indemnité pour la cithariste à l'entremetteur, afin que Ctésiphon, lui aussi, soit heureux. Et quand Demea lui reproche de corrompre, avec sa déférence et sa largesse, ses deux fils, Micio, sur un ton détaché, fait allusion à l'avarice de Demea et ce faisant il énonce presque mot à mot ce que nous avons pu citer plus haut de Plutarque comme un enseignement de Caton, avec la différence que Micio ne peut qualifier de gloire l'enrichissement, l'augmentation de l'héritage légué à la postérité que d'une façon ironique, avec un accent de négation (Ad. 813—814) :

*Conserua, quare, parce, fac quam plurimum
illis relinuas : gloriam tu istam obtine.*

⁴⁷ Cf. K. KERÉNYI : Apollon². Amsterdam—Leipzig 1941. 264. — S. PRETE : «Humanus» nella letteratura arcaica latina. Milano 1948. 38—39 et 80.

Pour tranquilliser Demea, Micio fait encore une déclaration concernant les liens inséparables de la vieillesse et de l'avarice, de sorte que le Caton de Cicéron, se référant précisément à la comédie de Térence, doit refuser : inutile d'éduquer quelqu'un à l'épargne, car l'anxiété pour sa fortune arrive avec l'âge et dans une mesure plus grande qu'il n'est souhaitable (Ad. 833—834) :

*Solum unum hoc uitium fert senectus hominibus :
attentiores sumus ad rem omnes, quam sat est.*

Cependant, puisque ces paroles sont prononcées par le même vieil homme qui avait reconnu cette seule faute de la vieillesse et l'avait — pour citer les mots de Caton dans le texte de Cicéron : *moribus bonis et artibus* — véritablement vaincue en soi-même, en fin de compte Cicéron prouve très justement, avec l'exemple des frères dans Térence, que l'avidité n'est point nécessairement liée à la vieillesse et que tout au plus elle fait partie des périls qui menacent la vieillesse. L'homme de conscience humaniste peut rejeter de soi-même ce défaut, comme il peut éliminer des ses qualités celles qui sont indignes de l'homme et qui corrompent la totalité de son humanisme.

Cependant Demea, résigné ou non dans ce qui n'est plus à changer, se prépare à retourner chez lui, en emmenant son fils Ctesipho, voire même la cithariste qu'il pense employer dans sa ferme pour tirer profit de cette femme qui a coûté tant d'argent (Ad. 846—849) :

*Atque ibi fauillae plena, fumi ac pollinis
coquendo sit faxo et molendo : praeter haec
meridie ipso faciam ut stipulam colligat ;
tam excoctam reddam atque atram quam carbost.*

Si jamais le public de Térence a ri, ici il a bien ri non seulement au détriment du Grec Demea, mais aussi à celui du Romain Caton. Car l'exploitation de la belle cithariste correspondait bien aux principes inhumains que Caton recommandait aux propriétaires esclavagistes. D'après ces principes il ne faut concéder aux esclaves aucune minute de temps libre ni un seul jour pour le repos. S'il pleut, qu'ils s'occupent des travaux intérieurs, qu'ils lavent les tonneaux, nettoient la maison, portent dehors le fumier, trient les grains, tordent des cordes, raccommodent les vêtements et, à une fête où il est défendu d'aller aux champs, qu'ils travaillent sur les routes, détruisent les chenilles, bêchent le jardin. Quand enfin ils deviennent malades, il faut leur donner moins de nourriture (de re rustica 2).

Les relations de Plutarque correspondent à ces conseils : Caton, en achetant des esclaves n'a jamais estimé leur beauté mais uniquement leur capacité de travail. Devenus vieux il les vendait pour ne pas les nourrir sans

profit (Plut. Cat. 4). La belle cithariste achetée cher aurait bonne vie dans la propriété de Caton! A ce point, une allusion, laissant beaucoup deviner, devait suffire pour faire rire et la comédie aurait touché à sa fin.

Et pourtant, inopinément, contrairement à toute logique intérieure de l'action une série de scènes s'y joignent encore, tout un «acte» si l'on veut.

IV

On a déjà fait allusion à la ressemblance qui relie le dernier acte d'*Adelphes* à la comédie intitulée *Chevaliers* d'Aristophane :⁴⁸ ici et là s'opère, après la fin d'une action de comédie achevée, la transformation complète, du moins en apparence, du caractère d'un vieillard. Dans l'atmosphère fabuleuse de la comédie d'Aristophane le changement de caractère du vieillard qui symbolise le peuple vieilli d'Athènes est suivi d'un motif de fable très répandu, celui du rajeunissement du vieillard.⁴⁹

La nouvelle comédie ne tolère plus l'élément miraculeux des contes et des mythes. Il s'ensuit que la métamorphose de Demea — ou plutôt sa dissimulation qui joue cette métamorphose — sera motivée d'une façon purement psychologique. Demea reconnaît que pendant sa vie il s'est privé en vain des jouissances, tout le monde s'attache à Micio. En apprenant l'attitude de Micio il décide de le surpasser. Tout cela est clair jusqu'ici. Nous pouvons d'autant plus consacrer notre attention au tour que prennent subitement les événements sans aucune préparation psychologique.

Demea revenu à résipiscence, en suivant la libéralité de Micio devient tout d'un coup très généreux — sur le compte de Micio. Avec une gentillesse caressante il promet une gratification à deux esclaves, à Syrus, esclave de Micio qui avec une ruse astucieuse seconda les adolescents dans l'enlèvement de la cithariste et à Geta, esclave de Sostrata qui avait déjà prouvé sa fidélité envers la famille de Pamphila. Il hâte même le bonheur d'Aeschinus avec un geste énergique. Celui-ci, le pauvre, trouve trop long les préparatifs des noces et attend impatiemment l'arrivée des gens de la noce, le flûtiste et ceux qui devront chanter le chant de l'hyménée. Demea donne un bon conseil à Aeschinus. Qu'il abandonne les formes cérémonieuses, fasse démolir le mur d'argile qui sépare du côté du jardin la maison de sa bien-aimée de celle de Micio et qu'il invite Pamphila avec sa mère et avec toute la maisonnée de sorte que les deux maisons deviennent une seule!

Après ce que nous venons de rappeler, nous osons émettre l'hypothèse que ce geste de Demea place dans le milieu petit-bourgeois de la vie privée une action de Caton, action dont on devait parler encore à l'époque. Il s'agit

⁴⁸ K. KUNST: Studien zur griechisch-römischen Komödie mit besonderer Berücksichtigung des Schlusszenen und ihrer Motive. Wien—Leipzig 1919. 101.

⁴⁹ Cf. TH. ZIELINSKI: Die Märchenkomödie in Athen (1885). Iresione, I. Leopoli 1931. 17—20.

du fait que Plutarque (Cato 10) cite du livre XIX, perdu, de Polybe : au cours de l'expédition hispanique, sur l'ordre de Caton, on démolissait en un seul jour tous les murs de villes qui se trouvaient en deçà du fleuve Baetis (auj. Guadalquivir). Cette manifestation mémorable de l'inhumanité de Caton s'incruste dans l'action de la comédie à l'instar des preuves de la largesse fraîchement apparue de Demea, largesse qui, bien entendu, ne se soucie guère de la fortune de Micio, et qui affranchit Syrus et gratifie Hagio aux frais de Micio. À côté de cela il ne nous surprend pas trop que Demea veuille encore avoir soin de la vieille Sostrata, belle-mère d'Aeschinus : elle est seule et dans la pauvreté, qu'elle soit donc épousée par . . . Micio. Il est d'autant plus surprenant que ce célibataire «invétéré» cède aux instances et épouse la veuve rien que pour ne pas avoir l'air de renier son humanité.

Ce ne sont pas les philologues classiques dans le sens propre du mot mais les classiques de la littérature universelle, auxquels l'appréciation de Térence était du point de vue de la théorie dramaturgique et de la pratique théâtrale également important,⁵⁰ notamment Diderot et Lessing, qui ont dirigé l'attention sur le problème du tour subit que prennent les événements à la fin d'*Adelphes*. D'après Diderot la victoire inattendue de Demea sur Micio, autrement dit la transformation inopinée du toujours sympathique Micio en un personnage ridicule donnerait le résumé final de la moralité de la pièce, moralité selon laquelle la vérité entre les contrastes, la sévérité de Demea et la condescendance de Micio, se trouve au juste milieu. «Ouvrez — écrivait Diderot — les *Adelphes* de Térence, vous y verrez deux pères contrastés, et tous les deux avec la même force ; et défiez le critique le plus délié de vous dire, de Micion ou de Deméa, qui est le personnage principal ? S'il ose prononcer avant la dernière scène, il trouvera, à son étonnement, que celui qu'il a pris pendant cinq actes pour un homme sensé, n'est qu'un fou ; et que celui qu'il a pris pour un fou, pourrait bien être l'homme sensé. On dirait, au commencement du cinquième acte de ce drame, que l'auteur, embarrassé du contraste qu'il avait établi, a été contraint d'abandonner son but, et de renverser l'intérêt de sa pièce. Mais qu'est-il arrivé ? C'est qu'on ne sait plus à qui s'intéresser ; et qu'après avoir été pour Micion contre Deméa, on finit sans savoir pour qui l'on est. On désirerait presque un troisième père qui tînt le milieu entre ces deux personnages, et qui en fît connaître le vice.»⁵¹

Lessing, en jugeant, contrairement à l'avis de Diderot, que l'introduction d'une troisième personne serait superflue ou même fautive du point de vue dramatique, s'accorde avec Diderot sur la supposition que Demea et Micio représentent deux extrêmes également rejetables : le juste milieu est accepté

⁵⁰ Cf. J. HUSZTI : Diderot et Terentius (en hongrois), Budapesti Szemle 153. (1913) 382—403.

⁵¹ De la poésie dramatique. Œuvres complètes de DIDEROT, éd. par J. ASSÉZAT VII. Paris 1875. 350—351.

par tout le monde ; il ne s'agit pour le maintenir que de nous aviser de ne pas dévier dans l'une ou l'autre direction : «Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle : wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu den beiden Seiten gewarnt zu werden.»⁵²

Mais, revenant sur la question, à propos d'une adaptation contemporaine allemande de Térence, Lessing qualifie le mariage de Micio d'une invention de Térence, avec laquelle il a gâté l'action de l'original de Ménandre.⁵³

La question de savoir à quel point la scène finale des *Adelphes* est une invention originale de Térence constitue un problème important et du point de vue du rapport de Térence à Ménandre et de celui de l'interprétation de la scène critique. Sa solution dépend de l'interprétation d'une remarque ajoutée par Donatus au vers 938 des *Adelphes* : *apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur : ergo Terentius εὐφραίνεται*. Lessing prend le verbe *gravatur* pour un passif. Dans ce cas les mots de Donatus voulaient dire que chez Ménandre le vieux n'était pas chargé du mariage et alors Térence a introduit ici un élément nouveau dans l'action. Selon d'autres il faut considérer le verbe *gravatur* comme déponent, passif pour la forme et actif quant au sens et alors l'observation de Donatus ne signifie plus que ceci : le vieux ne faisait pas de difficultés pour se marier ; ce mariage singulier a eu donc déjà lieu chez Ménandre et Térence ne fit qu'atténuer l'invraisemblance psychologique en affirmant que Micio acceptait seulement après quelque résistance le joug du mariage.

C'est ainsi que Teuffel comprend les choses en soulignant que pour préciser le sens de *gravari* il faut tenir compte de l'usage de mots dans le texte de Térence ; le commentaire a pris le verbe de ce texte et dans le sens qu'emploie Aeschinus (Ad. v. 994) : *Ne gravere*. Par conséquent Teuffel ne cherche dans le motif du «mariage forcé» aucune particularité spécialement romaine ; par le moyen de ce motif après la victoire des temps nouveaux dont nous étions témoins, au cours de la pièce, en face des victoires des principes de Micio, nous assistons une fois encore à la victoire des anciens sur les modernes, comme dans les *Guèpes* d'Aristophanes.

En tout cela se manifeste le nihilisme d'une époque en décadence, nihilisme incapable de prendre nettement position ; le scepticisme blasé de cette époque se plaît à s'élever audessus de toutes les antinomies quand elle n'est même pas capable de saisir au fond l'essence vraie de ces scissions.⁵⁴ Wilamowitz va encore plus loin en discernant dans la faillite réciproque des principes antithétiques de Demea et de Micio une critique «mortellement» sérieuse, de la part de Ménandre, bien entendu, de l'éducation morale : d'après lui c'est

⁵² G. E. LESSING : Hamburgische Dramaturgie, ch. 86.

⁵³ Ibid., ch. 100.

⁵⁴ W. S. TEUFFEL : Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte.² Leipzig 1889. 357—361. — Cf. encore H. SIESS : Über die Charakterzeichnung in den Komödien des Terenz. Wiener Studien 29 (1908) 101.

l'aveu presque tragique de la décadence sans issue de la société grecque.⁵⁵

Nous devons pourtant donner raison aux considérations avec lesquelles Kauer prit la défense de l'interprétation de Lessing : *gravari* serait déponent ou en sens absolu ou avec un accusatif ; une si grande accentuation de l'invention de Térence de la part de Donatus pouvait difficilement se rapporter à une nuance qu'on liquidait en trois ou quatre lignes ; nous savons par Donatus également que chez Ménandre, Hegio était frère de Sostrata ; il devait se transformer en un parent lointain pour que le motif nouveau soit en accord avec la situation familiale de Sostrata, vu que Micio devait prouver son humanisme en épousant une veuve sans appui.⁵⁶ Il en résulte qu'il faut voir dans le « mariage forcé » de Micio non pas un rapport avec la réalité de la société grecque de l'époque de Ménandre, mais avec celle de la société romaine de Térence.

C'est ainsi que Tronski, rendant plus compréhensible du point de vue historique l'opinion de Diderot, écrit comme suit : « La tendance des *Adelphes* de Ménandre était inacceptable pour Rome. Pour cette raison le poète jugeait nécessaire de rendre certaine justice à Demea, représentant du principe de sévérité. La moralité de la pièce de Térence consiste visiblement en ce que les deux principes opposés, celui de Demea et celui de Micio, sont également partiels et que la juste direction doit être cherchée quelque part entre les deux. »⁵⁷

Plus fermement encore est énoncé ce jugement par N. F. Deratani et ses collaborateurs : « Demea . . . est sur le point de reconnaître que le système pédagogique de la douceur est plus efficace que l'ancien rigorisme. Seulement Térence, pour faire concession au peuple qui maintenait encore le pouvoir paternel, ne pouvait pas se borner au sens unique. Comme nous l'apprenons du commentaire de Donatus, il a changé quelque peu la fin de la pièce et a eu recours à un compromis. »⁵⁸

Sans aucun doute cette explication a l'avantage inappréciable de tenir compte de l'état romain des choses. Nous devons également accepter cela comme point de départ. En plus nous devons chercher encore dans les circonstances romaines ce facteur qui rend compréhensible le mariage forcé du gai garçon comme motif de comédie. A l'intérieur de la comédie ce motif surgit sans aucune préparation, sans liaison logique avec ce qui le précède, à moins qu'on ne prenne pour une préparation qu'au commencement de la pièce, Micio, après s'être présenté au public, a déjà raconté le fait qu'il ne s'est jamais encore marié (43—44), ce qui est considéré par la majorité du public comme une circonstance heureuse.

⁵⁵ WILAMOWITZ-MOELLENDORFF : o. c. 230—231.

⁵⁶ DZIATZKO-KAUER : o. c. 16.

⁵⁷ TRONSKI : o. c. 323—324. — R. KAUER : WSt 23 (1902) 87—105.

⁵⁸ DERATANI : o. c. 71.

Or, si les antécédents d'un tour comique ne se trouvent pas dans l'action même, ce motif ne peut pas avoir du succès que si le public est conscient de certains éléments qui s'associent de façon *aprosdokéton* avec un moment si «inattendu».

La question se pose donc de savoir si nous pouvons compter, oui ou non, dans la conscience sociale romaine de l'époque de Térence, sur des éléments qui avaient justement des affinités avec le motif du «mariage forcé», du mariage d'un vieux tout court ou du mariage contraint d'un vieux, affinités qui assuraient le succès. Nous croyons y répondre par oui.

Presque trente ans plus tard, en 131 avant notre ère, Q. Cæcilius Metellus Macedonicus, étant censeur, voulait, dans l'intérêt de l'accroissement de la population, obliger tout le monde à se marier. De l'extrait d'un livre perdu de Livius (LIX) et de Suétone (Div. Aug. 89) nous savons qu'un discours prononcé à ce sujet — *de prole augenda* — a été lu au sénat plus tard, par Auguste, pour appuyer ses propres vues qui étaient semblables. Par contre ce censeur Metellus s'est montré à beaucoup d'égards continuateur des efforts de Caton. Cette distinction qu'on a faite à propos de sa personne entre le rhéteur, justifié d'employer des pratiques d'éloquence et le censeur, obligé sans conditions à dire la vérité, pourrait entrer aussi bien dans les traditions de Caton que le fragment conservé de son discours sur les rapports des parents et des enfants (Gellius N. A. I. 6). Il s'opposait au cercle de Scipion aussi bien qu'auparavant Caton. A côté de Scipion le Jeune Lucilius, celui qui a hérité le rôle de Térence mort jeune, attaque Metellus dans ses satires en se moquant entre autres de son projet de loi qui voulait introduire le mariage obligatoire (fr. XXVI, 3, Marx).⁵⁹ Un tel projet de loi ne se fait point d'un jour à l'autre : il faut qu'il soit précédé d'une observation pendant des décades du décroissement de la natalité et le remède efficace du mariage obligatoire devait être traité dans les potins bien avant que la législation fût officiellement saisie du projet de Metellus. Que Caton était de ceux qui ne connaissaient pas la plaisanterie quand il s'agissait du renforcement de la famille, cela est prouvé par toute une série de documents. Son discours intitulé *De doto* Gellius (X, 23) reproduit l'opinion selon laquelle le mari est un juge moral ayant pouvoir absolu sur sa femme. S'il la prend en flagrant délit, il a le droit de la tuer sans procédé juridique. Qu'il s'agit ici d'une tendance à renforcer la famille patriarcale, témoin sa propre vie : il était père de famille exemplaire et, à ce qu'on disait, il tenait pour une plus grande gloire d'être bon époux que grand sénateur, justement parce qu'il concevait le mariage comme un devoir dur, mais qui servait l'intérêt de l'État. Témoin encore l'anecdote selon

⁵⁹ Cf. encore les commentaires de FR. MARX : C. Lucilii carminum reliquiae. H. Lipsiae 1905. 247. — Pour la situation de Lucilius dans le gai cercle amical de Scipion le Jeune voir FR. KLINGNER : Humanität und Humanitas. Beiträge zur geistigen Überlieferung. Godesberg 1947. 32.

laquelle il estimait Socrate au-dessus de tout parce qu'il était resté attaché avec une douce patience à sa femme querelleuse et à ses enfants sans talent (Plut. Cato 20). Plutarque relève encore (ibid. 16) qu'étant censeur la question du mariage et la génération d'enfants (*παιδοποιία*) l'occupaient intensément.

En ces circonstances l'opinion publique pouvait voir en Caton le défenseur par excellence d'une loi obligeant les garçons à se marier. C'est justement dans cette opinion publique que nous cherchons maintenant, pour mieux comprendre les *Adelphes*, les conditions de l'effet comique du motif inopinément surgi du «mariage forcé». Le mariage de Sostrata avec Micio, il est vrai, ne promet pour l'État aucun accroissement de famille; Demea encourage au mariage son frère entre autres avec l'argument que Sostrata a déjà passé l'âge : *parere jam diu haec per annos non potest* (931). Sobolievski explique justement la brève remarque de Donatus (*recte, ne contra filios pater suadere videatur*) : «Ce trait de détail est ajouté au témoignage de ce que le mariage entre Micio et Sostrata projeté par Demea ne constitue aucune menace pour ses fils, puisque ce mariage n'aura aucune dépense pour faire éduquer des enfants et par conséquent n'amointrira nullement l'héritage».⁶⁰ C'est sûrement, le point de vue de Demea. Mais devant le public des *Adelphes*, qu'occupaient déjà les projets visant l'introduction du mariage obligatoire, tout cela ne pouvait que rendre plus ridicules les propositions de Demea et derrière ses paroles le projet de loi lui-même. Le cercle de Scipion le Jeune, soucieux de créer une harmonie humanitaire entre la raison d'État et la liberté personnelle, s'opposait à ces sortes de tendances et ce qui a été dit à ce propos, en 131, par Lucilius au nom de Scipion et de ses amis contre Metellus, a, semble-t-il, déjà été énoncé, au nom du même cercle et moyennant une comédie, en 160, par Térence — contre Caton.

D'ailleurs le deuxième mariage de Caton, dans sa vieillesse, devait être traité d'une façon plus personnelle et plus ouverte dans les racontars de l'époque et la connaissance par ouï-dire de ce fait ne pouvait qu'augmenter l'effet comique à la scène de l'hymen de Micio.

Plutarque (Cato 24) raconte — par endroit rappelant les manières d'un auteur de comédie — ce qui va suivre. Devenu veuf et après avoir marié son fils avec la fille d'Aemilius Paulus, soeur de Scipion, le vieux Caton a eu une liaison avec une jeune fille. Elle allait le voir en cachette dans une petite maison, ce qui caractérise encore l'avarice de Caton. Dans cette maison habitait une jeune mariée et le secret fut bientôt dévoilé. Une fois pour visiter le vieux la jeune fille avait passé d'une manière trop provocante devant la chambre des jeunes mariés. Le jeune homme n'avait rien dit, mais le vieux s'était aperçu de son regard courroucé.

⁶⁰ SOBOLIEVSKI : o. c. 355.

Pour faire mieux voir le comique de la situation nous pouvons ajouter une question, d'ailleurs en nous basant sur Plutarque (Cato, 17) : à qui cette histoire était-elle arrivée? A celui qui étant censeur avait exclu du sénat Manilius parce que celui-ci avait embrassé sa femme aujour et à la vue de sa fille!

Mais retournons à l'aventure délicate du Caton vieillard, modèle du rigorisme moral. Caton n'en avait pas parlé devant son fils, mais à la première occasion où selon sa coutume il alla au forum pour voir ses amis, il prit avec lui son scribe. En route il demanda à haute voix, si le scribe se préparait à marier sa fille. «Car — dit-il — je connais un prétendant convenable, si son âge vieux ne constitue pas un obstacle ; on n'a d'ailleurs rien à lui reprocher, si ce n'est son âge trop avancé.» Salonijs, avec la soumission d'un client, remet la chose à la volonté du patron. Là-dessus celui-ci avoue que c'est lui-même le prétendant et qu'il épouserait tout de suite la fille qui d'ailleurs ne correspond pas tout-à-fait ni à son âge, ni à son rang. Quand pendant les préparatifs du mariage son fils demande à Caton de quoi il s'est rendu coupable pour mériter une marâtre, le vieillard, en évoquant d'une pointe comique les préoccupations du censeur de jadis, lui répond ceci : «Je suis content de toi à tous les points de vue et je n'ai rien à te reprocher ; je voudrais seulement avoir encore plus d'enfants et pouvoir léguer à ma patrie des citoyens semblables à toi.»

Il faut tenir compte des traits de cette sorte du personnage de Caton, traits en partie réels, en parti anecdotiques, si l'on veut entièrement mesurer l'effet comique des *Adelphes* respectivement les conditions de cet effet données dans l'opinion publique romaine de l'époque. En voulant préciser si les allusions ironiques avaient bien atteint leur but, il nous faut connaître l'objet de l'ironie de Térence presque aussi bien que le public de Térence le connaissait.

Il faut soulever, bien entendu, la question de savoir si ce n'était pas une impiété envers Aemilius Paulus que Micio — celui qui en partie ou en entier représentait l'opinion d'Aemilius Paulus et qui, du moins symboliquement, portait son masque à l'enterrement — fût mêlé à cette histoire comique du «mariage forcé»? Soulignons ici d'une part que le consentement de Micio au mariage qu'on lui imposait était tellement absurde qu'au fond ce n'est pas lui qui en était discrédité mais celui qui proposait ce mariage impossible, autrement dit celui qui, non seulement dans les cadres étroits d'une famille de comédie, mais encore dans la vie publique romaine entraînait en lice pour l'introduction du mariage obligatoire. D'autre part il était digne de l'humanisme du cercle de Scipion et de son idéal exemplaire, Aemilius Paulus, que dans les cadres des *ludi funebres* organisés à sa mémoire le poète réalise, non pas dans un résumé systématique et pédant mais dans les formes libres d'un jeu gai, précisément ce qui constituait l'essence même de cet

humanisme : «la vie douce urbaine» (*clementem vitam urbanam*, Ad. v. 42), idéal de vie que suivaient Micio et Aemilius Paulus également et dont la liberté ne tolérât aucune contrainte, le mariage forcé non plus, comme Micio ne manque pas de le souligner au moment même où il donne enfin son consentement (Ad. 944—945) :

Etsi hoc mihi prauom ineptum absurdum atque alienum a uita mea videtur : si uos tanto opere istuc uoltis, fiat.

Le rire qui devait éclater dans la salle, condamnait précisément le point de vue de Demea et justifiait Micio. Le «paysan, impoli, austère, sombre, avare et entêté» Demea (*agrestis, saevus, tristis, pareus, truceulentus, tenax*, 866) doit reconnaître qu'il a gagné la sympathie des hommes par sa vie paisible, prenant part aux banquets, calme, n'offensant personne, souriant à tout le monde, vivant pour soi et dépensant beaucoup pour son propre plaisir (Ad. 863—865) :

*Ille suam egit semper uitam in otio, in conuiuuiis,
clemens, placidus, nulli laedere os, adridere omnibus :
sibi uixit : sibi sumptum fecit, omnes bene dicunt, amant.*

Que cet hédonisme vivant pour soi, ne refusant point les plaisirs de la vie, ne signifiait point une indifférence envers les hommes mais qu'au contraire dans son *humanitas* il luttait contre toute hypocrisie, nous l'avons déjà vu à propos du caractère de Scipion l'Ancien. Nous pouvons nous souvenir aussi que Plutarque oppose ce Scipion précisément au puritanisme austère de Caton. Qu'Aemilius Paulus ait laissé à la postérité un semblable portrait, c'est Plutarque qui en donne le meilleur témoignage. En parlant justement de l'enterrement d'Aemilius Paulus, Plutarque fait ressortir que cet enterrement était caractérisé par le luxe qu'assuraient non pas l'or et l'ivoire mais la bonne volonté et l'estime des gens, la gratitude témoignée en son souvenir non seulement par les citoyens romains mais par les adversaires de Rome. Par hasard des Ibériens, des Liguriens et des Macédoniens se trouvaient dans la ville. Les jeunes et vigoureux portaient la couche funèbre (*λέχος*) d'Aemilius Paulus, les vieux la suivaient dans le cortège. Il l'avait mérité par sa philanthropie — son humanité — car de toute sa vie il n'avait fait que le bien. Il s'était intéressé à ses prochains comme s'ils avaient été de sa famille (Plut. Aem. Paul. 39). Si à cette occasion la *fabula praetextata* de Pacuvius rappelait la victoire de Pydna et le triomphe qui la suivait, il devait y en avoir plusieurs qui se souvenaient encore que les adversaires du défunt voulaient faire échouer ce triomphe précisément à cause de l'*humanitas* d'Aemilius Paulus. Les soldats dont il voulait — dans l'intérêt commun et par pitié pour les Grecs — amoindrir le butin, s'efforçaient, en vain d'ailleurs, d'impressionner contre lui les Romains (Plut. Aem. Paul. 29—31).

Pour éterniser dignement le souvenir d'Aemilius Paulus on devait, à côté du triomphe, représenter son *humanitas* et ce but-là ne pouvait être mieux servi que par la comédie de Térence. Celle-ci, si un peu inégalement dans les détails de l'action, mais dans sa tendance cent pour cent humanitaire, elle a fait quand-même ressortir la figure d'Aemilius Paulus, de façon que ses fils, et ses amis qui estimaient hautement la civilisation grecque, voulaient léguer son portrait à la postérité. Et comme témoin éloquent de ce souvenir, c'est-à-dire des traditions concernant l'humanisme d'Aemilius Paulus, nous pouvons de nouveau citer Plutarque. C'est lui qui raconte qu'après la victoire de Pydna, Aemilius Paulus avait convoqué dans sa tente ses fils, ses beaux-fils et autres adolescents de qualité, puis, après un long silence, avait commencé à leur parler «de la fortune et des choses humaines» (*περὶ τῆς τύχης καὶ τῶν ἀνθρώπων . . . πραγμάτων*), en ces mots: «Étant homme, est-il digne de nous d'être présomptueux à cause de notre succès en nous vantant d'avoir vaincu un peuple, une ville ou un pays? Ne doit-on plutôt comprendre ce tour de la fortune comme l'exemple de la faiblesse commune à tout le monde et le guerrier ne doit-il pas en tirer l'enseignement que rien n'est stable ni constant?» (Plut. Aem. Paul. 27). Après quoi il ordonna quartier de repos à l'armée. Lui-même alla visiter la Grèce et en route, par sa conduite humaine, il gagna la sympathie des habitants, distribuant des cadeaux, organisant des jeux sportifs, offrant des sacrifices aux dieux, donnant des banquets, employant largement à ce but les revenus du trésor royal. De général victorieux il devint l'hôte hospitalier et prévenant des vaincus. Aux banquets il observait minutieusement les règles de la politesse, s'occupait de la préséance, surveillait les manières des saluts, avec quoi il s'attirait l'admiration des Grecs. Il leur répondait: «établir bien un ordre de bataille demande une âme semblable à celle qui organise un banquet: celle-là a le devoir d'être la plus épouvantable à l'ennemi, l'autre à être la plus charmante aux invités» (ibid. 28).

Du point de vue de la structure de la comédie il est à noter en tout cas que — si notre interprétation est juste — le personnage de Caton, du moins à la fin des *Adelphes*, se partage entre les deux adversaires: le Caton partisan du mariage obligatoire est reconnaissable dans Demea, le Caton qui se marie en sa vieillesse, dans Micio.

Ce partage du même contemporain pilorié, entre deux personnages comiques, n'est pas sans exemple dans l'histoire de la comédie antique. Dans les *Nuages* Socrate, le philosophe, figure sous son nom, mais quelques-uns de ses traits d'une nature différente, provoquant la critique, sont personnifiés par son adversaire Strepsiade: c'est lui qui tout en étant un *βάραντος* s'insinue dans les milieux aristocratiques, épouse la fille d'un aristocrate et sera gouverné par sa femme comme Socrate. Il y a même allusion au nom de Xanthippe: la femme de Strepsiade veut donner à son fils le nom de Xanthip-

pos qui sonne comme un nom aristocratique et le fils sera finalement nommé Pheidippide, nom qui présente un compromis entre l'hippophilie aristocratique et l'épargne bourgeoise.

Nous pensons en parler à une autre occasion, d'une façon plus détaillée, à propos de l'interprétation de l'art comique d'Aristophane.

И. ТРЕНЧЕНИ ВАЛЬДАПФЕЛЬ

КОМЕДИЯ ТЕРЕНЦИЯ НА ПОХОРОНАХ ЭМИЛИЯ ПАВЛА

(Резюме)

В религии древних греков Дионис считался божеством, требовавшим чтобы люди подражали ему, отождествлялись с ним, если и не раз и навсегда, то, по крайней мере, временно, в рамках обряда. Маска именно потому и была одним из древнейших символов этого божества, что человек, одевший на себя маску Диониса считался воплощением самого бога среди людей. Из этого элемента культа Диониса развились у греков театральные зрелища, как составная часть праздничных обрядов, устраивавшихся в честь божества. Римская драматическая литература, как трагедия, так и комедия, берет свое начало от греческой драмы и стала развиваться под влиянием греческих образцов, в большинстве случаев путем переработки греческих пьес, выполненной с большей или меньшей самостоятельностью. Но театральные зрелища в Риме были независимы от культа Диониса — Бакха, а сочетались со специфическими римскими обычаями, с такими, которые благодаря тому, что были связаны с празднествами, обеспечивали возможность для устраивания театральных представлений, вошедших в моду под влиянием греческих образцов. Мнение, согласно которому римские актеры в первые времена выступали на сцене без масок, оказалось неправильным, поэтому с точки зрения вскрытия автохтонных, оригинальных корней римского театра заслуживают внимания, в первую очередь, те народные обычаи, в которых маски были налицо уже в период до появления драматической литературы. Такими можно считать в Риме похоронные обряды, по крайней мере, в кругу знатных семейств, обладавших «правом образов» (*ius imaginum*). «Образы предков» (*imagines maiorum*) это были восковые маски, снятые с лиц умерших, и в знатных римских домах держали их в отдельных шкафах, вынимая их оттуда только тогда, если кто-нибудь из рода умер. В таких случаях вместе с маской умершего носили в похоронном шествии и маски предков. Живые члены семейства надевали на свои лица маску умершего, также как и маски предков, и таким образом становились представителями умершего и предков среди живых. В первое время носить маску — входило в задачу, как можно полагать, в первую очередь, сына умершего, а позднее, как это засвидетельствовано данными, выступали и актеры-профессионалы, которые кроме того, что носили маску покойника, подражали его речи, а также и действиям. Из этого элемента похоронного обряда — в рамках похоронных игр (*ludi funebres*) развился оригинальнейший жанр римской драматической поэзии, так называемая *fabula praetextata*, хотя и не без влияния греческой эллинистической литературы, как это было отмечено уже некоторыми — на основе известных соответствий «Брута» Акция и «Echagoré» Езекиэля.

По всей вероятности на похоронах Эмилия Павла была представлена драма Пакувия, носящая название «Paulus», которая согласно первоначальной функции *fabula praetextata* инсценировала победу при Пидне. Так автор дал возможность актеру выступить в роли героя, в честь которого похоронные игры были устроены. Но по достоверным данным тогда же была поставлена — по поручению сыновей Л. Эмилия Павла — и комедия Теренция, носящая название «Adelphoe». Сличение основных черт этой комедии с биографическими данными Эмилия Павла и некоторых его современников подтверждает предположение о том, что комедия «Adelphoe» вполне удовлетворила основному требованию инсценированных обрядов на похоронных играх, согласно которому актер, равно как и участники похоронного шествия (*pompa funebris*), носившие маски, разыгрывал умершего среди живых. Если в *fabula praetextata* Пакувия Эмилий Павел изображен как победоносный полководец, то в *fabula palliata* Теренция он показан с другой его стороны, а именно как типичный представитель римской гуманности. Последний момент был не менее близок к сердцу сыновей Эмилия Павла, одним из которых был Сципий младший, чем изображение полководческого таланта их отца.

Предположение такого рода тенденциозности у римлян, конечно, одновременно означает и то, что мы не можем согласиться с исследователями, по мнению которых Теренций был всего несамостоятельным подражателем греческой новой комедии или даже просто элегантным переводчиком пьес. Теренций, согласно своим своеобразным задачам, с высокой сознательностью поэта переделал и в случае «*Adelphoe*» комедию Менандра, и нет сомнений в том, что современная публика узнала Эмилия Павла в кроткой и веселой фигуре Мициона, а в фигуре строгого и скупого Демеи все узнали Катона старшего, противника Эмилия Павла и окружения Циципона. Но было бы неправильно искать полное тождество фигур пьесы с моделями этих фигур, ведь, напр., в образе Мициона обнаруживаются некоторые черты Циципона старшего. Сыновьям и соратникам Эмилия Павла, по всей видимости, было важно то, чтобы гуманизм, всеми уважаемым воплощением которого являлся покойник, пока он был в живых, был изображен на сцене с такой же вдохновляющей силой, как и образ победоносного полководца. И комедия Теренция, имея в виду потребности похоронных игр, выполнила эту задачу, но одновременно она ознаменовала собой создание одного из самых благородных и долговечных образов римского гуманизма.

Одним из основополагающих вопросов этого гуманизма был вопрос воспитания, и благодаря этому комедия Теренция, равно как и комедия Менандра, или же отрывочная пьеса Аристофана «*Daitalés*» являющаяся первой известной разработкой в сценической форме комедийного действия двух братьев, полным правом может считаться работой педагогической направленности. В комедии Теренция новый принцип воспитания одерживает победу над старым. В основе нового воспитания лежит не строгость и запугивание, а основной метод снисходительной и кроткой гуманности. Сопоставление двух методов воспитания не остается здесь в общих рамках теории, а получает индивидуальную конкретизацию. Проживающий на селении Демеа воспитывает своего сына Ктесифона в таком же строгом и суровом духе, как и Катон своих детей, а Мицион, сторонник городского образа жизни, так же снисходительно относится к своему приемному сыну Эсхину, брату Ктесифона — как и Эмилий Павел воспитывал двух своих сыновей. Один из этих двух юнош, Циципон младший, вместе со своим другом Лелием, как это подтверждается данными, давал советы Теренцию, когда тот работал над своей пьесой «*Adelphoe*». Заслуживает внимания, что в диалоге Цицерона «О старости» эти же два юноши с большим уважением окружают старого Катона, в уста которого, впрочем, Цицерон дает слова, взятые из пьесы «*Adelphoe*». обстоятельный анализ работы Цицерона убеждает нас в том, что это не противоречит нашей позиции о направленности и условиях возникновения комедии Теренция. Впрочем, Цицерон именно в этой своей работе с тонкой иронией обращает внимание читателя на то, что он пишет не в качестве историографа, и так позволяет себе известную идеализацию, особенно в том случае, если тем самым удается увлечь блеск излюбленного ему второго века до н. э. Цицерон дает в уста Катона слова, взятые у Теренция, именно потому, что ему известны условия возникновения «*Adelphoe*», направленность пьесы против Катона, и, вероятно, роль Лелия и Циципона при создании комедии, с которыми теперь он, когда-то грозный цензор, беседует как с молодыми людьми, относящимися с полным уважением к его глубокой старости. Но Цицерон, говоря о событиях вековой давности, может уже позволить себе стирание противоречий между Катонем и кругом Циципона, именно потому, чтобы он мог выдвинуть в качестве образцового воплощения римской гуманности не всего одно общество приятелей, а целую эпоху.

При сличении биографических данных Эмилия Павла и Катона старшего с чертами характера комедийных фигур Мициона и Демеи мы получаем деталь, делающую возможным решить одну проблему интерпретации Теренция, о которой проблеме шли споры со времени Дидро и Лессинга. После того, как главное действие приходит к концу, неожиданно следует «принужденный брак» Мициона, что никак не вытекает из его характера. По старому комментарию это является целиком выдумкой Теренция. Встает вопрос, не пропадет ли эффект комедии — т. е. отстаивание гуманности Мициона против строгости Демеи — Катона — от того, что старик Мицион становится смешным вследствие принужденного брака? Однако линия развития действия в этой сцене приводит к тому, что смешным становится не Мицион, а Демеа, который советует ему жениться, а скорее даже и не Демеа, а сам Катон, о котором публика Теренция несомненно знала, что он хотел заставить в Риме всех старых холостяков жениться, также как позднее К. Цезилий Метелл, который и в других отношениях стал продолжателем его политических стремлений. Если позиция окружения Циципона против Метелла получила свое выражение в сатире Луцилия, то подобные планы Катона были высмеяны уже Теренцием. Комический эффект концовки «*Adelphoe*» был еще усилен тем обстоятельством, что и о втором браке Катона, который он заключил в старческом возрасте, были распространены какие-то слухи.

Эти сплетни были отражены даже Плутархом с сильным комическим оттенком, к тому же в связи с биографией Катона старшего. Если наше толкование правильно, тогда дело обстоит так: Теренций разделил черты характера исторического Катона — по крайней мере в конце пьесы «*Adelphoe*» — между двумя противоположными персонажами: в фигуре Демен, призывавшего на принужденный брак, тогдашняя публика узнала Катона, а в фигуре Мициона, вступивший в брак в старческом возрасте, — его же. Но «*Adelphoe*» в этом отношении не стоит особняком в истории античной комедии: подобным образом разделяет Аристофан черты характера исторического Сократа между двумя персонажами «*Облаков*». Здесь Сократ, философ, выступает под собственным именем, но некоторыми его чертами, подвергнутыми критике, наделена фигура противоположного ему Стрепсиада.

CATULLE ET LA TRADITION POPULAIRE ITALIQUE

Voilà plusieurs siècles déjà que le « Livre de Catulle le Véronais », ouvrage le plus original et peut-être le plus moderne de la lyre antique, préoccupe la science littéraire. Cependant, le portrait que ces recherches ont tracé de Catulle s'est révélé par trop exclusif. Sans doute a-t-on découvert dans l'imitateur à la fois « savant » et sobrement « élégant » de la poésie alexandrine le Génie, la brillante originalité des sentiments et de la nuance lyrique, toutefois, jusqu'aux dernières décades, on n'a pas même tenté de répondre à la question que l'on pourrait formuler en ces termes : Comment cette poésie aux admirables effets se rattache-t-elle à la tradition italique, s'il en eut jamais de telles attaches ? Pourtant, Th. Mommsen a déjà indiqué le juste chemin que doit suivre la recherche. Dans le tableau d'ensemble que son « Histoire romaine » trace de la littérature, voilà en quels termes, après avoir apprécié les mérites des *νεώτεροι*, l'historien aborde l'œuvre de M. Furius Bibaculus, C. Licinius Calvus et C. Valerius Catullus : « Eine originelle und erfreuliche Ausnahme machen allein diejenigen Dichter dieser Schule, die es verstanden mit der Sauberkeit und der Formgewandtheit derselben den in dem republikanischen und namentlich dem landstädtischen Leben noch vorhandenen volkstümlichen Gehalt zu verbinden . . . » (Röm. Gesch. Berlin 1875, ch. III, p. 600.). Longtemps, les chercheurs n'ont point tenu compte de l'avertissement hautement significatif de Mommsen. C'est en 1900 que parut dans le *Rheinisches Museum*, sous le titre « Italische Volksjustiz », un article de H. Usener où, au terme d'investigations consacrées à un tout autre objectif, l'auteur parvint à des conclusions qui, concernant le lien étroit entre la poésie de Catulle et le folklore italique, non seulement corroboraient l'hypothèse de Mommsen, mais encore ouvraient le chemin aux recherches sur le problème en question. Sans doute, pas même depuis, on n'a vu paraître d'ouvrage qui, comme le « Plautinisches in Plautus » de E. Fränkel — lequel, une fois pour toutes, trancha le problème de la « romanité » de Plaute —, se fût fixé pour objectif d'être complet, et eût embrassé l'ensemble du problème. Cependant, il parut bon nombre d'études de détail qui éclairaient de mieux en mieux divers aspects des affinités populaires de la poésie de Catulle.

Ainsi, dans la deuxième partie de son étude «Catull und das griechische Epigramm», O. Hezel signale de nombreux éléments qui, au delà de l'influence grecque, représentent le «romain» chez Catulle. Dans sa thèse de doctorat manuscrite «Die volkstümlichen Elemente in der Sprache der kleineren Gedichte des Catull», H. Strecker nous montre, avec une multitude de données convaincantes, le caractère populaire du langage de Catulle. Parmi les chercheurs hongrois, c'est J. Balogh qui a tenté de développer et employer l'idée d'Usener dans un article intitulé «Catullus egy carmen famosum-a» [Un carmen famosum de Catulle] (EPHK [Egyetemes Philológiai Közlöny — Revue Philologique Universelle] LI. [1927], pp. 1 et sqq.). Cependant, nous nous croyons dispensés de signaler les titres de tous les travaux qui, directement ou indirectement, par des recherches d'ensemble ou des investigations portant sur tel ou tel détail, ont fait progresser les recherches sur Catulle dans la voie où, nous en sommes convaincus, non seulement il reste le plus à faire, mais où on peut aussi escompter le plus de résultats. Pour nombre de questions, ces investigations fournissent ou fourniront des renseignements plus précis : cependant, là n'est pas tout le problème... A la suite des recherches, l'on voit déjà s'ébaucher un portrait de Catulle qui, sur les points essentiels, diffère sensiblement de l'ancien, et qui, dans son évolution, explique scientifiquement un nombre toujours croissant d'aspects de la poésie de Catulle, aspects qui, jusqu'ici, ont paru «miraculeux», ou tout au moins inexplicables.

La présente étude, tracée à grands traits, se propose d'apporter une modeste contribution à ce nouveau portrait, plus authentique et plus vivant, de Catulle.

Les «nugae»

Visiblement, le recueil de poésies de Catulle se divise en trois parties. La première et la dernière renferment des poésies de moindre ampleur ; les poésies de la dernière partie (69—106) sont sans exception des distiques, alors que, dans la première partie, on est frappé par la variété bigarrée des mètres : aussi appelle-t-on habituellement cette partie les «polymetra». A l'exception peut-être du chant nuptial marqué du numéro 61, la partie du milieu (61—68) comprend des poésies qui sont par excellence du type «savant» alexandrin. Vu les aspects qui nous occupent, nous nous croyons dispensés d'éclairer «l'ordonnance» du recueil de poésies et les questions qui s'y rattachent.¹ Nous nous contenterons de signaler dès maintenant que dans la présente étude, nous examinerons surtout les polymetra, c'est-à-dire les soixante premières poésies du recueil.²

¹ Sur ce problème, v. R. WESTPHAL : Catull's Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Breslau 1870, p. 1 et sqq. ; v. aussi la récente dissertation de B. HECK : Die Anordnung der Gedichte des C. Valerius Catullus. Diss. Tübingen 1951.

² Nous n'entendons point examiner ici dans quelle mesure une telle distinction

En parlant de ses poésies, Catulle les désigne lui-même de manières différentes. Ainsi, il emploie les termes *nugae* (1,4), *versus* (6,17), *hendecasyllabus* (12,10 ; 42,1), *ineptiae* (14a, 1), *versiculi* (16,6 ; 50,4), *papyrus* (35,2), *iambus* (36,5 ; 40,2 ; 54,6) et enfin *poema* (50,16). Des termes que nous venons d'énumérer, nous pouvons sans plus éliminer les mots *versus*, *versiculus* et *poema* : il s'agit en effet de désignations de caractère général qui ne nous renseignent en rien sur les caractéristiques des poésies en question. Quant à l'*hendecasyllabus* qui, dans la suite, servira fort souvent à désigner les vers de ce genre, il ne figure comme désignation de genre qu'en tant que nom de l'un des mètres favoris de ces poésies, et rien qu'à ce titre.³ Il en est de même du *iambus*, avec cependant la remarque que bien avant Catulle, on avait déjà commencé à s'en servir pour désigner le genre de l'invective archiloquienne c'est-à-dire de l'attaque personnelle⁴. Pour ce qui est de la dénomination *papyrus*, elle n'est guère problématique, puisqu'il s'agit d'une « lettre en vers ». Restent donc deux termes — de signification plus ou moins semblable —, dont l'explication est moins aisée : *nugae* et *ineptiae*. L'importance des deux termes est déjà marquée par le fait qu'ils figurent tous deux dans une dédicace. D'ailleurs, plus tard, chez les continuateurs du genre des *nugae*, le mot prendra, au témoignage de Martial et de Pline le Jeune, un sens tout à fait général et libre de tout malentendu. En conséquence, la question se pose : Que veut exprimer le poète lorsqu'il désigne ses poésies par les appellations dont il vient d'être question ?

Jusqu'à ce jour, cette question a été expédiée d'une manière par trop simpliste. Ou bien on est parti de la supposition qu'au regard de ses poésies « savantes », élégamment limées selon le goût alexandrin, Catulle n'estimait guère ces vers-là qu'il qualifiait de 'bagatelles', de 'riens' (en allemand 'Kleinigkeiten', Lappalien, leeres Geschwätz, unnützes Zeug, unnützige Dinge'), ou encore — en supposant que cette désignation porte non seulement sur les soixante premières poésies, mais sur tout le recueil — on a interprété celle-ci comme une « pose de modestie affectée » que l'on aurait tort et qu'il serait même déplacé de prendre à la lettre.⁵ La deuxième hypothèse est sérieusement

-- la séparation des « polymetra » d'avec les épigrammes -- est légitime. En l'occurrence, notre manière de procéder se justifie uniquement par des considérations d'ordre pratique.

³ Cf. Plin. epist. IV, 14,8. : « unum illud praedicendum videtur cogitare me has meas nugas ita inscribere "hendecasyllabi", qui titulus soli metri lege constringitur. »

⁴ Catulle lui-même emploie toujours ce mot dans ce sens : « desissemque truces vibrare iambos » (36,5) : « Quae nam te mala mens . . . agit praecipitem in meos iambos ? » (40, 1—2) : « irascere iterum meis iambis ? » (54,6) et « At non effugies meos iambos » (fr.).

⁵ Face à la première hypothèse — la plus répandue —, la deuxième a été formulée avec la plus de netteté par J. VAHLEN : *Gesammelte philologische Schriften*. Berlin—Leipzig 1923, II^e partie, 715 et sqq. -- En interprétant le mot, les commentateurs d'obstinent tous à ressasser les mêmes particularités, à savoir la brièveté des poésies, leur caractère enjoué, occasionnel, voire même épigrammatique. Ainsi R. ELLIS : *A Commentary of Catullus*. Oxford 1876, p. 4 : « nugas » : particularly applied to short poems

infirmée par l'objection qu'en aucune façon, Catulle n'a pu assigner à la praefatio, adressée à Cornélius Nepos, le rôle de prologue à tout le recueil. Quant à la première, elle se heurte à une autre objection : en effet, remarque-t-on, rien ne confirme la conjecture selon laquelle Catulle aurait «lédaigné» ses petites poésies.⁶ Quoi qu'il en soit, le fait demeure que la difficulté principale réside dans ce que les deux conceptions attribuent au terme *nugae* un sens qui, en mettant les choses au mieux, ne constitue tout au plus que l'une des variantes sémantiques secondaires du mot. Si donc, en cette matière, nous entendons parvenir à une solution sûre, il nous faudra examiner l'histoire sémantique du terme *nugae*, et tenter d'en définir la signification fondamentale exacte.

Le plus simple serait de partir de l'origine, c'est-à-dire de l'étymon du mot. Toutefois, ce problème n'a pas été tranché jusqu'à ce jour.⁷ En tout état de cause, il semble certain que la relation antique, selon laquelle le mot serait d'origine hébraïque, ne puisse pas être prise au sérieux (ceci d'autant moins qu'elle repose proprement sur une erreur d'interprétation!).⁸ Pas plus, la conjecture d'une origine phrygienne ou grecque ne peut-elle contribuer à la solution du problème.⁹ A cet égard, c'est l'opinion de Ritschl qui nous semble être la plus acceptable : ce érudit soutient en effet que le mot serait d'origine purement latine.¹⁰ Évidemment, dans la suite, Ritschl fait lui-même fausse route lorsqu'il s'efforce d'exploiter et d'expliquer au point de vue linguistique la remarque que renferme à ce propos le dictionnaire Paulus-Festus. Voici cette remarque : «*Naucum ait Ateius Philologus poni pro nugis.*

of an epigrammatic character . . . » De même, AE. BAEHRENS : *Catulli Veronensis Liber*. Lipsiae 1885. Comm. vol. II, p. 86 : «*Nugas . . . appellabant Romani minora carmina lyrica et epigrammata, quae utpote plerumque forte nata ludere magis inque chartas conicere se fingeant, quam . . .* » etc. Les explications de E. BÉNOIST, G. FRIEDRICH et W. KROLL se tiennent encore plus dans les généralités : le dernier des trois ne fait que répéter les idées de VAHLEN. D'autres commentaires plus récents expédient, eux aussi, le problème d'une manière cavalière. Le récent commentaire de V. ERRANTE donne une définition tout à fait anodine : «*Leggiardo (lepidus) il libellus : composto com'e di lievi nugae, e non di odi solenni . . .* » (La poesia di Catullo. Milano s. a., vol. II, p. 33.)

⁶ La situation est toute différente pour ce qui est de la collection intitulée *Catalepton*, attribuée à Virgile (et dont une partie renferme de fait les œuvres de jeunesse du poète) : le recueil fut ainsi nommé par un éditeur ultérieur, pour le distinguer des «véritables» grands ouvrages de Virgile. Cf. TH. BIRT : *Erklärung des Catalepton*. Leipzig—Berlin 1910, p. 3 et sqq. — D'ailleurs, ce qui est le plus essentiel : au témoignage des expressions *Tà λεπτά τῶν προβάτων*, etc., le *λεπτόν*, qui forme le noyau du mot, signifie tout autre chose que *nugae*.

⁷ Notre dictionnaire étymologique le plus moderne n'en dit pas plus long, lui non plus. Cf. WALDE—HOFFMANN : *Lat. Etym. Wörterbuch*. Heidelberg 1948 — sous le mot-rubrique *nugae*.

⁸ Isidorus : *Origines* 10, 192. «*nugas Hebreum nomen est . . .* » Cf. également H. KEIL : *Grammatici Latini*. Lipsiae 1868, vol. VII, p. 281. Le malentendu est manifeste : en effet, dans la traduction de la Bible, due à Jérôme, le mot figure dans un passage comme l'équivalent latin du *nughè* hébreux ; c'est sans doute pour cette raison qu'Isidorus aboutit à une conclusion erronée.

⁹ L. DOEDERLIN : *Synonyme und Etymologien* : Leipzig 1829, III^e partie, p. 86.

¹⁰ FR. RITSCHL : *Opuscula Ph.*, vol. II, p. 423 et sqq.

*Cincius quod in folee . . . nucisque intus sit. Aelius Stilo omnium rerum putamen. Glosematorum autem scriptores fabae grani quod haereat in fabulo. Quidam ex Graeco, quod sit vai zai oûzi, levem hominem significari . . .*¹¹ (C'est en se basant sur cette remarque que Ritschl s'efforce de prouver l'origine commune des deux mots. Cependant, l'erreur est manifeste. En effet, quoiqu'il soit vrai que le mot *nugae* ait aussi été employé au sens de 'levis homo'¹² — et, qui plus est, dans la période tardive de l'Empire, la forme indéclinable *nugas* n'ait plus été connue qu'au sens de 'levis et pravae mentis homo'¹³ —, le *naucum* figure toujours (!), lorsqu'il est employé pour exprimer ces notions, sous la forme *non nauci*, et donc avec une particule négative, au sens approximatif de 'sans noyau' (de nulle valeur),¹⁴ ce qui montre en tout état de cause que deux étaient antinomiques. Certainement, C. Ateius Praetextatus Philologus, grammairien du I^{er} siècle avant notre ère, a voulu tout simplement faire remarquer que dans ces cas-là, on pouvait aussi substituer *naucum* à *nugae*, mais rien que — ce qui lui semblait évident — dans la formule *non nauci*, avec la particule négative. Cependant, comme en témoigne la dernière phrase de la citation, déjà dans l'antiquité, la remarque du grammairien a été interprétée de travers. Le dictionnaire étymologique Ernout—Meillet suit une piste bien meilleure lorsqu'il souligne que le mot en question était fort en vogue dans le latin vulgaire et en renvoie l'étymologie dans la sphère des problèmes soulevés par le dérivé supposé **nugina* ('pépin de citrouille ou de melon').¹⁵

Nous ne croyons pas devoir tenter de résoudre dans la présente étude le problème de l'étymon. Il nous suffira de tenir compte du fait que si nous entendons tirer au clair le sens primitif du mot, force nous est d'en examiner au premier chef l'emploi vulgaire. D'ailleurs, les lieux mêmes où se retrouve ce mot exigent impérieusement que nous procédions de la sorte. En effet, tandis que dans les genres qui exigent un style «soutenu», ce mot n'est pas

¹¹ Ed. : E. PONORI THEWREWK. Budapest 1889, p. 70.

¹² Ainsi chez Plaute : Curc. 192. : «*Ebriola's persolla, nugae !*» et 199. : «*nugas meras . . .*» ; Poen. 348. : «*Quam magis adspecto, tam magis nimbata'st et nugae mrae.*» Pareillement chez Cicéron : ad Att. VI, 3 : «*amicos habet meras nugas*» ; ad Quint. fr. II, 2 : «*ego nugas maximas omni mea comitate sum complexus*» ; de Mil. XXI. : «*nugarum in comitatu nihil . . .*», etc. (Je cite les comédies de Plaute d'après l'édition critique de RITSCHL : T. Macci Plauti comoediae. Ed. tertia a FR. SCHOELL recognita. Lipsiae 1884.)

¹³ H. KEIL : *op. cit.*, vol. VII, p. 284 : «*Nequam et nugas omnis generis et numeri sunt et per omnes casus currunt semper aequabiliter dicta, quamvis Augustinus dicat nugae, nugarum, nugis ; serunt autem, quod nugas Hebreus sermo sit et idem apud eos, quod apud nos significet : levis et pravae mentis homines.*» Pareillement chez d'autres grammairiens : vol. II, pp. 238—9 ; vol. V, p. 138 ; vol. VIII, p. 88, etc.

¹⁴ Ainsi chez Plaute : Baech. 1103 : «*servum meum non nauci*» ; Most. 1041 : «*Qui homo timidus erit in rebus dubiis, nauci non eris*» ; Truc. 611 : «*amas hominem non nauci*» ; le fait en question ressort d'une manière tout à fait frappante si on rapproche le Most. 1041 du 1042 : *homo non nauci* (un propre à rien) et *verbum nauci* (expression riche, juste). Cf. également chez Ennius (J. VAHLEN : Ennianae Poesis Reliquiae. Lipsiae 1903. Scen. 403 fr.) : «*Illic est nugator, nihili, non nauci est homo*», etc.

¹⁵ ERNOUT—MEILLET : Dictionnaire Etym. Paris — sous le mot-rubrique *nugae*.

même toléré, il est très fréquent dans la satire, et — sans parler ici de la poésie des *nugae*, florissant à la suite de Catulle — il se retrouve à tout instant dans les comédies de Plaute (à la différence de Térence, par exemple!). Ainsi donc il se rencontre dans les genres qui non seulement sont étroitement liés aux coutumes populaires italiques en raison de leur origine, mais qui, même après leur épanouissement littéraire, se sont efforcés de maintenir leurs attaches «vulgaires». Or, vu que chez Plaute, nous relevons tous les emplois du mot qui reviendront dans la suite, et que le témoignage des comédies de Plaute est également décisif sous le rapport de l'emploi des mots vulgaires et du vocabulaire des expressions vulgaires, nous pourrions cette fois-ci nous contenter d'axer nos investigations principales sur l'usage du mot dans l'oeuvre de Plaute.

Ce qui frappe dès l'abord, c'est qu'en règle générale, le mot en question figure dans une liaison grammaticale déterminée, et avant tout dans les formules *nugas agere* ou *nugas garrere* (ou bien, éventuellement, avec les verbes synonymes *blatire*, *dicere*, *loqui* et *praedicare*).¹⁶

Si nous examinons la signification de ces expressions qui sont sans aucun doute des formes fondamentales, nous découvrons aussitôt que nulle part, le mot ne figure au sens de 'bagatelle', 'riens' ou 'choses vaines'; mieux que cela, dans la plupart des cas, le contexte exclut même cette interprétation, pourtant très largement répandue. Ainsi, par exemple, nous trouvons dans un passage de la *Persa* les vers suivants (1714—18) :

*Ille quidem iam scit, quid negotii gesserit.
Qui mihi furtivam meo periculo vendidit,
Argentum accepit, abiit. Qui ego nunc scio,
An iam adseratur haec manu? Quo illum sequar?
In Persas? nugas!*

Telle est la réponse que donne, en se grattant la tête, le proxénète Dardalus à Troxilus, l'astucieux esclave, qui vient de le féliciter de sa brillante transaction. Nous nous croyons dispensés de prouver en détail que les sens 'bagatelle'¹⁷ ou «riens» ne peuvent pas entrer ici en ligne de compte. Et nous

¹⁶ *nugas agere* : Trin. 396 ; Asin. 91 ; Aul. 638 ; 651 ; Merc. 120 ; Poen. prol. 81 ; Poen. 776 ; Capt. 628 ; Rud. 1151 ; Men. prol. 54 ; 55 ; Men. 621—2—3—4—5 ; Cas. 753 ; Cist. 314. (Ce dernier d'après l'édition «Théâtre» de H. CLOUARD !) — *nugas garrere*, etc. : Cure. 604 ; 679 ; Aul. 830 ; Amph. 626 ; Bacch. 569 ; Pseud. 1081 ; Cas. 957. Autres emplois (bien plus rares) : 1° comme formule exclamative, exprimant un refus ; 2° comme désignation péjorative de personnes : 3° avec d'autres verbes (*incipere*, *aufferre*, *omittere*, *probare*, *conciliari*, *postulare*, *esse*, *censere*, *ludificari* et *meditare*).

¹⁷ C'est aussi sur ce même sens naïf et erroné que se base l'étymologie selon laquelle l'évolution supposée se serait accomplie à partir du radical **augos* (multiplicatif, croissant, significatif) — qui serait en corrélation avec *augeo* —, par addition de la particule négative et en passant par la série **ne-augos* > *naugos* > *naugae*. Cf. WALDE—HOFFMANN : *loc. cit.*

pourrions multiplier les exemples. Ceci dit, cherchons le sens concret : nous y parviendrons le plus aisément en examinant la formule *nugas agere*. Au témoignage, d'un passage de Plaute, *nugas agere* veut dire 'dévêtir un homme nu' (*nudo detrahare vestimenta*), ou encore «voler sans ailes» (*sine pennis volare*).¹⁸ Dans un autre passage, la formule revient dans un sens analogue : *«Lupo agnum eripere postulant. Nugas agunt.»*¹⁹ Par endroits, le sens se dégageant de ces passages — 'faire une chose inepte, absurde' — se modifie pour exprimer les idées de 'taquiner quelqu'un' ou 'invectiver quelqu'un'.²⁰ Dans ces derniers cas, le *nugas agere* s'inscrit dans la même catégorie que la *cavillatio*. Lorsque le vieil avare de l'*Aululaire* aperçoit que Strobilus est entré au sanctuaire où il a enterré le pot renfermant le trésor, il le presse de questions ; quand Strobilus dénature le sens des paroles qui lui sont adressées et simule une ignorance complète, le vieillard l'apostrophe en ces termes : *«Pone hoc sis (sc. le pot!) abfer cavillam ! non ego nunc nugas ago.»*²¹ Et, quelques vers plus loin, l'avare de reprendre : *«A, nugas agis. Certe habes !»* En l'occurrence, l'expression signifie donc 'taquineries alternées' : nous verrons dans un instant combien ce fait est significatif. En effet, le *nugas garrere* signifie quelque chose de tout à fait proche : il veut dire *«garrere, quod neque pes umquam, neque caput compareat»*²², ou bien, comme dans un passage du *Pseudolus*,²³ *«nugas theatri : verba, quae in comoediis solent lenoni dici, quae pueri sciunt»*, c'est-à-dire des mots insultants «que les enfants savent par cœur». ²⁴ Puis, immédiatement après, nous apprenons aussi quelles pouvaient être ces «injures de théâtre» : *«Malum et scelestum et periurum aibat esse me . . .»* Voyons maintenant dans quelle scène de la pièce le proxénète se voir jeter à la figure de telles grossièretés. Voici comment Simia, l'agent d'intrigue du *Pseudolus*, engage la conversation avec Ballio, le proxénète menteur : *«Hominem ego quaero malum, legirupam, impurum, periurum atque impium . . .»* (974—75). Cependant, ces mêmes expressions se retrouvent aussi dans la fameuse scène de l'*occantatio* (357 et 599) où le jeune amoureux Calidorus et l'astucieux serviteur Pseudolus empoignent Ballio et, en pleine rue, le couvrent d'injures selon le rite traditionnel.²⁵ Le contexte révèle que par l'expression «injures de théâtre» — injures dont se plaint Ballio —, Plaute renvoie à la scène de l'*occantatio*. (Autrement, la désignation *ambo* [1079] et l'expression « . . . numquam a me abducet mulierem » [1088] seraient dépourvues de sens.) En résumé, le sens primitif de *nugae* était donc

¹⁸ Asin. 91—93.

¹⁹ Poen. 776.

²⁰ Capt. 628.

²¹ Aul. 638.

²² Capt. 613.

²³ Pseud. 1081.

²⁴ A. ERNOUT : Plaute (Ed. de l'Ass. Guill. Budé. Paris 1938), vol. VI, p. 87.

²⁵ H. USENER : *op. cit.*, Kleine Schriften, vol. IV, p. 356 et sqq.

'sottise, ineptie': c'est dans les formules *nugas agere* et *nugas garrire* que cette signification a le plus tenacement conservé les traits essentiels de son usage, et en particulier son étroite connexion avec les chansons licencieuses, obscènes et outrageantes qui étaient très répandues dans toute l'Italie. Si nous tenons compte de ce fait, nous comprendrons aussitôt les variantes sémantiques telles que 'taquiner', 'vitupérer' et 'leurrer'. Pareillement, ce n'est qu'à la lumière du même fait que nous comprendrons le vers si discuté où Plaute mentionne les *nugae* ensemble avec les *neniae*: «*Haec sunt non nugae, non enim mortualia . . .*»²⁶ Le trait d'esprit que renferme le vers en question réside manifestement dans la juxtaposition de deux genres dont l'un est «triste» et l'autre «gai», et que le poète identifie par plaisanterie. D'ailleurs, la justesse de notre affirmation est également vérifiée par d'autres données qui, elles, ne proviennent point de Plaute. Ainsi, nous lisons dans l'une des satires ménippées de M. Terentius Varro: «*Crede mihi, plures dominos servi comederunt, quam canes . . . quod si Actaeon occupasset, non nugae saltatoribus in theatro fieret.*»²⁷ De même, une épitaphe du II^e siècle avant notre ère déclare à propos du mime Protogénès que, de son vivant, «*plourima . . . fecit populo soueis gaudia nuges.*»²⁸ Ainsi donc, nous voyons paraître ici, à côté de la comédie représentée par les *nugas theatri*, les atellanes, de même que le mime:²⁹ la sphère de l'art et de la tradition populaires s'en trouve élargie encore davantage et devient plus concrète en ce qui concerne le contenu des *nugae* et leurs contacts avec ces traditions populaires. *Nugae* était donc un «terme technique» qui, appliqué au théâtre populaire, aux mascarades et *certationes* rustiques, devait être connu de Catulle, puisque ces coutumes populaires florissaient aussi à son époque.³⁰ Comme l'a déjà soupçonné Mommsen, Catulle, qui était lui-même un provincial avant de parvenir à Rome et d'être admis parmi les *ρῥῶτεγοι* imitants les jeux «savants» de la poésie alexandrine, Catulle donc s'efforçait de joindre la haute pratique poétique de la poésie «savante» aux traditions populaires de la vie provinciale d'Italie: le nouveau genre particulier qui naquit ainsi, il le désigna par le nom des taquineries et railleries populaires. Pour se convaincre combien ceci était conscient chez Catulle, il suffira d'examiner de plus près la première poésie du recueil: la dédicace adressée à Cornelius Nepos.

²⁶ Asin. 808.

²⁷ M. RIESE: M. Terenti Varronis Sat. Men. Reliquiae. Leipzig 1865, p. 220.

²⁸ A. ERNOUT: Recueil de textes latins archaïques. Paris 1916, p. 78, n° XXXIV.

²⁹ Horace: sat. I, 5, 63: «*Pastorem saltaret uti Cyclopa rogabat . . .*» Cf. J. Gy. SZILÁGYI: Atellana. Budapest 1941.

³⁰ Ce fait se vérifie aussi dans un passage d'Horace: epist. I, 18, 15: «*Aller rixatur de lana saepe caprina, propugnat nugis armatus . . .*», etc., où le dialogue taquin a pour objet «la laine de la chèvre» — donc une chose aussi ridicule qu'absurde —, et utilise l'arme des *nugae*!

Le prologue des poésies nouvelles

C'est avec un volume renfermant une collection de vers que le poète aborda le public. Quelles poésies renfermait ce rouleau ? Nous l'ignorons, mais il est vraisemblable qu'il ne contenait que les poésies mineures de la collection qui nous est restée, et peut-être même rien que celles qui se trouvent dans la première partie.³¹ Vu l'épithète *novus* qui se trouve sur le petit volume élégant (*lepidus*) et poli à la pierre ponce sèche, le problème du caractère conscient du choix de mot, et, plus généralement, celui de la *conscience poétique* se pose dès le premier vers. Dans son poème bucolique (ecl. III, 86), Virgile, en parlant d'Asinius Pollion, fait dire au berger Ménélaque les paroles élogieuses que voici : «*Pollio et ipse facit nova carmina . . .*»³² Chez Velleius Paterculus, le mot est encore plus clair, et, cette fois-ci, il porte justement sur Catulle : «*. . . neque ullo suscepti carminis novi opere minorem Catullum . . .*»³³ D'ailleurs, il semble très probable que Catulle, qui appartenait aux «*poetae novi*», ait employé lui aussi ce mot dans le même sens que lui donneront plus tard bon nombre d'autres poètes (notre André Ady, par exemple) pour souligner le *caractère nouveau* des poésies, et que le public l'entendait aussi ainsi. Reste à savoir en quoi résidait, selon Catulle lui-même, le caractère nouveau de ses poésies.

Là encore, la poésie nous fournit la réponse. En effet, pourquoi est-ce précisément à Cornelius Nepos que s'adresse la dédicace placée en tête du petit volume ? Parce que Cornelius Nepos savait apprécier les *nugae* de Catulle, quoiqu'il pût s'enorgueillir lui-même d'ouvrages «*savants*» (*docti*) et «*exigeant beaucoup de travail*» (*laboriosi*), conformes à la mode «*élégante*», en cours chez les poètes et littérateurs du temps. Nous avons déjà montré en ce qui précède que nous aurions tort de prendre cette dédicace pour de la fausse modestie et qu'il ne faudrait pas non plus s'attendre à ce que Catulle dédaignât ses propres «*bagatelles*». Cependant, l'expression «*esse aliquid putare nugae*» nous donne à réfléchir : en effet, sur un autre plan, cette appréciation modeste de sa propre valeur et la «*décence*» exagérée de la formule ne soulignent que trop confrontation à laquelle, comme nous l'avons vu, l'art de Cornelius Nepos et celui de Catulle donnent lieu. Or, cette mise en parallèle exprime

³¹ Sur cette question, v. TENNEY FRANK : *Catullus and Horace*, Oxford 1928, pp. 96—98 ; v. aussi la récente publication de F. O. COBLEY : «*Catullus c. 1.*» *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* (Lancaster) LXXXII. (1951) pp. 200—206.

³² En l'occurrence, le contenu concret du compliment de Virgile est indifférent. Vraisemblablement, PLESSIS a raison quand il remarque : «*On peut ne voir là qu'une épithète délicate pour dire que le talent de Pollion est bien personnel . . .*» F. PLESSIS et P. LEJAY : *Oeuvres de Virgile*, Paris 1918, 24/2.

³³ *Hist. Rom.* II, 36. — La justesse de l'émendation — au regard de *carminis sui* — est vérifiée par le fait que dans ce passage de Paterculus, Catulle est mentionné comme l'égal des innovateurs Lucrèce et Varron.

l'avoué que, sous l'angle de l'esthétiques alexandrine, le nouveau volume ne fait guère honneur à son auteur, puisqu'il ne peut point prétendre aux épithètes *doctus* et *laboriosus*. En d'autres termes, c'est proprement à l'encontre de la poésie savante cultivée par Callimaque et ses disciples que Catulle souligne le caractère nouveau de sa poésie.³⁴

Après avoir, sous prétexte de justifier la dédicace, fait brièvement entrevoir au lecteur sa propre opinion sur la signification littéraire de son livre, Catulle passe à la dédicace proprement dite : «*Quare habe tibi quicquid hoc libelli, quaecumque . . .*» Voilà encore un passage que les explicateurs de Catulle interprètent avec pas mal de légèreté. Le lecteur attentif remarquera aussitôt que rien qu'au point de vue grammatical, la structure syntaxique est déjà singulière : dans la construction avec génitif *quicquid hoc libelli*, où, visiblement, le *quicquid* renvoie à l'*aliquid* qui le précède de quatre vers, *quaecumque* figure comme attribut de *quicquid*. Si donc nous interprétons ce dernier comme l'expression du «contenu» des vers, le *quaecumque* — dans la fonction attributive que nous venons de signaler — doit forcément exprimer une certaine propriété de ces mêmes vers. Pour que le sens de ce vers soit tout à fait clair, il nous suffira de faire appel à Pline qui, dans un passage, s'excuse en ces termes de ses *nugae* : «*. . . erit eruditionis tuae cogitare summos illos et gravissimos viros, qui talia scripserunt, non modo lascivia rerum, sed ne verbis quidem nudis abstinuisse . . .*»³⁵ Pline établit une distinction formelle entre ce qu'il considère comme deux catégories à part : le caractère licencieux du sujet (*lascivia rerum*) et la nudité de l'expression (*verbis nudis*), c'est-à-dire le fond et la forme. Le fait qu'il fasse cette distinction précisément lorsqu'il s'excuse de ses *nugae* — tout en invoquant plus loin Catulle lui-même —, ce fait, disons-nous, ne peut que nous confirmer dans notre soupçon que dans le cas du *quicquid* et du *quaecumque*, c'est encore la disjonction du fond et de la forme qui justifie l'emploi conjoint des deux mots : «Quoi que renferme cet opusculé, et quel qu'il soit (à savoir le ton des vers)».

Quoi de plus naturel que, ceci étant dit, le poète formule ses prétentions à l'immortalité et prédise avec orgueil l'éternelle célébrité de ses poésies? Dans son livre paru il y a une dizaine d'années, J. Cousin expose, au chapitre consacré à ce problème,³⁶ les antécédents de la prétention du poète à l'immortalité, et en particulier les idées de la grécité sur ce sujet. Très justement, Cousin remarque qu'à cet égard, Catulle n'était pas un vrai Alexandrin. Je pense que, quant à nous, nous pouvons même aller plus loin. Nous avons remarqué

³⁴ C'est de la même manière, et peut-être plus catégoriquement encore qu'après plus d'un siècle, Pline le Jeune réclamera le droit de cité littéraire pour les *nugae* : «*Sapiens subtilisque lector debet non diversis diversa, sed singula expendere, nec deterius alio putare, quod est in suo genere perfectum.*» (epist. IV, 14, 6).

³⁵ Plin. epist. IV, 14, 4. — Cf. Plin. epist. VIII, 22, 4 : «*Quisquis ille qualiscumque, sileatur . . .*» Tacit. Ann. XIV, 55 : «*Quidquid illud et quaecumque tribuisset . . .*»

³⁶ J. COUSIN : Études sur la poésie latine. Paris 1945, pp. 55—56.

dès l'abord que les prétentions de notre poète n'étaient point exagérées : tout ce qu'il demandait, c'était que sa renommée subsistât «au delà d'une génération». Or, cette remarque incontestablement comique et même ironique est importante non seulement au point de vue de ce qui suivra, mais elle nous rappelle aussi, comme la manifestation la plus intime de cette âme de «lyrique», les admirables vers de Schiller :

*Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut . . .
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.*³⁷

Jamais, à propos de ses propres poésies, Catulle ne parle de quelque immortalité à prendre au sens général du mot ; si, tout de même, il aborde ce sujet, sa prophétie a toujours pour objet son amour ou sa haine que «la bonne mère Fama» transmettra aux siècles à venir comme une espèce de savoureux potin. (Cf. cc. 78 et 40). Quant à ses racines, cette prétention à l'immortalité diffère totalement de celle des poètes alexandrins, et même de celle qui est formulée dans Horace. Il s'agit en effet du vœu le plus intime du «lyrique» pour qui la survie de «l'oeuvre» importe moins que celle du sentiment personnel, de l'expérience individuelle ; tout comme les chanteurs du *famosum carmen* noircissent leurs adversaires aux yeux de la communauté, de même Catulle s'efforce de discréditer ses propres adversaires dans l'opinion des siècles à venir.

Mais de quelle protectrice Catulle sollicite-t-il immortalité de ses poésies ? De la *patrona virgo*. Dans l'un des manuscrits qui nous ont transmis le texte, deux solutions ont déjà été envisagées comme pouvant livrer le secret de ce mystérieux personnage : «*Intelligo de Palade vel de Musa . . .*»³⁸ Cependant, à la première conjecture, selon laquelle la «vierge» Minerve serait la protectrice, un grave contre-argument a été opposé : comment s'imaginer que Catulle ait justement choisi la *casta dea* pour recommander à sa protection un recueil de vers qui est une «apologie de l'adultère», pleine de louanges à l'adresse de l'immorale Lesbie ? De son côté, Baehrens s'est efforcé de prouver avec force arguments que Minerve ayant été en général la protectrice des bibliothèques, c'est pour cette raison que Catulle avait sollicité son patronage.³⁹ Cependant, cette explication n'a pas non plus été rassurante. Quoiqu'il n'ait pas été coutume de désigner les Muses par *virgo* au singulier, les éditions plus récentes

³⁷ Sängers Abschied.

³⁸ G. FRIEDRICH : *Catulli Veronensis Liber*. Leipzig—Berlin 1908, p. 80 et sqq.

³⁹ AE. BAEHRENS : *op. cit.*, pp. 72—73.

pensent en général à l'une des Muses, et avant tout à Erato.⁴⁰ Il s'est aussi trouvé bon nombre de commentateurs qui ont voulu éviter les difficultés de l'interprétation en altérant le vers en question :⁴¹ ainsi, dernièrement, J. Vahlen a plaidé en faveur de l'émendation *tuo patrone verbo*, déjà formulée précédemment.⁴² Dans cette hypothèse, le patron serait peut-être Cornelius Nepos. Enfin, il a même été proposé que tout ce vers corrompu et difficilement interprétable fût éliminé, puisque la patronne n'est personne d'autre que la Sainte Vierge : le tout ne serait donc qu'une addition du religieux médiéval ayant fait office de copiste.⁴³ Et pourtant, combien la chose devient facile si, au lieu de chercher, au delà du texte, des explications tirées de la mythologie ou de l'histoire des livres, nous essayons de saisir le vers en question à travers l'esprit de la poésie, et tout l'oeuvre de Catulle. Nous avons déjà vu que c'est avec une pointe à la fois comique et railleuse que Catulle réclame pour son recueil de poésies une éternité « d'une durée supérieure à une génération ». Chez ce Catulle qui, à d'autres égards aussi, a profité de toutes les occasions pour clouer au pilori les idées traditionnelles, considérées comme « sacrées », il est impossible d'expliquer l'attitude en question autrement que par le scepticisme né par réaction contre le culte de « immortalité », en vogue chez les poètes alexandrins. Pas même les dieux n'échappent aux traits de sa verve sarcastique. Dans une de ses poésies (56), il raconte à Caton sur un ton rieur qu'il a pris en flagrant délit un jeune couple d'amoureux : *« hunc ego, si placet Dionae, protelo rigida mea cecidi. »* La plaisanterie reste plaisanterie, fût-il que le poète demande à Aphrodite (Diona) la permission de rosser le « pupulus » pris sur le fait. Il est cependant bien plus probable que ce soit Westphal qui a raison quand, sur la base d'arguments péremptoires, au lieu de Diona, il propose Diana⁴⁴ qui, comme on le sait, était une déesse vierge. Ceci dit, l'origine catullienne de la *patrona virgo* ne peut guère être douteuse et l'interprétation est tout à fait logique. Ce qui importe pour Catulle, ce n'est point la désignation d'une divinité concrète mais le fait que sa protectrice soit vierge : dès lors, la déesse « vierge » se verra contrainte à patronner un volume obscène qui, profondément réprouvé au point de vue de la Romana Severitas, est lascif par son sujet aussi bien que par son ton. Par elle-même déjà, cette plaisanterie tout à la fois moqueuse et grotesque est proche des taquineries italiques dont l'atmosphère et le ton grossier pénètrent toute la collection catullienne des *nugae*.

⁴⁰ À ce propos, FRIEDRICH s'efforce de prouver que *patronae virgines* — qu'il met donc au pluriel — n'aurait pas tenu dans le vers. Cf. également G. LAFAYE : Catulle (Éd. de l'Ass. Guill. Budé). Paris 1932, pp. 1 — 2/3.

⁴¹ Le problème est exposé d'une manière détaillée dans le commentaire de A. RIESE : Die Gedichte des Catull. Leipzig 1884, 39.

⁴² J. VAHLEN : *loc. cit.*

⁴³ Cf. A. RIESE : *loc. cit.*

⁴⁴ R. WESTPHAL : *op. cit.*, pp. 146—7.

Mimica verborum licentia

Ne fût-ce que pour les raisons ci-dessus, on comprend aisément que ce soient les poèmes satiriques de Catulle qui montrent le plus clairement la source populaire de sa poésie. En effet, au sens moderne du terme, ces poèmes ne sont pas du tout spirituels. « Ils tombent sur l'homme attaqué et, puérilement, comme s'ils récitaient une formule d'incantation, ils ressassent jusqu'à épuisement tel ou tel défaut ou quelque infamie de l'adversaire » — constate fort justement G. Devecseri dans sa thèse de doctorat sur Callimaque.⁴⁵ Et voici une remarque du même auteur, encore plus judicieuse : les poésies « outrageantes » sont en parenté avec les jeux fescennins et le rude humour des atellanes.⁴⁶

Ces vitupérations primitives ont une sérieuse valeur pratique dans la vie des peuples qui les cultivent traditionnellement. H. Usener a démontré⁴⁷ que l'*occantatio* — dont l'interdiction figure déjà dans la loi des Douze Tables⁴⁸ — subsiste comme la survivance de la primitive justice populaire (Volksjustiz) ceci même quand l'État de la classe dominante considère déjà la juridiction comme son droit exclusif. Il est d'autant plus intéressant de constater que dans Horace, le *malum carmen* et le *famosum carmen* figurent comme les équivalents de la *Fescennina licentia*.⁴⁹ Pour ce fait frappant, une seule explication est possible : à une époque relativement très tardive, Horace a dû mettre dans le même panier ces deux « genres » — qui, primitivement, étaient de destinations toutes différentes — en raison d'une propriété commune aux deux et considérée par lui comme décisive au point de vue de l'histoire littéraire. On devine sans peine que cette propriété commune, c'était la *licentia* c'est-à-dire la verve diffamatoire. Pour ce qui est de l'*occantatio* — que l'on peut aussi désigner par *famosum carmen* —, cela est logique et entièrement conforme à son but : *einen Ehrenrührigen der Gemeinde als solchen kenntlich zu machen und ihm dadurch die Grundlage der Gemeinschaft, Vertrauen und Glauben, zu entziehen*.⁵⁰ Cependant, nous retrouvons pareillement cet élément dans les atellanes,⁵¹ les strophes nuptiales des *moqueries fescennines*⁵²

⁴⁵ G. DEVECSERI : A művészi tudatosság Kallimachos költészetében [La conscience artistique dans la poésie de Callimaque], Magyar—görög tanulmányok [Études hungaro—grecques] (publ. sous la direction de Gy. MORAVCSIK), Budapest 1941, p. 14.

⁴⁶ *Ibid.*

⁴⁷ H. USENER : *op. cit.*

⁴⁸ *Ibid.* — Cf. Cicéron : de re publica IV, 10, 12 (cité par Augustin, de civitate Dei II, 9) : « Nostrae . . . duodecim tabulae, cum perpaucas res capite sanxissent, in his hanc quoque sancendam putaverunt, si quis occantavisset sive carmen condidisset, quod infamiam faceret flagitiumve alteri. » De même dans Hor. epist. II, 1, 152 et sq.

⁴⁹ Hor. epist. II, 1, 145 : « Fescennina per hunc inventa licentia » et II, 1, 152—4 : « Quin etiam lex poenae lata, malo quae nollet carmine quemquam describi. »

⁵⁰ H. USENER : *op. cit.*, p. 360.

⁵¹ J. GY. SZILÁGYI : *op. cit.*, p. 16 et sqq.

⁵² Hor. epist. II, 1, 146 : « . . . opprobria rustica iudis ; Sénèque, Médée : 113—4 : « Festa dicax fundat convicia Fescenninus solvat turba iocos . . . » Claud. Claudianus (In

ou les chants qu'entonnaient les soldats *lors des triomphes*.⁵³ Bien plus, au fur et à mesure qu'avec l'extension de l'usage de l'écriture, l'*ob-cantatio* se transforme en «*ob-scriptio*», on retrouve sur les murs de divers édifices des verbeux diffamatoires du même genre.⁵⁴ Ces invectives sont poussées jusqu'à l'amplification des fautes ou des vices existants, et même jusqu'à l'injure calomnieuse. Fait caractéristique : c'est précisément par cet état de choses que Festus explique l'interdiction, déjà signalée, de l'*occentatio*.⁵⁵

Les injures outrageuses ont pour cible préférée les infirmités physiques et morales de la personne en cause. Parmi les inscriptions murales de Pompéi, nous trouvons à chaque instant des apostrophes de ce genre ;⁵⁶ pareillement, nous entendons les soldats de César railler la «honte» de leur chef ;⁵⁷ c'est aussi de la même manière que les «bouffons» osques amusaient Horace et ses amis lors de leur voyage à Brindes ;⁵⁸ enfin, vraisemblablement, c'est encore en de telles moqueries que consistait la logomachie des gladiateurs de Lucilius ;⁵⁹ droit que J. Gy. Szilágyi a pu tirer de tout ceci la conclusion générale que voici : «Ce sont la comparaison de l'adversaire à quelque animal, les moqueries sur ses infirmités physiques, les formes les plus grossières et les plus rudes de la plaisanterie qui caractérisent ces dialogues.»⁶⁰ Ajoutons encore à titre complémentaire que l'on retrouve aussi les traces de cette même particularité dans les *certationes* des bergers de Virgile,⁶¹ et même dans les vers célèbres de l'admirable chant nuptial de Catulle (61, 126—140), vers qui, semble-t-il, se rattachent à la tradition vivante de la *Fescennina iocatio* non seulement par leur ton licencieux et leur réalisme qui enregistre fidèlement le rite nuptial,

nuptias Honori) : «*Permissisque iocis turba licentior exsulet tetricis libera legibus...*» De même chez Catulle (61, 126—7) : «*Procar Fescennina iocatio.*» C'est peut-être ce qui explique la remarque que Phorphyrion fait à propos de Hor. epist. II, 1, 145 : «*et Atellanica nominata sunt.*» Cf. J. Gy. SZILÁGYI : *op. cit.* 17/103.

⁵³ Pour compléter le témoignage des chants de triomphe qui nous sont restés, cf. également Tite-Live IV, 53, 11 : «*alternis inconditi versus militari licentia iactati...*» Nous connaissons aussi des cas où, se substituant aux soldats, les gamins des rues exécutaient des danses et des chants : ce fait permet, lui aussi, de conclure à l'étroite corrélation entre ces genres (Script. Hist. Aug. : Aurelianus 6.)

⁵⁴ O. HEZEL : Catull und das griechische Epigramm. (Tübing. Beitr. XVII.) Stuttgart 1932, p. 56.

⁵⁵ Naturellement, parallèlement à cette pratique, on voyait aussi survivre la coutume de l'invective orale, sur le terrain politique aussi bien que dans d'autres domaines. Nous trouvons à ce propos une indication intéressante chez Ovide, Ars am. III, 449—50 : «*Redde meum clamant spoliatae saepe puellae Redde meum toto voce boante foro...*» Les flagitations des hétaires ne devaient guère être moins violentes que les inscriptions injurieuses.

⁵⁶ E. P. THEWRECK : p. 196.

⁵⁷ Cf. 643, 646, 648, 652, 660, 661, etc., selon le numérotage de E. DIEHL (Pompeianische Wandinschriften... Kleine Texte 56. Bonn 1910. — A désigner dans la suite par «D»).

⁵⁸ Suéton. Caes. 51.

⁵⁹ Hor. sat. I, 5, 51 et sqq.

⁶⁰ FR. MARX : C. Lucili Sat. Reliquiae. Lipsiae 1904. III, p. 117—9.

⁶¹ J. Gy. SZILÁGYI : *op. cit.*, p. 18.

⁶² Verg. ecl. III, 5 et sqq.

mais aussi par leur structure intérieure et leur sujet. Sans doute, cette fois-ci, ce n'est pas le mari, mais le concubin qui est la cible des railleries, cependant, les moqueries vont leur train de la même façon que dans la réalité. Le poète qui, en l'occurrence, se substitue par ses chants aux gens de la noce, invite le concubin à répandre des noix (en fait, c'était la tâche du mari!). Après avoir raillé celui-ci de son inertie — *o iners concubine* —, ce qui, très probablement, est une plaisanterie à double entente, il poursuit en ces termes : «... *iam satis diu lusisti nucibus. Lubet iam servire Talasio. Concubine, nuces da !* » Déjà K. Marót a signalé que l'allusion aux noix est fort équivoque, ce qui d'ailleurs se vérifie aussi dans la structure interne très particulière des trois strophes, et la répétition moqueuse de la formule d'invitation qui revient tel un refrain.⁶³ Les allusions à la fois taquines et sarcastiques aux anciennes relations entre la maîtresse de la maison et l'éphèbe, les plaisanteries provocantes sur l'*inertia*, la menace que le *cinerarius* coupera l'élégante barbe du jeune homme : voilà autant d'éléments qui, bien que présentés sous une forme «élégante» chez Catulle, ne sont rien d'autre que la transposition, dans un style différent, de railleries originellement grossières. Ceci dit, il nous est impossible de souscrire à l'opinion de O. Hezel, selon laquelle les allusions aux infirmités physiques seraient l'une des particularités spéciales de l'invective grecque.⁶⁴ Sans doute est-il vrai que ces invectives caractérisent dans une certaine mesure l'invective grecque — et en général toute invective primitive⁶⁵ —, cependant, comme nous l'avons vu, elles sont en même temps la marque la plus frappante de la poésie du peuple d'Italie, une particularité qui détermine dans une mesure quasi décisive le caractère spécial de cette poésie.

Déjà en ce qui précède, nous avons cité quelques tournures catulliennes permettant de découvrir cette forme typiquement populaire et primitive, de l'invective. Cependant, ces exemples n'ont été qu'accidentels. Si nous relisons attentivement les poésies de Catulle, nous constaterons avec surprise combien elles sont pénétrées de tournures et de motifs d'injures outrageantes, répandus dans la poésie populaire d'Italie, d'invectives dirigées contre les infirmités physiques et morales, de la joie primitive ressentie par celui qui lance ces invectives, et de calomnies grossièrement exagérées.

⁶³ K. MARÓT : «Szent Iván napja» [La Saint-Jean] (Ethnogr. 1939. 288/102 et 289/106.) ; cependant, le fait a déjà été remarqué bien avant par Bachrens : «*Videtur per totum adeo locum regnare tecta quaedam ambiguitas*». — D'ailleurs, toutes les deux justifications de l'invitation à répandre des noix trahissent le sous-entendu : tout d'abord (128—130) le «*desertum domini audiens... amorem*», ensuite le «*satis diu lusisti nucibus*» (132—3). De plus, nous ne retrouvons pas même ici l'invitation plus coutumière du «*sparge... nuces !*» (cf. Verg. *écl.* VIII, 30) — dans ce cas-là, l'équivoque *nucis-testes* eût été plus obscure —, mais la formule «*nec pueris neget*», puis la tournure encore plus suspecte du «*da nuces !*», à laquelle le plus languissant «*nuces da !*» fait ironiquement écho.

⁶⁴ O. HEZEL : *op. cit.*, pp. 44 et 63.

⁶⁵ Nous en trouvons un bon exemple dans Homère II. II, vers 216—9 : le poète éprouve le besoin de souligner l'abjection intérieure de Thersites, individu d'une basse moralité, en mettant en relief la laideur décevante de son physique.

Au c. 54, qui applique la méthode indirecte de l'invective, c'est-à-dire injurier non l'«*unicus imperator*» qui a eu l'audace d'en vouloir aux vers de Catulle, mais fustige son entourage, voici en quels termes est présentée la brillante compagnie :

*Othonis caput oppido pusillum,
Herei rustica semilauta crura,
Subtile et leve peditum Libonis,
Si non omnia . . . etc.*

Ce tableau qui, brossé aux couleurs éclatantes de la réalité vivante, nous présente avec la force évocatrice suggestive du mime la compagnie de César, triée sur le volet, et nous fait aussitôt rire, ce tableau montre peut-être justement l'une des forces principales de la poésie catullienne. Dans une autre poésie (33), il raille le fils «du meilleur des voleurs de bain» de son postérieur dont la laideur l'empêche de poursuivre sa vie des *cinaedus*. Ailleurs (52), il remarque avec une âpre ironie que le «goîtreux» Nonius est parvenu à la chaise curule. Et voici l'une des invectives que, dans le c. 57, il lance à la figure de César et de Mamurra : «*Morbosi pariter . . . !*» Au c. 16, il raille en ces termes Furius et Aurelius qui ont eu la présomption de critiquer la verdeur et la licence de ses poésies : «*Non dico pueris, sed his pilosis, qui duros neque unt movere lumbos . . .*». Dans une autre poésie (37), il s'attaque à l'hirsute Egnatius : «*. . . opaca quem bonum facit barba . . .*» Il convient de ranger dans la même catégorie le *scortum febriculosum* mentionné au c. 6, de même que ces deux vers de la même poésie : «*Non tam latera ecfututa pandas, nei tu quid facias ineptiarum . . .*» Nous laissons de côté cette fois-ci les poésies où il flétrit la «beauté» d'autres femmes pour mieux rehausser celle de Lesbie (41 et 43), et, pour ce qui est des épigrammes, nous nous bornerons également à ne signaler qu'elles reflètent dans la même mesure cette particularité de la raillerie catullienne (cf. cc. 69, 71, 81, etc.). Il se démontre aisément à la lumière des exemples cités que dans bon nombre de ses poésies, Catulle recourt aux mêmes méthodes de raillerie que les «bouffons» osques dont Horace et Lucilius ont décrit le duel.

Cependant, les cas sont encore plus nombreux où le poète dénonce non une infirmité physique effective, mais les habitudes répugnantes de l'injurié. Souvent, l'allusion ne s'exprime que par tel ou tel épithète : *irrumator praetor* (10,12), *Aureli pathice et cinaede Furi* (16,2), *pater esuritionum* (21,1), *cinaede Thalle* (25,2), *impudicus et vorax et aleo* (29,2 et 10), *furum optime balneariorum* (33,1), *omnes pusilli et semitarii moechi* (37, 16), *puella defututa* (41,1), *putida moecha* (42), *scabies famesque mundi* (47,2). C'est toute une collection de «souillures» de ce genre que renferme la liste qu'il dresse des vices communs à César et Mamurra :

*Pulcre convenit improbis cinaedis
Mammurrae pathicoque Caesarique.
Nec mirum : maculae pares utrisque.
Urbana altera et illa Formiana,
Impressae resident nec eluentur ;
Morbosi pariter, gemelli utrique,
Uno in lecticulo erudituli ambo.
Non hic, quam ille, magis vorax adulter,
Rivales socii et puellularum :
Pulcre convenit improbis cinaedis. (57)*

C'est le même genre d'invectives — avec la même accumulation gratuite des épithètes — que l'on retrouve dans les cc. 12, 15, 23, 25, 29, 33, 37, 39, 47 et 59 ; cependant, c'est peut-être dans les cc. 23 et 39 que les invectives sont les plus frappantes et trahissent le plus clairement l'origine «populacière» des expressions. Le c. 23 fustige l'avaricieuse séquelle de Furius ; cependant le genre de vie de celui-ci y est présenté comme s'il n'impliquait que des avantages, si bien que finalement, il fournit au poète un prétexte pour éconduire l'ami qui lui sollicite un prêt. Quant au c. 59, il est dirigé contre son rival Caelius Rufus, mais de telle manière que le nom de celui-ci ne figure qu'au premier vers, et rien que sous une forme habilement travestie au moyen d'un calembour.⁶⁶ L'affront et l'opprobre sont à l'adresse de la «garce de Bologne» — *Bononiensis Rufa* — qui mène la vie la plus abjecte, celle d'une espèce de «détrousseuse de cadavres» (dans l'*occenatio* déjà signalée chez Plaute, on retrouve aussi le terme *bustirape*) : «*Vidistis ipso rapere de rogo cenam, cum . . . ab semiraso tunderetur ustore.*»⁶⁷ Cependant, le plus piquant de l'affaire, c'est que Catulle emprunte tous ces moyens pour rendre son rival répugnant aux yeux de Lesbie.⁶⁸ En effet, cette femme a une liaison avec le «petit Rufus» : «*Bononiensis Rufa Rufulum fellat*» — formule que nous retrouvons souvent dans les inscriptions murales.⁶⁹ Ici, cet élément qui consiste dans l'effort de faire prendre le rival en exécration, présente déjà en lui-même un singulier intérêt : c'est de la même manière que le c. 37, mais surtout le c. 39

⁶⁶ Cette identification, due à SCHWABE, a soulevé des objections aussi nombreuses que diverses. Cependant, elle a trouvé un défenseur en la personne de FRIEDRICH, dont nous avons accepté nous-même l'explication géniale (v. *op. cit.*, p. 261). Il est à remarquer que la forme hypocoristique *Rufulus*, formée de *Rufus*, n'est pas du tout un nom fictif destiné à dissimuler l'identité du personnage véritable, comme l'ont prétendu les critiques de l'identification. Ailleurs aussi, Catulle emploie ce procédé : *Veraniolus* (12, 16), *Mocilla* (113, 2).

⁶⁷ Plaut. Pseud. 361.

⁶⁸ «Genau so pflegte C. mit seinen Rivalen umzugehen : er suchte sie der Clodia körperlich eklig zu machen» — remarque très justement FRIEDRICH (*loc. cit.*).

⁶⁹ D 639, 649a, 624, 659, etc. : la dernière révèle clairement le mépris qu'exprimait l'inscription au point de vue moral : «*Sabina felas, non bene faces.*» Cf. également W. KROLL : C. Valerius Catullus. Leipzig—Berlin 1923, p. 105.

prennent à partie Egnatius, l'homme poilu qui, pour rehausser la blancheur de ses dents, les frotte à l'urine. Dans la deuxième poésie, il est même dit pour terminer : «... *quo iste voster expolitor dens est, hoc te amplius bibisse praedicet loti !* » Les épigrammes nous fournissent, elles aussi, plus d'un splendide exemple de cette pratique ; nous croyons cependant qu'il n'est plus besoin de les multiplier. Pour terminer, il est un dernier phénomène auquel nous aimerions attirer l'attention. Parfois, Catulle utilise le ton déchaîné et les «trivialités» de l'invective populaire jusque dans l'expression de ses sentiments les plus douloureux et griefs les plus intimes, jusque dans ses poésies les plus sérieuses par leur sujet : ce phénomène prouve combien ce langage tient de l'essence même de la poésie catullienne des *nugae*. Il suffira de se rappeler le cri de douleur et de désespoir que le poète, profondément navré de l'infidélité et de l'avilissement de Lesbie, laisse échapper au c. 58 dans ce vers tout à fait frivoles :

*Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa,
Illa Lesbia, quam Catullus unam
Plus quam se atque suos amavit omnes :
Nunc in quadriviis et angiportis
Glubit magnanimi Remi nepotes . . . !⁷⁰*

Il va sans dire que nous n'entendons point déduire de tout ceci que Catulle a été une sorte de «poète rustique» de l'antiquité, un esprit qui tenait le populisme paysan pour l'élément le plus essentiel de sa poésie. Il n'en est pas question ! Du reste, c'est justement lui qui proteste le plus énergiquement contre la «rusticité» : il raille Suffenus — le *pessimus poeta* — de son style paysannesque : «... *idem infaceto est infacetior rure, simul poemata attingit* » (22); de même, il s'écrie à propos de la *cacata carta* de Volusius : «... *plenus ruris et infacetiarum . . .* » (26). Dans ces cas, Catulle se comporte en partisan de l'*urbanitas*, en censeur de l'*inurbanus (rusticus)*.⁷¹ Mais n'oublions pas qu'au point de vue littéraire, ce conflit ne réside point dans la confrontation du langage «populaire» avec l'élocution «élégante», ni même dans l'opposition de l'«esprit» urbain à celui du village, mais dans le contraste entre l'*ancienne* et la *nouvelle littérature*.⁷² Si nous considérons que dans le cas qui nous occupe,

⁷⁰ En l'occurrence, outre la mention des carrefours et des ruelles — «terrain de chasse» des courtisanes —, l'invective est rendue particulièrement cruelle par le *glubit* qui, aux yeux des Romains, était la forme la plus objecte de la perversité. Cf. AE. BAERENS, *op. cit.*, p. 286 : «... *quod vir ipse masturbatione, hoc ei facit manus mulieris glubentis* » Ausonius, *epigr.* LXXXIX, 7 : «*Deglubit, fellat, molitur per utramque cavernam . . .* » : cette remarque exprime bien le profond mépris pour les femmes de ce genre.

⁷¹ Cf. J. B. HOFFMAN : *Latcinische Umgangssprache*. Heidelberg 1936, p. 155.

⁷² Ce fait est bien illustré par Cic. *Pro Cael.* 3 (6) : *maledictio . . . si petulantius iactatur, conviciu m, si facetius, urbanitas nominatur*. Cf. également Cic. *Tusc. Disp.* III, 45 : «*O poetam egregium* (sc. Ennius) ! *Quamquam his cantoribus Euphronis contemnitur . . .* »

il s'agit fort souvent de l'utilisation de motifs populaires qui, quoique rattachés par leur origine à la paysannerie italique et la vie rustique, se perpétuent néanmoins dans les rues de la ville, parmi les prolétaires de Rome, nous devons trouver naturel que Catulle ait fort bien su concilier la recherche de l'*urbanitas* avec l'utilisation des particularités de l'invective populaire italique, particularités qui, chez lui aussi, conservent encore leur caractère primitif. La pensée de Catulle et le contenu de ses poésies demeurent étrangers à tout ce qui est *rusticus*. Cependant, précisément par leur erudité enracinée dans la vie réelle et leur puissante évocation des couleurs criardes de la réalité, les expressions populaires prêtent à la poésie catullienne une force suggestive que les maîtres «savants» de la poésie alexandrine n'ont jamais soupçonnée et dont l'imitation n'a réussi dans la suite qu'à des talents tout à fait exceptionnels. Ce que Catulle doit en premier lieu aux traditions populaires d'Italie, c'est la force d'évocation du mime, la *mimica verborum licentia*.⁷³

Certatim cantat . . .

On relève en générale que les *nugae* catulliennes sont aussi des ouvrages remarquables et singuliers par leur composition et leur structure interne. On lit fréquemment la remarque qu'au regard des épigrammes, d'une composition plus fermée, les *nugae* sont plus libres, plus heurtées : «dans un texte pas plus long que quelques vers, on voit rapidement se succéder questions, réponses et exclamations.»⁷⁴ Cependant, la plupart des commentateurs se contentent de la constatation pure et simple, sans chercher à trouver une explication. Pour ce qui est des explications, il faut remarquer qu'en général, on n'avance guère en soulignant le caractère dialogique (Dialogzwang) de la lyre antique.⁷⁵ En analysant l'aspect formel de l'oeuvre catullien, I. Peek-Schnelle parvient à une conclusion bien plus pénétrante :⁷⁶ elle découvre en effet que, fort souvent, Catulle débite ses poésies en présence d'un interlocuteur muet, comme s'il répondait aux questions de «l'autre» ou s'adressait à lui. Cependant, I. Schnelle ne va, elle non plus, au delà de cette constatation : ses investigations ne portent que sur les aspects purement formels.

Pour parvenir à définir de manière concrète ce dont il s'agit au fond, il sera utile d'examiner une ou deux poésies catulliennes, caractéristiques

⁷³ Cf. O. HEZEL : *op. cit.*, 64/2 : «... Die "Plastik" seiner Ausdrucksweise bezieht Catull ... direkt von der Strasse.»

⁷⁴ I. M. TRONSKI : *Az antik irodalom története* [Histoire de la littérature antique]. Budapest 1953, p. 372. — Concernant l'ouvrage de H. BARDON : *L'art de la composition* chez Catulle (Paris 1945), cf. mon compte rendu dans *AntTan* 3 (1956) 1—3, pp. 198—200.

⁷⁵ O. WEINREICH : *Die Distichen des Catull*. Tübingen 1926, p. 44.

⁷⁶ I. PEEK—SCHNELLE : *Untersuchungen zu Catulls dichterischer Form*. — *Phil. Suppl.* XXV, 3. 1933. p. 86.

à cet égard. Le c. 37, par exemple, est l'un des plus intéressants. Le poète s'adresse à la taverne lubrique et aux compagnons de débauche qui s'y trouvent réunis : «*Salax taberna vosque contubernaless a pilleatis nona fratribus pila . . .*» On remarque que, courtoisement, il garde le silence sur les noms des convives ; cependant, afin de ne point laisser chez le lecteur le moindre doute sur l'identité de ceux qu'il vient d'interpeller, il indique très exactement le lieu où se trouve la *salax taberna*, ce qui marque déjà en soi le rapport étroit entre cette poésie et l'*occenatio*.⁷⁷ Après l'apostrophe, le poète passe immédiatement aux répliques querelleuses :

*Solis putatis esse mentulas vobis,
Solis licere quicquid est puellarum
Confutucere et putare ceteros hircos ?
An continenter quod sedetis insulsi
Centum an ducenti, non putatis ausurum
Me una ducentos irrumare sessores ?*

Ce sont là les paroles d'un vrai «crâneur» : «Croyez-vous donc être les seuls hommes ici et que tous les autres ne sont que des boucs ? Eh bien, je vous en ferai voir . . . !» Cependant, ce qui importe ici, c'est que tout cela est débité comme s'il s'agissait déjà d'une «deuxième» strophe, comme si le poète répondait aux outrages et aux chants provocants de l'adversaire, à cette vile populace faisant ripaille. Même situation, même ton querelleur et menaçant dans le c. 16 : «*. . . quod milia multa basiorum legistis, male me marem putatis ? Pedicabo ego vos et irrumabo !*» Ou bien dans le c. 21 : «*. . . pedicare cupis meos amores . . . frustra : nam insidias mihi instruente tangam te prior irrumatione !*» Pareillement, dans le c. 56 : «*hunc ego . . . protelo rigida mea cecidi.*» Enfin, au c. 28, l'acte s'est déjà accompli sur le poète lui-même : «*O, Memmi, bene me ac diu supinum tota ista trabe lentus irrumasti !*» O. Hezel a déjà remarqué, lui aussi, que les menaces catulliennes — comme par exemple la formule finale du c. 25, qui promet la flagellation au *cinaedus* Thallus — évoquent la sphère d'idées des *flagitationes*. Les cc. 40 et 78 menacent l'adversaire de la divulgation de son inconduite (*diffamatio* !). Quant au c. 15, il promet au luxurieux Aurelius la peine dont la loi frappe l'*irrumator* qui séduit et violente des adolescents : «*. . . attractis pedibus patente porta percurrent raphanique mugilesque !*»⁷⁸ Toutefois, à côté de ces formules de menace concrètes, les autres que nous venons de citer — et qui sont aussi plus nombreuses — n'expriment pas du tout une menace déterminée qui passerait pour quelque «punition» spécifique. En fait d'analogies, nous n'en trouverons tout au plus

⁷⁷ O. HEZEL : *op. cit.*, p. 61.

⁷⁸ Cf. D 617 : «*futebatur, inquam futuebatur civium Romanorum attractis pedibus cunus . . .*»

que dans les inscriptions murales pompéiennes⁷⁹ et dans les poésies de la *Priapea*. C'est surtout cette dernière qui emploie très souvent la forme catullienne de la menace. Pour montrer combien, dans les deux cas, même le cercle des expressions est identique, citons, à titre d'exemple, l'une des plus caractéristiques de ces petites poésies :

*Pedicabere, fur, semel ; sed idem
Si deprensus eris bis, irrumabo.
Quod si tertia furta molieris . . .
Pedicaberis irrumaberisque.*⁸⁰

L'origine incontestablement tardive de ces poésies (époque d'Auguste?) et le fait qu'elles trahissent déjà une forte influence de la poésie catullienne ne peuvent point nous tromper : malgré leur forme moderne et leur verve citadine, elles représentent un genre ancestral, rustique, enraciné dans le culte. Il est fort probable que ces formules de menace très particulières proviennent de l'antique couche populaire de la matière première de ces petites poésies : rien que leur truculente et sarcastique grossièreté nous le fait soupçonner. Pareillement, il est fort vraisemblable que c'est de la même source — le trésor des traditions populaires — qu'elles sont parvenues dans l'oeuvre catullien.⁸¹

Mais revenons encore à la poésie catullienne que nous avons citée. Les vers vaniteux, provocants et outrageants, appelés à prouver la virilité de Catulle au détriment de «l'autre» qui, invisible, participe à la *certatio*, provoquent évidemment des protestations et des contre-invectives de la part du partenaire. Sans doute n'entendons-nous rien de cette riposte, cependant, comme si nous l'avions déjà entendue, le poète poursuit déjà : «*Atqui putate*» . . . , puis, répondant à la répartie muette, il complète la menace exprimée dans les vers précédents : «*. . . namque totius vobis frontem tabernae sopionibus scribam !*» Encore le «motif de la *diffamatio*» ! Peindre un *sopio* (phallus?)⁸² sur la façade d'une maison, c'est, comme le révèlent les inscriptions

⁷⁹ Les exemples que l'on trouve ici indiquent clairement qu'à vrai dire, dans les cas en question, il ne s'agit pas de menaces, mais plutôt d'invectives, de malédictions et d'injures ; ainsi, par exemple : «*amat, qui scribet, pedicatur, qui leget, qui ob-scultat, prurit, paticus est, qui praeterit . . .*» (D 582) — cf. O. HEZEL : *op. cit.*, 64/2.

⁸⁰ Priap. XXXV. (selon FR. BÜCHELER : *Petronii satirae et liber. Priapeorum*. Berolini MDCCCIV.)

⁸¹ Il est d'ailleurs aisé de démontrer sur d'autres points aussi l'origine populaire des vers fanfarons et provocateurs. Ainsi, par exemple, les railleries sur le thème du bouc sont très caractéristiques : comme le signale FRIEDRICH, le *hircus* «ist das Gegenteil dessen, was der Liebende wünscht», et les exemples cités trahissent qu'il ne s'agit point d'une simple comparaison poétique, mais d'une sphère d'idées populaire spécifique.

⁸² G. FRIEDRICH : *op. cit.*, pp. 195—6.

murales pompéiennes⁸³ aussi bien que les écrits de Pétrone,⁸⁴ compromettre ceux qui l'habitent et qualifier leur demeure de bordel.

Sur ce, nous voyons s'interrompre les menaces provocatrices et infamantes, pour céder la place à une partie plus sérieuse : le poète se plaint désespérément que sa Lesbie adorée se livre à la débauche avec des individus de bas étage. Cependant, la troisième partie revient au ton de la première : après une pluie de remarques narquoises à l'adresse des rivaux — «l'adversaire» — le poète termine la *certatio*. Dans cette troisième partie — les vers 15 et 16 de la poésie —, nous trouvons encore un motif singulier qui revient aussi dans d'autres poésies catulliennes, sans que toutefois nous soyons en droit de le faire dériver des épigrammes grecques et sans qu'on puisse supposer avec la moindre certitude qu'à cet égard, il faille prendre Catulle au sérieux . . . Le poète commence les invectives de la troisième partie par cette remarque : Lesbie a été séduite, soit ! Mais pourquoi s'est-elle laissée séduire par des personnages aussi indignes ? Ce même motif se retrouve au c. 21 : «*Atque id si faceres satur, tacerem : nunc ipsum id doleo, quod esurire a te mi puer et sitire discet . .*» Dans le c. 24, le poète réplique avec une puérile raillerie à Juventius qui défend son nouvel amant ; le jeune homme a beau multiplier les arguments, et affirmer même que son nouvel amant est un bel homme — invariablement, le poète revient à son cheval de bataille : *Nec servum tamen ille habet nec arcam*. Il est peu probable que le poète se soit laissé particulièrement affecter par la dépravation de ses heureux rivaux, et encore moins par leur avarice. Mais il est d'autant plus vraisemblable que lors de la *certatio*, ce moyen se soit trouvé très efficace pour ridiculiser «l'adversaire» : une fois de plus, Catulle utilise simplement le motif bien connu des invectives alternées populaires. Évidemment, puisque nous ignorons presque totalement la poésie populaire de l'Italie antique, nous sommes hors d'état de prouver directement l'existence de ces motifs — c'est tout au plus si les analogies tirées du folklore de certains autres peuples sont susceptibles de nous offrir des points de repère : — en revanche, nous disposons de nombreuses indications révélant que la querelle (*pugna*), les invectives alternées de deux ou de plusieurs personnes (*certatio*) étaient la forme d'interprétation caractéristique de tous les «genres» de la poésie populaire italique.⁸⁵ Tandis que, d'une part, ces invectives alternées sont «la partie fondamentale . . . de la "comédie ancienne romaine" et fournissent presque tout le contenu au théâtre populaire de Campanie»,⁸⁶ elles constituent aussi, d'autre part, la forme fondamentale de l'acte de l'*occentatio* : on aborde de part et d'autre la personne à injurier et on l'accable d'invectives *alternées*.⁸⁷

⁸³ D 666.

⁸⁴ Petron. sat. XXII.

⁸⁵ Cf. Verg. ecl. III, 59 : *Alternis dicetis, amant alterna camenae*.

⁸⁶ J. Gy. SZILÁGYI : *op. cit.*, p. 18. — pendant, cela s'entend, au stade initial, l'*agon* grec revêt un caractère aussi primitif que la *pugna* italique.

⁸⁷ H. USENER : *op. cit.*, p. 375 et sqq.

C'est de la même façon que parle Horace des *plaisanteries fescennines*,⁸⁸ ce qui explique en même temps pourquoi les théories antiques ont pu qualifier ces plaisanteries, avec la *satura*, de formes primitives du théâtre italique. Il en est de même des *chants de triomphe*, dont l'ancestrale origine populaire est incontestable selon Altheim.⁸⁹ Il est d'ailleurs un passage de Tite-Live où celui-ci affirme catégoriquement que les chansons en question étaient débitées par chants «alternés».⁹⁰ Enfin, ce mode de présentation particulier était aussi caractéristique de l'interprétation des chants à sujet amoureux.

Ici, évidemment, la question se pose : Peut-on parler de chants d'amour dans l'Italie antique ? Quoique pas un seul fragment de ces chansons ne nous ait été transmis, nous estimons devoir répondre sans plus par l'affirmative. Ainsi, il a existé des «formules magiques» amoureuses : or, ces formules sont à considérer en dernière analyse comme la forme la plus primitive de la poésie amoureuse ; nous avons estimé nécessaire de signaler ce fait parce que c'est précisément à propos de Catulle qu'une source antique mentionne une *incantamentorum amatoria imitatio*.⁹¹ Outre ces formules, il devait certainement y avoir aussi d'autres espèces de chants exprimant le sentiment de l'amour : les chercheurs plus perspicaces n'en ont jamais douté.⁹² Ainsi, par exemple, nous possédons des données absolument sûres, révélant qu'il existait une forme d'*occantatio* qui était l'équivalent du *παρὰχλανσίδηνον* grec ou de la «sérénade», restée en vogue jusqu'à nos jours.⁹³ Cette fois-ci, je ne contenterai d'aborder encore une seule indication dont, habituellement, on ne tient guère compte : il s'agit de l'allusion que nous trouvons dans la satire (I, 5) qu'Horace a consacrée à son voyage à Brindes. Dans le marécage dit Paludes Pomptinae, le poète attend le départ du bateau ; par une romantique soirée de printemps, sous un ciel constellé d'étoiles, alors que les jeunes serviteurs se querellent pour le prix du passage et que des marais résonne le coassement des grenouilles, on entend monter un chant sur la bien-aimée lointaine :

... *Mali culices ranaeque palustres*
Avertunt somnos. Absentem ut cantat amicam
Multa prolutus rappa nauta atque viator
Certatim . . .

⁸⁸ Hor. epist. II, 1, 146. De même Liv. VII, 2. — Sur l'appréciation de ces deux lieux, v. HENDRICKSON : AJPh, 15 (1894) p. 1 et sqq. et AJPh, 19 (1898) p. 285 et sqq. V. également FR. LEO : Hermes 39 (1904) p. 63 et sqq.

⁸⁹ FR. ALTHEIM : Glotta 19 (1931) pp. 35—36.

⁹⁰ Liv. IV, 53, 1. De même Plin. Nat. Hist. XIX, 8, 41.

⁹¹ Plin. Nat. Hist. XXVIII, 2, 4.

⁹² Ainsi AE. BAEHRENS : «... *Cantica, quibus amans celebrabat amasiam, ut semper, sine dubiis moris erant in plebe.*» (op. cit., prolog. 2, 1.)

⁹³ Plaut. Curc. 145 : «*Quid si adeam ad fores atque occentem?*» Cf. H. USENER : op. cit., p. 359. C'est ainsi qu'interprète H. CLOUARD (Plaute. Théâtre. Paris, s. a., Librairie Garnier Frères) : «Si j'aillais à sa porte donner une sérénade...» De même dans Plaut. Merc. 408 et Persa 569.

Les derniers commentaires parus à ce sujet s'accordent à croire que dans le texte en question, *nauta* indique le muletier chargé des bêtes de halage, et *viator* l'un des voyageurs de basse condition.⁹⁴ Les deux personnages entonnent leur chanson dans un état assez «aviné» (*prolutus*) : c'est le moment où, en général, le buveur est pris de l'envie de chanter. Cela implique aussi qu'on aurait tort de traduire ici le verbe *cantat* par «répéter» : les deux hommes ivres chantent vraiment, et ils le font *certatim* ! Le commentaire de l'édition Kiessling-Heinze donne une excellente paraphrase de ce passage : «... An Schlaf ist zunächst nicht zu denken von den "bösen" Schnacken und dem Konzert der Frösche — wir sind im Frühling —, in welches Bootsmann und Reisender ihre trunkene *rispetti* mischen.» Les *rispetti* — chants alternés — qui, à travers le moyen âge, nous ont conservé jusqu'à ce jour l'ancestrale particularité de la poésie populaire italique, nous donnent une certaine idée de ce que pouvait être la poésie amoureuse de l'Italie antique.

En faisant le point de nos observations, voici ce que nous pouvons dire : la singulière composition de la poésie catullienne s'explique par ceci que le poète débite ses idées personnelles dans le «cadre générique» des invectives alternées populaires, des *certationes* ; il s'y prend de telle manière que la plupart de ses poésies se présentent sous la forme d'une *certatio* tronquée, où les apostrophes provocantes de l'adversaire, ainsi que les réponses railleuses de celui-ci n'existent qu'à l'état potentiel. Le c. 43 est l'un des plus beaux exemples de cette *certatio* «tronquée» ou «unilatérale»; citons-en le texte intégral :

*Salve nec minimo puella naso,
Nec bellum pede nec nigris ocellis,
Nec longis digitis nec ore sicco.
Nec sane nimis elegante lingua,
Decoctoris amica Formiani.
Ten provincia narrat esse bellam?
Tecum Lesbia nostra comparatur?
O sacclum insapiens et infactum!*

La lecture de cette petite poésie fait revivre l'éloge rivalisant de la bien-aimée absente — *absens amica* —, un peu dans le genre du chant exécuté par le batelier et le voyageur ivres dans les Paludes Pomptinae. Bien plus, cette fois-ci, nous entendons même les paroles provocantes de l'adversaire, auxquelles Catulle donne la réponse : en effet, en réalité, toute cette poésie n'est rien d'autre que la reprise, à rebours, des compliments flatteurs formulés par l'adversaire — en l'occurrence l'opinion publique de Rome, la ville tout entière — à l'endroit d'Amaena, maîtresse de Mamurra, un persiflage railleur des charmes inexistantes de la belle dame. Le c. 39, où le poète insulte Egnatius,

⁹⁴ P. LEJAY : Œuvres d'Horace, Satires, Paris 1911, pp. 150 — 1. — et KIESSLING—HEINZE : Qu. Horatius Flaccus, Satiren, Berlin 1921, p. 93.

individu velu souriant à tort et à travers pour exhiber sa denture, est particulièrement intéressant : là, en effet, la *certatio* s'élargit en un dialogue tracassier et taquin de régions et de peuples entiers, et Catulle, en apologiste de l'Italie, y raille toute la séquelle de l'adversaire, toute la détestable Celtibérie. Inutile de multiplier les exemples : dans les différentes poésies, la situation diffère, mais l'attitude du poète demeure la même. Tout comme, parmi la foule des badauds accourus, les exécutants de l'acte de la *flagitatio* se jettent sur leur adversaire, l'entourent et le criblent d'injures, ainsi Catulle, qui compte sur le public, et souvent dialogue avec son antagoniste sur un ton provocant et railleur, échafaude avec de singuliers éléments, créés à l'image de la *certatio*, son genre aussi nouveau qu'original : les *nugae*.

Castum esse decet pium poetam . . .

Dans son célèbre 16^e poème, Catulle nous confie ses pensées intimes sur le rapport entre la poésie et le poète. Il y longtemps déjà, les chercheurs ont remarqué que l'idée qui se dégage très nettement de cette poésie, la revendication d'une stricte séparation de la «vie privée» du poète d'avec son «individualité poétique», revient très souvent dans les confessions des successeurs de Catulle, en particulier chez Propertius, Ovide et Martial, et le plus clairement peut-être chez le dernier des trois : «*Lasciva est nostra pagina, vita proba.*»⁹⁵ Sans aucun doute, ces cas peuvent être ramenés à des réminiscences catulliennes. Mais comment interpréter cette singulière prise de position chez Catulle lui-même ? Arguant de la liaison après tout adultère que Catulle avait avec Clodia, c'est non sans raison que G. Friedrich en vient à remarquer : «Wie er sich also hier castus nennen kann, ist unerfindlich.»⁹⁶ Quant à J. Cousin, il va déjà plus loin, cependant, c'est après être parti d'une observation juste qu'il aboutit ensuite à une conclusion finale erronée. En effet, tout d'abord il remarque avec beaucoup de clairvoyance que la *pietas* (au. c. 14, épithète du mauvais poète : *impius* !) désigne en quelque sorte le rapport entre le poète et les Muses ; toutefois, ceci établi, c'est à tort qu'il rapporte à cette même relation le mot *castus* et qu'il établit une corrélation avec la conception de Platon, conception que, selon lui, Catulle a comprise de travers ou défigurée par plaisanterie.⁹⁷ Nous pouvons encore moins souscrire à la conclusion finale qu'il formule en ces termes : «Il ne va pas jusqu'à dire que la poésie est affaire de métier, mais son attitude laisse supposer qu'il le croit . . .»⁹⁸ Seule la poésie elle-même peut nous aider à approcher la solution juste. Furius et Aurelius ont accusé le poète d'*impudicitia*, et l'ont même qualifié de mou (*molliculus*)

⁹⁵ Mart. epigr. I, 4, 8. — cf. également Prop. III, 13 ; Ovid. Am. III, 8, 23—4 ; Trist. II, 354 et III, 2, 6 ; etc.

⁹⁶ G. FRIEDRICH : *op. cit.*, p. 142.

⁹⁷ J. COUSIN : *op. cit.*, pp. 55—58.

⁹⁸ *Ibid.*

et d'efféminé (*male . . . maris*), parce que ses vers content ouvertement ses aventures amoureuses (*quod milia multa basiorum legistis*). De plus, il a aussi été question de l'obscénité de son ton, de la nudité lascive de son langage (*molliculi ac parum pudici*), accusations que Catulle a réfutées en défendant par une grossière contre-attaque la raison d'être d'une telle poésie. Le fait que pour sa défense, et à titre d'excuse, le poète ait aussi fait état de la *castitas* de sa vie privée, est, à ce point de vue, aussi peu important que les grossièretés des derniers vers, où il oppose sa propre virilité menaçante à la décrépitude des «poilus impuissants». Remarquons en passant que Catulle avait sur l'amour des idées singulièrement modernes, très différentes de la conception officielle, ou, plus exactement, de la conception généralement admise, du moins en ce qui concerne sa liaison avec Lesbie, et qu'il arrivait très facilement à concilier ces idées avec l'attitude définie par les termes *pietas* et *castitas*.⁹⁹ Si donc il défend ici sa propre *castitas*, il ne fait que protéger la «pureté» de sa liaison — une pureté qu'il sent d'autant plus réelle que sa liaison n'est pas juridiquement *légitime*¹⁰⁰ — contre toutes les injures dont on l'accable en raison de la profanation ouverte des mystères de cette liaison. Ce fait révèle à lui seul une haute conscience poétique et appelle le droit de faire de ces thèmes un sujet de poésie. Si cependant, dans le climat moral (officiellement) plus austère de l'Empire, où, comme le montre l'exemple d'Ovide, la lasciveté pouvait entraîner de très graves conséquences,¹⁰¹ les poètes reprennent si souvent — mais dans un sens différent! — le plaidoyer de Catulle, c'est une tout autre question. Ce qui est donc essentiel chez Catulle, c'est qu'il réclame pour sa poésie le droit de confesser les secrets les plus cachés de la liaison amoureuse, et de les confesser avec autant de lasciveté qu'il lui plaira, dépassant de loin en lubricité les épigrammes érotiques des poètes alexandrins, ouvrages qui, se bornant tout au plus à railler les intrigues amoureuses des bordels et des hétaïres, ne passaient point pour des profanations blessant le sens moral des gens. Et, chez les poètes érotiques des âges qui succéderont à l'antiquité, cette revendication aura une résonance encore plus profonde que l'attitude dont il a été question au début de cette interprétation.¹⁰²

⁹⁹ Cf. G. JACHMANN: Die Originalität der römischen Literatur. (Öffentliche Vorlesung . . . an der Univers. Köln am 25. Jan. 1926) p. 23 et sqq; cf. également O. HEZEL: *op. cit.*, p. 65 et sqq.

¹⁰⁰ Bien plus, avec les formes légales de la société esclavagiste antique, un amour «véritable», pris au sens moderne, ne pouvait pas même se produire. «L'amour, dans le sens moderne du mot, ne se produit dans l'antiquité qu'en dehors de la société officielle . . . Si par hasard il y eut des relations amoureuses entre citoyens et citoyennes libres, il s'agissait toujours d'adultère. «FR. ENGELS: L'origine de la famille, de la propriété privée et de l'État. Œuvres complètes de Fr. Engels, éd. A. Costes, Paris, 1936, pp. 82—3.

¹⁰¹ Cf. Ovid. Trist. II, 353—4: «*Crede mihi distant mores a carmine nostra, — vita veracunda est, Musa iocosa mea . . .*» et III, 2, 5—6; «*Nec mihi quod lusi vero sine crimine prodest, quodque magis vita Musa iocata mea est.*»

¹⁰² Ainsi dans Prop. II, 34, 87; Ovid. Trist. II, 425, 429; Mart. epigr. Libr. I. prol., etc.

Il est cependant, dans la confession de Catulle, un passage qui, quoique peut-être le plus significatif, n'a guère retenu l'attention :

*Qui tunc denique habent salem et leporem
Si sunt molliculi ac parum pudici,
Et, quod pruriat, incitare possunt . . .*

Ainsi donc, la poésie perd son «sel» et son «charme» si le poète renonce à être lascif et d'une franchise impudique. C'est de la même manière que défendra plus tard Martial la *lasciva verborum veritas*, dont, simultanément, nous découvrons ici que même aux yeux de Martial, elle était synonyme de la «licence des masses», la *licentia volgi*.¹⁰³ Dans son étude «Petronius és Martialis simplicitása» [La simplicitas de Pétrone et de Martial], I. Borzsák fait de cette question un problème quasi central ; néanmoins, il passe sur le fait de cette étrange identification.¹⁰⁴ Il ne sera pas sans intérêt de relire à ce propos la confession de Pline le Jeune, autre auteur de *nugae*. Lui aussi d'excuse de la licence, de l'impudicité (*petulantia*) de ses poésies : « . . . erit eruditionis tuae cogitare summos illos et gravissimos viros, qui talia scripserunt, non modo lascivia rerum, sed ne verbis quidem nudis abstinuisse, quae nos refugimus, non quia severiores (unde enim?), sed quia timidiore sumus. Scimus alioqui huius opusculi illam esse verissimam legem, quam Catullus expressit . . . » — et c'est ici qu'il cite les vers déjà mentionnés du c. 16.¹⁰⁵ Ainsi donc, la loi fondamentale de ce genre, c'étaient le franc parler, la lasciveté du sujet lui-même (c'est-à-dire que le poète parlait de choses interdites, qualifiées d'indécentes et d'«immorales» par la *Romana Severitas*), et la nudité des mots, bref, la *licentia volgi* qui, en effet, était caractérisée par les deux particularités dont il vient d'être question. Reste à savoir dans quelle mesure, chez les poètes ultérieurs, et surtout chez Martial, cette prise de position émanait de Catulle, et combien elle était sincère. C'est incontestablement Catulle qui a inspiré la formulation précise de cette idée. Remarquons d'ailleurs que dans la poésie catullienne, Martial a reconnu l'influence de la «licence populaire» bien plus clairement que les philologues modernes qui veulent coûte que coûte attribuer à Catulle une sorte d'«alexandrinisme» par excellence. D'autre part, il est également vrai que Martial a été un poète assez doué pour appliquer d'une manière personnelle la loi fondamentale du genre et créer du neuf, au delà de la poésie catullienne : en effet, Martial proclamait que son ambition suprême, c'était que, dans le genre en question et le seul Catulle mis à part, il ne fût dépassé par personne.¹⁰⁶ Une chose est cependant certaine : sur le point du contenu politique, la *licentia volgi* était moins importante pour Martial même que

¹⁰³ Mart. epigr. Libr. I. prol.

¹⁰⁴ EPhK 70 (1947) p. 1 et sqq.

¹⁰⁵ Plin. epist. IV, 14, 4—5.

¹⁰⁶ Mart. epigr. X, 78, 16.

pour Catulle. Voilà précisément ce qui fait totalement défaut chez Martial (et, en général, chez tous les poètes, qui, sous l'Empire, cultivèrent ce genre), parce que, comme l'argumentation de Pline nous le fait soupçonner — *quia timidiores sumus* —, cette génération ne pouvait guère avoir eu le courage d'imiter, dans les conditions de l'Empire, le « franc parler » politique du peuple, ses violentes diatribes à l'adresse des hommes au pouvoir. Cependant, là encore, la poésie de Catulle ne le cède en rien au « franc parler » du peuple.

Nous ne croyons pas devoir résoudre dans la présente étude le problème complexe que posent les opinions politiques concrètes renfermées par les poésies politiques de Catulle. Étant donné que le poète s'en prend non seulement à César, mais aussi à Pompée, et que, le cas échéant, il n'épargne pas même Cicéron, qui était pourtant un fervent adepte de la «libera res publica», il semble improbable¹⁰⁷ que par sa position politique — s'il en eut jamais une au sens strict du mot — Catulle ait été un anti-césarien conséquent.¹⁰⁸ Il convient également d'écarter, comme peu convaincant, l'argument selon lequel Catulle aurait nourri des appréhensions quant à l'avenir de sa classe :¹⁰⁹ en effet, il n'appartenait point à l'aristocratie sénatoriale, la plus menacée à ce moment-là. Si cependant nous entendons expliquer ces invectives politiques rien que par de mesquins dissentiments personnels, nous approchons encore moins la solution du problème. Mieux vaut donc, pour le moment, nous contenter de cette simple constatation : la raillerie catullienne atteint les plus grands personnages de Rome avec la même âpreté que les amis et les connaissances du poète. Pourquoi ? Parce qu'ils sont les *puissants*. Cependant, ce qui, à nos yeux, est le plus important, c'est que si le contenu politique concret des poésies demeure obscur, ce n'est justement pas parce que leur formulation est trop abstraite. Bien au contraire : les injures portent toujours sur des cas tout à fait concrets, sur les travers personnels des individus injuriés. Nous avons vu plus haut comment Catulle ridiculise César par la peinture des détestables compagnons de celui-ci (54), comment il injurie les vertus de *cinaedus* que César a en commun avec son sosie Mamurra qui, lui, est raillé ailleurs par le poète (57) ; au c. 29, ce sont précisément les gaspillages de Mamurra que le poète impute à César ; dans une autre poésie, enfin, il s'efforce de présenter Pompée comme un bourbier de dépravation morale (113). Dans

¹⁰⁷ Pour l'interprétation du c. 49, cf. G. FRIEDRICH : *op. cit.*, pp. 229—232. Le fait qu'il s'agit là d'une grossière raillerie ressort d'ailleurs très clairement des superlatifs (*«dissertissime»* . . . *«optimus omnium patronus»*), de la formule *«quot sunt quoque fuere . . . quotque post aliis erunt in annis»* des vers 2 et 3 — formule qui, dans les deux autres passages où nous la retrouvons pareillement (c. 21 et c. 24), est également moqueuse et sarcastique —, et surtout des derniers vers où, ironiquement, le poète s'injurie lui-même.

¹⁰⁸ A preuve la réconciliation de Catulle et de Jules César, relatée par Suétone (Caes. 73).

¹⁰⁹ O. HEZEL (*op. cit.*, p. 62) : «Für Catull hat die Sache ihren Witz verloren. Er meint es grimmig ernst mit seiner Kritik, denn er und seine Schicht gehören zu denen, die unter die Räder zu kommen drohen.»

ces poésies, il est question de tout, de luxure, d'un train de vie abominable, de compagnons abjects, de gaspillages menaçant d'acculer Rome à la ruine, cependant, pas un mot de l'effective faute *politique* des injuriés. Rien de surprenant à cela : n'est-ce pas là aussi le trait essentiel, le plus caractéristique, des manifestations politiques du franc-parler populaire ? Non seulement les textes satiriques chantés lors des triomphes de César, mais aussi les autres formes improvisées de l'invective politique présentent cette même particularité. Suétone signale plusieurs cas où, même devant le sénat, les adversaires de César s'efforçaient de discréditer celui-ci par des allusions grossières et injurieuses.¹¹⁰ L'on peut faire la même observation pour l'exécution des atellanes qui, semble-t-il, dans les conditions de l'Empire, donnaient le plus de liberté aux manifestations de la « licence populaire ». ¹¹¹ Nulle part il n'est question de crimes politiques, et presque jamais on ne parle de tyrannie ; le but, c'est toujours de discréditer quelque personnage politique en vue, de le couvrir de honte et de le ridiculiser, c'est-à-dire de faire en sorte qu'il soit la risée de toute la communauté.

Or, sur ce point, l'invective catullienne se présente tout à fait comme l'émanation directe de l'invective italique. Non que nous repoussions l'idée même d'opinions politiques déterminées et de principes précis chez Catulle ; cependant, si nous ne connaissons que peu ces opinions, c'est justement parce que les attaques catulliennes empruntaient la traditionnelle forme populaire, forme qui, de par son caractère, n'ajoutait aucune importance à l'indication précise de l'appartenance politique, et visait au premier chef à jeter le discrédit sur l'adversaire. Nous croyons ne point nous tromper si nous expliquons la popularité légendaire des poésies politiques de Catulle — popularité qui demeurera vivante après de longues années encore¹¹² — par le fait qu'elles furent tout à fait conformes au goût de la masse.

Conclusion

Il ne serait pas aisé de résumer nos réflexions en quelques phrases. D'ailleurs, quelques remarques complémentaires sur ce que nous venons d'exposer valent plus qu'une récapitulation de ce genre.

Nous avons vu que la raillerie catullienne, dans laquelle on a recherché avec tant d'obstination les traces de l'invective grecque, procède directement

¹¹⁰ Suet. Caes. 49.

¹¹¹ Cf. Suet. Tiber. 45, etc.

¹¹² Voici en quels termes Suétone s'exprime sur ces poésies : « *Valerium Catullum, a quo sibi (sc. Caesar) versiculis de Mamurra perpetua stigmata imposita non dissimulaverat*... etc. (Caes. 73.) Lorsque l'historiographe républicain Cremucius Cordus fut traduit en justice à cause des tendances politiques de son oeuvre, il se défendit en ces termes : « *Carmina Bibaculi et Catulli referta contumeliis Caesarum leguntur : sed ipse divus Julius, ipse divus Augustus... tulere...* », etc. (Tac. Ann. IV, 34).

du folklore d'Italie. La composition des poésies de Catulle — et surtout celle des *nugae* — est déterminée par le mode d'exécution des chants populaires. La licence du poète, qui, à ses poésies politiques aussi, prête un caractère spécifiquement «catullien», et qui, pendant longtemps, sera la caractéristique de la poésie des *nugae*, cette licence, dis-je, tire son origine de l'antique terre d'Italie. Les ouvrages parus jusqu'à ce jour sur Catulle ont déjà signalé, eux aussi, que sur certains points, la poésie catullienne rejoint les traditions des paysans d'Italie et de la «rue» romaine. Cependant, en conclusion finale de nos recherches, nous devons dire qu'il ne s'agit pas uniquement de certains «points de contact», mais de bien plus que cela. En fait, les traditions poétiques du peuple italique ont influé d'une manière décisive sur l'évolution de la poésie catullienne et — encore que la présente étude n'en ait signalé que deux ou trois aspects importants — elles ont joué un rôle déterminant dans cette évolution.

Évidemment, cela ne veut pas du tout dire que nous entendions faire de la poésie catullienne un «art italique ancestral», entièrement étranger à la poésie grecque et né sans le concours de celle-ci. Tout comme les comédies de Plaute, la lyre catullienne doit sa naissance, elle aussi, à l'inspiration de la poésie grecque. Sans la poésie «savante» alexandrine et la lyre de «l'époque classique», l'oeuvre de Catulle serait inconcevable : ce fait est prouvé d'une manière convaincante par plusieurs études, et en particulier par l'ouvrage fondamental de G. Lafaye, intitulé «Catulle et ses modèles». L'oeuvre de Catulle tient bien des choses du trésor de la grécité : les mètres eux-mêmes proviennent de cette source, ainsi qu'une bonne partie des représentations mythologiques et des formulations philosophiques, et même certaines formes stylistiques et images poétiques, c'est-à-dire tout ce qui était le fruit de la réflexion savante et de l'érudition, tout ce qui faisait partie intégrante de cette *urbanitas* que le goût du temps jugeait indispensable. Cependant, il est deux choses que nous tenons à souligner. Et tout d'abord, Catulle n'est point le «singulier des poètes alexandrins» que voit en lui, sur la foi de Cicéron, plus d'un chercheur moderne. Il ne l'est pas, ne fût-ce que parce parmi les sources de son inspiration et au nombre de ses modèles, la poésie classique grecque tient une place au moins aussi importante que la poésie alexandrine. Et puis, s'il s'efforce de reproduire les grands sentiments de la lyre classique, la position de Catulle, poète «savant», est tout autre que celle des poètes alexandrins «savants». Encore que l'une ou l'autre de ses formulations rappelle Sappho — et même quand il traduit le poème de celle-ci —, sa lyre compte à Rome pour une «chose inédite». De plus, dans une situation sociale toute différente, les poésies de Catulle signifient, au point de vue du contenu, autre chose et plus que celles de ses prédécesseurs grecs. L'autre fait que nous ne devons point perdre de vue, c'est que même quand il suit des modèles grecs, Catulle est bien plus romain, ou plutôt bien plus «italique» que n'importe quel autre poète de la

littérature romaine — le seul Plaute excepté! Telle est l'impression que recueille aujourd'hui encore chacun qui lit Catulle, et tel est aussi le fait que signale avec insistance Mommsen dans la remarque géniale citée plus haut.

Plaute et Catulle sont les deux poètes latins chez lesquels l'antique source de la poésie populaire italique jaillit avec le plus d'abondance, le plus de franchise et le plus de pureté: grâce à ce jaillissement, les tournures et images les plus grecques acquièrent dans leurs ouvrages un cachet authentiquement «plautien» et «catullien». Cet «élégant homme du monde» Catulle, qui ne cesse de lire ses nouvelles poésies devant une société à la fois choisie et distinguée, joue ingénieusement sur les thèmes et expressions primesautiers du peuple: cependant, derrière ce jeu, nous sentons toujours présente la réalité sincèrement vécue et inspiratrice de la poésie du peuple d'Italie.

И. К. ХОРВАТ

КАТУЛЛ И ИТАЛИЙСКОЕ НАРОДНОЕ ПРЕДАНИЕ

(Резюме)

Забыв о гениальном указании Mommsen, по которому поэзия Катуллы имеет тесные связи с итальянскими народными преданиями, исследователи долгое время не приступали к выяснению этого вопроса. Только под влиянием статьи Узенера («Italische Volksjustiz»: Rh. Museum 1900) были начаты исследования, которые в немалой мере изменили черты портрета, набросанного о великом лирике античного мира.

На вышеупомянутые связи указывает и термин употребленный поэтом и его поклонниками для обозначения жанра поэзии (*nugae*), к которому принадлежали первые 60 стихотворений тома стихов Катуллы. По вопросу первоначального значения и этимологии этого слова мнения ученых разделились. Однако, если учесть различные случаи его употребления, прежде всего места в комедиях Плавта, имеющих важнейшее значение для словоупотребления вульгарной латыни, то станет нам ясным, что он означал не «мелочь» или «безценность» а «ерунду» или «бессмыслицу», иногда даже и «придирчивое возражение». В некоторых сочинениях Плавта, далее в сатире Варрона и одной из надписей эпохи республики этим термином обозначаются различные виды фарсов (*atellana*, *carion famosum*, *mimus*). В этом же значении, повидимому, он употреблялся и самим поэтом при обозначении своих стихотворений. Предположение, что Катулл представлял собой «александрійского» поэта, является односторонним. В стихотворении, посвященном Корнелию Непоту, встречаются места, доказывающие, что Катулл был вполне убежден не только в том, что его творчество — по отношению к александрийской поэзии — новость (*novum libellum*), но и в том, что его стихотворения — прежде всего его *nugae* — не могут быть судимы по принципам александрийской эстетики, так как им не полагается ни эпитет «doctus», ни эпитет «laboriosus». Впрочем, в конце этого стихотворения имеется ироническое замечание, по которому поэт рекомендует свое сочинение под защиту божественной «девицы» (*virgo*) что может быть рассматриваемо как насмешка над александрийским культом бессмертия. Совместное появление определений *quicquid* и *qualescumque* ясно доказывает, что новость собственной поэзии с точки зрения формы и содержания была ясна и поэту. Факт, что Катулл в своих стихах (*nugae*) подражал стилю и мотивам итальянской народной поэзии, да еще с акцентом поэта, который превосходно знает не только все навыки «школы», но даже и ее ухищрения, как это видно из многочисленных характерных черт катулловской поэзии. Ирония Катуллы является продуктом насмешки, содержащейся в итальянской народной поэзии. У поэта встречаются те же самые мотивы, те же самые обороты что и в сохранившихся фрагментах итальянской народной поэзии или в сообщениях, относящихся к ней же. Даже композиция катулловских стихотворений была бы непонятна нам без иронии, выраженной в итальянской народной поэзии. Стихотворения Катуллы имеют по большей части форму односторонней «дискуссии». Упоминание Горация (*sat.* I. 5) о состязании в пении, состоявшемся в тиши скучной весенней ночи между моряком и пассажиром, плывущим по водам «*Paludes Pomptinae*» и тоскующим

по своим отсутствующим любовницам, подтверждает, что среди итальянского населения существовала «дискутивная» любовная лирика. Имея в виду это обстоятельство, можно объяснить некоторые особенности конструкции и стиля амурных стихов Катулла.

Наше мнение подкрепляется помимо заимствования мотивов и оборотов и тем, что характерная грубоватость выражений, которая столь часто являлась загадкой для исследователей, была идентифицирована учеником нашего поэта, Марциалом с «*licentia volgi*». Эта грубоватость, выражающаяся иногда в остротах, но чаще всего в сквернословии, составляет одну из самых характерных черт итальянской народной поэзии. Кроме того, иронические стихотворения политической поэзии Катулла возникли также под влиянием народной поэзии: довольствуясь лишь издевкой над данным лицом, они — подобно ироническим стихотворениям народной лирики — не обнаруживают политической физиономии поэта. Этому факту должно быть приписано, что политические взгляды Катулла нам почти неизвестны, и что его иронические стихотворения так долго были популярны и после смерти поэта.

Из сказанного явствует, что нельзя больше останавливаться на установлении прежних исследователей, а необходимо подчеркнуть, что итальянская народная поэзия решающим образом способствовала созданию Катуллской поэзии, в частности формированию его поэзии *pugae*. Этим мы не хотим сказать, что Катулл должен быть рассматриваем «народным» поэтом или же «поэтом крестьянства». Подчеркивание урбанизма, особенно у античного поэта, отнюдь не исключает возможности пользования народными преданиями, которые продолжали свое существование и в городах или самом Риме, вместе с тем и не исключает возможности подражания песням и стихотворениям народной поэзии. Не подлежит сомнению, что именно этим народным связям должно быть приписано, что поэзия Катулла сохранила свою оригинальность и итальянский характер даже в тех случаях, когда она подражает греческим образцам или когда речь идет о переводе греческих произведений на латинский язык. В этом отношении он может быть сравнен только с Плавтом.

С. А. ОШЕРОВ

ТИТИР И МЕЛИБЕЙ

(К ВОПРОСУ О ИДЕЙНОМ СОДЕРЖАНИИ ПЕРВОЙ ЭКЛОГИ ВЕРГИЛИЯ)

Тот факт, что первая эклога Вергилия является откликом на реальные события в жизни поэта, происшедшие между 42 и 40 г. до н. эры, т. е. как раз в период создания «Буколик», хорошо известен. Эту эклогу принято рассматривать, как выражение благодарности поэта Октавиану за возвращение поместья, отобранного у Вергилия при наделении землей ветеранов. Однако, в действительности, этим ее содержание не исчерпывается: в нем нашли гораздо более глубокое отражение типические настроения класса, от лица которого выступает поэт в «Буколиках», а именно, патриархального крестьянства Италии.

В эту эпоху окончательного крушения республики ведущие политические деятели, боровшиеся за единоличную власть, должны были все шире опираться на армию. Для превращения ее в свое послушное орудие, они практиковали наделение солдат землей, сперва за счет *ager publicus*, затем — за счет насильно отбираемых крестьянских участков. Естественно, что такие меры вызвали протест в среде и без того разоренных и недовольных гражданской войной мелких землевладельцев. Наделение землей 17 тысяч солдат, проведенное Октавианом в тех же целях согласно закону Луция Антония, подорвало мелкое землевладение и в Транспаданской области, где оно еще сохранялось среди всеобщего разорения италийского крестьянства. Мелкие землевладельцы Падуи и Кремоны, среди которых вырос и жил поэт, были охвачены тем же чувством протеста против «гражданских распрей», что и остальные крестьяне в стране. Именно этот пассивный протест, так же как и утопические чаяния патриархального свободного земледельца, выразил Вергилий наряду с благодарностью Октавиану в эклоге, которую он поставил во главе сборника.

Посмотрим же, кто такие Титир и Мелибей — герои эклоги — и о чем говорят они.

Социальное положение обоих героев обрисовано совершенно четко. С одной стороны, конечно, оба они — «аркадские» пастухи: Титир пас коров, Мелибей — коз (ст. 45 и 75); оба живут в условном буколическом мире. Но с другой стороны, под маскою «аркадских пастухов» видны реальные

италийские крестьяне. Титир владеет небольшим и неудобным участком (ст. 46—48), у Мелибея «все его царство» — бедная хижина с крышей, покрытой дерном (ст. 68—69). Оба они засевают поля, вспахивают пар, возделывают сады и виноградники (ст. 70—73), продукты вывозят в город на рынок (ст. 33). Оба не упоминают о применении рабского труда в их хозяйстве. Таким образом, перед нами двое представителей мелкого свободного крестьянства, по которым в основном и ударила раздача земель ветеранам.

Уже при первом прочтении бросается в глаза контраст: Титир—Мелибей, т. е. крестьянин, сохранивший землю, и крестьянин, потерявший ее, или, шире, контраст между прежним буколическим миром и его нынешним общим крушением. На этом контрасте построена вся эклога. Уже первые ее строки, экспозиция, вводят нас в этот контраст:

*Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi
Silvestrem tenui musam meditaris avena:
Nos patriae fines et dulcia linquimus arva,
Nos patriam fugimus . . .*

(I, 1, 4.)

Жалоба изгнанника Мелибея, хотя ей и уделено значительно меньше места, чем прославлению Августа, тем не менее остается самой интересной и, пожалуй, самой сильной частью эклоги. В ней поэт сумел правдиво и точно отразить настроение разоряемого и изгоняемого италийского крестьянства. Стихи 60—80 представляют собою кульминацию обеих контрастирующих линий поэмы. К кульминационному пункту рассматриваемой нами линии поэт подводит нас постепенно. Сначала — беглая зарисовка образа в экспозиции, затем — короткая жалоба на трудности пути (ст. 13—15), с предшествующим указанием на всеобщность беды (ст. 12), дальше, для контраста, описание счастья Титира (ст. 46—58), причем контраст усиливается тем, что это описание вкладывается в уста несчастного Мелибея, — и, наконец, сама жалоба:

*At nos hinc alii sitientes ibimus Afros,
Pars Scythiam et rapidum Cretae veniemus Oaxem,
Et penitus toto divisos orbe Britannos.
En umquam patrios longo post tempore fines,
Pauperis et tuguri congestum cespite culmen,
Post aliquot, mea regna videns, mirabor aristas?
Impius haec tam culta novalia miles habebit,
Barbarus has segetes! En quo discordia cives
Perduxit miseros! En his consevimus agros!
Insere nunc, Meliboe, puros! Pone ordine vites!
Ite, meae, quondam felix pecus, ite, capellae!*

*Non ego vos posthac, viridi proiectus in antro,
Dumosa pendere procul de rupe videbo:
Carmina nulla canam; non me pascente, capellae,
Florentem cylvium et salices carpatis amaras!*

(I, 64—78)

Весь этот глубоко прочувствованный монолог явно разделяется на три части: стихи 64—69 — жалоба на изгнание, разлуку с родиной; стихи 70—73 — жалоба на потерю имущества и указание причин; стихи 74—78 — прощание с «Аркадией», условно-идиллическим миром буколки. Как мы видим, Мелибей, сетует прежде всего на вынужденное переселение в далекие провинции; факт такого переселения (хотя, конечно, не в Скифию и не в Британию) подтверждает Дион Кассий (Cass. Dio. 48, 13). Из приведенных выше строк мы ясно видим, как тяжело воспринималась итальянским крестьянством эта эмиграция: для них она была безнадежным изгнанием, самым страшным из всех бедствий, сопряженных с экспроприацией земли, так как, помимо потери имущества и разлуки с родиной, означала и прекращение культа домашних божеств, еще сильного в то время среди итальянских земледельцев. То же настроение экспроприированных крестьян рисует Аппиан.¹

Итак, выраженное здесь Вергилием настроение весьма типично.

Не менее типично и отношение крестьянина к экспроприатору — солдату и к гражданской войне вообще, высказываемое в следующей части жалобы Мелибея. Для него (так же как и для Вергилия) ветеран, получивший землю — «*impius miles*» и даже «*barbarus*». Солдат получает эпитет «*impius*», поскольку захват чужой земли, хотя бы и основанный на сенатском постановлении, является с точки зрения мелкого земельного собственника нарушением «*pietas*», одного из основных моральных устоев старой республики (по мнению римских моралистов той эпохи). Но все термины, обозначавшие старинные римские добродетели, стали в ходе гражданских войн лишь политическими лозунгами самых различных группировок,² так же как эпитет «*impius*» стал ходячим обвинением для любых политических противников. Таким образом, Вергилий не только рисует здесь типичное отношение двух социальных групп, но и пользуется при этом типичной политической терминологией.

Он ясно понимает связь между экспроприацией земли и гражданской войной: несогласие и привело граждан к столь ужасным бедствиям (ст. 71—72). «*Discordia*» — прямая противоположность популярнейшему в то время лозунгу «*concordia ordinum*», в которой римляне видели выход из многолетних «гражданских распрей». Но невольный изгнанник Мелибей не видит этого выхода; итог его настроений — в пессимистически-ироническом вос-

¹ Апп. В. С. 5, 12.

² Н. А. М а ш к и н: Принципат Августа, стр. 224—225.

клицании строки 73: к чему трудиться, заботиться о садах и виноградниках, если все это рушится, идет прахом.

В третьей части монолога Вергилий подчеркнул крушение своей идиллической утопии, которая была для него политическим отражением реальной жизни мелкого крестьянства. Здесь говорит уже не Мелибей — мелкий землевладелец, а Мелибей — «аркадский пастух».

Мы видим, что Вергилий очень точно отразил настроения разоряемого мелкого хозяина. Безусловно, в эклоге, которая должна была выразить благодарность автора Октавиану, сохранившему его имение, этот мотив звучит диссонансом. Очевидно, Вергилий первоначально ввел образ несчастного Мелибея лишь для того, чтобы оттенить контрастом счастье Титира. Но чересчур наболевшим, злободневным был жизненный материал, на котором построен образ, чересчур близок поэту, — и потому вместо тихой жалобы аркадца получилась у него патетическая инвектива против «гражданских распрей», которые привели народ к подобным несчастьям.

Но в совершенно ином мире живет и остается жить Титир:

*Fortunate senex! Hic inter flumina nota
Et fontes sacros frigus captabis opacum.
Hic tibi quae semper vicino ab limite saepes
Hibleis apibus florem depasta salicti
Saepe levi somnum suadebit inire susurro.
Hinc alta sub rupe canet frondator ad auras
Nec tamen interearaucae tua cura palumbes
Nec gemere aeria cessabit turtur ab ulmo.*

Так жил раньше и Мелибей, так живут герои большинства эклог. Атмосфера мира и счастья окружает их; природа вокруг щедра и прекрасна (экл. III, 56—57); «Цветущие травы, мягкие, как сон», журчащие ручьи, тенистые рощи, пещерки, увитые диким виноградом, пастбища и тучные нивы — вот ландшафт буколической Аркадии. В этом мире живут люди естественные и простые; все они пастухи и земледельцы, труженники и певцы. Пусть невелики их владения, бедны их хижины, — но и в труде и в бедности находят они счастье, превосходящее счастье богатого горожанина (экл. II, 27—30). Труд для аркадцев необременителен и приятен: распевая, пасет свое стадо пастух и подрезает листья садовник; пусть устали от зноя жнецы — их ждет отдых и простая сельская трапеза (II, 9—11). Посев и жатва, подрезание лоз и поливка полей, заботы о стадах и о пчелах — все эти повседневные хозяйственные работы приобретают в Вергилиевой Аркадии какой-то особый поэтический характер. Но еще больше поэт говорит о досугах, которые пастухи заполняют песнями, поэтическими состязаниями.

Многие исследователи считают этот буколический мир Вергилия насквозь субъективным, обусловленным лишь желанием самого поэта бежать из мира раздоров и насилия в глубоко личный мир природы, любви и поэзии (таково мнение советского ученого И. Тронского³ и итальянского исследователя Т. Фиоре.⁴ Действительно, этот вымышленный мир очень условен: ничего подобного поэт не мог найти в жизни, в окружавшей его действительности. Но вместе с тем эта мечта Вергилия не так уж субъективна: хотя и очень косвенно, она отражает чаяния и стремления класса, от имени которого говорит поэт устами своего Мелибея, т. е. патриархального итальянского крестьянства. Вергилиева Аркадия есть идеализированный мир мелкого свободного земледельца, в котором мы можем найти многие черты его реального прототипа — мелкого крестьянского хозяйства.

И Титир и Мелибей — владельцы лишь небольших и неудобных участков, скромных хижин, маленьких стад. Такое скромное имущественное положение — норма героев «Буколики» (см., например, II, 28—30; IX, 7—9). Этот надел обрабатывается, главным образом, самим земледельцем (VII, 14—17; III, 33—35). Это не значит, что среди аркадцев нет рабства: поэт рабовладельческого общества не может себе представить мира без рабов. Однако и сам раб здесь является носителем буколических отношений, он так же причастен к блаженству Аркадии, как и его хозяин. Вергилий зачастую даже забывает о рабском положении своих персонажей: так, Коридон, во второй эклоге, является рабом, как можно заключить из первых строк (*ardebat... delicias domini*), но в дальнейшем (ст. 20 и след.) он хвастает своим богатством, своим скотом. Хозяин называет рабов «*pueri*» (III, 111), раб говорит о господском имени «наше» (IX, 3). Таким образом рабство в этом мире носит еще патриархальный характер: труд раба не стал исключительным, господствующим, раб трудится наравне с хозяином.

Хотя герои «Буколики», в основном, сами потребляют то, что производят, все же товарные отношения проникли и к ним: Титир уже вывозит свои продукты в город на рынок (I, 33—34). Тем не менее торговля еще кажется аркадцам чем-то противоестественным (IV, 38—39), а город непопулярен и чужд для них (I, 20—25) и даже характеризуется как неблагодарный (I, 34). Жизнь в лесах приятней и спокойней жизни в городе (II, 61—62). Понятно, что такое отношение к городу — источнику политических смут и гражданских распри — было типично для мелкого крестьянина той эпохи. И вообще, разобранные нами черты показывают, что в своей буколической Аркадии Вергилий сумел выразить социальную утопию патриархального крестьянства, хотя и сильно преломив ее сквозь призму литературной условности.

³ И. М. Тронский: История античной литературы. М. 1947. Стр. 369.

⁴ Т. Фиоре: La poesia di Virgilio. 1946. Milano.

Однако утопия Вергилия — не та утопия, где даются некие средства к исправлению существующего порядка вещей и рецепты справедливого строя, а скорее Утопией с большой буквы, сказочной страной, в которой отразились социальные чаяния класса, как в сказке о ковре-самолете — мечта человека полететь. Мелкое свободное крестьянство уже было к тому времени классом гибнущим, вытесняемым распространением латифундий и засильем дешевого рабского труда. И как всякий уходящий с исторической арены класс, крестьянство находило свой положительный идеал в прошлом и не видело путей для улучшения своего положения в будущем.

Вергилий по происхождению был связан с этим классом, но во время своего пребывания в Риме приобщился к современной городской культуре. Из этого слияния и родилась своеобразная утопия Вергилия: и среди римского образованного общества, как реакция на утомление, порожденное гражданской войной и разгулом политических страстей, на непрочность положения, появляется в то время тенденция к идеализации прошлого и тяга в деревню; и тут не видели реальных путей улучшения положения и с надеждой смотрели то на того, то на другого политического деятеля, призывавшего к гражданскому миру. Точно так же не видит средств для осуществления своей утопии и Вергилий: лишь мистический младенец (экл. IV) или бог Дафнис (экл. V) может сохранить буколический мир среди гражданских распрей. А для Титира—Вергилия таким богом явился чудесный юноша в Риме (I, 42—45). I эклога — первое произведение, в котором говорится о божественности Августа задолго до его официального обожествления, первым актом которого было сооружение ему храма в Вифинии в 29 г. до н. э. Пример прижизненного обожествления покровителя поэта Вергилий видел в XIII идиллии Феокрита, где косский поэт называет полубогом официально еще не обожествленного Филладельфа, который так же был сыном обожествленного отца — Сотера, как и Август — сын Цезаря.

Однако Вергилий начинает вводить культ Августа в первой эклоге осторожно, говоря: *«mihi erit semper deus»*. Август выступает как добрый бог, покровитель земледелия, бог-миротворец, и было бы очень странно, если бы Вергилий пытался сделать его культ всеобщим в то время, когда по его приказу разорялось италийское земледелие.

Некоторые исследователи⁵ подметили двуплановость образа Титира: с одной стороны, он благодарит Октавиана за сохранение своего участка, говорит о своем хозяйстве, выступает как мелкий землевладелец, т. е. идентичен Вергилию; с другой стороны, он предстает перед нами как выкупившийся на волю раб (ст. 34, 46 и друг. и ст. 27—35). Нам кажется, что эту двуплановость можно объяснить следующим образом: Вергилий от своего имени благодарит Августа за сохранение имения, и тут он идентичен

⁵ E. Ветне: Zur erste und achte Bukolik. RhM 1/II.

с Титиром; однако, обожествляя Августа, поэт хочет показать, что культ этот не просто его выдумка, а может поддерживаться и поддерживается простыми земледельцами. Для этого и вводится маска Титира-раба, откупившегося на волю, Титира-пропагандиста культа Августа. Кроме того, это дает поэту возможность показать, что вместе с *otium* Октавиан дал ему и *libertas*, т. е. что гражданский мир есть залог подлинной римской свободы. Конечно, Вергилий не мог отождествлять здесь дарованную рабу свободу и свободу римского гражданина, но остроумное предположение Н. А. Машкина, что слово *libertas* употреблено здесь каламбурно в двух планах, соответствующих двум планам образа Титира, вполне обосновано.

В первой эклоге перед нами предстают два образа, каждый из которых воплощает определенную авторскую тенденцию. Мелибей является выразителем типических настроений протеста и недовольства, охвативших экспроприруемое италийское крестьянство, которые Вергилий не мог не разделять. Образ Титира сложнее: с одной стороны, он должен быть типическим представителем патриархально-крестьянской Утопии, разрушаемой в результате гражданских раздоров; с другой стороны, в противоположность безнадежности и пессимизму Мелибея, характерным для всего крестьянства, Титир выражает субъективные упования автора на то, что именно Август явится спасителем и охранителем италийского земледелия.

Уже в первой эклоге намечается некоторое раздвоение мировоззрения Вергилия: с одной стороны, поэт стоит на позициях патриархального крестьянства, отражая как охватившее его недовольство, так и бесперспективность и полную утопичность его чаяний; с другой стороны, сам поэт под влиянием событий собственной жизни и дружеских связей (с Азинием Поллионом, с Меценатом) начинает ориентироваться на Октавиана и близкие к нему круги, видя в них спасителей земледелия, способных осуществить на деле его утопию. Таким образом, уже в это время намечается в Вергилии будущий официозный певец Августова века.

S. A. OSCHEROW

TITYRUS UND MELIBOEUS

(ZUR FRAGE DES IDEENGEHALT VON VERGILS ERSTER EKLOGE)

(Zusammenfassung)

In Vergils erster Ekloge stehen zwei Gestalten vor uns, die beide eine bestimmte Tendenz des Dichters in sich verkörpern. Meliboeus drückt die typische Stimmung, den Protest und die Unzufriedenheit des expropriierten italischen Bauernstandes aus, die wohl auch Vergil teilen musste. Die Gestalt des Tityrus ist komplizierter. Er soll einerseits der typische Vertreter der patriarchalisch-bäuerlichen Utopie sein, die Zufolge der Bürgerzwiste zu Grunde gegangen ist. Andererseits aber — im Gegensatz zu der Hoffnungslosigkeit und dem Pessimismus des Meliboeus, der für den ganzen Bauernstand charakteristisch war — drückt Tityrus das Vertrauen und die Hoffnung des Dichters aus, dass gerade Augustus der Retter und Hüter des italischen Ackerbaues ist.

So ist eine gewisse Spaltung in der Weltanschauung Vergils bereits in der ersten Ekloge bemerkbar. Der Dichter steht auf dem Standpunkt des patriarchalischen Bauerntums und drückt sowohl seine Unzufriedenheit als auch seine Aussichtslosigkeit und seine völlig utopische Erwartung aus. Gleichzeitig aber unter der Wirkung seines eigenen Lebens und seines freundlichen Verhältnisses zu Asinius Pollio und zu Maecenas beginnt er sich nach Oktavian und den zu ihm nahestehenden Kreisen zu orientieren und er sieht in ihnen die Retter des Ackerbaues, die imstande sind seine Utopie zu verwirklichen. So offenbart sich Vergil bereits in dieser Zeit als der künftige offiziöse Sänger des augustäischen Zeitalters.

GRIECHISCH—ÄGYPTISCHE STUDIEN

BEITRÄGE ZUR DEUTUNG DES MOSAIKS VON PRÄNESTE

Ein Teil des im Fortunatempel von Präneste gefundenen, eine Nillandschaft darstellenden grossen Mosaikfussbodens (Abb. 1) wurde bereits vor langem als ägyptische religiöse Prozession bestimmt.¹ Die Szene als Ganzes wurde zwar richtig gedeutet, doch für einige Einzelheiten fand man keine befriedigende Erklärung. Sowohl Wilhelm Weber als auch Eva Schmidt missverstanden die zentrale Gruppe der Szene,² die durch eine kleine offene Halle hindurch zieht.³ Offenbar handelt es sich hier um vier — nach Kleidung und Rolle deutlich erkennbare — Pastophoren, die auf einem in Prozessionen gebräuchlichen Gestell ein Kultbild und nicht — wie Weber und Schmidt irrtümlich annahmen — einen Leuchter tragen. Der Irrtum könnte darauf zurückgeführt werden, dass das Kultbild auf den ersten Anblick völlig anikonisch wirkt. Bei einer näheren, von unten nach oben gerichteten Untersuchung sieht man zuerst den in starkem Bogen aufwärts schmaler werdenden vierfüssigen Sockel, darüber eine randartige Ausbuchtung, schliesslich einen Körper von ovaler Form. Über der Ovalform befindet sich ein dünner, dann dickerer Teil, der den Eindruck eines menschlichen Kopfes erweckt, der wiederum mit einem breiter werdenden Kopfschmuck gekrönt ist. Rekonstruiert man nun die Darstellung — losgelöst von den mit der Mosaik-technik verbundenen

¹ W. WEBER: Ein Hermes-Tempel des Kaisers Marcus (Heidelberg 1910) S. 15. E. SCHMIDT: Studien zum Barberinischen Mosaik in Palestrina. Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 127. (Strassburg 1929) S. 53—56. — Verglichen mit der Beschreibung Webers lässt die von E. SCHMIDT, die die Arbeit WEBERS scheinbar nicht kannte, einen gewissen Rückfall erkennen.

² WEBER: a. a. O.: ... «vier kahlköpfige, bekränzte Priester mit, wie üblich, in Brusthöhe gewickeltem Gewand (Oberkörper nackt), tragen über den Schultern auf dünnen Stäben eine sechseckige, dicke Platte, auf der ein Kandelaber steht.» SCHMIDT: a. W.: S. 55.: ... «drei weitere (Priester) tragen eine heilige Lade mit einem grossen Leuchter darauf.»

³ WEBER: a. a. O. Auch die kaiserzeitlichen ägyptischen Terrakotten — unter ihnen auch ein Stück aus der griechisch—ägyptischen Terrakottensammlung des Kunsthistorischen Museums, Budapest (Abb. 5), Inv. Nr. 51.339. 12 cm hoch, 9,5 cm lang — beweisen die Verbreitung und den Weiterbestand des unter Verwendung der altägyptischen Architektur-Traditionen, zur Zeit der Ptolemäer entstandenen Gebäudetypus. Der Budapestener Naikos mit offenen Wänden steht auf Rädern, ist also eine getreue Nachbildung des zur Aufnahme des in der Prozession getragenen Götterbildes dienenden Baldachins und steht in einem interessanten Zusammenhang mit dem gleichfalls mit der Prozession in Verbindung stehenden Gebäude des Mosaiks.

eckigen Konturen —, so ist ein berühmtes ägyptisches Kultbild der Kaiserzeit — Osiris von Kanopos — deutlich zu erkennen.⁴ (Abb. 2—4.)

Die Darstellung des Mosaiks weicht in einigen Einzelheiten von den bekannten Nachbildungen des Kultbildes ab. Diese Abweichungen können jedoch nur teilweise mit der Mosaiktechnik erklärt werden. Der verzeichnete Kopfteil entstand vermutlich dadurch, dass der Meister des Mosaiks den ursprünglichen Sinn der als Vorlage dienenden Darstellung nicht verstand und den üblichen Kopfschmuck entstellte bzw. in eine Kandelaberform umgestaltete. Die Osiris-Statuen von Kanopos endigen im allgemeinen in einen den Gefässkörper unten abschliessenden Kranz, während auf dem Mosaik die ganze Gestalt noch auf einem Sockel ruht. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Sockel, welcher bei den monumentalen Nachbildungen weggelassen wurde, doch auf mehreren Terrakotten (z. B. Abb. 4)⁵ vorkommt, zur ursprünglichen Kultfigur gehörte.⁶ Das Kultbild wird von Priestern begleitet, die auf Stäben befestigte Götter-Standarten tragen, dann folgen die Gruppe der Tympanon-schlagenden Priesterinnen und ein Flötenspieler. Vor der Prozession sitzt ein Priester — mit Götter-Standarte und einem Stock in der Hand — am Boden.⁷

⁴ W. WEBER: Ein Hermes-Tempel S. 19 f., Drei Untersuchungen zur ägyptisch—griechischen Religion. Heidelberg 1911. S. 29—48 und Die ägyptisch—griechischen Terrakotten. Berlin 1914. S. 19—25. — BISSING: Das heilige Bild von Kanopos. Bull. Soc. Arch. Alex. (1929 Nr. 24) S. 39—54, Nachtrag zum «Heiligen Bild von Kanopos» Bull. Soc. Arch. Alex. (1930, Nr. 25) S. 97 f. und Ägyptische Kultbilder der Ptolemäer- und Römerzeit. (Der alte Orient. 34, 1936) S. 28—34. — B. H. STRICKER; Een Egyptisch Cultusbeeld uit grieksch—romeinse tijd. Oudheidkundige Mededeelingen 24 (1943) S. 1 ff. — Die sich mit den Kultbildern beschäftigende einzige ausführliche literarische Quelle ist die interessante Legende bei Rufinus: Hist. eccles. XI. 26. Vgl. Lukianos, Jup. tragödi. 42 (690). Die Abb. 3 zeigt eine der Marmorstatuen, die in dem in der Nähe von Alexandria, in Ras el Soda freigelegten römerzeitlichen Heiligtum zum Vorschein kamen.

⁵ Budapest, Kunsthistorisches Museum Inv. Nr. 50.139. Bulletin du Musée Hongrois des Beaux-Arts Nr. 2 (1949) S. 8 ff. Nr. 10. Antik kiállítás (vezető) (Führer durch die antike Ausstellung) Budapest, 1947, 14. Nr. 46. — Vgl. u. a.: WEBER: Die ägyptisch—griechischen Terrakotten. Nr. 1—5.

⁶ Man versteht, dass WEBER (a. W. S. 19 Anm. 3) zu einer entgegengesetzten Folgerung gelangte, da er nur die Darstellungen berücksichtige, in denen der Osiris von Kanopos in der Hand getragen wird. Die Andeutung der von Nachbildungen bekannten Reliefverzierung kann bei dem Mosaik natürlich nicht erwartet werden, da dieses das Gefäss mit insgesamt 7—8 Mosaikwürfelchen wiedergibt. Die helle Linie im dunklen Feld der Säule des Hintergrundes, die nach oben verläuft, ist entweder die Folge eines Missverständnisses, oder die Andeutung des auf die plastische Formwiedergabe der Säule zielenden Glanzlichtes.

⁷ Was die übrigen Gestalten der Prozession betrifft, ist die Darstellung von WEBER (Hermestempel, 15) weniger genau, die von SCHMIDT ganz oberflächlich. Doch auch so wäre es noch schwer, über die Tätigkeit und über die Rolle des an der Spitze der Prozession am Boden sitzenden Mannes, sowie der am rechten Rande der Szene vorwärts geneigten Gestalt, mehr zu sagen, als die beiden genannten Verfasser. Die Szene wurde wahrscheinlich entlang des rechten Randes abgeschnitten, was auch aus dem von der kleinen Halle schräg nach oben laufenden dunklen Fleck und aus der nach aussen gerichteten Haltung der rechtsseitigen Gestalten zu ershen ist. In die zur Begrüssung ausgestreckte Hand der den Ölweig haltenden Gestalt gab der Künstler des Mosaiks wahrscheinlich deshalb ein verzeichnetes Tympanon, um auf diese Weise die sonst sinnlose Bewegung irgendwie zu motivieren.



Abb. I

Bezeichnend für die Komposition des Mosaiks von Präneste ist die Tatsache, dass sie aus leicht trennbaren Teilen aufgebaut ist, die im Original zu verschiedenen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten entstanden sein dürften, doch in gleichem Masse in den Motivenschatz, in die Mustersammlungen der kaiserzeitlichen Wanddekorateure, der Mosaik- und sogar der Bildhauerwerkstätten aufgenommen wurden.⁸

Selbstverständlich wurden diese Einzelheiten bei ihrer Verwendung in der Ganzheit des Mosaiks, bis zu einem gewissen Grad modifiziert, vereinfacht, oder man liess jene Einzelheiten weg, für die man keine Verwendung hatte. Bei der Gruppierung wurde nicht den Anforderungen der ursprünglichen, sondern denen der neuen Komposition Rechnung getragen. Diese Art und Weise der Komposition erschwert es sehr, die ursprüngliche Bedeutung und den ursprünglichen Inhalt der einzelnen Mosaikteile näher zu bestimmen. Z. B. dürfte die hier besprochene Kultszene — aller Wahrscheinlichkeit nach — nur einen Teil der ursprünglichen Komposition bewahrt haben.⁹ Man darf annehmen, dass noch ein Heiligtum, sicherlich aber auch die Darstellung der übrigen Teile der Prozession dazugehörten, wodurch die richtige Bestimmung wahrscheinlich leichter wäre, als auf Grund des erhalten gebliebenen Teiles. Was daher in der Kultfrage gesagt werden kann, bezieht sich — und auch das nur unter Vorbehalt — nur auf die vor uns befindliche Szene.

Der wichtigste und bezeichnendste Teil der Prozession ist das von den Pastophoren getragene Kultbild. Die übrigen Personen können für keinen bestimmten Kult als bezeichnend betrachtet werden, denn sie spielen in den verschiedensten religiösen Zeremonien gleicherweise irgendeine Rolle. Erwähnt zu werden verdient der Umstand, dass das Osiris-Bild von Kanopos nicht — wie es in anderen Darstellungen meistens der Fall ist — in der Hand,¹⁰ sondern von vier Priestern auf einem Gestell getragen wird,¹¹ was darauf hindeuten scheint, dass es sich hier um eine im Mittelpunkt der Prozession stehende Gottheit handelt.¹²

⁸ SCHMIDT: a. W. S. 78 ff.

⁹ S. Anm. Nr. 7.

¹⁰ Auf den Säulenresten des römischen Iseum Campense: STUART JONES: *The Sculptures of the Museo Capitolino*. 1912. 360. Nr. 14, 15. Pl. 92. Terrakotten: BRECCIA: *Terrecotte figurate greche e greco-egizie del Museo di Alessandria*. I. Nr. 280. Taf. XVII. 3. — Voigt: *Exped. E. von Sieglin II*. 2. 83. Taf. I. 3.

¹¹ Ein solches Gestell ist uns nicht nur aus Darstellungen, sondern auch im Original bekannt. Es wurde im Pnephros-Heiligtum von Theadelphia gefunden. (*Monuments de l'Égypte Gréco-Romaine I*. 1926). 109. Taf. LV. LVI. 2. Vgl.: *Die Terrakotta-Darstellungen von zweien eine Osiris-Figur von Kanopos in Naiskos tragenden Pastophoren*: BRECCIA: *Terrecotte figurate II*. 1934. Nr. 211. KAUFMANN: *Graeco-ägyptische Koroplastik*. 1915. Nr. 298. Das letzte Stück wurde in Arsinoe (Fayum) gefunden.

¹² Auf Grund der Maße, die mit denen der bekannten Marmorexemplare fast übereinstimmen, kann vermutet werden, dass zum Tragen des Kultbildes nicht vier Personen nötig waren, besonders, wenn — wie man es annehmen darf — das Kultbild gewöhnlich nicht aus Marmor, sondern aus Holz oder Metall hergestellt wurde.

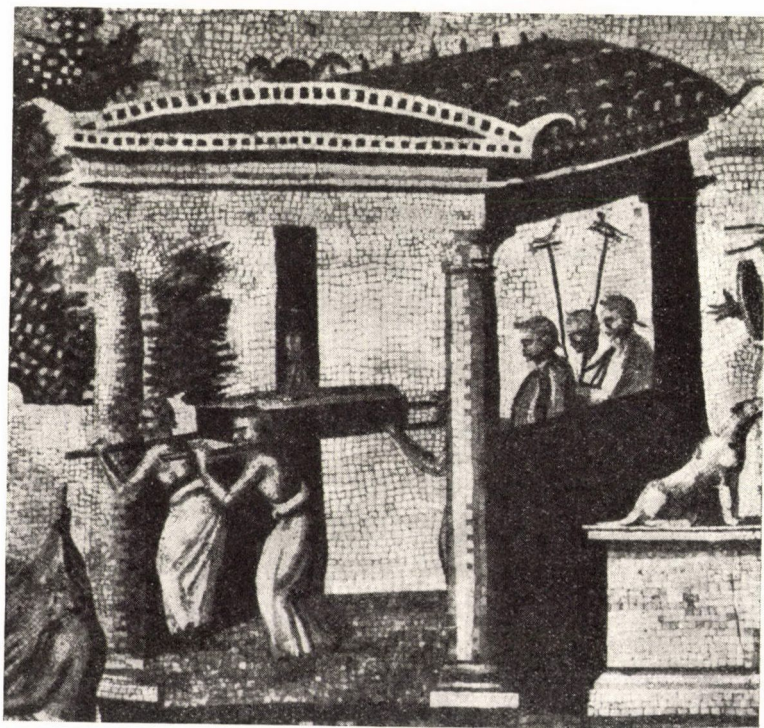


Abb. 2, Abb. 3

Auf Grund dieser Überlegungen darf es als wahrscheinlich gelten, dass Osiris von Kanopos in der hier besprochenen Prozession nicht als eine *begleitende*, nicht als nur *eine* der an der Prozession teilnehmenden verschiedenen Gottheiten, sondern als Hauptgott erscheint. Daraus ergibt sich die Möglichkeit zu einer weiteren Folgerung in Bezug auf den Schauplatz der Handlung. Es ist bekannt, dass sich der Hauptverehrungsort des Osiris von Kanopos — so sehr auch sein Kult im Ägypten der Kaiserzeit verbreitet gewesen sein mag¹³ — in Kanopos¹⁴ befand, wo auch die ursprüngliche Kultstatue stand. Angenommen nun, dass das Kultbild den berühmten Osiris von Kanopos selbst darstellt,¹⁵ so kann man die dargestellte Szene nur nach Kanopos verlegen.

Es stellt sich nun die Frage, ob die Umgebung, der landschaftliche und architektonische Rahmen der Szene, die vermutete Lokalisierung begründen? Der bereits erwähnte «kompilative» Aufbau der Szene gestattet auch hier keine jeden Zweifel ausschliessende Beantwortung der Frage. Die Bestätigung wird auch noch durch den Umstand erschwert, dass unsere Bild und Topographie des antiken Kanopos betreffenden Kenntnisse recht lückenhaft sind.¹⁶ Es muss aber berücksichtigt werden, dass die antiken Städtebilder im allgemeinen keinen Anspruch auf eine — im heutigen Sinne des Wortes — getreue Wiedergabe des Landschaftsbildes erheben¹⁷ und sich bei der Andeutung des Ortes, des Schauplatzes mit einigen allgemeinen, als ständiges Merkmal wiederkehrenden Objekten begnügen.¹⁸ Aus diesem Grunde ist die genaue Kenntnis der antiken Topographie von Kanopos für uns vielleicht weniger wichtig, als die Kenntnis jener berühmten, allgemein bekannten Merkmale und Objekte, die im antiken allgemeinen Bewusstsein lebten, und die man imstande ist aus der Literatur der Antike kennen zu lernen.¹⁹ Solche Merkmale waren vor allem die Osiris- und Isis-Heiligtümer, ferner die an den Ufern des zur Stadt führenden Kanals gelegenen Erholungs- und Vergnügungsstätten. Man weiss auch, dass Kanopos zur Zeit der Ptolemäer ein wichtiger Kriegshafen war. Untersucht man nun in unserem Mosaik die unmittelbare Umgebung der Kultszene unter dem Gesichtspunkt gerade dieser Merkmale, so

¹³ Darauf deuten die Fundorte der das Kultbild darstellenden Terrakotten, die von einer allgemeinen und intensiven Verehrung der Gottheit in Alexandria, in Fayum und in Mittel-Ägypten zeugen.

¹⁴ BRECCIA: *Le rovine e i monumenti di Canopo*. (Monuments de l'Égypte Gréco-Romaine I. 1926) S. 7–84.

¹⁵ Seinen Ruhm verkünden die zahlreichen ausserhalb von Ägypten gefundenen Nachbildungen und Darstellungen. Ein interessantes Exemplar wurde in neuester Zeit in Soli (Zypern) gefunden. WESTHOLM: *The temples of Soli*. Taf. XXIII. 1–2. Nr. 329. S. 215.

¹⁶ Die bisher beste Zusammenfassung ist im zitierten Werk von BRECCIA zu sehen. Vgl. vor allem die dort publizierte Landkarte.

¹⁷ M. ROSTOWZEW: *Die hellenistisch-römische Architekturlandschaft*. RM 26 (1911) S. 77, 149, 157 ff.

¹⁸ Ein solches Objekt ist z. B. im Falle der Stadt Alexandria der Pharos.

¹⁹ Die Aufzählung der Kanopos betreffenden Auktorstellen s. bei BRECCIA: a. W. S. 16–20. Vgl. KEES: *Kanobus*, RE X. 1929. S. 1857–70.



Abb. 4

stellt es sich bald heraus, dass ein jedes derselben im Mosaik identifiziert werden kann. Links von der Kultszene befindet sich das grösste Tempelbild des Mosaiks, welches in seinen architektonischen Formen auf die Zeit der Ptolemäer deutet.²⁰ Der Tempel und der mit ihm zusammenhängende Wohnturm sind durch eine Mauer mit der kleinen offenen Halle verbunden. Auf der rechten Seite ist das gewölbt gebaute Hafenufer zu sehen. In der Bucht des Hafens schwimmen auf dem Wasser ein Kahn, eine Nilbarke und ein Kriegsschiff. Auf der linken Seite des Tempels, gleichfalls an einer auffallenden Stelle, findet man eine über dem Kanal errichtete Laube, darunter, am Ufer des Wassers aus Stein erbaute Klinen, auf denen sich eine lustige Gesellschaft vergnügt. Diese Einzelheiten des Mosaiks könnten für sich allein kaum lokalisiert werden, doch in ihrer Gesamtheit vermitteln sie uns — auf fast erschöpfende Weise — jenes Bild, welches den Kanopos betreffenden antiken Vorstellungen entspricht. Es wäre natürlich festzustellen, welches Heiligtum von Kanopos in dem Tempel dargestellt wird, oder wie sich das gewonnene Bild in seiner Gesamtheit zur Topographie von Kanopos verhält. Man muss auch mit der Möglichkeit rechnen, dass die Meister des Mosaiks einzelne Teile des als Vorlage dienenden Landschaftsbildes von Kanopos aus dem Zusammenhang herausgerissen, nach Veränderung ihres gegenseitigen Verhältnisses, willkürlich verwendeten.²¹ Für die hier behandelten Frage ist einzig allein der Umstand von Wichtigkeit, ob sich die vermutlich nach Kanopos zu verlegenden Kultszene in der Tat an solche landschaftliche Einzelheiten anschliesst, die uns in ihrer Gesamtheit die sehenswürdigen Merkmale des antiken Kanopos gut vermitteln können. Diese Überlegungen wären dann geeignet, die vermutliche Lokalisierung der Kultszene in grossem Masse glaubhaft zu machen.²²

²⁰ W. WEBER: Hermes-Tempel S. 14 f. WEBER gibt eine Zusammenstellung der Darstellungen von diesem Tempeltypus und kommt zum Schluss, dass das Vorbild in dem zur Zeit von Ptolemäus I. errichteten alexandrinischen Zentralheiligtum, vielleicht im Isis-Heiligtum, zu suchen sei.

²¹ Der Kanal und die Laube dürften auf dem ursprünglichen Bild — aller Wahrscheinlichkeit nach — nicht dort gewesen sein, wo sie heute zu sehen sind. Betrachtet man das Mosaik als eine vom Meer aus gesehene Darstellung von Ägypten, so müsste der erwähnte Teil eher rechts von dem Hafen und dem Tempel gesucht werden. Auf die Willkür des Meisters des Mosaiks deuten auch die neben dem Hafen liegende Sumpfgegend und die Insel mit der ländlichen Gebäudegruppe. Zur Landschaft von Kanopos darf vielleicht auch der im ägyptischen Stil erbaute Tempel gehört haben, den man über der hier besprochenen rechten unteren Ecke des Mosaiks sieht. Den oberhalb des Tempeltors dargestellten Adler mit ausgebreiteten Flügeln findet man auch auf alexandrinischen Münzen, die das Kultbild von Kanopos mit dem Tempel zeigen.

²² SCHMIDT erwähnt in seiner zitierten Arbeit (S. 53), dass die kleine offene Aedicula infolge ihrer geographischen Lage mit Kanopos zu identifizieren wäre. Seine Beobachtung klingt in dieser Form umso auffallender, da er gleichzeitig das Heiligtum auf der linken Seite der Aedicula mit dem Scrapeion von Memphis zu identifizieren versucht (S. 61), was die oben erwähnte geographische Bestimmung völlig sinnlos erscheinen lässt. Erwartet man überhaupt von dem Mosaik irgendeine geographische Genauigkeit, so bietet sich dazu nur eine Möglichkeit: der untere Rand des Mosaiks zeigt uns das überschwemmte Sumpfgelände des Deltas, wo auf der rechten Seite Kanopos liegt, während man Alexandria ausserhalb des rechten Mosaikrandes zu suchen hätte. Wäre jemand

Ist es nun vorstellbar — fragen wir uns weiter —, dass das umfangreiche ägyptische Landschaftsbild, welches uns einen Begriff von den Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes zu vermitteln bestrebt ist, unter Umgehung von Alexandria, in auffallender Weise gerade Kanopos zeigen würde? Auch auf diese Frage gibt uns wiederum nicht die Untersuchung der geographischen und politischen Tatsachen, sondern die der antiken Vorstellungen die entsprechende Antwort. Es ist unbestreitbar, dass die Stadt Alexandria nicht nur in der hellenistischen Zeit, sondern auch in der Kaiserzeit, die wichtigste und grösste Stadt nicht allein von Ägypten, sondern des ganzen östlichen Mittelmeerbeckens war. Doch kann es ebensowenig bestritten werden, dass die antike Denkweise Alexandria nicht so innig mit Ägypten verband, wie diese heute — aus gewichtigen Gründen — seitens der modernen Wissenschaft geschieht. Für uns ist Alexandria nicht nur das administrative, sondern auch das wirtschaftliche Zentrum des hellenistischen und kaiserzeitlichen Ägyptens. Blüte und Reichtum der Stadt Alexandria wurden durch Fronarbeit und Ausbeutung des ägyptischen Volkes gesichert. Für die öffentliche Meinung der Antike war Alexandria eine griechische und «internationale» Stadt, ein grosses wichtiges Zentrum des Reiches, welches *bei* und nicht *in* Ägypten lag,²³ und dessen Leben, z. B. vielmehr dem Leben Roms und dem der grossen Städte des Ostens als dem der ägyptischen Gegend glich. So ist es zu verstehen, dass die antiken Schriftsteller, wenn sie über Ägypten sprechend dessen exotische Eigenart betonen und nach alter Sitte mit irgendeinem Stadtnamen — *pars pro toto* — auf das ganze Land hindeuten wollen, häufig den Namen Kanopos benützen.²⁴

Für die Meister des Mosaiks war gerade der Gesichtspunkt massgebend, Ägypten als ein besonderes, an exotischen Sehenswürdigkeiten reiches, von den gewohnten italischen Gegenden in landschaftlicher Hinsicht abweichendes Land darzustellen. Dazu kommt noch der Umstand, dass die am westlichsten Zweig des Nils liegende Stadt Kanopos bereits sehr früh²⁵ ein Stützpunkt der nach Ägypten gerichteten Schifffahrt war und es ist kein Zufall, dass der die Himmelsrichtung bestimmende Stern der nach Süden strebenden Schiffe nach dieser Stadt benannt wurde.²⁶ In der Kaiserzeit war Kanopos in gleichem Masse berühmt und berüchtigt wegen seiner Erholungs- und Vergnügungsstätten

geneigt, in der erwähnten Gebäudegruppe Alexandria zu sehen — was allerdings schwer zu beweisen wäre — so müsste die Stadt Kanopos links davon gesucht werden. Die Annahme von SCHMIDT erscheint noch merkwürdiger, wenn man bedenkt, dass er auch das Osiris-Kultbild von Kanopos nicht erkannte.

²³ DOBROVITS: *Egyptom és a hellenizmus.* (Ägypten und der Hellenismus.) Budapest 1943. S. 17 ff.

²⁴ Kanopos z. B. Propertius IV. 10 S. 39 ff. Juvenalis Sat. I. 26. Taf. XV. 46. — Juvenalis stellt der ägyptischen Landschaft Kanopos — und nicht Alexandria — gegenüber.

²⁵ Aischylos, Prometheus S. 846 f.

²⁶ HOPFNER: Plutarch über Isis. II. S. 101 f. Vgl. REHM: Kanopos RE X. 1919. Sp. 1881—1883.

und wegen seiner Heiligtümer.²⁷ Sein Fremdenverkehr war bedeutend.²⁸ Die Annehmlichkeiten seines Lebens waren nicht weniger berühmt, als seine lockeren Sitten. Es ist also gar nicht unmöglich, dass die Hersteller des Mosaiks, bestrebt in dem Landschaftsbild Ägypten als Ganzes zu zeigen, für diesen Zweck einen charakteristischen und vom Meer gesehen zuerst auffallenden Ausschnitt der Stadt Kanopos wählten.

Nachdem nun der mutmassliche Schauplatz der Handlung bekannt ist, wollen wir schliesslich noch versuchen, den Zeitpunkt und die Art des Festes zu bestimmen. Dazu stehen uns die wenigsten Anhaltspunkte zur Verfügung. Dürfte man annehmen, dass die für das Mosaik als Ganzes bezeichnende Nilüberschwemmung in der Tat auch in der ursprünglichen Komposition vorhanden war, so wäre es leicht, an das Osiris-Fest am Jahresanfang zu denken. Leider, bietet sich dazu nur wenig Möglichkeit, da gerade die Kultszene und die mit ihr als zusammenhängend beurteilten Einzelheiten am allerwenigsten auf ein Inundationsgebiet deuten. Neben dem Neujahrsfest könnte vor allem an die am 17.—20. des Monats Athyr stattfindenden Feierlichkeiten gedacht werden, in deren Mittelpunkt Riten der Osiris-Mythe standen.²⁹ Besonders die aus der Beschreibung von Plutarch bekannte, am 19. des Monats Athyr abgehaltene Zeremonie könnte hier in Frage kommen, in deren Verlauf die Prozession an die Meeresküste (!) zog und in einen goldenen «Kibotion» trinkbares Wasser gegossen wurde. Die Handlung wurde von Zurufen, die die Auffindung des Gottes Osiris verkündeten, begleitet.³⁰ Wir wollen hier die Frage, ob das «Kibotion» mit dem im Kult von Kanopos vorkommenden gefässförmigen Kultbild zu identifizieren wäre, nicht weiter erörtern, ebenso auch nicht die übrigen Phasen der Zeremonie, sondern uns mit der Feststellung begnügen, dass diese Zeremonie vor allem berufen ist, die Vorstellung wiederzugeben, wonach Osiris mit dem Wasser identisch wäre,³¹ was übrigens ein charakteristischer Zug im Wesen der Gottheit vom Kanopos war.

Die letzte Frage, die wir noch zu beantworten haben, bezieht sich auf die Entstehungszeit der besprochenen Darstellung. Hier können wir — approximative — vor allem die äussersten Zeitgrenzen bestimmen. Der terminus ante quem ist die Herstellungszeit des Mosaiks von Präneste, die von Rumpf — zweifellos richtig — auf das III Jahrh. u. Z. verlegt wird.³² Als terminus post

²⁷ Die Kulte von Kanopos und ihr Ruhm: HOFFNER; Plutarch über Isis II. S. 102.

²⁸ FRIEDLÄNDER: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. I.⁹ S. 427 f.

²⁹ BILABEL: Die gräco-ägyptischen Feste. Neue Heid. Jb. 1929. S. 38—41.

³⁰ Unserer Ansicht nach beschreibt Vitruvius (de arch. 185) (*itaque cum hydria aqua ad templum aedemque casta religione refertur, tunc in terra procumbentes manibus ad caelum sublatis inventionis gratias agunt divinae benignitati*) die hier erwähnte Szene zwar auf eine missverständene, doch immerhin charakteristische Weise.

³¹ HOFFNER: a. W. II. S. 166 f. Der Zusammenhang zwischen der Verehrung des Wassers und dem Osiris-Mysterium: Firm. Mat. de err. prof. rel. II. 1.

³² Handbuch der Archäologie. 6. Lieferung. Malerei und Zeichnung. 1953. S. 193.



Abb. 5

quem kann die Entstehung bzw. die Verbreitung des Osiris-Kultbildes von Kanopos betrachtet werden. In Kanopos dürfte die Verehrung einer in Gefässform dargestellten Gottheit ein uralter Kult gewesen sein.³³ Diese Gottheit, die zur Zeit des Frühhellenismus auch mit Adonis identifiziert wurde,³⁴ und deren Hauptmerkmal der Zusammenhang mit dem befruchtenden Wasser gewesen sein dürfte, wurde vermutlich schon recht frühzeitig mit Osiris identifiziert. Ptolemäus III. errichtete dieser Gottheit ein grosses Heiligtum³⁵ und wahrscheinlich entstand damals auch das kanonisch gewordene Kultbild, welches bereits unter dem Namen Osiris bzw. Serapis allgemein bekannt wurde.³⁶ Der ptolemäische Ursprung wird durch die hellenistische Terrakotte bestätigt, die in Alexandria, auf dem Gebiete der Hadra-Nekropolis, zum Vorschein kam.³⁷ Aus späthellenistischer Zeit und vom Anfang der Kaiserzeit stehen uns in Bezug auf die Verbreitung des Kultbildes nur spärliche Angaben zur Verfügung. Das Kultbild erscheint zuerst in der zweiten Hälfte des I. Jahrhunderts u. Z. auf den alexandrinischen Münzen, auch die bekannten Nachbildungen sind nicht früheren Ursprungs.³⁸ Das Osiris-Bild von Kanopos dürfte damals eine grössere Verbreitung gefunden haben, was jedoch die Möglichkeit einer früheren Entstehung nicht ausschliesst. Diese Umstände legen die Vermutung nahe, dass die ursprüngliche Komposition des besprochenen Teiles im Mosaik von Präneste vermutlich in der Frühkaiserzeit, genauer bestimmt gegen Ende des I. Jahrhunderts entstand.³⁹

BEITRAG ZU DEM GRIECHISCH—ÄGYPTISCHEN PRIVATKULT

In der griechisch—ägyptischen Terrakottensammlung des Kunsthistorischen Museums in Budapest, ist eine bisher von anderswo nicht bekannte Darstellung des Gottes Bes zu finden (Abb. 6).¹ Die Statuette, die das bei den

³³ BISSING: Ägyptische Kulturbilder der Ptolemäer- und Römerzeit. Der alte Orient 34 (1936) S. 32 f.

³⁴ Parthenios frg. 37. Kallimachos ep. 55. Vgl. MITTELHAUS: Kanopites RE X. 1919. Sp. 1878 f.

³⁵ DITTENBERGER: Or. 60. BRECCIA: Le rovine di Canopo, 21. Erwähnt von Philostratos, Vit. soph. II. 7.

³⁶ WEBER: Die äg.—griech. Terr. 24. Der Autor schliesst auf Grund der ätologischen Legende und der Form-Merkmale des Kultbildes auf die ptolemäische Entstehung. BISSING: a. W. S. 33. Er verlegt die Entstehung des klassischen Typus in das I. Jahrhundert u. Z.

³⁷ ADRIANI: Annuaire du Musée Gréco—Romain (1935—1939), Taf. XLII. 3. 105. Plastisches Gefäss.

³⁸ W. WEBER: Ein Hermes-Tempel des Kaisers Marcus. S. 19 f. Vogt: Die alexandrinischen Münzen, passim.

³⁹ Der «Canopus» aus der Tibur-Villa von Hadrianus zeigt, dass der Ruhm von Kanopos damals seinen Höhepunkt erreichte.

¹ Inv. Nr. T. 506. Aus der Sammlung von P. ARNDT. 12 cm hoch. Aus rotbraunem Ton, glatte graue Oberfläche, mit den Spuren der weissen Deckschicht. Aus zwei Formen; glatte Rückfläche mit runder Öffnung; innen hohl. Vorderteil des Kopfschmuckes abgebrochen, an anderen Stellen geringe Beschädigungen. W. WEBER: Die ägyptisch—griechischen Terrakotten. 1914. S. 72. Abb. 43; S. 77, Anm. 207. J. Vogt: Terrakotten (Exp. E. Sieglin II. 2 (1924) S. 15, Abb. 17. Z. OROSZLÁN: Antik terrakotta gyűjtemény (= Antike Terrakottensammlung) (1930) 72, Nr. 3. 81.



Abb. 6

römerzeitlichen ägyptischen Terrakotten gewohnte niedrige künstlerische Niveau zeigt, ist in besonders gedrungener Körperhaltung, in starrer Vorderansicht, mit auf die Hüfte gestützten Händen dargestellt. Auf dem Kopf befindet sich der übliche Straussfedern-Schmuck, das verzerrte Gesicht mit ausgestreckter Zunge ist von einem runden Bart umrahmt, auf der Brust ruht eine am Hals befestigte Bulle. Die Gestalt ist völlig unbekleidet. Die Terrakotte erweckt nicht durch die übliche Gestalt des Gottes, sondern durch die neben ihr befindlichen Gegenstände das Interesse. Auf der rechten Seite, auf dem Sockel, steht ein Gefäß mit rundem Körper und kurzem Hals. Das Gefäß vertritt einen weit verbreiteten Typus der die alten Traditionen befolgenden ägyptischen Massengeramik.² Auf der anderen Seite sieht man zwei übereinander gelegte, mit Reliefrosette verzierte Scheiben. Die Rosetten sind von einem mit Schnurmotiv verzierten Rand umgeben. Die beiden Scheiben wurden von Weber, der die Terrakotte zuerst publizierte,³ als Säcke, von Oroszlán⁴ als Körbe bezeichnet. Beide Forscher suchten die Bestimmung — wie es auch durch Sack- bzw. Korbdarstellungen auf Terrakotten bestätigt wird — in falscher Richtung.⁵

Die reliefgeschmückten Scheiben stellen Brote, bzw. Kuchen dar. Diese Bestimmung wird durch eine ganze Reihe von Funden und Darstellungen bestätigt. Die Grundform sowohl des ägyptischen als auch des griechisch—römischen Brotes ist flach, rund und in kleine Segmente aufgeteilt.⁶ In der Reihe der Verfasser, die sich mit der Beschreibung der griechisch—römischen Terrakotten beschäftigten, war Vogt⁷ der einzige, der die Brotdarstellungen auf einigen Terrakotten richtig erkannte. Die Feststellung von Vogt muss dahingehend ergänzt werden, dass es sich um keine gewöhnlichen Brote, sondern um bei der Kulthandlung verwendete Opferbrote bzw. Opferkuchen handelt.

Unter den Opfergegenständen spielte fast in allen antiken Religionen das Brot oder irgendeine feinere Brotart (Kuchen, Fladen)⁸ eine wichtige Rolle. Das Brot war besonders im Kult der Toten und der Todesgötter ein wichtiges Opfergeschenk.⁹ In Ägypten gehörte das Brot zu den wichtigsten Totenopfern und fehlte niemals in der Reihe der auf den Grabsteinen und Opfertafeln

² Vgl. z. B. G. CATON-THOMPSON, E. W. GARDNER: *The Desert Fayum*, 1934. Pl. XCVI/34 (ptolemäisch), Pl. XCVIII/9—14 (römisch).

³ a. W. S. 77, Anm. 207.

⁴ a. a. O.

⁵ Sack: *AE LII*, Abb. 85 (S. 89), Korb: WEBER: a. W. Nr. 142—3 (Taf. 14).

⁶ BLÜMNER: *Technologie I*², (1912) S. 87 ff.

⁷ a. W. S. 9 f. Eigenartigerweise wurde die Feststellung von Vogt seither nicht berücksichtigt, obwohl sich — davon ausgehend — die Möglichkeit geboten hätte, einige interessante Folgerungen bezüglich des römischen—ägyptischen Kultes zu ziehen.

⁸ ORTH: *RE XI* (1922) 2094—99; DEONNA: *Le mobilier Délien* (1938) S. 230 f.

⁹ HAUSLEITNER: *Reallexikon für Antike und Christentum*, IX 1954, 613.



Abb. 7

aufgezählten und den Göttern dargebrachten Opfer.¹⁰ Das Brot gelangte vermutlich aus dem Totenkult in den Osiris- und Isis-Kult.¹¹ Die für kultische Zwecke verwendeten Brote wurden aus besserem Teig und in besonderer Form hergestellt. Manchmal wurden die üblichen flachen, runden Brote für Opferzwecke mit einer speziellen Verzierung, mit einem besonderen Zeichen versehen.¹² Unter den dafür in Frage kommenden Verzierungen war die auf ägyptischen Terrakotten häufig dargestellte Rosette bzw. Strahlenverzierung sehr verbreitet. Diese Verzierung dürfte auch auf eine mit der Sonne zusammenhängende festliche Zeremonie oder Gottheit hingewiesen haben.¹³ Die verzierten Brote wurden mit Hilfe von Negativformen oder Stempeln hergestellt.¹⁴ Die Opferbrote kaufte man entweder auf dem Markt,¹⁵ oder man verfertigte sie im eigenen Haushalt.¹⁶ Man darf annehmen, dass dieselben auch in den Heiligtümern, in denen man Opferbrote darbrachte, gleichfalls feilgeboten wurden.¹⁷

Der Inhalt des neben dem Gott Bes stehenden Gefäßes muss wohl eine den Broten ähnliche Bestimmung gehabt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Gefäß, welches nicht nur in Bes-, sondern vor allem auch in Harpokrates- und anderen kultischen Darstellungen vorkommt, einen Wasserkrug darstellt. Bekanntlich spielten Wasser und Wasseropfer in dem ägyptischen Kult eine wichtige Rolle.¹⁸ Brot- und Wasseropfer sind besonders im Totenkult eng miteinander verknüpft. Auf eine sehr interessante Weise wird dieser Umstand auch durch einen in Berlin aufbewahrten Papyrus beleuchtet (nach Hopfner:) Die Totenklage... «musste vorgetragen werden von zwei Weibern mit schönem Körper. Sie hatten sich bei der Hauptpforte des Festsaaes auf

¹⁰ BUDGE: *The Mummy*. 1925. S. 435; KEES: *Totenglauben*. 1926. S. 352; HAEFFNER: *Archiv Orientalni* 20 (1951) S. 607 ff. Als Beispiel sei hier eine im Kunsthistorischen Museum aufbewahrte, bisher nicht publizierte Opferplatte aus der Zeit der Ptolemäer gezeigt (Abb. 7), Inv. Nr. 51. 2108. Schwarzer Basalt. Masse der Bildfläche: 26 × 21 cm. In der Mitte, am Oberteil des Altars, vier scheibenförmige Brote.

¹¹ Juvenalis, VI. 540. — Plutarchos, de Is. 30 u. 50. — Suetonius, Vesp. 7, 1. Vgl.: HOPFNER: *Plutarch über Isis*. II. 1941. 222. P. Cornell 1. Vgl. BRADY: *The Reception of the Egyptian Cults*. 1935. S. 13.

¹² ORTH: a. a. O. DÖLGER: *Antike und Christentum I*. 1929. S. 1 ff. DEONNA: a. a. O. *Reallex. für Antike und Christ.* II. 1954. S. 626 ff. Zu den ägyptischen Brotformen: BORCHARDT: *ZAcSpr.* 1932. Taf. V.

¹³ ORTH: a. W. 2096. Die Rosette als Sonnensymbol: DELBRUECK—VOLLGRAF: *JHS* 1934. S. 135 f. — Unter den Terrakotten besonders bezeichnend: GRAINDOR: *Terres-cuites de l'Égypte Grèce—Romaine* (1939) Nr. 21.

¹⁴ ORTH: a. a. O. DÖLGER: a. a. O. DEONNA: a. W. S. 231. *Reallex. für Antike und Christ.* II. 1954. S. 630 f. (ECKSTEIN—KLAUSER). Ägyptische Brotstempel: Exp. Sieglin II, 3. 1913. S. 222 ff. Taf. 49—52. *JHS* 33 (1913) Pl. 7. SCHWEITZER: *JdI*. XLVI. 205. Anm. 8.

¹⁵ Theophrastos, *Char.* XVI. 10.

¹⁶ Theokritos, XV. S. 117 f. Im Haushalt des Dioiketes Apollonios: P. Cornell 1. P. Cairo Zenon IV. 59569, 59708.

¹⁷ Im Kronostempel zu Alexandria erhielt z. B. jeder, der sich an den Tempel wandte, vom kultischen Brot, welcher im angeführten Heiligtum als Kronos-Brot bezeichnet wurde. (Athen. III 110. B.) W. OTTO: *Priester und Tempel*. II. 1908. S. 34.

¹⁸ ERMAN: *Religion*. 1934. 190, passim.



Abb. 8

die Erde zu setzen und auf ihre Schultern die Namen Isis und Nephtys zu schreiben. In ihre rechte Hände waren ihnen Majolikakrüge mit Wasser zu geben, in ihre linken Hände Opferbrote aus Memphis.»¹⁹

Die in Budapest aufbewahrte Terrakotte zeigt also den Gott Bes mit dem ihm dargebrachten Brot- und Wasser- (vielleicht Wein-) Opfer. Obwohl die genaue Analogie dieser Darstellung unter den bisher veröffentlichten griechisch—ägyptischen Terrakotten nicht bekannt ist, gibt es ihr ähnliche Typen in umso grösserer Anzahl.²⁰ Letztere zeigen Harpokrates und Bes, neben ihnen oder in ihrer Hand ein Opferbrot oder ein Opfergefäss. Häufig sind auch beide Opfergaben vorhanden. Opferbrote und Opfergefässe sind nicht nur in den Bildern von Harpokrates und Bes, sondern auch in den Terrakottendarstellungen der Kulthandlungen zu finden.²¹ Während jedoch bei den Kultdarstellungen die Opfergegenstände in der Hand der das Opfer darbringenden Menschen erscheinen, wurden dieselben in den Darstellungen von Harpokrates und Bes in der Umgebung, in dem Besitz des Opfer-empfangenden Gottes gezeigt. Die gemeinsame Darstellung der Gottheit und der Opfergegenstände war in Ägypten eine uralte Tradition. Allgemein bekannt ist das in allen Perioden der ägyptischen Kunst sehr beliebte Schema, welches die Gottheit, den Opferdarbringenden König (oder die opfernde Privatperson) und auf einem kleinen, zwischen den Beiden stehenden Tischchen die Opfergegenstände zeigt (Abb. 8).²² Die Darstellung der Opfergegenstände geschieht in diesem Schema auf eine für die ägyptische Kunst bezeichnende, die «grössten Flächen» zeigende Weise: die einzelnen Gegenstände sind gesondert, in der bezeichnendsten Ansicht, übereinander gelagert. Diese, jede Perspektive entbehrende Darstellungsweise ist auch für die Opferbrot-Darstellungen der römischerzeitlichen Terrakotten charakteristisch. Die Brote sind — auf die Kante gestellt, die verzierte Fläche dem Beschauer zugewendet — fast in der Luft schwebend neben der Gottheit angeordnet. Diese Übereinstimmung der Formen in den traditionellen Opfer-Darstellungen und in den auf Terrakotten gezeigten Opfergegenständen ist offenbar kein Zufall, sondern das Resultat einer bewussten Über-

¹⁹ Der Totenpapyrus von Tarur, Berlin 3008, ed. BUDGE. HOPFNER: Plutarch über Isis I. 1940. S. 65. Besonders interessant ist, dass das Gefäss und das Brot genau so angeordnet sind, wie auf der Bes-Terrakotte. Das Opferbrot von Memphis dürfte eine spezielle, für kultische Zwecke hergestellte Brotart gewesen sein.

²⁰ Vgl. z. B. PERDRIZET: *Les terres-cuites grecques de l'Égypte*. 1921. Pl. XXIX—XXX.

²¹ VOGT: a. W. S. 9 f. Einige Beispiele: Weber: a. W. Nr. 141. KAUFMANN: *Graeco—ägyptische Koroplastik*. 1915. Taf. 45. Nr. 378; PERDRIZET: a. W. Nr. 315, 478 usw. Opferbrot-Träger im Isis-Kult: DÖLGER: *Antike und Christentum* 5 (1936) S. 156 f.

²² Ein Teil von der im Budapester Kunsthistorischen Museum befindlichen Stele. Inv. Nr. 51.2143. OROSZLÁN—DOBROVITS: *Az Egyiptomi gyűjtemény* (= Die ägyptische Sammlung) (1936) Nr. 56. S. 40 ff. Abb. 11. Literatur: S. 126. VARGA—WESSETZKY: *Egyiptomi kiállítás* (= Ägyptische Ausstellung). 1955. Taf. VI.

nahme. Die Ursache der Übernahme ist darin zu suchen, dass die Koroplastiker, die die Gestalten der Götter im Stil der griechischen Kunst umformten, sich jeder realistischen Darstellung der Einzelheiten der Kulthandlung enthielten, weil dadurch nach ägyptischer Auffassung das religiöse Ziel und die Glaubwürdigkeit der betreffenden Darstellung verloren gegangen wären.

Der andere Schluss, der durch die Opferbrot-Darstellungen der römertimeitlichen ägyptischen Terrakotten nahegelegt wird, bezieht sich auf die Verwendung der Terrakotten. Die mit den Opfergegenständen zusammen dargestellte Gottheit ist im Endresultat die bildliche Fixierung, die Verewigung, im gegebenen Falle sogar auch die ständige Vertretung, der ständige Ersatz des Kultes, des Opfers. Fast alle authentischen Fundorte der römertimeitlichen ägyptischen Terrakotten deuten darauf hin, dass dieselben in Wohnhäusern aufbewahrt wurden. Stellte man nun auf den kleinen Götterbildern auch Opfergegenstände dar, so ist das ein klarer Beweis dafür, dass damit das Opfer des Privatkultes verewigt wurde, d. h. die Götter darstellenden Statuetten dienten den Zwecken des Privatkultes. Wenn es auch im Laufe der bisherigen Grabungen noch nicht gelungen ist, die genaue Anordnung und Verwendung der Terrakotten innerhalb der Wohnhäuser zu bestimmen, dürfte ihr Aufbewahrungsort — laut evidenter Aussage der Opferbrot-Darstellungen — das Privatheiligtum in Wohnhaus gewesen sein. Natürlich wird dadurch die Möglichkeit einer etwaigen anderweitigen Verwendung der einen oder der anderen Gruppe des in seinen Themen recht abwechslungsreichen Terrakottenmaterials nicht ausgeschlossen, doch die primär kultische und zwar den Zwecken des Privatkultes dienende Bestimmung der Götterstatuetten wird auf überzeugende Weise bestätigt.

Geht man in dieser Untersuchung um noch einen Schritt weiter, so kann beobachtet werden, dass Opferbrot unter den verschiedenen Götterbildern fast ausschliesslich nur bei den Harpokrates- und Bes-Darstellungen erscheint. Dieser Umstand deutet darauf hin, dass die beiden Götter im Mittelpunkt des römertimeitlichen Privatkultes standen, was übrigens auch dadurch bewiesen wird, dass ihre Darstellungstypen — im Vergleich zu den Darstellungen der übrigen Götter — in überwiegender Mehrheit vorkommen. Das einfache Opfer, welches auch einen unausbleiblichen Bestandteil der alltäglichen Nahrung bildete, gebührte scheinbar in ganz Ägypten in dem Masse den beiden allgemein verehrten Göttern, dass sich die Terrakotta-Werkstätten veranlasst fühlten, dieses Opfer mit einer Art von Selbstverständlichkeit in den serienweise hergestellten Götterstatuetten zu verewigen.

Л. КАСТИЛЬОНЕ

ГРЕКО-ЕГИПЕТСКИЕ ЭТЮДЫ

(Резюме)

К интерпретации мозаики из Пренесте

Культовый предмет (фиг. 1), изображенный внизу в правой части Нильской мозаики из Пренесте, несомый пастофорами, участвующими в процессии, шествующей под сводами небольшого храма, был рассматриваем В. Вебером и Е. Шмидтом как лампа, несмотря на то, что он наверняка представляет собой сосудобразную статую канопского Озириса, имевшую большое распространение в эпоху римских императоров. На большинстве изображений статую носят жрецы на руках, а на мозаике с Пренесте — четыре пастофора, выступающие с большой торжественностью. Из этого можно заключить, что данная сцена имела место по всей вероятности в центре почитания названного бога, в Канопе. Это предположение подтверждается и некоторыми характерными чертами изображенной на мозаике обстановки, относящимися к храму Озириса и Изиы, к знаменитым местам отдыха и пресловутым гульбищам, равно как и к порту. Все эти детали ясно видны вблизи процессии.

Сама процессия была по видимому частью ритуала, имевшего место на 17—20 числа месяца Афир. Этот ритуал подробно описан Плутархом (*de Is. et Os.* 39).

Было доказано, что мозаика с Пренесте была составлена при помощи прежних картин, фигурировавших в коллекциях образцов мозаичных заводов. Непосредственным образцом служила картина, изображающая религиозные обряды в Канопе. Эта картина была скопирована мастерами мозаики с немалыми изменениями. — Мозаика была создана в III. веке н. э., а картина, служившая ей образцом, на два столетия ранее.

Материал, относящийся к греко-египетскому домашнему культу

В Музее изящных искусств в Будапеште хранится интересная египетская терракотта римской эпохи (фиг. 6), которая изображает бога Беш между сосудом и двумя дискообразными предметами. Такие дискообразные предметы часто встречаются на греко-египетских терракоттах, но до сих пор только Вогту удалось доказать, что они изображают хлебны. Это установление может быть дополнено еще тем, что эти хлебны представляли собой культовые лепешки, служившие для жертвоприношения. Их изображение в определенной связи разрешает вывести различные историко-религиозные выводы.

С самого начала в Египте хлеб играл большую роль среди предметов жертвоприношения. Он всегда появляется на картинах с жертвоприношениями (фиг. 8) и на жертвенных таблицах (фиг. 7). Кроме того, мы имеем точные сведения о том, что принесение в жертву хлеба было широко распространено в Египте римской эпохи (*Suet. Vesp.* 7,1; *Athen.* III. 110 В и т. д.). По изображениям жертвенных хлебных лепешек на терракоттах можно заключить, что хлеб играл роль и в египетском домашнем культе, так как терракотты, изображающие бога, поступали главным образом из жилищ, где они находились в домашних святилищах. Факт, что жертвенные хлебные лепешки чаще всего изображались возле фигур Гаргократа и Беша, подтверждает данные относящиеся к чрезвычайной популярности этих богов.

Впрочем на терракоттах греческого стиля жертвенные хлеба изображались, положенными на ребро, иногда даже ярусами, т. е. в традиционном египетском порядке. Это указывает на то, что изготовители мозаики с религиозной точки зрения упорно придерживались традиционного способа изображения.

CH. PICARD

SUR UN BAS-RELIEF VOTIF DU MUSÉE DES BEAUX-ARTS, À BUDAPEST

LA SPHINXE TRICÉPHALE, DITE D'AMPHIPOLIS

En 1935, à la suite d'un important article de M. O. Guéraud paru dans les «Annales du service des Antiquités d'Égypte»,¹ M. H. Seyrig² avait eu le mérite de rappeler à l'attention, dans le même périodique, un vieux dessin — un simple croquis, plutôt, assez inexact, au surplus, comme on va voir — de E. Cousinéry, qui exerça pour la France des fonctions consulaires à Salonique, avant la Révolution de 1789. E. Cousinéry fit paraître ensuite, au XIX^e s., un «Voyage dans la Macédoine», où il a reproduit (t. I, p. 125, et pl. 8) le dessin en cause, pris dans l'ancienne Amphipolis, sur le Strymon. Mentionné comme enclavé dans un mur de l'église locale de Jeni-Keui, le bas-relief (II^e s. ap. J. C.), dit partout «Sphinx d'Amphipolis», et que M. H. Seyrig rappelait en 1933, l'ajoutant à la liste constituée déjà grâce à M. O. Guéraud, avait été revu, assez longtemps après le voyage de E. Cousinéry, par P. Perdrizet, qui n'avait pas pu le photographier.³ Il a passé ensuite assez longtemps pour disparu, ce que disait M. H. Seyrig et ce qu'on redit encore. En fait, le document qui a appartenu à M. Vix de Zolna, ancien consul d'Autriche à Cavalia, est actuellement conservé au Musée des Beaux-Arts de Budapest, dans les galeries gréco-romaines où il est entré par achat, et où un récent catalogue l'a mentionné.⁴

M. H. Seyrig n'avait pas vu l'original ; en 1935, notre confrère de Beyrouth, ainsi d'ailleurs qu'en 1921, déjà, P. Perdrizet — qui, lui, était allé à Amphipolis en 1894, mais n'avait pu y photographier l'objet, ont été réduits à retraiter, l'un et l'autre, du relief d'Amphipolis que d'après le dessin de E. Cousinéry, à la fois faux et malhabile. On jugera — à Budapest mieux qu'ailleurs — si l'étude directe de l'original peut apporter désormais à notre connaissance certains éléments, jusqu'ici méconnus, pour un curieux document apte

¹ T. 35 (1935), p. 17—49.

² Annales Serv. Égypte 35 (1935), p. 197—202.

³ Cf. Bull. corresp. hellén., 22 (1898), p. 350—353 ; *id.* : Les terres-cuites grecques de la Collection Fouquet. 1921, p. 79—80.

⁴ SZILÁGYI J. Gy. et L. CASTIGLIONE : Országos Szépművészeti Múzeum, *Görög-római Kiállítás Vezet.* Budapest 1955, pl. 30, 2 ; haut. O, 355, larg. O, 636, épais. O, 09 ; N° 50958 ; entré en 1949 au Musée des Beaux-Arts de Budapest (II^e s. ap. J. C.).

à attester concrètement la vogue et l'extension des cultes égyptiens sur la côte Sud de la Macédoine (au II^e s. de notre ère, voire antérieurement).

*

L'«art» (?) superficiel, très insuffisant, et d'une maladroite fantaisie, tout au moins, du dessinateur de E. Cousinéry — on hésiterait ici à attribuer à notre ancien consul, à titre personnel, comme on fait encore, le croquis

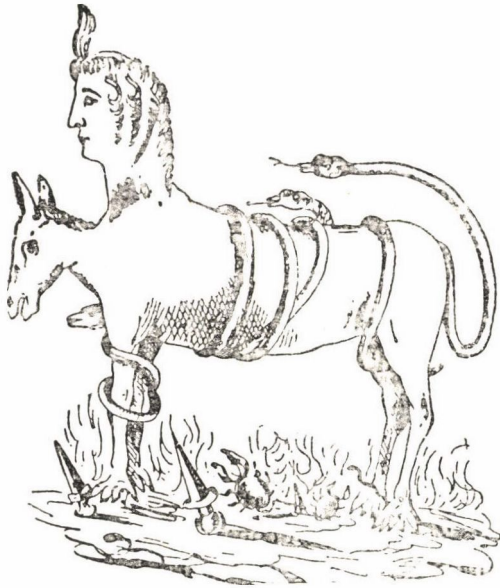


Fig. 1.

assez ridicule de la pl. 8 du «Voyage»! — a beaucoup égaré les commentateurs. Et l'on ne comprend pas très bien que P. Perdrizet, qui avait au moins entrevu aussi — c'est vrai, le soir! — l'original, ait pu, en 1898⁵ écrire : «Si surprenante que la chose paraisse, le dessin de Cousinéry est exact, en gros». Il est, en fait, plutôt prodigieusement inexact, et de partout! Il a fait croire qu'on se trouvait en présence de la représentation d'un âne (sic, «Annales Serv. Egypte», 1935), auquel on aurait ajouté, «greffé» (l'expression est de P. Perdrizet) une protomé féminine.

Or on constatera ici qu'il s'agit (fig. 1—2) d'un être tricéphale marchant vers la gauche : la tête principale, la plus importante, est féminine, mais sur le poitrail, du côté tourné vers le spectateur, il y a aussi une tête de vache,

⁵ *L. I.* (ci-dessus, n. 3).



Fig. 2.

animal *hathorique* — et non d'âne — ; à l'arrière de l'échine, d'autre part, surgit une autre tête allongée, regardant à l'arrière, celle d'un crocodile, symbole du dieu Sobek. Le croquis de la planche E. Cousinéry supprimait la tête de crocodile, et déformait complètement la tête de vache. Quant à la tête féminine, elle est celle d'une *sphinx*, ce qui n'est pas fait pour surprendre, ni en Grèce, ni en Egypte ; elle porte les attributs d'Isis, qui ont été fâcheusement détériorés sur le dessin du « Voyage » (où l'on ne voit plus qu'une seule mèche en « flamme »).

A tout le reste de la reproduction, le document graphique du « Voyage » n'a pas fait meilleure grâce, non plus. P. Perdrizet ne mentionnait que deux serpents, en tout et pour tout. Or, il y en a d'abord eu un gros, et long, qui encercle le corps de la sphinge de trois enroulements parallèles (le croquis E. Cousinéry en reproduit la courbe exactement en sens inverse de la réalité). On a eu tort de parler parfois de « sangles de consécration », de *περιάμματα* possibles, pour ce qui n'est qu'enroulements d'ophidien. La tête du grand serpent principal a échappé à l'attention de l'ancien Consul de Salonique, ou de son dessinateur grec. Langue saillante et bifide, le reptile dressait sa tête entre le corps de la sphinge et la *protomé* animale arrière. Mais il y a aussi quatre autres serpents visibles, enroulés autour des quatre pattes de la sphinge et dardant chacun leur tête. *Quatre*, et non « deux », comme le disait encore M. H. Seyrig. Si l'on retient maintenant que la queue de la sphinge, extraordinairement mal vue sur le dessin Cousinéry, est terminée à l'arrière par une tête de serpent barbu, dont la langue pointe, il apparaît bien qu'on s'était soucié de procurer à la bête magique une garde du corps complète, apte à la protéger au mieux d'en haut et d'en bas, à l'avant comme à l'arrière. Cela suffit à assurer qu'on lui accordait le caractère et les droits d'un être bénéfique, adversaire efficace des sortilèges démoniaques de la vie quotidienne et des nuits. Les quatre « couteaux magiques » dressés obliquement sur leur poignée, au sol, assument un peu le même rôle, offensif-défensif. Les scorpions visibles par terre, aussi ; ils sont comparables à ceux de divers bas-reliefs du Musée du Caire, par exemple, appartenant à la même série des sphinx composites (n° 27574, 64938, signalés en 1935 par M. O. Guéraud ; voir aussi, P. Perdrizet ; « T. cuites Fouquet », pl. 54). Il n'y a du moins rien, par terre, de ces « espèces de flammes » dont a parlé P. Perdrizet, parce que le dessin du « Voyage » les avait malencontreusement inventées, comme herbe et verdure d'agrément.

On peut quitter sans ennui le décompte des inexactitudes de la reproduction trop isolément étudiée jusqu'ici, et passer à l'examen — sur l'original — des deux inscriptions, que le croquis du « Voyage » avait négligées entièrement, bien que E. Cousinéry ait dû les voir, et qu'en tout cas, un épigraphiste local, assez inexpert, lui en eût parlé, mais de manière inexacte. Il n'y a — dans les deux textes que P. Perdrizet a transcrits, du moins, de façon impeccable — aucune mention de l'*Agathos daimôn* dont in avait parlé à E. Cousinéry. Les

deux textes sont ceux mêmes que P. Perdrizet avait signalés, correctement, dès le début dans le «Bull. de corresp. hellénique, 1.1. (22, 1898).

L'ex-voto devait avoir été dédié dans un temple des divinités égyptiennes, comme on sait qu'il en a existé (à Thessalonique, p. ex., à Amphipolis, à Thasos, etc.) dans les parages de la côte méridionale de la Macédoine. Je crois pouvoir poser désormais la question, en raison de certains faits qu'on connaît mieux, d'un transfert possible du «Sphinx», de Thessalonique à Amphipolis. Il y a en effet à Salonique, au musée de Yeni-Djamé, un ex-voto encore inédit, très vraisemblablement issu des fouilles du Sarapieion de Thessalonique (aujourd'hui remblayées, toujours inédites), qui ne manque pas de rapport avec la consécration faite au II^e s. de notre ère par *Πόπλιος Κλώδιος Σέλευκος* au Théodaimôn Tithoès-Totoès-Hypnos, sur l'inscription du relief qu'on rapporte à Amphipolis. D'après le texte encore inédit du musée de Yeni-Djami, que M. Macaronas doit publier dans le second volume — non encore paru — du Mémorial consacré à G. P. Oikonomos, on voit un personnage masculin en char, appelé aussi Theodaimôn, porteur d'une énorme corne d'abondance, vers laquelle un long serpent dressé tourne la tête ; le char est tiré par deux gros oiseaux, en forme de coqs (?), semble-t-il. La dédicace d'accompagnement précise que le personnage du char est aussi un *Θεός Θεοδαίμων*. Il a donc un peu les titres et prérogatives du Zeus Meilichios, dont j'avais marqué des 1943⁶ la double nature, et le double titre : à la fois dieu et démon. L'ex-voto inédit de Salonique est d'un certain *Ἀδαῖος Παραμόνον* et l'on y retrouve la formule *ιεργετέων ἀνέθηκεν* (cf. l'inscription de gauche, sur le relief dit du «Sphinx» de Budapest).

Le mot *Θεοδαίμων*, qui n'est connu des dictionnaires et des encyclopédies qu'à Amphipolis seulement, a été jusqu'ici considéré comme nouveau, rare.⁷ Nous avons pourtant, en fait, deux attestations déjà dans la région de Salonique-Amphipolis. Mais je n'en connais encore pas ailleurs.

Nous sommes maintenant mieux renseignés *de visu*, sur l'énigmatique sphinge d'Amphipolis (ou Thessalonique ?). Non seulement la confrontation, devenue possible, de l'original à Budapest avec le croquis du «Voyage» de E. Cousinéry invalide la médiocre reproduction au trait dont on s'était servi presque uniquement, mais il nous est plus facile, désormais de replacer la sphinge dans la catégorie égyptisante de documents d'art et de religion à laquelle son image appartient. — Art et religion auront, semble-t-il, à bénéficier de ce reclassement et des observations qu'il permet.

Nous constatons que P. Clodius Seleucus, Romain établi en Macédoine, avait adressé par sa part une *εὐχή*, donc une prière ou une invocation, à un

⁶ Comptes-rendus Ac. Inscr., 26 Mars 1943, p. 158—175 ; cf. aussi, Rev. hist. relig. 126 (1942—1943) p. 97/127.

⁷ On ne trouvera rien d'utile dans les dictionnaires VAN HERWERDEN, LIDELL—SCOTT, ni dans les lexiques spéciaux (Lexicon Mythol W. ROSCHER, Real. En cycl. PAULY—WISSOWA—KROLL, etc.).

Θεοδαίμων animal, figuré sous la forme d'une sphinge gréco-égyptienne, tricéphale comme un Cerbère memphite. Ce monstre avait un double nom : Totoès = Tithoès en égyptien, et Hypnos en grec. Ainsi que l'avait suggéré M. O. Guéraud Totoès apparaît apparenté à Tithoès en Egypte, et ce second nom semble correspondre plus ou moins à celui d'un *ἡμιθεός* attesté à Coptos, notamment, à titre de Pharaon des premières dynasties à demi légendaires, puis, jusqu'au temps même de Caracalla. On a pu se demander si ce n'était pas déjà un des noms apparentés à celui d'Harmakhis, grand sphinx des tombes royales de Giseh et Saqqarah. Mais pourquoi *Hypnos* en grec ? Il semble que l'équivalence posée, assez déroutante au premier aspect, puisse maintenant s'expliquer : jusqu'ici, pourtant, personne n'a tenté d'élucider le mystère. On songera que sur une tablette d'incantation provenant d'Arslan Tash, tablette datée du VII^e s. av. J. C. — document que M. A. Dessenne a bien voulu me signaler récemment, — M. Refenberg : «Ancient Hebrew Seals, n° 45, a signalé et commenté la présence d'un sphinx ailé, non composite, mais qui, a près de lui, quasi parallèlement, une louve, à queue de scorpion ; les deux monstres — dissociés cette fois par la représentation graphique — sont considérés, du moins, dans le texte d'accompagnement de la tablette, comme un couple — mâle et femelle ; le sphinx est un «cherub» figuré là, nous dit-on, «comme protecteur contre les démons destructeurs de la nuit». Il semble qu'il ait été identifié dans l'inscription avec le dieu Hauron. La louve à queue de scorpion aurait eu pour tâche aussi de «dévorer les mauvais démons». Evidemment, nous ne sommes pas là sur le même terrain qu'avec les sphinx égyptisants composites, et il serait risqué de vouloir partir d'une relation trop extérieure. — Mais la tablette d'Arslan Tash peut nous renseigner indirectement sur le rôle à attendre des hybrides de la série amphipolitaine, êtres qui passaient pour combattre aussi, magiquement, les maléfices nocturnes. Cela peut expliquer au mieux désormais l'équivalence constatée en Macédoine : Tithoès-Totoès-Hypnos.⁸

Comme on le sait, d'autre part, le sphinx ou la sphinge, génies funéraires de forme animale, familiers des cimetières d'Egypte, ont gardé leur rôle jusqu'à la fin du paganisme. Si Virgile ne les montre pas eux-mêmes aux vestibules

⁸ Sur Tithoès-Totoès, cf. aussi maintenant R. MOLL : Römerzeitliches Sphinx-relief mit griechischen Weihinschriften aus Ägypten. Österr. Jahresh. 42 (1955), p. 67—74 (renseignement de M. J. LECLANT, que je suis heureux de remercier). D'après une aimable et précieuse communication de M. P. MONTET, le rapport du Totoès-Tithoès égypto—macédonien avec le «demi-dieu» des listes des dynasties légendaires, est discuté, et ne serait peut-être pas exactement fondé. Mais on devrait plutôt penser à la divinité égyptienne *Twtw* (lion passant), étudiée par H. GAUTHIER Kemi, I, p. 115—122 et dont le nom a connu diverses variantes ; ce serait le lion qui serait mentionné au temple de Kalapche (MAHAFFI, BCH. 18 [1894], p. 149 sqq., p. 154). M. CONSTANT DE WIT : Le rôle et le sens du lion dans l'Egypte ancienne, Leiden 1951, p. 269—273, ajoute quelques exemples à ceux de H. GAUTHIER ; cf. aussi J. YOYOTTE : Bull. Inst. fs. archéologie orientale 55 (1955), p. 135—138. Pour M. C. DE WIT, Tithoès-*Twtw* reste bien en rapport avec le roi des dynasties mythologiques de Manéthon, p. ex. (cf. ci-dessus).

du monde infernal,⁹ on les avait déjà — en Grèce, et dans l'Égypte hellénistique — associés aux stèles et à la décoration funéraire des nécropoles. Totoès-Hypnos, génie du sommeil en Grèce, s'est directement apparenté, fraternellement même, à Thanatos. Or, dans le 6^e chant de l'*Enéide*, les portes de la sortie des Enfers, où l'on a cru reconnaître parfois à tort les «Portes des Songés.(?)» sont dites «*Somni Portae*» (*En.* 6, v. 893). A l'entrée d'autre part, règnent *Somnus*-Hypnos, et Thanatos, et une troupe de monstres infernaux, dont la Chimère (*En.*, 6, v. 283 sqq.).

Le caractère de monstre tricéphale qui est maintenant assuré, pour la sphinge d'Amphipolis, la rapproche, en fait, du Cerbère memphite, qui, au contraire du Cerbère grec, avait aussi trois têtes animales différentes : cela attire, d'autre part, l'attention sur le rôle du monstre infernal d'Amphipolis confirmé par le rapprochement avec le célèbre familier de Sarapis, dieu chthonien.¹¹ Le Cerbère monumental de Memphis qui, chevauché par un Dionysos Pais, a avait été retrouvé par A. Mariette dans le Dromos du Sarapicéon local — Cerbère traité en ronde-bosse, et daté du temps du premier Ptolémée! — nous fournit une date utile pour situer dans le temps la «tricéphalie» tératologique de l'Hypnos-Totoès, en Macédoine. Il n'y a pas eu, en Grèce classique, à ma connaissance, de sphinx tricéphale, jusqu'à la fin du paganisme. — Mais on en relève un autre exemple, instructif, en Égypte même ; il figure sur le fragment d'une grande fresque à sujet religieux, trouvée par l'Université de Michigan dans l'ancienne Caranis (Kom Ouchîm) : fresque qui est entrée au Musée du Caire (Journ. 65544). A droite d'un Harpocrate assis, un sphinx tricéphale marchait là vers la gauche. Sa tête humaine est auréolée d'un nimbe circulaire et de rayons solaires. Le monstre possède deux autres têtes animales, celle d'un chien à droite, celle d'un loup ou d'un chacal à gauche : *protomés* ajoutées à l'endroit où la tête nimbée s'attache elle-même au corps léonin. Il est à noter que chacune des quatre pattes, comme à Amphipolis, est entourée d'un serpent ; et que la bête porte aussi en bas, entre ses griffes, quatre couteaux magiques dressés. La queue, enfin, a la forme d'un uraeus. — On ne peut guère douter, ainsi, que l'imagerie tératologique de Macédoine ait bien eu ses origines religieuses en Égypte et là spécialement.

D'autre part, on peut voir aujourd'hui que les séries inventoriées de «sphinx-panthées» qu'on a pu établir au pays du Nil, celles du R. P. Mallon,¹² en 1905, p. ex. ; celles de P. Perdrizet («Terres-cuites, Coll. Fouquet») en 1921 ; celles de MM. O. Guéraud et H. Seyrig en 1935, remontent jusqu'à l'époque ptolémaïque elle-même, confirmant ainsi la rencontre typologique entre le

⁹ *Enéide*, VI, v. 278 sqq.

¹⁰ ANNA SADUVAKA : Polska Akademia Nauk, Sarkofag archigalla w Muzeum Narodowym w Warszawie, *Nadbitka z. «Archeologii»*, 6 (1954), p. 177 sqq.

¹¹ J. PH. LAUER et CH. PICARD : Les statues ptolémaïques du Sarapicéon de Memphis. 1956, p. 000. sqq.

¹² *Rev. arch.*, 1905, I, p. 234 sqq.

Cerbère et le Sphinx, génies du sommeil et de la mort, entre les tricéphales égyptisants, et aussi célèbre la *Γρύψ* de Némésis, griffon femelle parfois représenté avec une tête humaine parée des attributs d'Isis, et une queue qui est terminée en forme de serpent, comme il arrive pour la Chimère, et pour Cerbère, et pour les sphinx composites. Il suffit de se reporter aux divers groupements constitués à partir de 1905,¹³ pour saisir les enchaînements. On comprend là aussi comment dans l'Égypte gréco-romaine, le sphinx magicien du type Tithoès-Totoès-Hypnos, a pris la suite, en quelque sorte, des monstres de l'imagerie pharaonique. Ainsi, bien que le sphinx ailé apparaisse aussi, sinon plus fréquemment, dans d'autres pays que l'Égypte¹⁴ — notons d'ailleurs qu'il y a dans la série de ces monstres des sphinx composites, à l'occasion, et des types aptères — il ne paraît pas nécessaire d'aller rechercher ailleurs que dans une tradition proprement égyptienne les diverses composantes de la représentation du type amphipolitain, ex-voto provenant d'ailleurs, semble-t-il bien, d'un sanctuaire de divinités égyptiennes. Ce qu'on doit noter, c'est que représentant du *mana* du pharaon vainqueur, et figuré assez tardivement encore dans son rôle d'opresseur et massacreur des étrangers vaincus, le sphinx mâle ou femelle avait pris aussi, du moins à partir de l'époque ptolémaïque, le caractère d'un monstre infernal (Hypnos), et un rôle prophylactique. Les Anciens — et les premiers chrétiens, notamment — ne s'y sont pas mépris. Au sphinx de Louqsor (Collège de la Sainte Famille, au Caire) publié par le R. P. Mallon en 1905, on avait arraché un jour — à l'époque chrétienne, ou plus tard — un de ses yeux de pâte de verre : l'oeil *gauche*. Joseph Vogt a publié pour sa part un ex-voto du Musée de Berlin¹⁵ qui s'intègre déjà dans la série égypto-grecque, mais qui évoque encore expressivement le souvenir de l'ancien sphinx pharaonique — symbole animal du prince, à l'occasion — mettant à mort ainsi et écrasant les ennemis de l'Égypte. Le sphinx de Berlin, resté belligérant *κατ' ἐξοχήν*, ailé, porte, outre un tablier, une sangle autour du corps, disposée en croix de St. André. Sur sa poitrine, pointe une tête menaçante de crocodile ; sa queue se termine en tête d'*uræus* ; il a des bras humains qui tiennent, l'un, la lance à crochets et le corps d'un prisonnier vaincu (à g.) ; l'autre (côté de la droite) une double-hache de guerre (en « croissants ») qu'il élève. On voit déjà autour de la tête du monstre apparaître ici les protomés multiples d'animaux. L'oeuvre s'insère dans la série des sphinx guerriers sur lesquels M. O. Guéraud a appelé l'attention en 1935. L'imagerie du sphinx bénéfique, ou de la sphinge de même rôle, tricéphale ou non, en est plus ou moins dérivée. Elle est restée en honneur longtemps en Égypte, comme ailleurs. On la retrouve en effet, on l'a rappelé ci-dessus, sur le fragment de la

¹³ Ci-dessus, n. 12, et, notamment, *Annales Serv. Égypte*, 1935, l. e.

¹⁴ Ce que M. O. GUÉRAUD avait fait noter ; cf. aussi H. SEYRIG : *Annales Serv. Égypte* 35 (1935), l. l. (ci-dessus, n. 2).

¹⁵ Cf. *Die alexandrinischen Münzen*, t. I, pl. 5.

grande fresque à sujet religieux de l'ancienne Caranis (Kom Ouchîm).¹⁶ L'analogie avec le Cerbère égyptisant de Memphis est évidente ; avec la sphinge d'Amphipolis aussi, quoique moins immédiatement (serpents, couteaux dressés). La fresque de Caranis décorait une construction du III^e s. de notre ère, considérée par les fouilleurs américains comme un grenier militaire.

Nous constatons d'autre part que le quadrupède des nécropoles — en Égypte, maître et symbole de la victoire pharaonique. en Grèce, prince des énigmes et génie de la mort — devenu monstre prophylactique ici et là, était resté en honneur jusqu'au III^e s. de notre ère. C'est ce qu'attesteraient d'autre part, les monnaies alexandrines, à travers l'époque impériale.¹⁷ Sur diverses pièces tardives frappées tour à tour par Domitien, Hadrien, Antonin le Pieux, etc., on retrouve encore les sphinx composites, avec leur attirail complexe de magie prophylactique, et toute la panoplie venue du fond des âges ; ailleurs, les figures d'accompagnement significatives : Bès p. ex. ou Némésis à la *Γρύψ* ;¹⁸ et aussi les têtes animales adventives, les serpents, les couteaux de sacrifice qui font penser aux «couteaux magiques» importés en Palestine, en Phénicie, où paraît déjà, au moins au Moyen Empire, comme O. Guéraud et Doro Levi l'ont montré, le dragon de Babylone¹⁹ et celui de Crète.²⁰

*

Les observations ci-dessus présentées visent à ajouter quelque bénéfice concret à notre connaissance, jusqu'ici restée plutôt philologique, de la démonologie égypto-alexandrine. S'il a été parlé souvent déjà d'une démonologie égypto-alexandrine développée — où l'alexandrinisme introduirait les influences de l'hellénisme localement transformé en Égypte, au temps des Lagides — il resterait encore à mesurer, avec le concours de la documentation archéologique, les élargissements qu'on doit pouvoir constater, à partir de l'époque hellénistique, dans le domaine de la démonologie proprement grecque. Celle-ci constitue, au vrai, un champ de recherches à part, et fort important, comme on sait. Une histoire générale de la démonologie, grecque manque encore, qui intéresserait à la fois la philosophie, la religion et les mœurs. Le fait que l'Hellade a connu, de très bonne heure, tout un monde de démons bénéfiques ou maléfiques, étagés en quelque sorte entre les dieux et les hommes, est significatif par lui-même. Homère, Hésiode, déjà faisaient grande place à ces troupes de personnages mystérieux, groupés en classes plus ou moins

¹⁶ Cf. ci-dessus, p. 235

¹⁷ Publications du R. P. MALLON, de Jos. VOGT, *l. l.* etc.

¹⁸ La *Γρύψ* de Némésis accompagne le sphinx composite, à l'occasion, sur les reliefs, les terres-cuites, etc. Elle a été elle-même tricéphale en certains cas, comme l'a bien montré M. O. GUÉRAUD.

¹⁹ O. GUÉRAUD : *Annales serv. Égypte*, 35 (1935), *l. l.* : le corps n'est pas celui d'un lion, au vrai, mais celui d'un autre félin (genre léopard).

²⁰ DORO LEVI : *Gleanings from Crete* : *Amer. Journ. archaeol.* 49 (1945), p. 293 sqq.

proches des parvis divins. La Grèce a créé le terme de *Θεοδαίμων* pour qualifier certains d'entre eux. L'histoire complète de la démonologie grecque ne commencera, certes, ni avec Platon, ni à plus forte raison avec Plutarque ; encore moins avec Salloustios, l'Empereur Julien, ou Psellos, après eux.

Les Alexandrins — qui ont sacrifié si volontiers à l'*Ἀγαθὸς δαίμων*, avaient, en tout cas, transformé la démonologie proprement hellénique cette du temps de Théophraste, p. ex. en y déversant le contenu des croyances et superstitions d'un monde exotique africain ; en ce domaine, la magie était restée reine. Nous aurons encore beaucoup à apprendre, spécialement, sur cette néo-démonologie, mixte et relativement tardive, qui s'est constituée après la mort d'Alexandre et a duré jusqu'à l'extrême fin du paganisme, non sans laisser bien des traces après elle. Les synthèses les plus récentes n'ont pas tout dit, et l'on constate aisément, p. ex., que les attestations littéraires, trop sporadiques, ne suffisaient guère à nous instruire. Les quelques textes et imageries qui proviennent de la côte Sud de la Macédoine, dans la région Salonique-Amphipolis, ajoutent déjà, on le voit, une information utiles et polyvalente, soit sur les démons à forme humaine, proches des dieux anthropomorphes à la mode grecque, soit sur les démons-animaux, du type égyptisant de la Sphinge d'Amphipolis, si marquée par l'influence des pays du Nil. Ce monstre bénéfique à pouvoir semi-divins, à la fois Hypnos et Tithoès-Totoès, apparenté à la fois à la sphinge thébaine, et aux grands génies funéraires des nécropoles d'Egypte, Sphinx ou Cerbères, voisine aussi avec la troupe des Bès,²¹ ou des démons Aha, étrangleurs de serpents, qu'on voit sur les couteaux magiques égyptiens par exemple. Quant au démon encore inédit — à la fois *θεός* et *θεοδαίμων* — qui fut, comme je l'ai récemment constaté, invoqué à Thessalonique par Adaios Paramonou — avec sa volumineuse corne d'abondance, et le grand serpent qui l'escorte sur son char —, il s'apparente d'assez près au Zeus Meilichios que, qui était lui aussi une sorte de *θεοδαίμων*, attesté avec ce double caractère, p. ex. sur les cippes funéraires de Lebadeia, dont j'avais marqué, il y a quelque temps déjà,²² la nature mixte. On sait par une inscription encore inédite de Thasos (2^e moitié du IV. s. av. J. C., règlement religieux venant du Prytanée, selon moi), qu'on célébrait à Thasos, comme anciennement déjà à Athènes (Thucydide, 2, 126) les *Diasia*, pour Zeus Meilichios.²³

Je n'aurais pas pu étudier plus précisément le type et le caractère de la sphinge tricéphale dite d'Amphipolis, sans l'appui bienveillant qui m'a été si libéralement prêté par les savants hongrois. Je dois à l'entremise de M. K.

²¹ On a ci et là divers exemples de Bès associés à la sphinge composite ou au Sphinx dit «Panthée».

²² Ci-dessus n. 6 ; depuis lors, MAN. ANDRIKOS ; *Πελοποννησιακά*, 1 (1956), p. 253—314, à propos des reliefs funéraires de Laconie (*ad finem*).

²³ L. DEUBNER : *Attische Feste*, p. 155 sqq.

Marót et à celle de M. J. Gy. Szilágyi d'avoir en mains, plus heureux que mes prédécesseurs français, la photographie excellente dont je me suis servi pour mes recherches. A tous, j'adresse mes remerciements les plus chaleureusement cordiaux, en priant les savants hongrois de bien vouloir accueillir mon étude comme un modeste hommage à leur patrie.

Ш. ПИКАР

АМФИПОЛЬСКИЙ ТРЕХГЛАВЫЙ СФИНКС В БУДАПЕШТЕ

(Резюме)

Французский генеральный консул в Салониках, Е. Кусинери увидел в свое время недалеко от устья р. Стримона весьма интересный барельеф II. века н. э. Зарисовав, опубликовал его в своей работе «*Voyage dans la Macédoine*». Барельеф был посвящен римлянином, проживавшим когда-то в Македонии египетскому демону Totoès, смешанному с загробным представителем греческой мифологии, Сновидением. Изображение, сделанное консулом, не было слишком удачным и поэтому предмет до сих пор сохранил свою загадку.

Единственный ученый, которому удалось увидеть его на стене одного храма в Амфиполе (Македония), Р. Perdrizet не был в состоянии сделать с него съемку. Но сам барельеф, на наше счастье, сохранился и находится теперь в коллекции Музея Изящных Искусств в Будапеште.

Животное, изображенное с левой стороны в профиль, ничто иное как сфинкс женского пола, повидимому, с грецизированными формами, которые подчеркивают необычайную грациозность кошачьих и преобладающую гармонию членов. Этот сфинкс имеет — подобно Церберу — три головы, из которых одна, а именно та, которая как-будто выросла из груди чудовища, была принята ошибочно за голову осла.

Одна из остальных голов, устремленная вперед, голова коровы (Hathor). Другая, представляет собой голову крокодила (Sobek), повернута назад, также как и змея, которая хочет обнять тело животного сзади. Другие змеи обвивают ноги сфинкса. 4 магических ножа поднимаются из земли. Задачу защиты выполняют еще два скорпиона, которые раньше считались огненными языками.

Все эти факторы, защищающие сфинкса со всех сторон, подчеркивают его стойкость против всякого рода елшбества.

Надписи, находящиеся на верху, по обеим сторонам сфинкса, содержат и имена. Здесь фигурирует прежде всего имя римлянина, Publius Clodius Seleucus, который по обету заказал сфинкса для одного из храмов египетских божеств в Салониках, Амфиполе, Фазе или же в других местностях пограничной зоны Македонии.

Сфинкс является скомбинированным из разных элементов и может быть объяснен только лишь при помощи греко-александрйской демонологии. Обстоятельство, что он имеет три головы, приближает его к египетскому Церберу птолемейских времен, монументальный экземпляр которого был найден в Храме Сераписа в Мемфисе. Эти сфинксы выполняли роль магических защитников против обычных неприятных явлений природы и мира. Сфинкс из Амфиполя — говорит автор — ясно указывает на то, что египетские культические явления — начиная с птолемейской эпохи — нашли весьма плодотворную почву и в Македонии.

Из одного места сопровождающего текста видно, что сфинкс из Амфиполя был олицетворением (смертельного) Сна. В Македонии он назывался Нурнос. Виргил (Aen. 6) назвал эти подземные входы как раз «*Somniprotae*». Некий полубог Tithoès, или Totoès, изображенный на барельефе из Athribis, был известен в Египте и представляет антропоморфический вариант греко-египетского изверга. Таким образом имя Tothoès фигурирует на предмете ex-voto из Будапешта, возле названия Нурнос.

T. SZEPESSY

DIE AITHIOPIKA DES HELIODOROS UND DER GRIECHISCHE SOPHISTISCHE LIEBESROMAN

IN ERINNERUNG AN M. KOVÁTS

I. DIE FRAGESTELLUNG

Jene sieben schriftlichen Werke, die man gewohnt ist, um sie von anderen Werken derselben romanhaften Art zu unterscheiden, unter dem Namen des sophistischen Romans zusammenzufassen — und die entweder im Original-Griechischen oder nur in späterer lateinischer Überarbeitung vollständig oder auch nur auszugsweise überliefert worden sind, die aber alle in Bezug auf ihren Motivschatz, Inhalt und Komposition eine einheitliche Gruppe bilden —, wurden von E. Rohde am Anfang dieses Jahrhunderts noch auf die Zeit zwischen das II. und VI. Jahrhundert u. Z. gesetzt.¹ Seitdem sind zahlreiche Papyri gefunden worden, die kleinere oder grössere Fragmente zum Teil bekannter, zum Teil aber auch bisher völlig unbekannter Romane enthielten.² So wurde es uns ermöglicht, das Bild von Rohde über den griechischen Roman in mehreren Punkten zu berichtigen, bzw. zu vervollständigen und nicht zuletzt auch die Entstehungszeit der einzelnen Werke genauer zu bestimmen. Schon am Anfang der zwanziger Jahre verbreitete sich die Ansicht, dass der letzte bekannte sophistische Roman spätestens in der ersten Hälfte des IV. Jahrhunderts geschrieben sei.³ Was Heliodoros selbst betrifft, glaubte Rohde, dass er zur Zeit Aurelians tätig gewesen sei.⁴ Obwohl aus den Aithiopika gar keine neueren Fragmente auf Papyri zum Vorschein gekommen sind, wurde die Ansicht von Rohde von den besten Kennern auf Grund verschiedenartiger Überlegungen nicht angenommen. Nach Münscher,⁵ Rattenbury,⁶ Altheim⁷ und anderen müssen die Aithiopika im zweiten Viertel des III. Jahrhunderts zustande gekommen sein. Wir übernehmen in unseren

¹ E. ROHDE: Der griechische Roman und seine Vorläufer.³ Leipzig 1914. S. 361 ff.

² Ihre bisher vollständigste Ausgabe: B. LAVAGNINI: *Eroticorum Graecorum fragmenta papyracea*. Leipzig 1922. und F. ZIMMERMANN: *Griechische Romanpapyri und verwandte Texte*. Heidelberg 1936.

³ W. CHRIST—W. SCHMIDT—O. STÄHLIN: *Geschichte der griechischen Literatur*. II. München 1924. S. 808 ff. und 1046 ff.

⁴ E. ROHDE: o. c. S. 463 ff.

⁵ RE VIII 20 ff.

⁶ In der Heliodoros-Ausgabe von R. M. RATTENBURY—T. W. LUMB—J. MAILLON, Paris 1935, Introduction XV und auch neuerdings im *Gnomon* 22 (1950) S. 74 f.

⁷ F. ALTHEIM: *Literatur und Gesellschaft im ausgehenden Altertum*. I. Halle-Saale 1948. S. 103 ff.

Erörterungen diese Zeitbestimmung.⁸ In allerletzter Zeit hat man auch jene Ansicht von Altheim gebilligt, die sich auf ein Papyrus-Fragment von Mailand stützt, und nach welcher das Werk von Achilleus Tatios — früher für den spätest-entstandenen Roman gehalten — nicht in der Jahrhundertwende vom III. auf das IV., sondern noch am Ende des II. Jahrhunderts zur Zeit Mark Aurels nach einem Bukolos-Aufstand geschrieben sei.⁹ Das heisst also einerseits, dass die Schriststeller der sophistischen Romane nicht in jener beinahe fünf Jahrhunderte umfassenden Zeitspanne ihre Tätigkeit entwickelten, welche Rohde vermutete, sondern unter viel engeren zeitlichen Grenzen, nämlich vom Anfang des II. Jahrhunderts bis zur Mitte des III. Jahrhunderts. Andererseits heisst es aber auch so viel — und das muss hier mit besonderem Nachdruck betont werden —, dass der Roman von Heliodoros aller Wahrscheinlichkeit nach das letzte, oder mindestens eines der letzten unter den überlieferten Werken dieser Art ist.

Es scheint also, dass die Blütezeit des sophistischen Romans das II. Jahrhundert ist. Das erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, einen wie grossen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung die östlichen Provinzen des römischen Reiches in diesem Jahrhundert erlebten. Es ist auch bezeichnend, dass die Handlungen dieser Romane meistens in die wichtigsten Handels- und Kulturzentren des Ostens verlegt werden.¹⁰ Man findet sowohl in der griechischen, wie auch in der Weltliteraturgeschichte zahlreiche Beispiele dafür, dass irgendeine literarische Gattung das geistige Produkt eines bestimmten Zeitalters darstellt, mit ihm steht oder fällt. Die Angaben über die Entstehungszeit der einzelnen Romane, die wir oben erwähnten, scheinen den Gedanken nahezulegen, dass der sophistische Roman der Griechen infolge der allgemeinen Krise des III. Jahrhunderts in Verfall geriet, und erst später nach mehreren Jahrhunderten durch byzantinische Schriftsteller wieder ins Leben gerufen wurde.

Es wurde aber schon über die Aithiopika des Heliodoros nachgewiesen, dass dies Werk trotz jener Handlung und Motive, die für den griechischen Roman allgemein charakteristisch sind, auch zahlreiche solche Züge besitzt, welche es von den übrigen Vertretern derselben Gattung scharf unterscheiden.

⁸ Nach VAN DER VALK (*Mnemosyne* 9 [1941] S. 97—100) setzt R. HELM (*Der antike Roman*, Berlin 1948. S. 40 f.) die Tätigkeit von Heliodoros in Übereinstimmung mit den biographischen Angaben auf das IV. Jahrhundert. Die Kritik der Chronologie von HELM sieht bei R. M. RATTENBURY: o. c., bzw. *AntTan* 2 (1955) S. 282 f.

⁹ F. ALTHEIM: o. c. S. 121 ff. — Die Ansicht von ALTHEIM wurde auch durch O. WEINREICH in jener Abhandlung übernommen, die er der Aithiopika-Übersetzung von R. REYMER, Zürich 1950. (S. 323 ff.) hinzufügte. Sieh K. L. GERTH: *Gnomon* 27 (1955) S. 377 ff. und E. VIBORG in seiner neuesten Achilleus Tatios-Ausgabe, Stockholm 1955. Sieh R. M. RATTENBURY: *Classical Review*, 1956. S. 292 f. Was die Chronologie der einzelnen Romane betrifft, kommen wir der Datierungsreihe von TH. SINKO (*Eos* 41 [1940—46] S. 23 ff.) am nächsten.

¹⁰ K. KERÉNYI: *Die griechisch-orientalische Romanliteratur*. Tübingen 1927. S. 44 ff.

Der allerwesentlichste neue Zug am Werk von Heliodoros besteht darin, dass es eine bestimmte und entschiedene philosophische Richtung zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Es ist der Neupythagoreismus,¹¹ oder wie einige behaupten, der Neuplatonismus,¹² der auf das engste mit der Helios-Verehrung des Schriftstellers zusammenhängt. Diese Bereicherung des Inhalts führt auch zu einer Veränderung jenes Ziels, welches der Roman verfolgt. Heliodoros will nicht allein, wie die übrigen Roman-Verfasser der Griechen, seine Leser bloss unterhalten, er setzt sich auch solche propagandistischen Ziele, die im Vergleich zu der früheren Praxis völlig neu sind. Es ist daher nur zu billigen, wenn J. Geffcken eine «neuplatonische Tendenzdichtung» in den Aithiopika erblickt.¹³ Auf Grund jener Veränderungen, die in Zielsetzung und Inhalt des Werkes auftreten, stellt sich mit Recht die Frage: ob man nicht ähnliche Veränderungen auch in der traditionellen Roman-Komposition nachweisen könnte?¹⁴ Oder noch genauer: ob jene Veränderungen, die in der Tendenz, und infolgedessen auch im Inhalt des Romans erfolgten, nicht notwendigerweise auch dahin führten, dass die traditionelle Romankomposition ähnlicherweise verändert werden musste? Könnte man diese Frage im Laufe unserer Erörterungen in bejahendem Sinne beantworten, so könnte man sich auch im Zusammenhang mit dem Aufhören des sophistischen Romans der Griechen, als einer romanhaften Gattung mit strengen Kompositionsregeln, nicht allein auf die Krise des römischen Weltreiches berufen, die wohl eine wahrscheinliche Ursache darstellt, aber im Grunde doch nur ein unbestimmter Gemeinplatz ist. Es wäre nämlich in diesem Fall offenbar, dass schon bei Heliodoros, der wohl der letzte und zugleich auch der grösste Vertreter und Vervollständiger des griechischen sophistischen Romans ist, die strengen Gattungsregeln — infolgedessen, dass er etwas neues zu sagen hat, was seine Vorläufer noch nicht zu sagen hatten, und dass er nicht bloss unterhalten will, sondern auch andere Ziele verfolgt — zerfallen; selbst die Gattung erreichte auf diese Weise die letzte Station ihrer eigenen Entwicklung und sollte im folgenden als selbständiger Zweig der romanhaften Erzählung aufhören. Man findet in der Tat in der romanhaften Literatur der Jahrhunderte nach Heliodoros kein Werk, welches die streng-geschlossene, traditionelle Komposition des sophistischen Romans aufwies, nur der Motivschatz dieser Werke lebt noch weiter, und man entdeckt in einigen Gattungen der romanhaften Erzählung — vor allem in den apokryphen Apostelgeschich-

¹¹ E. ROHDE: o. c. S. 464 ff.

¹² O. SCHISSEL v. FLESCHENBERG: Entwicklungsgeschichte des griechischen Romans im Altertum, Halle 1913. S. 60. und J. GEFFCKEN: Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums, Heidelberg 1920. S. 88.

¹³ J. GEFFCKEN: l. c.

¹⁴ Zu den bisherigen Ergebnissen, die die Erforschung der Komposition der Aithiopika zeitigte, vgl. O. SCHISSEL v. FLESCHENBERG: o. c. S. 50 ff. und V. HEFTI: Zur Erzählungstechnik in Heliodors Aethiopica, Wien 1950.

ten¹⁵ — auch jene propagandistische Tendenz, über die wir unten versuchen nachzuweisen, dass sie schon bei Heliodoros ein Zeichen der Auflösung der Form der Gattung und damit auch ein Zeichen des beginnenden Verfalls vom ganzen sophistischen Roman darstellte.

II. DAS «IDEALE» ÄTHIOPIEN

Heliodoros, der Bürger von Emesa,¹⁶ wollte in seinem Werk über die blossen Unterhaltungszwecke hinausgehend auch dem Gott seiner Geburtsstadt und seiner Familie, Helios, ein Denkmal setzen. Aber der Stadt Emesa fiel im Roman dennoch gar keine Rolle zu, denn Heliodoros wollte selbst den Anschein dessen peinlich vermeiden, als ob es sich bloss um eine «Lokal-Gottheit» handelte: er wollte Helios auf die Stufe der Universalität erheben.¹⁷ Darum geraten seine Helden, Theagenes und Charikleia, aus Delphoi über Ägypten nach Äthiopien, weit weg vom Syrien. Die Anfangs- und Endstation der Handlung sind darum auffallend, weil Heliodoros wahrscheinlich gar keinen Platz von diesen beiden jemals gesehen hatte.¹⁸ Das erklärt sich jedoch — mindestens im Falle von Delphoi — mit der vorsichtig propagandistischen Art des Romans, worauf Altheim aufmerksam machte.¹⁹ Man konnte nach dem extremen und jede Tradition missachtenden Sonnenkult von Elagabal für Helios nur vorsichtig, die Gefühle der Anhänger der alten Religion taktvoll berücksichtigend Propaganda machen. Darum empfahl es sich auch den neuen Gott mit einem alten zu identifizieren. Und gerade das tat Heliodoros. Seine Helden nahmen den Ausgang ihrer Wanderungen aus Delphoi, dem berühmtesten Kultplatz des Gottes Apollon, und den Befehlen des Gottes gemäss kamen sie in das Reich von Helios, nach Äthiopien, wo sie Priester von Helios und Selene wurden; und im letzten Buch des Romans erklärt der Oberpriester von Delphoi, als zuständigste Stelle, dass Helios eigentlich mit Apollon identisch sei (308 20—21). Jene Rolle also, die Delphoi im Roman zukommt, wird durch die Helios-Verehrung des Verfassers genügend erklärt.

Aber warum werden die Helden von Heliodoros gerade nach Äthiopien geschickt? — Das erklärt sich nicht mehr so leicht, wie die Anfangsstation des Romans, Delphoi. So viel hat jedoch schon Rohde klar erkannt, dass der Verfasser auch in diesem Fall nicht ohne Grund diesen Ort — der für die Alten als der südlichste Teil der Welt galt — gewählt haben muss; das kann

¹⁵ Über den Zusammenhang des sophistischen Romans mit den apokryphen Apostelgeschichten vgl. R. SÖDER: Die apokryphen Apostelgeschichten und die romanhafte Literatur der Antike. Stuttgart 1932.

¹⁶ 312 18. — Im folgenden zitiere ich immer die Heliodoros-Ausgabe von E. BEKKER.

¹⁷ F. ALTHEIM: o. c. S. 100.

¹⁸ Über Äthiopien sich E. ROHDE: o. c. S. 451, über Delphoi HILLER v. GAERTINGEN: RE IV 2582.

¹⁹ F. ALTHEIM: o. c. S. 113 f.

nur das Ergebnis irgendeiner bewussten Überlegung gewesen sein.²⁰ Dieses Land ist ja die Heimat der «sonnenverbrannten» Leute, und es ist schon infolge seiner geographischen Lage das wahrste Reich von Helios. Aber man kann jene Rolle, die Äthiopien im Roman zukommt, mit der religiösen und philosophischen Einstellung des Schriftstellers doch nicht vollständig erklären. Rohde hat auch noch darauf hingewiesen, dass das Äthiopien-Bild von Heliodoros genau einem bestimmten Zweig der literarischen Tradition der Griechen entspricht: hier, in Äthiopien, erlangen seine Helden nach vielen Leiden und Proben das ungestörte und wohlverdiente Glück. Es steht in dem traditionellen Äthiopien-Bild nicht nur so viel, dass dies Land die Heimat des Helios ist, sondern es wird darin auch über die Einwohner des Landes und über ihre Gebräuche berichtet. Homer, Herodot — dessen Schilderungen Heliodoros nicht einmal beinahe wörtlich wiederholt²¹ — Diodoros von Sizilien,²² Lukian,²³ Philostratos²⁴ und auch andere wissen davon, dass die Äthiopier gottesfürchtige und gottgeliebte Leute sind, die auch schöner und länger leben, als die übrigen Menschengrößen; ihre Lebensweise ist einfacher, und sie sind weiser nicht nur in der Astrologie, sondern auch in den anderen Dingen. — Man sieht, dass in diesem Zweig der Äthiopien-Tradition die idealisierenden und utopistischen Züge vorherrschen. Diese Züge sind selbstverständlich in jenem Zeitalter, in welchem die Griechen noch keine unmittelbaren Beziehungen zu Äthiopien hatten; aber man muss betonen, dass dieselben Züge auch später, von der Zeit der Ptolemäer ab, zäh im Leben gehalten wurden, obwohl zu dieser Zeit auch schon realistischere Berichte über Äthiopien in der historischen Literatur gang und gäbe waren. Es genügt in diesem Zusammenhang auf Lukian, oder auf Diodoros von Sizilien hinzuweisen, dessen Bericht auch schon deswegen bemerkenswert ist, weil er das Vorhandensein einer wahrscheinlich sehr umfangreichen Literatur bezeugt, die ohne Zweifel reich an fabelhaft-idealisierenden Zügen gewesen sein muss.²⁵ Man sieht, dass Heliodoros den idealisierenden Zweig der Tradition forsetzt; dort jedoch, wo die Tradition nicht günstig genug ist, ändert er daran, oder hat er eine Wahl zwischen zwei verschiedenen Überlieferungen, so wählt er diejenige, die für Äthiopien vorteilhafter ist, wie es aus jenen Teilen der Aithiopika und der Apollonios-Biographie des Philostratos eindeutig hervorgeht, die über die sog. Gymnosophisten berichten.

²⁰ E. ROHDE: o. c. S. 437—438. Im folgenden ergänzen wir den Gedankengang von Rohde.

²¹ Heliodoros 245 16—18 = Herodot III 22; 272 24—26 = III 21.

²² III 2 ff.

²³ De astrologia 3.

²⁴ Vita Apollonii VI 2; VI 4.

²⁵ III 11: πολλοὶ συγγεγραμμένοι περὶ τῆς Αἰγύπτου καὶ τῆς Αἰθιοπίας, ὧν οἱ μὲν ψευδεὶ φήμῃ πεπιστευκότες, οἱ δὲ παρ' ἐαυτῶν πολλὰ τῆς ψυχαραγωγίας ἔνεκα πεπλακότες δικαίως ἀν ἀπιστοῦντο.

Man darf als sehr wahrscheinlich annehmen, dass Heliodoros Philostratos gekannt hatte.²⁶ Dafür sprechen sowohl mehrere übereinstimmende Motive, wie auch jene neupythagoreische bzw. neuplatonische Philosophie, die man in den Werken von beiden wiederentdeckt. Aber es ist für uns diesmal gleichgültig, wie man die Frage der Übereinstimmungen — positiv oder negativ — beantworten mag. Wichtig ist nur, wie die Gymnosophisten durch beide Schriftsteller geschildert werden. Eine Station jener Wanderungen, die der Philosophen-Held von Philostratos hinter sich legt, ist Äthiopien; hier kommt er mit den Gymnosophisten zusammen; er führt mit ihnen lange Debatten, und er weist ihnen in allen wesentlichen Fragen nach, dass die indischen Weisen mehr als sie wissen (VI. Buch). Eben umgekehrt ist es bei Heliodoros. Für seine Helden stellt Äthiopien nicht bloss einen beliebigen Aufenthaltsort unter den vielen dar, sondern das Endziel ihrer Wanderungen und den Schauplatz ihres künftigen Lebens und Glückes. Es hängt offenbar mit jener grossen und entscheidenden Rolle zusammen, die dem Land Äthiopien in diesem Roman zukommt, dass die Gymnosophisten der Aithiopika sich im Besitze des grössten menschlichen Wissens und der erhabensten Moral befinden. Es werden neben ihnen überhaupt keine indischen Weisen genannt, obwohl Indien sonst im Roman mehrmals erwähnt wurde.

Heliodoros setzt also nicht nur einfach den idealisierenden Zweig der Tradition in Bezug auf Äthiopien fort, sondern — wie es aus der Schilderung der Gymnosophisten hervorgeht — idealisiert er in einigen Fällen bewusst weiter. Dieselbe Tendenz lässt sich bei ihm auch sonst nachweisen.

Weiches Bild entwirft nun Heliodoros von Äthiopien? — Als Theagenes und Charikleia im Laufe ihrer Schicksale in die Hauptstadt der Äthiopier gelangen (Buch X.), kehrt eben König Hydaspes aus einem siegreichen Feldzug nach Hause zurück. Aus dem Anlass der Dankesfeier erscheinen vor ihm mit Huldigungsgeschenken die Gesandten jener Völker, die zu seinem Reich gehören, oder mit ihm verbündet sind. Äthiopien ist also in der Schilderung von Heliodoros ein mächtiger und reicher Staat, und der Grund davon liegt — wie es zwar nicht unmittelbar gesagt, aber durch die Schilderung eindeutig fühlbar gemacht wird — darin, dass die Führung des Landes in guten Händen ist. Sisimithres und die Gymnosophisten sind nämlich nicht nur Oberaufseher der Kultsachen, sondern sie stellen auch die höchste beratende Körperschaft des Königs dar; ihre Weisheit und Autorität wird vom König Hydaspes immer anerkannt. Das ist alles, was der Leser über das Land erfährt; es ist zwar nicht viel, aber man sieht wieder, wie Heliodoros idealisiert. In diesem Äthiopien von Heliodoros wäre ein solcher zwar tüchtiger, aber doch abergläubiger Mann wie Knemon, oder auch nur der gutmütige doch eigennützige Nausikles undenkbar, und doch werden dieselben Figuren im

²⁶ RATTENBURY—LUMB—MAILLON: Introduction LXXXVI f., E. ROHDE: o. c. S. 467 ff. und MÜNSCHER: RE VIII 21.

Roman als im Grunde sympathische Menschen geschildert; Äthiopien ist das Land der vollkommenen Menschen. Und möge zwar die idealisierende Tendenz dieses Äthiopien-Bildes blutarm erscheinen, es genügt darauf hinzuweisen, dass im Vergleich zu den anderen griechischen Romanschriftstellern die Leistung des Verfassers der Aithiopika dennoch bemerkenswert ist.

Der Leser lernt von den Einwohnern des Landes den König Hydaspes, Sisimithres und die Königin Persinna kennen. Persinna ist eine Nebenfigur, die nur im letzten Buch des Romans in den Vordergrund tritt; ihre Gestalt besagt betreffs jener Züge, die uns aus dem Roman von Heliodoros interessieren, überhaupt nichts. Wichtiger ist die Gestalt des Sisimithres, aber was diesen betrifft, wollen wir uns einstweilen damit begnügen, was über die Gymnosophisten gesagt wurde. Später kommen wir auf ihn noch zurück. Wir müssen aber die Charakterisierung des Hydaspes näher untersuchen, nicht zuletzt auch deswegen, weil die Schilderung dieser Figur dem Verfasser des Romans offenbar sehr am Herzen lag. Es wird in dieser Figur die Gestalt des guten und gerechten Königs geschildert, und um seine positiven Eigenschaften noch mehr hervorheben zu können, wird auch der Kontrast des *Basileus*, der *Tyrannos* gezeigt. Dass man es hier mit keinem blossen Zufall, sondern in der Tat mit einer bewussten Kontrastierung zu tun hat, das geht schon aus der blossen Aufzählung der entsprechenden Stellen des Romans hervor, sowie auch noch daraus, dass die beiden Termini «Basileus» und «Tyrannos» immer konsequent benutzt werden.

III. DER «BASILEUS»

Charikleia und Theagenes werden bald nach ihrer Ankunft in Ägypten voneinander getrennt, und sie treffen sich erst in Memphis wieder. (VII. Buch.) Hier stirbt jedoch ihr bisheriger Führer und Beschützer, Kalasiris, und ihre Leiden, die für kurze Zeit aufzuhören schienen, beginnen wieder. Arsake, die Frau jenes persischen Statthalters von Ägypten, Oroondates, der mit den Äthiopiern im Kriege steht, verliebt sich nämlich in Theagenes. Mit einer geschickten List *lädt* sie die beiden jungen Leute in den Palast des Statthalters *ein*, und diese merken bald, dass sie eigentlich in Gefangenschaft geraten sind. Der Vorfall wird Thyamis, dem Sohn des Kalasiris bekannt, der seit dem Tode des Vaters zu den Vornehmsten der Stadt gehört, denn er hat ja das Amt des Oberpriesters geerbt. (VIII. Buch.) Thyamis als Priester bezieht die Arsake: woher sie das Recht nehmen würde, die beiden jungen Leute festgenommen zu halten? Die Frau des Satrapen antwortet darauf, dass sie im Sinne des Kriegsrechtes handelte, da Theagenes zuletzt gegen persische Truppen gekämpft hätte. Thyamis erklärt dagegen, dass der Krieg schon aus wäre, und obwohl im Krieg der *Tyrannos*, im Frieden jedoch der *Basileus* herrsche. Aber Arsake beharrt auf ihrer tyrannischen Art, und

obwohl das Volk dagegen protestiert, will sie die des Mordes angeklagte, unschuldige Charikleia — um dadurch Theagenes für sich zu gewinnen — hinrichten lassen. Als später der Mann der Arsake vom Schalten und Walten seiner Frau Kenntnis nimmt, flüchtet sich diese vor der drohenden Strafe in den Selbstmord. Die Gestalt der Arsake spricht für sich selbst; damit jedoch kein Zweifel übrig bleibe, legt Heliodoros sein eigenes Urteil in den Mund eines Eunuchen: der Eunuch freut sich über den Tod der Arsake, da es ihm immer schwer gefallen sei «die zügellose und tyrannische Art und Weise der Arsake» zu ertragen.²⁷

Dem Tyrannos wird der äthiopische König, Hydaspes, entgegengestellt. Wir treffen ihn zum ersten Male während seines Krieges mit dem persischen Statthalter Ägyptens, Oroondates. (VIII. Buch.) Bezeichnend ist für die Gestalt des Hydaspes auch die Tatsache schon, wie er in Krieg geraten ist. Die Feindseligkeiten begannen damit, dass Oroondates gewisse Smaragd-Bergwerke für Äthiopien nicht räumen wollte, die ursprünglich doch äthiopisches Gut waren. Der König will also seinen rechtmässigen Besitz sichern, darum führt er Krieg, der gerecht ist, und seine gerechte Sache wird auch in der Tat siegreich. (IX. Buch.) Dann lässt er den festgenommenen Oroondates vor sich führen und erklärt ihm, dass er seinerseits den Krieg beendet habe, denn er wollte ja nur die Smaragd-Bergwerke zurückerobern. «Mir passiert nicht dasselbe, was vielen anderen. Denn ich will mein Glück nicht eigennützig ausbeuten und meine Macht auf Grund des Sieges in das Unendliche erweitern. Mir genügen die naturgegebenen Grenzen.»²⁸ Deswegen gibt er auch Oroondates die Statthalterschaft zurück, und er wird von diesem in den Dankesworten als «gerechtester» (*ἐννομώτατος*) und als «menschenfreundlichster» (*φιλόανθρωπος*) bezeichnet. Die angeführten Worte des Hydaspes erinnern sehr an dieselben des äthiopischen Königs bei Herodot (III 21); auch dieser König lässt Kambyzes die Botschaft ausrichten, dass es ungerecht sei, das Land des anderen nehmen zu wollen, und freie Menschen in Sklavenstand zu stürzen. Man kann also hier mit einer bewussten Übernahme seitens Heliodoros rechnen. Das Vorgehen des Verfassers der Aithiopika ist in diesem Punkt dasselbe, was schon im Zusammenhang mit Philostratos hervorgehoben wurde: in der Schilderung des idealen Äthiopien stützt sich Heliodoros auf die Tradition, aber — wie man es in der Charakterzeichnung des Hydaspes noch sehen wird — er ergänzt auch das übernommene Bild mit neuen idealisierenden Zügen.

Dass Hydaspes in der Tat ein «Basileus» ist, das spiegelt sich nicht nur in seinen allgemeinen politischen Grundsätzen, sondern auch in seiner Verhaltensweise während des Krieges. Als das äthiopische Heer die Stadt

²⁷ 240 21—23: *Βαρώας ... ἔλεγε ... χαίρων, τὸ ἀκόλαστον τῆς Ἀρσάκης καὶ τυραννικὸν βαρυνόμενος.*

²⁸ 272 23—26: *οὐ πάσχω τὸ τῶν πολλῶν πάθος, οὐδὲ ἐπεξάγω τὴν τύχην πρὸς πλεονεξίαν, οὐδὲ εἰς ἄπειρον ἐκτείνω τὴν ἀρχὴν διὰ τὴν νίκην, ἀλλ' ἀρκοῦμαι οἷς ἔθετο ἐξ ἀρχῆς ἡ φύσις.*

Syene belagert (IX. Buch.), will man die Eroberung der Stadt nicht mit Blutvergiessen, sondern mit kluger List fertigbringen. Darum wird das Wasser des anschwellenden Nils durch Kanäle um die Stadt geführt, und die Belagerten werden der Gefahr ausgesetzt, dass das Wasser bald ihre Mauern überströmt; sie bitten also Hydaspes in ihrer Notlage um Waffenstillstand. Der König antwortet darauf, dass er das Besiegen des Feindes im Krieg als eine mutige Tat ansieht, denjenigen dagegen, die um Gnade bitten, verzeiht er, denn er will in seinen Urteilen nicht tyrannisch vorgehen,²⁹ sondern das Schicksal der Menschen ohne Hass lenken. Sein Benehmen ist also gerade das Gegenteil dessen, was man bei Arsake sah. Arsake argumentierte selbst im Frieden mit den Rechten des Krieges, während der König Äthiopiens auch im Krieg auf die Vorteile des Stärkeren verzichtet, er wird in allen seinen Taten durch Gerechtigkeit und Menschenliebe geführt. — Die Bedingungen des Waffenstillstandes nimmt auch Oroondates, der in Syene eingeschlossen war, an; aber während einer Nacht, als die äthiopischen Wachen eben mit Rücksicht auf den Waffenstillstand nicht mehr auf ihren Posten waren, führt der persische Statthalter sein ganzes Heer aus der belagerten Stadt heraus. Er nimmt weitere Truppenverstärkungen zu sich und liefert eine gewaltige Schlacht dem äthiopischen Heer. Aber Hydaspes ist auch ausgezeichnete Feldherr, er vernichtet auch die berühmten und für unbesiegbar gehaltenen persischen Kataphraktarier und damit gewinnt er einen entscheidenden Sieg. Als der festgenommene Oroondates vor ihn geführt wird — eine Einzelszene dieses Zusammentreffens haben wir oben schon erwähnt —, fragt der König seinen Gefangenen, was für eine Strafe er für das Brechen des Waffenstillstandes erwarte. Der Statthalter antwortet darauf: dieselbe, die im umgekehrten Fall auch ein Feldherr der Äthiopier vom persischen König erwarten sollte. Aber der äthiopische König erwidert darauf: der persische König sollte in diesem umgekehrten Fall, wenn er wirklich ein *König* und kein *Tyrann* wäre, den äthiopischen Feldherrn öffentlich loben und belohnen, denn er war ja seinem Herrn, demgegenüber er einzig und allein folgsam sein soll, treu.³⁰

Heliodoros versäumt auch nicht sein Königsideal im Frieden unter seinem Volk zu zeigen. Als der König aus dem siegreichen Feldzug nach Hause zurückkehrt, will er ein feierliches Dankopfer darbringen, welches nach altem Brauch Menschenopfer sein muss. Zum Opfer werden wegen ihrer Schönheit und Klarheit Theagenes und Charikleia bestimmt. König und Königin würden sie gern begnaden, aber sie dürfen den altherwürdigen Brauch nicht verletzen. Auch Sisimithres ist dessen bewusst, als er zum König hintritt und ihm erklärt — darin drückt der Schriftsteller seine neu-

²⁹ 251 17—18: οὐ γὰρ τυραννεῖ τὴν δίκην, ἀλλὰ πρὸς τὸ ἀνεμέσητον διοικεῖ τὴν τῶν ἀνθρώπων τύχην.

³⁰ 266 3—5: οὐ καὶ... ἐπήνεσεν ἂν καὶ δωρησάμενος ἀπέπεμψεν, εἰ βασιλεὺς ἀληθής ἐστιν ἀλλὰ μὴ τύραννος.

pythagoreische Überzeugung aus —, dass er und die Gymnosophisten gegen die Menschenopfer wären, und sich darum jetzt entfernten; die Gottheit könnte keine Freude an einer solchen blutigen und grausamen Handlung finden. Aber der König müsste doch da bleiben, denn er müsste dem Willen des Volkes Folge leisten.³¹ Hydaspes bleibt auch in der Tat auf dem Schauplatz. Inzwischen enthüllt sich jedoch Charikleia und sie weist nach, dass sie eine Tochter des königlichen Paares ist. Hydaspes hätte damit schon Grund genug dazu, um die Aufopferung seiner eigenen Tochter zu verhindern. Aber er ist dessen wohl bewusst — wieder im Gegensatz zu Arsake —, dass der gute König, der Basileus, selbst in einem solchen Fall seine eigenen Wünsche gegen die altehrwürdigen Bräuche vieler Generationen nicht zur Geltung bringen darf; auch jetzt ist er noch bereit, den Verlust seines einzigen Kindes zu erleiden. Das Volk nimmt jedoch, wie auch sonst in jedem griechischen Roman, für die Helden Partei: «Wir haben dich als *wahren König* erkannt, sei du jetzt auch Vater!»³² Dadurch wird Hydaspes entlastet, er braucht die schmerzliche Pflicht nicht mehr zu erfüllen, und auf Antrag des Sisimithres werden die Menschenopfer in Äthiopien ein für allemal verboten.

Das Ganze der Geschichte und besonders die konsequente Benutzung der Bezeichnungen «Basileus» und «Tyrannos», die sich keineswegs vertauschen liessen, zeigt, dass Heliodoros auch in diesem Fall, ebenso wie in der Wahl des Schauplatzes, zielbewusst handelte: in dem idealen, neupythagoreischen Äthiopien, in dem Reiche des Helios, und in der Heimat der gymnosophistischen Weisheit kann nur ein wahrer Basileus der Herrscher sein. Die wissenschaftliche Forschung hat den organischen Zusammenhang des Hydaspes-Portraits mit dem idealen Äthiopien bisher nicht erkannt. Man behandelte den König von Heliodoros in der wissenschaftlichen Literatur als eine Figur mit schablonenhaften Zügen, die keine besondere Aufmerksamkeit verdiente. Man muss zugeben: im grossen und ganzen stimmt es auch! Man findet alle Züge des guten Königs, die Heliodoros auf Hydaspes anwendet, in den sog. König-Spiegeln der literarischen Tradition der Griechen.³³ Aber diejenigen, die nur diese Tatsache betonten,³⁴ vergassen, dass Heliodoros auch so noch die übrigen Roman-Schriftsteller, seine Zunftgenossen, weit hinter sich lässt. Man erblickt die Darstellungsweise des Heliodoros gleich in einem völlig neuen Licht, wenn man bedenkt, dass Chariton, oder der Verfasser der *Historia Apollonii* nicht einmal versuchten, ein Bild des idealen Königs zu entwerfen,

³¹ 282 13—15: ἐπάναγκες γὰρ βασιλεῖ καὶ ἀκριτόν ἐστιν ὅτε πλήθους ὁρμὴν θεραπεύειν.

³² 291 15—16: ἐγνωρίσαμεν ὡς βασιλεῖα· γνώριζε καὶ σὺ σαντὸν ὡς πατέρα.

³³ G. BARNER: *Comparantur inter se Graeci de regentium hominum virtutibus auctores*, Marburgi 1889; J. STRAUB: *Vom Herrscher-Ideal in der Spätantike*. Stuttgart 1889. Man findet sämtliche Züge, welche Dion Chrysostomos als charakteristisch für den guten König bezeichnet, im Hydaspes-Portrait von Heliodoros wieder; vgl. R. HÖISTAD: *Cynic Hero and Cynic King*. Uppsala 1948. S. 184 ff.

³⁴ E. H. HAIGHT: *Essays on the Greek Romances*. New York 1943. S. 80.

obwohl sie sich durch den gewählten Gegenstand dazu hätten beinahe veranlasst fühlen können. Sie sind auch in der Benutzung der Termini «Basileus» oder «Tyrannos» gar nicht konsequent. Heliodoros ist der einzige unter den Schriftstellern des sophistischen Romans, für den die Bezeichnung «Basileus» einen tiefen philosophischen Inhalt besitzt.

Heliodoros schildert also Äthiopien — unter den Möglichkeiten des Romans — mit utopistischen Farben. Man sieht schon, dass er sich in der Ausführung seines Planes auf die literarische Tradition über Äthiopien stützte. Er wurde jedoch in der Schilderung seiner Utopie nicht nur durch diese Tradition unterstützt, sondern auch noch dadurch, dass dieselbe Utopie mit dem Helios-Kult innerlich verwachsen war. Wir wissen von mehreren Werken des hellenistischen Zeitalters, die im strengsten Sinne des Wortes Utopien sind, und in welchen, ebenso wie im Werk von Heliodoros, der Gott Helios eine hervorragende Rolle spielte. Es genügt in diesem Zusammenhang nur auf Iambulos hinzuweisen, bei dem dieselbe Tendenz klar hervortritt; ja man kann gestützt auf eine Angabe des älteren Plinius,³⁵ annehmen, dass auch der höchste Gott in der Panchaia des Euhemeros ebenso Helios war. Auch Aristonikos bezeichnet die Aufständischen von Pergamon als «Bürger der Sonne», und es ist sehr wahrscheinlich, dass sich auch der, leider, nur wenig bekannte Staatsgründungsversuch von Alexarchos im Zeichen des Helios-Kultes stand.³⁶ Eine Tradition scheint auch davon zu wissen, dass die guten und gerechten Könige von Helios ihren Auftrag bekommen, geschweige denn, wie verbreitet dieser Gedanke im hellenisierten nahen Osten war,³⁷ und wie sein Weiterleben durch die ägyptische «Töpfer-Weissagung» und durch die Oracula Sibyllina (III 652) belegt wird;³⁸ ja derselbe Gedanke ist auch noch im frühen Christentum lebendig,³⁹ und so ist es sehr wahrscheinlich, dass er auch für Heliodoros keine bloss tote Tradition war.

Um zu unserem Thema zurückzukommen: man darf auf Grund des Gesagten behaupten, dass Heliodoros mit seinen künstlerischen Absichten unter den Vertretern des sophistischen Romans so gut wie völlig alleine steht, da er mit seinem Werk eigentlich eine Utopie für das Propagieren seiner religiösen und philosophischen Gedanken und seines Helios-Kultes entwerfen wollte. Jetzt können wir schon versuchen zu prüfen: inwiefern die neue Zielsetzung und der neue Inhalt auch die Komposition der Aithiopika beeinflussten.

³⁵ Plinius Nat. Hist. X. 4.

³⁶ Über den Zusammenhang des Helios-Kultes mit der Utopie sich: AntTan 3 (1956) S. 184 f.

³⁷ F. J. DÖLGER: Die Sonne der Gerechtigkeit. Münster in Westphalen 1919. S. 83 ff.

³⁸ An dieser allgemeingültigen Ansicht können die Einwände von H. FUCHS (Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt. Berlin 1938. S. 31 f.) kaum etwas ändern.

³⁹ E. PETERSON: *ΕΙς θεός*, Göttingen 1920. zitiert mehrere Inschriften, besonders aus Syrien, die den Namen Christi mit dem Sonnenrad ergänzen.

IV. DIE KOMPOSITION

Die Handlung der Aithiopika verteilt sich auf drei verschiedene Schauplätze: Griechenland, Ägypten und Äthiopien; Griechenland wird eigentlich nur in der Erzählung von Knemon und Kalasiris erwähnt, da die Handlung «in medias res» beginnt. Beide Geschichten bekommt man in Ägypten erzählt, und überhaupt das Schicksal der Hauptpersonen ist eher an Ägypten gebunden; der Leser wird erst im letzten Buch nach Äthiopien versetzt. Was den Umfang betrifft, fällt also die Hauptrolle Ägypten zu. Das gilt jedoch nur für den Umfang der Erzählung. Denn sonst ist der wichtigste Schauplatz dennoch Äthiopien; hier erlangen die beiden Hauptpersonen ihr Glück, und dieses Land wird sowohl infolge der Helios-Verehrung des Verfassers, wie auch wegen seiner idealisierenden Tendenz in den Vordergrund gerückt. Auf der anderen Seite bleibt Griechenland neben den beiden anderen Schauplätzen auch schon deswegen im Hintergrund, weil darüber nur erzählt wird. Die Wichtigkeit der einzelnen Schauplätze nimmt der Reihe nach zu. Dasselbe Motiv — welches Einfachheitshalber mit dem Namen «Frau Putifar» bezeichnet werden könnte — kommt z. B. auch zweimal, sowohl im Laufe der Handlung in Griechenland, wie auch in Ägypten vor, aber mit welchem Unterschied der Steigerung! Die Knemon-Geschichte antizipiert die spätere ägyptische Arsake-Episode in der «bürgerlichen» Umgebung von Athen, aber eine Lebensgefahr für den Haupthelden wird dieselbe Geschichte erst in Ägypten.⁴⁰

So viel wäre an sich noch kaum erwähnenswert. Auffallender ist jedoch, dass alle drei Schauplätze mit je einer Priestergestalt gekennzeichnet werden. In Delphoi wird Charikleia durch einen Priester, Charikles, erzogen; in Ägypten ist der Führer beider Helden Kalasiris, und in Äthiopien begegnet man jenem Sisimithres, dessen führende Rolle schon hervorgehoben wurde. Noch interessanter, dass nicht nur die Wichtigkeit der einzelnen Schauplätze der Reihe nach zunimmt, sondern in derselben Masse auch die Bedeutung jener Priestergestalten, die nach einander auftreten. Das zeigt sich auch in der Schilderung der drei verschiedenen Priester. Die Gestalt Charikles wird z. B. mit einer Ironie gezeichnet, die man nicht missverstehen kann. Er ist der Oberpriester des Gottes Apollon, aber zugleich auch ein leichtgläubiger Mensch mit etwas engem Horizont. Der weise und schlaue Kalasiris lenkt ihn seinen eigenen Zielen entsprechend ohne jede Schwierigkeit. Der Oberpriester von Isis ermöglicht die Flucht von Charikleia und Theagenes, nachdem er den Pflegevater von Charikleia leicht übertölpelt hatte. Derselbe Oberpriester, Kalasiris, versucht die beiden Helden auch in Ägypten zu betreuen; er ist in jeder Hinsicht bedeutender, als Charikles. Aber die Ironie des Verfassers verschont auch Kalasiris nicht, obwohl dieser klüger und weiser ist, als sein Kollege in Delphoi. Diese Zweideutigkeit in der Schilderung

⁴⁰ O. SCHISSEL v. FLESCHENBERG: o. c. S. 61.

der Kalasiris-Gestalt machte einst Rohde so viel Kopfzerbrechen;⁴¹ er fand keine beruhigende Erklärung dafür. Prüft man jedoch die Darstellungsweise des Heliodoros in dem vorgeschlagenen Zusammenhang, so löst sich das Rätsel beinahe von selbst. Für den Verfasser der Aithiopika war Sismithres und nicht Kalasiris die wichtigste Priestergestalt; dieser musste als Vertreter der höchsten menschlichen Weisheit und der erhabensten Moral dargestellt werden; deswegen musste neben ihm selbst Kalasiris noch im Schatten bleiben.

Die dreifache Gliederung der Schauplätze in den Aithiopika, ja der symbolische Sinn dieser Einteilung fiel schon den Alten auf. Das ersieht man z. B. aus dem sog. Fragmentum Marcianum eines unbekannten Verfassers,⁴² welches eine neuplatonische Erklärung des Romans versucht.⁴³ Seine Auffassung über Äthiopien und Hydaspes kommt in manchen Punkten unserer Deutung nahe.

Die dreifache Gliederung der Schauplätze, und innerhalb deren die Steigerung erinnern nicht nur an eine astral-religiöse Sphäre,⁴⁴ die dem Verfasser des Romans nahegestanden haben mag, sondern sie stellen auch ein Element der Komposition dar, welches dem Ziel des Inhalts dient: dadurch, dass die Bedeutung der einzelnen Schauplätze der Reihe nach zunimmt, wird es möglich, dass Äthiopien in der Schilderung des Heliodoros zu einem idealen Land wird, und auch dem Leser wird dadurch in der Erkenntnis der Absichten des Verfassers geholfen. Die Komposition mit drei Schauplätzen sichert schon in sich allein für Heliodoros eine Sonderstellung innerhalb der griechischen Romanliteratur. Aber darin erschöpft sich die kompositionelle Eigenart der Aithiopika noch lange nicht, das ist noch keineswegs die grundlegendste Eigentümlichkeit des Romans.

Die Helden im Roman von Chariton lernen sich in Syrakus kennen, sie verlieben sich ineinander daselbst, und sie kehren auch nach vielen Leiden nach Syrakus wieder zurück, um endlich dort ungestört weiterleben zu dürfen. So ist es in allen Romanen regelrecht. Die beiden Hauptpersonen treffen sich nach Xenophon in Ephesos, nach Iamblichos in Babylon, nach Achilleus Tatios in Tyros, nach Longos neben Mytilene und nach der Historia Apollonii in Kyrene, und sie kehren alle am Ende des Romans in dieselben Städte zurück. Man findet einen Unterschied nur darin, dass in den letztgenannten drei Romanen — anders als in den früheren — Anfangs- und Endstation der Handlung nicht gleichzeitig auch Geburtsort beider Helden sind. Wichtig

⁴¹ E. ROHDE: o. c. S. 449.

⁴² Zuletzt herausgegeben durch E. HERCHER: Hermes 3 (1869) S. 382 f.

⁴³ W. A. OLDFATHER: Lokrika. Anhang B. — Über den angeblichen Autor des Bruchstückes *Τῆς Χαρικλείας ἐρμηνεύμα τῆς σώφρονος κτλ.* Philologus 67 (1908) S. 457 f.

⁴⁴ F. CUMONT: Les mystères de Mithra.³ Bruxelles 1913. S. 194. After Life in the Roman Paganism. New Haven 1923. S. 106 und TH. GASTER: Myth and Story. Numen 1954. S. 196 f.

ist jedoch, dass in allen diesen Fällen das Liebespaar der Erzählung ihr Leben in derselben Umgebung weiterfortsetzt, in welcher es auch begonnen wurde. Aber nicht so bei Heliodoros. Seine Helden, Theagenes und Charikleia, bringen ihre Kindheit in Griechenland zu ; sie sehen sich zum ersten Male in Delphoi, und von hier aus gehen sie nach Äthiopien. Die Helden der übrigen Romane sind auch nach dem Abschluss ihrer Leiden den schädlichen Kräften des menschlichen Eigennutzes, der Bosheit und der Leidenschaft immer wieder ausgesetzt, denn ihre Umgebung hat sich ja gar nicht geändert. Dagegen können Theagenes und Charikleia nie mehr einem solchen Geschick unterliegen, denn sie leben ja schon in dem idealen Äthiopien. Man könnte also nach der Formensprache der Geometrie die Handlung der übrigen sophistischen Romane einem *Kreis* vergleichen, der in sich selbst zurückkehrt, während die Handlung des Heliodoros-Romans einer *aufsteigenden Linie* zu vergleichen wäre.

Mit dieser Feststellung glauben wir den wichtigsten Unterschied zwischen den Aithiopika einerseits, und den übrigen Schöpfungen derselben Gattung andererseits getroffen zu haben. Dieser Unterschied meldet sich sowohl in der Zielsetzung des Verfassers und im Inhalt des Werkes, wie auch in seiner Komposition. Ja, diese Unterschiede auf den einzelnen Ebenen ergänzen und erklären sich gegenseitig. Man wende gegen unsere Feststellung nicht ein, dass auch der Geburtsort von Charikleia Äthiopien ist, und dass auf diese Weise auch sie nur in ihre Heimat zurückkehrt, wie es bei den übrigen Romanhelden der Fall zu sein scheint. Diese Beobachtung wäre allzu formalistisch. Denn Charikleia verbrachte ja ihre ganze Kindheit in Delphoi, und sie kommt am Ende ihrer Schicksale in ein für sie vollkommen neues und unbekanntes Land, Äthiopien. Und auf der anderen Seite kommt Theagenes in der Tat «geradewegs» aus Delphoi nach Äthiopien. Man könnte im Falle von Charikleia nur behaupten, dass Heliodoros jene Kompositionsformel, die vor ihm im allgemeinen üblich war, noch nicht vollkommen beiseitelegt ; er hat aber dieselbe Formel dennoch durchbrochen und mit einer neuen vertauscht.

V. DIE STELLE DES HELIODOROS IN DER ENTWICKLUNG DES ROMANS

Wir haben anfangs schon darauf hingewiesen, dass die Chronologie der Roman-Gattung heute in einer solchen Weise beurteilt wird, dass der Gedanke naheliegt, man könnte ihre Blüte mit dem Aufschwung des II. Jahrhunderts verbinden, während ihr Verfall und Aufhören mit der Krise des III. Jahrhunderts im Zusammenhang stehen dürfte. Möge aber diese Ansicht im Lichte der heutigen Forschung zwar sehr wahrscheinlich vorkommen, so bleibt sie dennoch nur eine vage Vermutung. Denn man müsste noch nachweisen können, dass jene Auflösung der Form, die im Falle des Heliodoros-Romans jetzt wohl schon als erwiesen gelten darf, in der Tat nur eine Folge-

erscheinung der allgemeinen Krise darstellt. Das Nachweisen jener Züge, die auf die allgemeine Krise hindeuten, ist sowohl im Falle des Heliodoros, wie auch in dem der übrigen Romane einer sehr schwere Aufgabe. Es ist z. B. klar, dass die vielen Leiden und Schicksalsschläge, die die Helden ertragen müssen, nicht dahin erklärt werden dürfen, als ob in diesen die allgemeine Krise der gleichzeitigen Gesellschaft zum Ausdruck käme; denn so ist es ja in allen bekannten griechischen Romanen. Ja es wäre auch verkehrt anzunehmen, dass man zu der Blütezeit dieser Romane in der Tat auf Schritt und Tritt so viele Räuber und Wüstlinge hätte antreffen können, wie man es in diesen Romanen liest. Die Romanhelden übertreffen eben die gewöhnlichen menschlichen Maße, und darum müssen sie auch übermenschliche Hindernisse überwinden, um ihr Glück zu erlangen. Es sind sowohl die Hauptpersonen, wie auch ihre Gefahren nur Grenzfälle. Fruchtbarer wäre es aus der utopistischen Art des Heliodoros-Romans den Ausgang zu nehmen. Man könnte sich darauf berufen, dass Utopien gewöhnlicherweise zu Zeiten der Krisen geschrieben werden. Platons Werk und einige Komödien des Aristophanes sind die Früchte der Polis-Krise; auch Iambulos und Euhemeros lebten und schrieben ihre Werke zu stürmischen Zeiten der hellenistischen Periode. Man könnte auch Heliodoros in dieselbe Reihe hineinfügen. Aber auch das wäre noch nur ein Gemeinplatz; auch damit hätte man den Zusammenhang zwischen der Auflösung der Form im Roman und der allgemeinen Krise noch nicht nachgewiesen. Vielleicht lässt sich aber dieselbe Frage auf einem Umweg über den Roman des Longos beantworten.

Das Werk des Longos — seine bukolische Idylle, wenn man diese Bezeichnung vorzieht — unterscheidet sich dadurch von allen übrigen Romanen, dass ihm das Motiv der Reise völlig fehlt; seine Helden leben beinahe ununterbrochen in derselben ländlichen Umgebung. Daphnis und Chloe sind ausgesetzte Kinder, die lange Zeit hindurch überhaupt nichts von ihren Eltern wissen. Es geht aus den neben ihnen gelassenen Erkennungszeichen nur so viel hervor, dass die Eltern reiche Leute sein müssen. Der Pflegevater des Daphnis wird von dem reichen Gutsbesitzer, Dionysophanes besucht (IV. Buch.), der die Arbeit seines Mieters besichtigen will. Gelegentlich dieses Besuches erfährt man, dass Dionysophanes der Vater des Daphnis ist. Nach dem *Anagnorismos* erzählt der Vater, warum er damals seinen Sohn aussetzte. Er hat jung geheiratet und danach drei Kinder bekommen. Nachdem er nach den beiden ersten Kindern kein drittes mehr haben wollte, liess er das jüngste aussetzen, wie es im Altertum sehr oft üblich war (IV 24).⁴⁵ Warum diese Aussetzung unvermeidlich war, erfährt man aus dem späteren Verlauf des Romans. Dionysophanes fährt mit seinem wiederentdeckten Sohn und mit dessen Braut nach Mytilene; sie versuchen auch die Eltern des Mädchens

⁴⁵ G. GLOTZ: *Études sociales et juridiques sur l'Antiquité grecque*. Paris 1906. S. 187 ff.

wiederzufinden. Gelegentlich eines Mahles werden in Anwesenheit von vielen die Erkennungszeichen der Chloe vorgelegt. Ein Teilnehmer der Gesellschaft, Megakles, erkennt sofort die Zeichen, die er mit seiner Tochter einst ausgesetzt hatte, und dieser erzählt dann die glaubwürdige Geschichte, wie das Mädchen ausgesetzt wurde. Der Vater lebte in seiner Jugend unter ziemlich armen Verhältnissen, und er musste sein ganzes Hab und Gut — wie er sagt — auf Trierarchie und Choregie verwenden.⁴⁶ Unter solchen Umständen wollte er keine Tochter in Armut erziehen, darum beschloss er ihre Aussetzung. So weit die Geschichte; es ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Handlungsweise des Dionysophanes auf ähnliche Motive zurückzuführen sei, denn auch er entschuldigt sich vor Daphnis damit, dass er es nicht gern getan hätte.⁴⁷ Es geht zwar aus dem Roman nicht eindeutig hervor, durch welche Gründe Dionysophanes eigentlich zur Aussetzung gezwungen worden sei, aber man darf eben auf Grund der Erzählung des Megakles annehmen, dass auch der andere wirtschaftliche Schwierigkeiten gehabt habe. Es ist auch einerlei, wie man die letztere Frage beurteilen mag; so viel ersieht man allerdings aus der Erzählung des Longos, dass für seinen Megakles die Leiturgie keine moralische Pflicht mehr ist, sondern ein schwerer Zwang, der ihn belastet.

Das ganze Leiturgie-Problem steht nicht im Vordergrund des Longos-Romans. Aber es untersteht keinem Zweifel, dass Longos — selbst wenn auch nur in Andeutungen und halben Sätzen — dadurch ein Problem berührt, welches einst so gut wie die wichtigste Lebensfrage breiter Schichten darstellte. Diese Tatsache ist übrigens alleinstehend im griechischen sophistischen Roman; diese Gattung beschäftigt sich nämlich sonst nie mit Problemen des eigenen Zeitalters. Gerade deswegen ist ja die Chronologie der einzelnen Romane so ungewöhnlich schwer festzustellen, wenn sonst keine zuverlässige Überlieferung über die Lebensumstände des Verfassers berichtet. Auch wir wollen nicht behaupten, dass unsere obigen Beobachtungen die genaue Zeitbestimmung des Longos-Romans ermöglichten. Nur so viel lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, dass wohl diejenigen Recht behalten, die Longos auf das III. Jahrhundert setzen,⁴⁸ denn der Druck der Leiturgien wird ja in der Zeit nach den Antoninern,⁴⁹ unter den Soldatenkaisern immer schwerer; darin äussert sich allerdings schon die allgemeine Krise der Gesellschaft.

⁴⁶ IV 35: **Ἦν ὀλίγος μοι βίος τὸ πρότερον· ὃν γὰρ εἶχον, εἰς τριηραρχίας καὶ χορηγίας ἐξεδαπάνησα.*

⁴⁷ IV 24: *ἐκὼν γὰρ οὐκ ἐβουλενσάμην.*

⁴⁸ CHRIST—SCHMIDT—STÄHLIN: *Geschichte der griechischen Literatur*. II. München 1924. S. 823; G. DAMLEYDA in seiner Longos-Ausgabe, Paris 1934 *Introduction* XVII f.; W. NORDLIND: *Eranos* (1926) S. 189 f. Es wird auf das II. Jahrhundert gesetzt durch U. v. WILAMOWITZ—MOELLENDORFF: *Die griechische Literatur*³. Leipzig 1912. S. 259 und E. NORDEN: *Die antike Kunstprosa*². I. 1909. S. 437 und O. WEINREICH in seiner schon zitierten Abhandlung.

⁴⁹ M. ROSTOVITZEFF: *Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich* II. Leipzig 1929. S. 70 f.

Uns interessieren jedoch diesmal nicht so sehr die Fragen der Chronologie; diese lassen sich auf Grund des zur Verfügung stehenden Materials einstweilen nicht lösen. Unsere Aufgabe besteht darin: festzustellen, ob nicht die Krisenerscheinung, die sich im Roman als Leiturgie-Problem meldet, auch eine Wandlung der Komposition — im Vergleich zu den übrigen Romanen — nach sich zog? Dadurch hoffen wir auch die Auflösung der Gattungsform bei Heliodoros besser beleuchten zu können.

Es ist schon gesagt worden, dass die Hauptpersonen aller griechischen Romane nach langen Wanderungen dorthin zurückkehren, wo sie sich einst kennengelernt hatten. Diese Formel gilt für alle griechischen Romane, ausser den Aithiopika des Heliodoros. In einigen Fällen ist Anfangs- und Endstation der Handlung auch Geburtsort beider Helden; so ist es besonders in denjenigen Romanen, die auf Grund anderer Indizien für die ältesten gehalten werden, also in den Werken des Chariton, Xenophon und Iamblichos. In dem Werk jenes Achilleus Tatios, der in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts tätig war, und in dem griechischen Original der *Historia Apollonii*, welches wahrscheinlich im III. Jahrhundert entstand,⁵⁰ ist Anfangs- und Endstation der Handlung Tyros bzw. Kyrene, aber dieselbe Stadt ist nur Geburtsort des einen Helden. Bei Longos ist jene Gegend um Mytilene, wo Daphnis und Chloe erzogen wurden, Geburtsort von keinem Helden, denn sie sind ja in Mytilene zur Welt gekommen. Über Achilleus Tatios ist auf Grund anderer Überlegungen festgestellt worden, dass er — besonders wegen der ironischen Behandlung der Roman-Motive — schon ein Vertreter des Verfalls der Gattung ist;⁵¹ das lässt sich jedoch an der Komposition noch kaum merken. Was die *Historia Apollonii* betrifft, steht man vor einer unlösbaren Frage. Nachdem der lateinische Übersetzer des griechischen Originals seinen vorliegenden Text⁵² verändert und erweitert hatte, kann man nicht feststellen, ob jene kompositionelle Lösung, die an diejenige des Achilleus Tatios erinnert, in der Tat Hand in Hand mit der Auflösung der Gattungsformen ging. Kehren wir jetzt zu Longos zurück.

Daphnis und Chloe erfahren am Ende des Romans, dass sie Nachkommen reicher Leute von Mytilene sind. Sie könnten also ihr ärmliches Heim im Dorf verlassen, um weiterhin in der Stadt zu leben, aber sie tun es dennoch nicht, sie bleiben auch für die Zukunft auf dem Ort ihrer Erziehung, weil sie das Leben in der Stadt nicht ertragen könnten.⁵³ Das städtische Leben

⁵⁰ E. ROHDE: o. c. S. 423.

⁵¹ E. ROHDE: o. c. S. 467 und hauptsächlich R. M. RATTENBURY: *New Chapters in the History of Greek Literature*. Oxford 1933. S. 256 f.

⁵² E. ROHDE: o. c. S. 414 f. ROHDE nimmt an, dass die Geschichte des Königs Antiochos und seiner Tochter, die in ihrer heutigen Form am Anfang des Romans steht, von dem Überarbeiter stammte, und im Original nicht vorhanden gewesen wäre. Die Richtigkeit dieser Beobachtung wird auch durch unsere Bemerkungen über die Kompositionsart der Romane nahegelegt.

⁵³ IV 37: *μη φέροντες τὴν ἐν ἄστει διατριβήν*.

wird im Roman selbst nicht geschildert, aber die Schicksale des Dionysophanes und Megakles sprechen für sich selbst: das Leben der Menschen in der Stadt ist der Tücke und der Laune des Schicksals eher ausgesetzt; man kann dort leichter über Nacht in Armut gestürzt werden. Dagegen sichert das ländliche Leben — wenn keine Piraten und keine Unruhen aus der Stadt dazwischentreten — vollkommene Ruhe. Das ländliche Leben wird bei Longos in den Farben der alexandrinischen Dichtung geschildert. Ebenso wie Heliodoros, benutzt auch Longos die literarische Tradition, und es muss ebenso wie im anderen Fall auch hier betont werden, dass sein Idyll im Roman eine allein stehende Erscheinung ist, die eben darum auch keineswegs als unbedeutend angesehen werden darf. Gesetzt nämlich, dass Longos in der Tat die Farben der bukolischen Dichtung der alexandrinischen Zeit wieder ins Leben ruft, muss man immer noch fragen, wodurch er eigentlich dazu veranlasst wurde? Und diese Frage lässt sich nach unserer Meinung sehr wahrscheinlich in dem Sinne beantworten — wie es durch das bisherige wohl schon vorbereitet ist —, dass Longos das Dorf und das ländliche Leben darum in Art und Weise der Alexandriner verherrlicht, weil er — ebenso wie jene — sich vor der Krise der eigenen Zeit in diese Gefühle flüchtet. Dieselbe Feststellung ist — um zu unserer Frage am Anfang dieses Kapitels zurückzukommen — für Heliodoros in noch höherem Masse gültig.

Zusammenfassend: die erste Gruppe jener griechischen Roman-Schriftsteller, deren Werke uns vollständig überliefert werden sind, konnte sich scheinbar den Bestrebungen des Zeitalters harmonisch anpassen. Man hat jedoch den Eindruck, dass die Schriftsteller der nächsten Generation sich schon durch dieselben Bestrebungen etwas befremdet fühlten. Trifft die Analyse des Longos-Romans zu, so drückt dieser Verfasser seine Meinung in einer Idylle aus; dadurch wird er auch gezwungen, die sonst streng geschlossenen Rahmen der Gattung etwas aufzulockern. Dieselbe Entwicklung erreicht ihre höchste, auch für uns greifbare Spitze bei Heliodoros. Heliodoros — wahrscheinlich aus denselben Gründen, wie Longos — vergleicht nicht mehr nur zwei Lebensformen, das städtische und ländliche Leben, sondern er baut sich als Gegenbild zu seiner wirklichen Umgebung einen utopistischen Staat auf, und inzwischen lockert er die traditionelle Romankomposition noch weiter auf. Sollte es nur ein Zufall sein, oder hätte man es nur einem launischen Eklektizismus der Folgezeit zu verdanken, dass aus den Jahrhunderten nach Heliodoros bis auf die byzantinische Zeit gar kein griechischer Roman überliefert ist?

Unsere letzten Bemerkungen über die Entwicklung des griechischen sophistischen Romans wollen selbstverständlich nur einen Entwurf, oder einen Versuch darstellen. Nachdem wir nur über grosse Zusammenhänge gesprochen hatten, durften wir in der Behandlung die Fragmente, die für unsere Zwecke weniger aufschlussreich sind, ausser Acht lassen. Auch in

chronologischen Fragen erlaubten wir uns eine gewisse Schwankung, denn — wie darauf O. Schissel v. Fleschenberg mit Recht hingewiesen hatte⁵⁴ — Veränderungen in der Komposition treten nicht immer unbedingt in zeitlicher Reihenfolge nacheinander auf; man findet entwickeltere und ältere Formen oft nebeneinander zusammen. Dabei lässt sich natürlich dennoch die allgemeine Tendenz der Entwicklung feststellen. Die Gründe aber, die zum Aufhören der Gattung selbst führten, lassen sich nur in dem Falle eindeutig erklären, wenn die gesellschaftliche Funktion des Romans auf Grund des ganzen zur Verfügung stehenden Materials erklärt werden kann.

Т. СЕПЕШИ

ЭФИОПИКА ГЕЛИОДОРА И ГРЕЧЕСКИЙ СОФИСТИЧЕСКИЙ ЛЮБОВНЫЙ РОМАН

(Резюме)

Среди дошедших до нас греческих софистических любовных романов «Эфиопика» Гелиодора является, с точки зрения хронологической, на всякий случай, *одним* из позднейших, или скорее именно позднейшим в узком смысле слова. Появившиеся в прошлом исследования уже обращают внимание на то, что этот роман в многом отличается от привычной схемы. Так Гелиодор выделяет в своем романе весьма важное место Гелиосу, богу своего родного города, а также и семейства и тем самым оказывается сторонником неопифагореизма, или неоплатонизма. Автор на основе образа короля в романе, а также на основе картины об Эфиопии, нарисованной в романе, стремится доказать, что Гелиодор в образе Эфиопии рисует утопическое государство, соответствующее его мировоззрению и культу Гелиоса. А эта черта романа представляет собой еще одно важное различие по сравнению с другими представителями данного жанра. Указанные существенные новшества в содержании, разумеется, изменяют, нарушают цельность единой, законченной схемы романа. Если другие софистические любовные романы могут быть охарактеризованы тем, что влюбленная пара, после долгого скитания, полного страданий, возвращается туда же, где они познакомились или родились, то герои Гелиодора попадают в незнакомую для них страну, идеальную Эфиопию. В конце статьи автор стремится подтвердить — главным образом путем анализа романа Лонга, — что нововведения как в содержании, так и в форме могут быть возведены к общему кризису 3 столетия. Этим объясняется, в конечном счете, и исчезновение софистического любовного романа как жанра.

⁵⁴ Op. cit. Vorwort, V.

THE PARTHIAN PARCHMENT FROM DURA-EUROPOS

(DURA PARCHMENT No. 12)

I

In the course of the excavations at Dura-Europos, in addition to Parthian ostraca and inscriptions,¹ a Parthian letter on parchment has also been found; being the only Parthian written record of this type known so far, it may justly claim serious interest in scholarly research. As in the case of the Parthian ostraca of Dura, the task of first publishing the parchment was undertaken by Altheim² who, on the basis of his interpretation of the text, drew far-reaching conclusions concerning the history of Dura-Europos. Next Henning gave his detailed opinion on the interpretation of the parchment,³ while recently Altheim returned on two occasions to a thorough discussion of the problems connected with the parchment.⁴

Originally, the parchment was thought to represent a fragment of a Sasanian epic. The erroneous nature of this view had been recognized by Altheim in his first publication: he pointed out that we have to do, in fact, with a letter in the Parthian language written in the Pahlaviy alphabet. But he had no suitable parallel at the time for the greeting formula in the letter; hence the text, worn and faded in many places, could not be made out correctly at

¹ On the Parthian ostraca found at Dura see FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Das erste Auftreten der Hunnen. Das Alter der Jesaja-Rolle. Neue Urkunden aus Dura-Europos. Baden-Baden 1953. 9 ff.; W. B. HENNING: Gnomon 26 (1954) 478 ff.; J. HARMATTA: AntTan 2 (1955) 290 ff.; J. HARMATTA: A durai pârthus ostrakonok. AntTan 3 (1956) 117 ff. Recently two more Parthian ostraca of Dura have been published by R. N. FRYE: YCS 14 (1955) 196 ff. — On the Parthian inscriptions of Dura see FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Das erste Auftreten der Hunnen. 72; FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Pahlawik und Pâsik. La parola del passato 31 (1953) 311; FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Ein asiatischer Staat. I. Wiesbaden 1954. 245 ff., 295; W. B. HENNING: YCS 14 (1955) 144.

² FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Asien und Rom. Neue Urkunden aus sasanidischer Frühzeit. Tübingen 1952. 9 ff. Hereafter quoted as ALTHEIM I.

³ W. B. HENNING: Gnomon 26 (1954) 477–478.

⁴ FR. ALTHEIM: *MNIMHE XAPIN*. Gedenkschrift Paul Kretschmer. Wien 1956. 6 ff. Hereafter quoted as ALTHEIM II.—FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Aramäisches aus Iran. Wiss. Zeitschr. d. K. Marx-Universität Leipzig 5 (1955/56) 347 ff. Hereafter quoted as ALTHEIM III.

all points. Altheim came to the conclusion that the letter contains an unusual formula for dating⁵ and on this basis assigned it to the year 261.⁶

After Altheim's first attempt at interpretation Henning has succeeded in contributing decisively to a true reading of the Parthian parchment of Dura. It was he who recognized that the greeting formula repeats practically without any change the terms of courtesy found in the Aramaic letters of the Achaemenid age, several centuries anterior to our documents. These Aramaic letters have meanwhile become accessible to research in Driver's edition.⁷ Henning has succeeded in establishing probable readings for the second half of the first line of our fragmentary letter, as well as for the second line, thus laying a solid foundation for all further study of the parchment.

The attempts at interpretation made by Altheim and Henning differ not only in concrete details but also in an important theoretical question. Since Herzfeld elaborated, in a study of fundamental importance, the differences between the Pahlavî and Pârsî systems of ideograms and on this basis propounded the view that the differences between the two systems of writing may be traced back to the different schools of scribes under the Achaemenidae,⁸ scholars have been looking forward with intense interest to the discovery of new Pahlavî and Pârsî texts which would strengthen or invalidate Herzfeld's theory. This theory has been fairly generally accepted until quite recent times,⁹ but on the basis of newly discovered sources Altheim turned sharply against it. In his view, the historical development of the two systems of writing cannot be entirely separated: they became distinct only at a comparatively late date, in the beginning of the Sasanian age, at first only in the royal inscriptions.¹⁰ In keeping with this view, Altheim tried to establish the presence of

⁵ «(Im) Jahr des Wankens unter dem Kaiser Quietus Pi(us?) und (im) Jahr 20 zwischen ihm und zwischen 21, und (im) Jahr des Argabedh Schähpur des Alteren». ALTHEIM I 9.

⁶ ALTHEIM I 11, 14—15. It does not seem quite clear what is the ground for C. B. WELLES' belief (YCS 14 [1955] 143, n. 45) that ALTHEIM dates parchment no. 12 from 270 or 271, thus considerably modifying the date of 256 which is the generally accepted date for the fall of Dura. For the fall of Dura, the parchment cannot represent anything but a *terminus ante quem*. For my part, I failed to do full justice to ALTHEIM's line of argument when I remarked (AntTan 3 [1956] 117) that in his view the testimony of the parchment points to the early summer of the year 260 as the date of the occupation of Dura. The fact, however, is that in ALTHEIM's eyes (op. cit. 11, 14—15 and 39) there are two indications for determining the date of this event. He regards as *terminus post quem* the latest date of the synagogue inscriptions, in his view the years 258/259, while his *terminus ante quem* is the date of parchment no. 12 which he assigns to the year 261. ALTHEIM concludes that the occupation of Dura must have taken place between these two dates. It is a different matter altogether, of course, that neither of these chronological indications supplies a reliable basis for further conclusions.

⁷ G. R. DRIVER: *Aramaic Documents of the Fifth Century*. London 1954.

⁸ E. HERZFELD: *Essay on Pahlavi. Paikuli. Monument and Inscription of the Early History of the Sasanian Empire*. Berlin 1924. 52—73.

⁹ See e. g. H. H. SCHAEFER: *Iranische Beiträge I*. Halle/Saale 1930. 94 ff.

¹⁰ See particularly Pahlavik und Pârsik. 308 ff., 314 ff., *Ein asiatischer Staut* I. 242 ff., *Aramäisches aus Iran*. 348.

numerous linguistic elements in the text of the Parthian parchment of Dura such as would be completely out of place linguistically in the Pahlavīy versions of the royal inscriptions.¹¹ The correctness of Altheim's interpretations was sharply contested by Henning who laid great stress on the circumstance that the greeting formula of the Parthian letter of Dura preserves in a fundamentally unchanged form the Aramaic expressions of the Achaemenid empire. This observation naturally strongly supports the view that the roots of Pahlavīy reach back to the chancelleries of the Achaemenid empire.

In his recent pronouncements Altheim admits, in general, the correctness of Henning's observations concerning the Aramaic parallels of the greeting formula from the Achaemenid age. At the same time he tries to correct Henning's readings and adheres to his former view, according to which the Aramaic elements in the text of the letter are not old, traditional, stereotyped forms but result from the living Aramaic linguistic usage of the time.

Thus there are still two opposite conceptions on the linguistic interpretation of the Parthian parchment of Dura, the differences being intimately connected with the opposing views on the historical development of Pahlavīy written records. The interpretation of the letter raises, in fact, three important questions: 1. What date can we assign to the rise of the Pahlavīy known from the royal inscriptions in which Aramaic elements appear only as stereotyped ideograms? 2. Was the development of the Pahlavīy written literature a unitary process, or were there systems of Pahlavīy writing different from that used in the royal inscriptions? 3. To what extent did the spoken Aramaic language of the time influence the development of Pahlavīy written records? Naturally, the linguistic material contained in the Parthian parchment of Dura is too scanty to supply a satisfactory basis for a final clarification of such complicated problems, yet its testimony may supply, in any case, valuable data for further research.

Comparatively little is known of the circumstances in which the parchment was found. Altheim only remarks that its site was the main gate of the city;^{11a} this is confirmed by Welles in a note.¹² As to the date of its origin, a reliable indication is supplied by the circumstance that the layer in which the parchment was found may be assigned to a time posterior to 230.¹³ On these considerations the writing of the letter may date from the last decades of the existence of Dura-Europos. It would be very important to know whether within such time limits a date before or after the occupation of the city seems more likely, but at present there are no reliable data for deciding the question.

¹¹ See e. g. 'rdšyr, BRY šh = Šāpuhr, HZYTK, sygwn, etc. ALTHEIM I. 10.

^{11a} ALTHEIM I. 9.

¹² YCS 14 (1955) 143, n. 45: «found in the ruined interior of the Main Gates». We hope that the finale publication will furnish more particular details concerning the circumstances of the find.



¹³ ALTHEIM: loc. cit.

	Nisa I-66	Awromān	Kārbā-i Zardūšt	Dura Ostrakon		Dura Parchment
				No. 1-2	No. 4	No. 12
𐭪	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
B	𐭪𐭪	𐭪𐭪	𐭪	𐭪𐭪𐭪𐭪 [-bn]		𐭪
G	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪𐭪𐭪 [-gn]		𐭪
D	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪		𐭪
H	𐭪	𐭪	𐭪			𐭪
W	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪 [-hw]		𐭪 𐭪 [-nw]
Z	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪		𐭪
H	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
Y	𐭪 [-y] 𐭪 [-y]	𐭪	𐭪	𐭪 [-y] 𐭪 [-y]	𐭪	𐭪
K	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪𐭪 [-k] 𐭪 [-k]		𐭪
L	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪		𐭪
M	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
N	𐭪 [-n] 𐭪 [-n]	𐭪 𐭪 𐭪	𐭪 [-n] 𐭪 [-n]	𐭪 [-n] 𐭪 [-n]	𐭪 [-n] 𐭪 [-n]	𐭪
S	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
𐭪	𐭪		𐭪 [-s]			𐭪 𐭪 [-s]
P		𐭪	𐭪	𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
Q	𐭪	𐭪	𐭪			𐭪
R	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪 𐭪 [-r]	𐭪 𐭪 [-r] 𐭪 [-r]	𐭪
Š	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪	𐭪	𐭪
T	𐭪	𐭪	𐭪	𐭪 𐭪 𐭪 [-t]	𐭪	𐭪 𐭪 𐭪 [-t]

Comparative table of Pahlavī writing

mentioned, among them a eunuch who might even be taken into consideration as the scribe of the Dura parchment. On the other hand, Altheim's second reading does not seem to offer any help in a material respect. The chief trouble, however, is that neither of his readings harmonizes well with the written form. The first letter of the word may suggest the readings *s* or *t*. These letters are somewhat similar to each other although they are clearly distinguishable in all the other words of our parchment. The scribe wrote the letter *s* with two slightly arched strokes inclining towards the right, gradually thinning at the bottom, and joined on top by a third, horizontal line (see *wsp-* in line 2). The letter *t*, on the other hand, is represented only by two strokes inclining towards the right, of which the right-hand stroke is occasionally more strongly arched, so that the two lines touch on top (see *HWYt* in line 3), while in other cases both strokes are equally arched and consequently do not meet at the top of the letter (see *hutwy* at the end of line 2, and the first *T* of *KTYT* at the beginning of the line). The first and third (or fourth) letters of the name in question (whether third or fourth, depends on the reading of the intermediate letter) seem at first sight to represent an *s*. But the reading is rendered uncertain partly by a slight indistinctness in the contours of the letters, partly by the fact that the scribe wrote the address with larger characters, thereby somewhat altering the shapes of the letters. Hence one cannot tell for certain whether the two strokes of the first letter are joined on top by a third line or simply by a strong arching of the right-hand stroke. As to the third (or fourth) letter, here the left-hand stroke is so faded and, moreover, so defective, owing to the tear in the parchment, that the way the two strokes were joined on top is far from clear. Thus the two letters may equally stand for an *s* or a *t*. Finally, Altheim's second reading cannot be entirely ruled out, either. If namely we add the faint left-hand stroke of the second *t/s* to the remaining trace of writing on the left, the reading *kk* becomes, in fact, a possibility. With regard to the character between the two *t-s*, interpreted as ' by Altheim, an examination through a magnifying glass has shown it to consist of two parallel strokes. The head of the right-hand stroke thickens in the same way as may be observed in the letter *R* of the word *L-MR'Y* in line 1, but it nowhere touches the left-hand stroke. Thus the character certainly cannot be read as ' but must probably be interpreted as *d/r* or *y/z*. In the case of the next letter the reading *t/s* seems most obvious. If we fit together, by way of imaginary experiment, the torn edges of the parchment, the left-hand stroke of the *t* will join not the remnant of the written character standing to the left but the upper part of the stroke on the right which inclines towards the left. Judging by the traces of letters under the tear, these must have been followed by two more letters. A remnant of the last but one is observable also above the tear; it must have been a *y* or a *w*. The last letter had a stroke stretching a long way towards the left; this points in all probability to a final *n*, all the more since above the

tear no marked trace of writing appears in the direction of this stroke, so that the letter must have ended in a simple stroke on top. Out of these various combinations and many possibilities the reading *trytwn* emerges as the most acceptable, with the reading *srytwd* as a possible alternative, although it would be difficult to interpret the final letter as a *d*.

As regards the third word, the only clear traces are the upper stroke of an *L* and the remnant of a line stretching towards the left, the left end of the line being slightly turned up. In Altheim's second reading two letters are suggested to fill this space. It is more probable, however, that here we have to do with the preposition *ᵉL* preceding the name of the addressee, corresponding to the *MN* preceding the sender's name in the address of the letter, the preposition *ᵉL* being written again in large, prolonged stretched-out characters as has already been observed in the case of *MN*. If we carefully examine the photograph of the parchment, we see another faint trace of a letter to the right of the stroke of the *L*, a mark that may best be interpreted as *d/r/c*. The lower part seems to continue in a long stroke towards the left, joining the up-turned part of the stroke mentioned above. In this case the heavier horizontal trace of a line may be taken as a continuation of the upper part of the up-turned stroke which probably joined the stroke of the letter *L*. In this way the following written form may be reconstructed:  This corresponds exactly to the form in which the word *ᵉL* frequently occurs in the royal inscriptions, among others in the inscription Šāhpuhr KZ: . The only difference between the two written forms is that the left-hand loop of the *ᵉL* ligature is prolonged with the same ornamental flourish as the lower stroke of the *N* in the word *MN*. A similar large, stressed way of writing the word *ᵉL* is a frequent feature of Pārsīy inscriptions; it may be observed, among others, in inscription no. 9 of the Dura synagogue (end of line 4).

Altheim's first reading of the next word was *ḏšyr*, his second reading [*š*]*yr*. The *d* of the first reading rested on correct observation: the faint trace of a letter visible on the parchment may, in fact, best be interpreted as *d/r*. The letter following it is clearly an *š*. The last two letters of the word may undoubtedly read as *yr*, but among other possibilities they may justly be interpreted as *nw*. We must remark in general that on our parchment (in contrast to the Dura ostraca) the characters *y/z/n* and *w/r/g* are often indistinguishable from each other. Of the different possible readings of the word (*ršnw*, *dšnw*, *ršyr*, *dšzr*, etc.) the form *ršnw* seems most satisfactory for material reasons.

Next comes a badly faded word, first read by Altheim as *sygwn*, later as *HZYNY*. As regards the first letter, Altheim's second suggestion, the proposed *h* is undoubtedly the correct reading, since in the case of an *š* the left-hand stroke of the letter ought to be longer. The second letter is very faint, part of

its shape may have disappeared, hence the remaining marks of writing material admit of various interpretations: the letters *y/w/z/n/r/g* seem equally possible. The correct reading of the word turns on the next letter. Altheim read it as a *g*, later as a *y*, i. e. as a letter consisting of a single stroke. But the letter is undoubtedly composed of two strokes. To the left of the distinctly visible stroke the trace another stroke may be observed, the upper right-hand end of which just touches the uninjured stroke on the right. Obviously, we have to do here with a *t* written with two parallel arching strokes, as in the case of the word *hwtwy* mentioned above, at the end of line 2. After the *t*, traces of letters, each consisting of a single stroke, are distinguishable. These may be read in different ways; beside the reading *wy* proposed by us Altheim's suggestions of *wn* and *ny* must certainly be taken into consideration. In any case, the written form of the whole word largely agrees with that of the word *hwtwy* which occurs twice in line 2 of the parchment; on the basis of the letters *h.t.* which seem certain, the most obvious reading is *hwtwy*.

In the remaining part of the line the reading of the next word is again doubtful. The readings *šWM* and *šYM* proposed by Altheim are based on the circumstance that the stroke of the letter interpreted as an *L* by Henning is broken at a height corresponding to the upper part of the letters next to it; it continues upward after a small gap, but this part of the line melts into the black background of the photograph, so that there is no way of telling whether we have to do, in fact, with the trace of a letter or with a tear at the edge of the parchment. In any case, a similar break in the stroke, caused by the disappearance of the writing material, may be observed in the *T* of the word *H[.]šRT*. Hence the reading *šLM* suggested by Henning must certainly be considered as a possibility.

We must also remark that the difference which appears in forms like *šGY' = šGY* is only a question of transcription, not of reading. As is well known, there was no separate diacritical mark in Pahlavīy for distinguishing the sounds *š* and *ś*, so that the *ś* sound in the Aramaic word *šgy* 'great, many, very', used as an ideogram, could only be denoted by the same character as the *š* in the Parthian word *hštrp*. The question may now arise what principle of transcription should be followed in such cases: should we adhere to Pahlavīy and Parsiy orthography or is it better to reproduce always the correct Aramaic forms. Both views have their advocates. Sprengling,¹⁴ Schaeder,¹⁵ and Henning¹⁶ transcribe the word as *šGY'*, while Altheim sharply opposes this procedure, transcribes it as *šGY*, attributing the transcription *šGY'* actually to an ignorance of the Aramaic form.¹⁷ Such a charge seems wide

¹⁴ AJSL 57 (1940) 373, and Third Century Iran. Sapor and Kartir. Chicago 1953. 8.

¹⁵ ZDMG 96 (1942) 3.

¹⁶ Gnomon 26 (1954) 477 ff.

¹⁷ ALTHEIM II. 6, ALTHEIM III. 347.

beside the mark in the case of such an outstanding expert of Aramaic as e. g. Schaeder is. The fact is that both positions may be defended by certain arguments. It may be pleaded in favour of the correct Aramaic forms that in other cases too, when certain letters coincided in writing (see e. g. Pahlaviy *d/r/c* or Parsiy *w/r/c*), we select in transcription out of the possible phonemic values those which correspond to the original Aramaic form (we write e. g. *^cBYDWN*, and not *WBYDWN* or *RBYDWN*). It may be rejoined, on the other hand, that in other cases when Pahlaviy and Parsiy orthography deviated in the course of transmission from the original Aramaic forms, often changing letters like ' and *c*, *h* and *h*, ' and *h*, *k* and *k*, etc., we adhere to the original forms (we write *^cL*, *^cZLWN*, *NTLWN*, and not '*L*', '*ZLWN*', *NṬRWN*, etc.). Obviously, all this is closely connected with the question to what extent the scribes who wrote the extant Pahlaviy and Pārsiy texts were still acquainted with the original forms of the Aramaic ideograms. There is no doubt that in the case of many ideograms the knowledge of the original Aramaic form become obscured; hence in those cases where we have to do with an interchange of certain letters for others, it would be wrong to restore the original Aramaic forms since in this way we would falsify the historical development of Pahlaviy and Pārsiy. The situation is slightly different if we are faced with a coincidence of certain letters. Though it is possible that in such cases, too, the scribes had no longer any clear idea of the correct Aramaic forms, yet it would not be advisable to use forms manifestly incorrect in the transliteration. The transcription of the ideogram *ŠGY'* obviously belongs to the latter category, hence it seems perhaps right here to restore the original Aramaic form.¹⁸

The reading of the penultimate word also presents some difficulties. The remnant of the first letter may certainly be interpreted as an *H*, but in this case it is a striking fact that the letter is only half as wide as the other *h*-es in the parchment. Between the trace of the letter read as an *H* and the clearly distinguishable *Š* there is a faint contour which looks like the upper part of a *W*. The last letter of the word may be taken at first sight for a *T*. But if we bear in mind that the left-hand stroke of the letter which ascends boldly upward, is suddenly broken at the height of the upper end of the right-hand stroke and continues only after a gap of c. 1 mm, the writing material having entirely disappeared in this part of the letter, then we cannot disregard the possibility that another part of the letter may have also faded at this point. Taking this into consideration the letter may be read as an *m*, on the supposition that the small part of its horizontal stroke projecting on the left has become quite indistinct. In this case we have to do with a narrowly written *m*, such as may

¹⁸ Certainly it seems advisable to exercise a certain moderation in applying this principle. It is questionable e. g. if in the transcription of Pārsiy one is justified in restoring the original *KDM* form of the word *MDM*, as is done by ALTHEIM I. 24. In the same way, it would hardly do to write *pt* instead of *PWN* or *HYN* instead of *HT*.

be seen in the name *mtrs'n*, at the end of line 4 of Dura ostracon no. 1. To sum up : beside the reading *H[.]ŠRT* proposed by Henning for this word, the reading *H[.]ŠRm* may perhaps also be considered.

line 2 :

ḲDM ḥwtwy kwyytwš py[.]s W-ŠNT [XX] BYNH W-BYN XXI W-ŠNTY W-ŠNTY 'rgpt BRY šh Altheim I, *ḲDM ḥwtwy KTYT wspz[mny] ŠLM*¹ *Ḥ'WY'H*¹ *'wgn šwgn ḥwtwy B-NPŠH* Henning, *ḲDM ḥwtwy KYNYT wspz[mny] ŠLM YḤWY HW* *'wgn šwgn ḥwtwy B-NPŠH* Altheim II and III. In Altheim's first reading the interpretation of the letters at the beginning of the line (*ḲDM ḥwtwy KWYYT wspy[.]*) and at the end (*BRYŠH*) was fundamentally correct ; the right readings could easily be reached by slight corrections. But in the hardly legible middle part of the line there are still unsolved problems, even after Henning's proposal and Altheim's recent contributions to the discussion.

In the first word only the middle part of the *M* has become indistinct. The lower stroke of the *D* seems at first sight to be prolonged towards the left as far as the *w* in the word *ḥwtwy*. But this long horizontal line, similar to underlining, probably results only from a tear in the parchment, there being a narrow slit between the two pieces of parchment here, through which the black background shows as a black line. An interesting feature is the ligature *wy* in the word *ḥwtwy*. In the third word, there can be no doubt about the reading of the first and the last letter, but the intermediate letters can be read in different ways. Thus the readings *KTYT* and *KYNYT*, as well as several others, are equally possible.

In the next word the first four letters (*wspz*) are clearly visible (in theory, *w* and *z* may of course be interpreted in different ways). After this, faint traces of the right-hand upper corner and the left-hand upper stroke of an *m* may be observed, followed by the clear upper part of a perpendicular stroke which may be read as *y/z/n*. Between this remnant of a letter and the next word there is room for another letter consisting of a single stroke.

The following portion of the line is damaged and badly faded at several points. The difficulties begin with the letter *M* of the word *ŠLM*. There is a hole in the parchment here, the left-hand part of the *M* having disappeared while its right-hand part is clearly seen. At the left-hand edge of the hole two small marks can be observed which cannot belong to the *M* because in that case the distance between them would be much greater. Hence the two marks could have belonged only to a short letter of one stroke, slightly arched towards the right, in all probability to a *Y*. Next, a thick slanting line follows to the left, probably again due to a slit in the parchment ; around it the faint contours of an *Ḥ* may be observed. Further to the left a letter with a single stroke (*W*, etc.) may be distinguished fairly clearly, followed by another stroke which

joins above, by means of a small horizontal extension the loop-shaped remnant of a letter. It is hardly doubtful that we have to do with an *H* here, the upper strokes of which are somewhat faded. To the left of the *H*, the faint traces of another two-stroked letter are seen. The two strokes are joined at the bottom by a straight, horizontal line : this seems to point to a *t*. Thus the most probable reading of this hardly decipherable group of characters is the form *YHWHt*.

The reading of the remaining words may be regarded as certain, though a few letters are faded or injured. A highly remarkable feature is the ligature *twy* in the word *hwtwy*.

line 3 :

ΚΔΥΜ ο 'ΥΤΥΚ ΗΖΥΤΚ Κ' Μ ΝΚΜ[]C II Y Altheim I, ...]Τ
ΖΥ 'ΥΤΥΚ ΗΖΥΤΚ Κ' Μ [... Altheim II and III. As may be seen, in the reading of line 3 Altheim has substantially adhered to the interpretation offered in his first attempt, though taking a more reserved view at one or two points. Hence the reading proposed by us diverges from his more considerably than in the case of lines 1 and 2.

From the beginning of the first word about two letters are missing. If we are not deceived in this case by the black background of the photograph and the small, angular dent at the edge of the parchment, under the letter *D* of line 2, is, in fact, a trace of writing, then the upper part of the second letter in the word must have been like that of an *H* or a *K*, the small mark reminding one of the upper left-hand corner of these letters. Of the third letter of the word only the long upper horizontal stroke has been preserved but this is sufficient to prove that the letter was a *B*. This is followed by a clearly visible *H*, only the left edge of its left-hand loop has faded almost completely. The *H* is followed by the faint trace of a two-stroked letter. Since here the upper part has become most indistinct, the letter may be equally identified as a *t*, an *s*, or a *p*.

The second word must be clearly read as *ΚΔΜ* and should be compared with the word *ΚΔΜ* at the beginning of line 2. In both instances, the right-hand part of the *Μ* has become indistinct in this word. The interpretation of the next characters is much more doubtful. The word *ΚΔΜ* is followed by two horizontal strokes, and these may be regarded as forming one letter or two letters. If the two strokes form one letter, we can only think of a *t*, the two strokes of which do not join above (as in the *hwtwy* towards the end of line 2). If the characters are taken to stand for two letters, we must think primarily of groups like *wy*, *yw*, or letters similar to these. Since it is precisely the lower parts of the two strokes that have become faded, it is by no means impossible that they may have arched into each other at the bottom forming a ligature *wy*, such as may be seen in the word *hwtwy* in the first half of line 2. The last letter of the word is certainly a *k*. Another point to be remembered is that since the words are not divided by any spacing in the parchment, from a purely

palaeographical viewpoint there is also a possibility that these letters form a single unit with the word *KDM*, i. e. the two words must be read as one. The problem of word-division is, of course, always present in reading our parchment, its solution depending not so much on palaeographical as on linguistic and material arguments.

The reading of the next word is clear, with *HZYt* as a theoretically possible alternative to *HWYt*. The letter joined by Altheim to this word is certainly not a *K* but a *B*, as a comparison with the *B* in the phrase *B-NPŠH* will convincingly show. The group of letters coming next was, in the main, rightly interpreted by Altheim. The first and third letters must undoubtedly be read as *K*. *M*, the intermediate letter is either ' or *R*. Examining the marks with a magnifying glass the balance seems to incline rather to an *R* because the upper part of the letter does not show the stroke extending upward on the right, a characteristic feature of the letter '. Naturally, *D* may be an alternative to *R*. The next letter was read as *N* by Altheim but this reading is certainly unacceptable since the perpendicular stroke is joined, somewhat below its upper end, by a faded side-stroke extending towards the left. Hence the most probable reading of this letter is '.

Altheim gave again a correct reading for the next letter which is certainly a *K*. The traces following this are more difficult to identify. Altheim interpreted the three marks on the parchment as an *M* but this view is contradicted by the circumstance that the trace of letter on the left is placed too low to be regarded as the left-hand end of the horizontal stroke of an *M*. Hence it seems more probable that the two marks immediately beside the *K* must have originally belonged together, forming the thick upper part of an *R/D* (cp. the letters *R* in the phrase *W-ŠRRT*, line 1). The trace of the letter to the left must be the remnant of a *Y* or some similar letter.

There follows in line 3 a fairly long gap which, judging by line 2, must have included some 14—17 letters. Since the rest of the parchment is torn off, we have no indication whatever for these letters, except for a trace of writing which looks like a horizontal stroke, under the letters 'w of the word 'wgun in line 2. If our eyes are not deceived by the photograph, and we have to do here, in fact, with the trace of a letter, it may perhaps have been the upper part of a *b*.

At the end of the line some more remnants of letters are seen, but their interpretation is rather doubtful, since only the upper parts of some have been preserved. The whole group reminds one of the word *hutwy*. The first remnant may be regarded as the left-hand upper corner of an *h*, perhaps of an *s*. To the left, the upper part of a *w* is seen. The following two marks may be interpreted as the upper part of a *t*. The end of the line is occupied by a ligature, the right-hand stroke of which is slightly faded, while its upper part may have been originally wider and seems to have leant towards the left. The left-hand stroke

of the ligature shows signs of correction. It seems as if the scribe had started with an up-stroke arching towards the left, and then corrected it with a line inclining towards the right. This character, in its corrected form, can be best compared with the ligature *wy* of the word *hwtwy* in the first half of the line. Thus, on the whole, the most probable reading for the last word of line 3 seems *hwtwy*.

III

*Linguistic notes :**line 1 :*

The address on the letter : *MN trytwn eL ršnw hwtwy = aš Hrēdōn ō Rašn xwadāv* is chiefly interesting on account of its form. When Altheim first attempted to interpret the document he was still under the impression that the address only contains the names of the writer and the addressee ; he thought that the writer of the letter was superior in rank since his name precedes that of the addressee. Altheim quoted several interesting data in support of his view. Hamza Ḳafāhānī mentions about the rulers of Ctesiphon, in the times of the Arsacidae, that they began their letters with their own names. According to Masʿūdī, the kings of China and India, and the *ḥāzān* of Tibet, began their letters to Xusrō I with their own names and titles. Conversely, in letters written by subjects to their rulers, or generally, by people in a lower social position to their superiors, the name of the addressee came first. Even in the middle of the 9th century, letters were addressed in this way to the monarch of Ušrūšana, the *aššīn*, by his subjects ; a similar formula of address is found also in the old Sogdian letters.¹⁹

The address of the Parthian letter of Dura, as read and interpreted by us in the foregoing, makes it clear, however, that the procedure followed here is exactly the reverse. The addressee is superior in rank, yet his name comes second in the address, while the writer of the letter, denoted only by his name, occupies the first place. Thus the question arises : how does the form of address used in this letter fit into the development of Middle Persian or, more generally, Middle Iranian written records. Since the roots of Pahlavīy and Pārsīy written literature reach back undoubtedly to the practice followed by the Aramaic chancellery of the empire, it seems advisable to start in our investigation from Aramaic.

According to the testimony of Aramaic papyri from Egypt, the form of address found by Altheim in several documents of the late Sasanian period, goes back fundamentally to the Old Persian age. For the formula of address used by subject when writing to a person of distinction it is enough to quote the famous Bagavahya letter : 'l mr'n bḡwhy pḥt yhw d'bdyk ydnyh w-knuth khny' zy b-yb byrt' «to our Lord, Bagavahya, governor of Yehûd, your servants, Yedōnyāh

¹⁹ ALTHEIM I. 10.

and his companions, the priests in the fort of Yeß.²⁰ In this formula of address Bagavahya, the addressee, occupies the first place, with the indication of his title and dignity; this is followed by a description of the writers of the letter, but without the preposition *mn*. There is a nearer approach from a viewpoint of form to the letter of Dura in the address of another Aramaic letter from Egypt: *mn 'ršm ʿl whprēmḥy* «from Aršām to Wahprēmāhē».²¹

For a correct understanding of the latter formula it is necessary to mention that Aršām is the person superior in rank, being governor of Egypt who gives instructions to Wahprēmāhē, his subordinate. It is an interesting fact that in the address there is no reference to the titles of either Aršām or Wahprēmāhē, so that the superior rank of the former is expressed only in the first place occupied by his name in the formula of address. These examples seem to establish that under the Achaemenidae, Aramaic letter writing in the empire followed the practice of putting the name of the person of superior rank first in the address, irrespective of the circumstance whether he was the sender or the addressee. The enumeration of titles probably depended on the character of the letters. The two examples quoted above seem to indicate that when the sender was inferior in rank, it was obligatory to give the title and dignity of the addressee; on the other hand, if the writer was superior in rank, he could refrain from indicating both his own title and that of the addressee.

These traditions of the Aramaic chancellery of the empire survived tenaciously in the Parthian, Persian, and Sogdian written records. As to Parthian, beside the Dura parchment it is only Hamza İsfahānī's above-quoted remark that allows us to draw certain conclusions, but the datum supplied by him is in keeping with the Aramaic practice followed in Egypt. We have considerably more data about the forms of address used in the Persians letters of the Sasanian period. We must mention, first of all, the formula of Šāhpuhr II's letter quoted in Ammianus (XVII, 5, 3): *Rex regum Sapor, particeps siderum, frater Solis ac Lunae, Constantio Caesari fratri meo salutem plurimam dico*. Even if Ammianus does not reproduce word by word the original text of the letter, his testimony is nevertheless useful since he was fairly well-acquainted with Persian conditions.²² In this address the name of the sender Šāhpuhr who naturally thinks himself superior to everything, stands first while that of the addressee, Constantius, comes only second. The testimony of Ammianus is reinforced by Menander's who quotes a letter written by Xusrō I to Justinian, the address being as follows (Men. Exc. d. 1. R. 3, ed. C. De Boor, p. 176):

²⁰ E. SACHAU: Aramäische Papyrus und Ostraka aus einer jüdischen Militär-Kolonie zu Elephantine. Leipzig 1911. I. pap. 1.

²¹ Ibid. 8. pap. 1.

²² The formula of address employed in the letter may reflect correctly contemporary Persian practice even if Ammianus derived his knowledge of Šāhpuhr's letter from an official Roman statement, as is supposed by THOMPSON (E. A. THOMPSON: Ammianus Marcellinus. Cambridge 1947. 36).

Θείος, ἀγαθός, εἰρηνοπάτριος, ἀρχαῖος Χοσρόης, βασιλεὺς βασιλέων, εὐτυχής, εὐσεβής, ἀγαθοποιός, ὅτι οἱ θεοὶ μεγάλην τύχην καὶ μεγάλην βασιλείαν δεδώκασιν, γίγας γιγάντων, ὃς ἐκ θεῶν χαρακτηρίζεται, Ἰουστινιανῷ καίσαρι, ἀδελφῷ ἡμετέρῳ. The fact that Menander aimed here at a faithful, word for word rendering is shown by his remark which follows this address: ἡ μὲν οὖν προγράφη οὕτω πη ἐδήλου, ἀτὰρ ἡ δύναμις τῶν λεχθέντων τοιάδε ὑπῆρχεν. Here the practically literal translation of the προγράφη is contrasted with the summary of the essential contents of the letter. It would be extremely interesting to examine in detail the list of Xusrō's titles included in this address if it did not take us far from the subject. It is enough to point out here that the phrases used in the Greek rendering of the address nearly all reproduce Persian titles.²³ Thus the form of address must certainly be regarded as authentic in this case and is a further example of a writer of superior rank beginning his letter with his own name and the enumeration of his titles. There is, of course, a striking difference between the above-quoted brief salutation in Aršām's letter and the full list of Xusrō's titles. But it is evident that the two cases are essentially different. Aršām's letter is a simple instruction to his subordinate while Xusrō's is, in fact, a diplomatic note to the ruler of the second world power of the day. Very interesting from our viewpoint is the testimony of the Middle Persian Nāmak-nipēsišnīh, containing a rich collection of greeting formulas used in correspondence. Though the question of how to address letters is not discussed separately, it gives a specimen in which the address and the greeting formula fundamentally coincide: *hač vahmān *paδ vahmān drōd ī vas* «from X. to X. many greetings», adding later: *čē nāmag paδ oštāβ* «if the letter (is written) in a hurry». ²⁴ This shows that in certain cases, when e. g. the letter was written in a hurry, the elaborate formulae of address and salutation were disregarded.

The counter-proof to the formulae of address used in the Šāhpuhr and Xusrō letters is supplied by the Middle Persian papyri dating from the Persian occupation of Egypt. In the two best preserved letters the name of the addressee comes first in the address: [^c]L *ḥwt'dy yzdkrty* and ^cL *ḥwt'y plḥwtlkrty yzdkrty*.²⁵ The context of these letters makes it clear that in these cases the

²³ It was recognized already by E. BENVENISTE that the word γίγας is a translation of Iranian *kavi* (MO 26 [1932] 214, n. 3), while O. SZEMERÉNYI (in FR. ALTHEIM: Geschichte der lateinischen Sprache. Frankfurt/Main 1951. 83) considers the whole phrase γίγας γιγάντων as the rendering of Iranian **kāv kāvān*.

²⁴ See R. C. ZAEHNER: BSOS 9 (1937—39) 95. The formula of address contains, in fact, *MN — BR'*; Zaehner corrects the word *BR'* to *PWN* but translates it as if the reading were *BRH*. If we accept the conjecture *PWN*, then it seems more probable that we have to do here with the dative use of the preposition.

²⁵ See O. HANSEN: Die mittelpersischen Papyri der Papyrussammlung der Staatlichen Museen zu Berlin. APAW phil.—hist. Kl. 1937. Nr. 9. Berlin 1938. 23 and 28. HANSEN gives a different reading in the above-quoted passages which I do not find convincing. It seems hardly credible, either, that the name of the sender should be absent from the formulae of address in these letters.

addressees were persons of superior rank, so that here again the order of persons in the formula of address was determined by rank.

Sogdian written records show a similar survival of the traditions of the imperial Aramaic chancellery. The formula of address in letters written to persons of higher rank may be usefully studied in the so-called «Ancient Letters» dating from the 4th century A. D. Here again it is usually the addressee bearing a higher rank who takes first place. Thus e. g. we find the following formula of address in one of the letters: *ʿR βγw xwt'w nyw'βyrtw ywδrzm̄k pyšt MN xypδ βntk zy'nkyn* «To the Lord God, *nyw'βyrtw ywδrzm̄k*, was written by his servant, *zy'nkyn*».²⁶ In other cases the greeting formula is wedged in between the name of the addressee and that of the sender and his titles.²⁷ As against the Sogdian «Ancient Letters», in which the addressee happens in all cases to be the partner of superior rank, among the Sogdian records found on Mount Mug, in the correspondence of Dēvāštič, king of Sogdiana, dating from the 8th century, there are examples of formulae of address in which the sender is the person of higher rank. In these letters the formula of address is as follows: 1. *MN sywδyk MLK' sm'rkndč* 2. *MR'Y dyw'štyč 't prm'nd'r*, 3. *'wttw δruth* «From the Sogdian king, lord of Samarcand, from Dēvāštič to the framāndār *'wttw* greetings»²⁸ or in a shorter form: 1. *MN sywδyk MLK' dyw'štyč*, 2. *'t prm'nd'r 'wttw δruth* «From the Sogdian king Dēvāštič to the framāndār *'wttw* greetings».²⁹ As may be seen, the formula of address here again employs the order according to rank, hence the name of the sender was placed first. For the rest, the address and the greeting formula are combined here in an interesting manner; obviously, in this «official» type of correspondence the style of the *nāmay pad oštāβ* was used.

According to the testimony of this survey, there was a well-marked tendency throughout the historical development of Aramaic letter writing, as well as in the Parthian, Persian, and Sogdian style which developed from it, to put the name of the person of superior rank first in the address, whether he was the addressee or the sender of the letter. This fairly general practice is contradicted by the formula of address used in the Parthian letter of Dura, in which the name of the person lower in rank was put first. This procedure is, in fact, easy to understand, however sharply it deviates from the general practice. There was a certain internal contradiction in the manner of addressing letters which prevailed from the imperial Aramaic of the Achaemenidae to the Late Sogdian and Late Sasanian letters. The principle of invariably putting

²⁶ H. REICHELT: Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums II. Heidelberg 1931. 28, letter IV.

²⁷ REICHELT: op. cit. 12, letter II.

²⁸ A. A. FREIMAN: VDI 39 (1952) 183. FREIMAN translates the phrase *'t prm'nd'r 'wttw* by «načal'niku udelov (?)», but the context demands a person's name after the word *prm'nd'r*.

²⁹ FREIMAN: op. cit. 185.

the name of the superior person first in the address involved a constant shifting in the order of sender and addressee, and this must have caused considerable difficulties in the practice of letter writing. In this contradiction and struggle of form and content within the formula of address it must have occurred fairly often that the priority of the person of superior rank was overridden by the formal sequence of sender and addressee. Hence the formula of address used in the Parthian letter of Dura stands by no means isolated. In the Sogdian «Ancient letters», separated only by some half century from the Dura parchment, there are several examples of the sender's name coming first in the address although the addressee is certainly the partner superior in rank. This is the case in the formula of address of letter no. I: *MN duxth mywn'yh 'z'tēh cR p[ryw] m'th [ē't'ysh]* «From the noble girl *mywn'yh* to the dear mother *ē't'ysh*». ³⁰ The address is repeated in the same order in the text of the letter. A similar method is followed in the formula of address of letter no. III: *MN durydryh [š']ynh MN δ'yh cR βγw xwt'w nnyδ't* «From the maid *š'ynh*, from the maid-servant to the Lord God, to *nnyδ't*». ³¹ It is interesting to note that in the text of letter no. III, when the formula of address recurs, the name of the addressee is put first, while that of the sender may be omitted entirely. On the other hand, in letter no. VII, the sender's name stands first in the formula of address, even in the text of the letter: *MN βnt[k]w [..]'k[.] cR βγw xwt'w pr['yk]* «From the servant [..]'k[.] to the Lord God, to *pr['yk]*». ³² In this connexion we can understand the formula of address in the Parthian parchment of Dura where priority by rank was also overridden by the formal order of sender and addressee.

With regard to the name *Hrēdōn* and the writing of *trytwn* we refer to what has been said about the name *trytwn* on the Parthian ostrakon no. 2 of Dura. ³³

In connection with the word *hwtwy* = *χvadāv* it is worth remarking that the written form of this word both here and in other places of the parchment is the same as in the inscriptions. ³⁴ This is important because it shows that (even if we admit the possibility of the form *χvadāy*, beside *χvadāv*, in this age) ³⁵ the writer of the parchment adhered, in any case, to the traditional spelling of the inscriptions.

³⁰ REICHELT: op. cit. 8.

³¹ REICHELT: op. cit. 22. On the reading of the name *nnyδ't* see W. B. HENNING: Sogdica. London 1940. 7. and II. II. SCHAEDEr: ZDMG 96 (1942) 10, n. 1.

³² REICHELT: op. cit. 41.

³³ See AntTan 3 (1956) 140.

³⁴ Cp. HERZFELD: Paikuli. 187.

³⁵ In the Parthian texts of Turfan we already find the form *xwd'y*; see on this P. TEDESCO: MO 15 (1921) 207. In Sogdian too, as early as in the «Ancient Letters», we find the forms *xwt'w* and *xwt'y* side by side. On the Parthian development *-āv* > *-āy* and the Parthian form *xwd'y* see II. II. SCHAEDEr: UJb 15 (1935) 568, 570. The arguments used by SCHAEDEr must have escaped O. SZEMERÉNYI's attention (in FR. ALT-HEIM: Ein asiatischer Staat. I. 292—293) who can explain the form read as *-hwt'y* by ALT-HEIM on the Awromān parchment only as a south-west Iranian development.

The part of the salutation formula contained in line 1: *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' H[.]ŠRT L-MR'Y* is uncertain at two points, owing to various possible readings. From the palaeographical viewpoint, the first point at issue is whether we must read *SYM* or *ŠLM*. Since it seems certain that the salutation formula begins with the word *SYM/ŠLM*, it is hardly conceivable that the first word should be *SYM* 'order! command!'. This would be completely without analogies among the Aramaic and Middle Persian salutation formulae known to us nor would it have any logical connection with the subsequent words of the salutation formula.^{35a} At the same time, the formula *ŠLM W-ŠRRT*, etc. may be very well supported with Aramaic parallels. Hence the only reading that seems acceptable, both on linguistic considerations and those based on the history of style, is *ŠLM*.

The other uncertainty arose in connection with the word *H[.]ŠRT*, the last letter of which may be read as an *m*. As regards meaning, this would imply no difference whatever. The form *H[.]ŠRT*, which must certainly be completed as *H[W]ŠRT*, on the basis of the Egypto-Aramaic analogy of the whole salutation formula, is the first person singular perfect of the *haqēl* of the verb *YŠR*. If we were to read *H[W]ŠRm*, instead of *H[W]ŠRT*, this could be nothing but an ideogram, joined by an *-m*, the Parthian ending of the first person singular, added by way of phonetic complement. But if this were the case, the ideogram ought to appear in the form **H[W]ŠRW-* or **H[W]ŠRH-*, not as *H[W]ŠRT*. Thus, linguistically, the reading *H[W]ŠRT* seems the only acceptable one in this case.

Owing to the above considerations, the salutation formula *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' H[W]ŠRT L-MR'Y* may be regarded as certain; it consists entirely of Aramaic elements. Taken by itself, this would not be surprising because it occasionally happens in Pahlavi that a sentence is composed exclusively of Aramaic ideograms (see e. g. Šāhpuhr KZ 16: 'YK MNW B'TR MN YHYH); but our case contains two linguistic features which are hardly imaginable in Pahlavi. One of them is the verbal form *H[W]ŠRT*. In Pahlavi as far as we know it from the early Sasanian royal inscriptions, an Aramaic verbal ideogram can occur without Iranian phonetic complements only as an imperative.³⁶ Hence the form *H[W]ŠRT* is undoubtedly out of keeping with the verbal system of Pahlavi and definitely requires an explanation. This supplied the basis for Altheim's view, according to which the style of

^{35a} It must have escaped ALTHEIM's attention that the form *šym (šm)*, though found in the Aršām letters, never occurs in the salutation formula; moreover, this verb requires an object as a complement and is generally used in the Aršām letters in the phrase 'nt *šym t'm* 'you should give an order'.

³⁶ Paykūli B' 1, 6: YNTNW, cp. HERZFELD: Paikuli. 53. The form *HWH* (Paykūli) is not clear, while the determination of the Awromān forms *MZBNW*, *ZBNW*, and 'KLW has been hotly debated; cp. H. S. NYBERG: MO 17 (1923) 224 ff., HERZFELD: Paikuli. 134, 180, 184, 214, H. H. SCHAEFER: Iranische Beiträge I. 39-40, ALTHEIM: Ein asiatischer Staat I. 230, 232, 293.

Pahlavi letters differs in essential points from the language of the royal inscriptions since it contains a much more generous admixture of living Aramaic speech.

The other striking linguistic feature in the salutation formula is the phrase *L-MR'Y*. In the text of the parchment, extending to less than three lines, the Parthian word *hwtwy* occurs four times, while its Aramaic counterpart, the word *MR'Y* is found only in the above expression. It should also be borne in mind that the word *MR'Y* is not current as an ideogram in Pahlavi texts: the only example of its use so far is known from the Dura parchment. The absence of the ideogram *MR'Y* is particularly striking in the case of Šāhpuhr's KZ inscription and of the Pāykūli inscription. While in the Pārsi versions of these inscriptions the word *hwt'y* is rendered in every instance by the ideogram *MRWHY* in Pahlavi we invariably find the word *hwt'y* in the corresponding places. On the basis of the linguistic material known at present we may thus get the impression that the use of the ideogram *MR'Y* was unknown in Pahlavi. Another surprising feature is the occurrence of the preposition *L* in the phrase *L-MR'Y*. One would have expected, instead, the use of the construction *°L hwtwy*, perhaps of *°L MR'Y*, in Pahlavi. Both in Pahlavi and in Pārsi, the preposition *L* is found only in Aramaic expressions, such as *LHW*, *LY*, *LKM* in Pahlavi, *LZNH*, *LY*, *LK*, *LKWM*, etc. in Pārsi. The single example of a different use of this preposition is in Šāhpuhr's KZ inscription where it is found in the Parthian expression *hštr L-hštr* 'from country to country' (lines 16 and 17). It is characteristic, however, that in the Pārsi counterpart of this Pahlavi construction, in the phrase *štyl °L štyl*, the preposition *L* is replaced by *°L* (Kartir KZ 1, 4, etc.).

The presence of the forms *HWSRT* and *L-MR'Y* in the salutation formula of the Dura parchment thus raises, in fact, the question whether we have to do here with the effect of living Aramaic usage. Of course, this question can be answered in the affirmative only if the forms discussed above can in no wise be interpreted within the framework of the Pahlavi known from the royal inscriptions. If we approach the phrase *HWSRT L-MR'Y* from the angle of Pahlavi, its appearance in a Parthian written record may be explained in two ways. One possibility is that the two forms, in spite of obvious difficulties, may somehow be fitted into the linguistic usage and the system of ideograms characteristic of Pahlavi. In connection with the phrase *L-MR'Y* one must point out that the use of the preposition *L* in Pahlavi, though very rare, is yet demonstrable. As to the occurrence of the ideogram *MR'Y* and the word *hwtwy* in the same text, we may cite as a parallel the Middle Persian papyrus letter no. 2: here the formula of address uses the word *hwt'y*, the salutation formula the ideogram *MRWHY*, while in the corresponding passages of letter no. 1 we find in both cases the word *hwt'dy*.³⁷ The circumstance that the

³⁷ See HANSEN: APAW 1937. Nr. 9. 23, 28.

ideogram *MR'Y* is otherwise unknown in Pahlavīy should not be overestimated. On the one hand, the Pahlavīy linguistic material at our disposal is very slight in extent and the discovery of new texts constantly adds to the number of ideograms used in the language. On the other hand, the fact that the ideogram *MR'Y* was in use both in Sogdian and Pārsīy³⁸ renders it possible to some extent to envisage its former presence in Pahlavīy, too.

As to the form *HWŠRt*, this is not necessarily an Aramaic verbal form. It may also be interpreted as *HWŠRt*, that is, the form *HWŠR-* may be regarded as an ideogram, with the Iranian phonetic complement *-t* added to it. In this case the form *HWŠRt* would be the past participle of a Parthian verb meaning 'to send' — a completely regular use in Pahlavīy. True, we know already an ideogram meaning 'to send' in that language. In the Pāykūli inscription the ideogram *ŠLHW-* 'to send' actually occurs in four passages (B' 6,4 *ŠLHWd*, D' 8,4; E' 15,3; G' 3,2 *ŠLHWm*).³⁹ This does not, however, present a serious difficulty since in Pārsīy, too, there are numerous examples of one and the same word having two ideogram.⁴⁰ The only question is what is the Parthian equivalent of the ideogram *HWŠRt*. Herzfeld suggested at the time that the ideogram *ŠLHW-* should be interpreted in Pahlavīy by the Parthian verb **frēštādan*, conjectured on the basis of the correspondence of Pārsīy *ŠDRWN* = *frēštādan*.⁴¹ But in the Parthian texts since discovered this verb does not occur, the verb *frašudān* or some other expression being used instead. Hence it is probable that the Parthian reading of the Pahlavīy ideograms *ŠLHW-* and *HWŠR-* is equally *frašudān*, so that the form corresponding to the *HWŠRt* in the salutation formula is *frašud*. This may be interpreted in two different ways. It may be regarded as a third person singular form in the active voice, with the subject understood from the formula of address. In this case line 1 should be translated as follows: «From Hrēdōn to Lord Rašn. Much blessing and strength (he) sends (perf.) to the lord». The other possibility is to interpret *frašud* as a form in the passive voice; the salutation formula would then mean: «Much blessing and strength is sent (perf.) to the lord».⁴²

³⁸ It is true that the ideogram *MR'Y* is paralleled in Pārsīy by *MRWHY* but there is great probability in SCHAEFER's conjecture, according to which this form cannot be interpreted as *mārōhī*, formed by means of the plural third person possessive suffix from the Aramaic word *mār*, but must be read as *MR'HY*, a form corrupted in the course of transmission from the original *MR'Y*. See UJb 15 (1935) 575, n. 5. Cp. also HANSEN: APAW 1937. Nr. 9. 29.

³⁹ HERZFELD: Paikuli. 243.

⁴⁰ See e. g. in the Frahang i Pahlavīk: *čīdan* = *MŠLWNtn* and *ŠBRWNtn*, *maδ* = 'SYS and *HMR'*, *nāmay* = *ZB'*, *KT'* and *MGLT'*, *srištan* = *CRPLWNtn* and *LYŠWNtn*, etc. (H. F. J. JUNKER: Das Frahang i Pahlavīk in Zeichengemässer Anordnung. Leipzig 1955. 29, 35; 13, 17; 24, 28, 29; 2, 22).

⁴¹ HERZFELD: loc. cit.

⁴² On the use of the form *frašud* see F. C. ANDREAS—W. HENNING: Mitteliranische Manichaica aus Chinesisch-Turkestan. III. SPAW 1934. 863 *czqu't'd pdux'n bgr'štygr š fršud fryštg'n* «God, the just, heard the supplication and sent the angels», and 884 *'fryd bw'h yhm y'wyd'n pydr wzrg ky fršud 'w 'm'h* «blessed be for ever the great father who was sent to us».

Thus the phrase *HWŠRT L—MR'Y*, if interpreted as *HWŠRT L-MR'Y*, becomes easily intelligible within the framework of Pahlavīy, without having to assume the influence of living Aramaic usage. But there is another way of interpreting this expression. It has already been pointed out by Henning that the salutation formula of the Dura letter follows, in fact, the turns of phrase known from the practice of the Aramaic chancellery of the Achaemenian period. He also pointed out that the first words of the salutation formula are found exactly in the same construction already in the Aršām letters, where the salutation formula is as follows: *šlm w-šrrt šgy' hwšrt lk* «much blessing and strength I send to thee». ⁴³ Except for the last word, this salutation corresponds exactly to the formula of the Parthian letter of Dura. The same difference may be observed throughout in the style of the Aršām letters and that of the Dura parchment. The salutation formula continues in line 2 with the phrase *KDM hwtwy* 'with the lord', as against the word *kdmyk* 'with thee' used in the Aršām letters. The fact that the addressee is called 'thou' by the sender in the Aršām letters, while in the Dura parchment he is referred to as 'the lord', is unconnected with the development of Aramaic letter style: it results in fact, from the difference in the relations between sender and addressee. In the Aršām letters the sender is in every instance the partner of superior rank who gives instructions to his subordinates, whereas in the Parthian parchment of Dura the addressee is higher in rank. In such cases we find already in the Aramaic letters of Egypt the word 'lord' (or 'my lord', 'our lord') in the salutation formula, even if the writer calls the addressee 'thou' in the body of the letter. The salutation formula of the Bagavahya letter may serve as an example: *šlm mr'n 'lh šmy' yš'l šgy' b-kl 'dn* «may the god of heaven desire the blessing of our lord frequently, at all times», the rest of the letter using the form 'thou': *w-l-rhmn yšymnk kdm drychwš mlk' w-bny byt'* «and put thyself in grace with king Dārayavahuš and the royal princes». ⁴⁴ In another letter we find the following variant of this salutation: *šlm mr'[y 'lh šmy' yš'l b-kl 'dn w-]l-rhmn huw kdm 'lh šmy* «may the god of heaven desire the blessing of my lord at all times, and be thou in grace with the god of heaven». ⁴⁵ A variant of the first part of this formula appears in the salutation of a letter published by Kraeling: *šlm mr'y 'lhy' kl' [yš'lw] šgy' b-kl 'dn* «may all the gods desire the blessing of my lord frequently, at all times». ⁴⁶ These examples make it

⁴³ Beside the Aršām letters, the same salutation formula occurs already in the material published by SACHAU (papyrus no. 16, line 1), but this was not clear at the time. SACHAU's reading (op. cit. 66) was as follows: *šlm w-šrrt šgy' [...rt l[...]*

⁴⁴ SACHAU: Aramäische Papyrus und Ostraka. Pap. no. 1. 1—2.

⁴⁵ SACHAU: op. cit. Pap. no. 11. 2. Since the completion suggested by SACHAU for line 2 would leave that line by a considerable number of letters shorter than the others, the phrase *b-kl 'dn* must obviously be preceded by the word *šgy'* (cp. COWLEY: op. cit. no. 38.2).

⁴⁶ E. G. KRAELING: The Brooklyn Museum Aramaic Papyri. New Haven 1953. Pap. no. 13. 1.

probable that the salutation formula of the Aršām letters, when the addressee was the person superior in rank, must have run as follows: *šlm w-šrrt šgy' hwšrt l-mr'y*, that is to say, it corresponded exactly to the salutation in the Parthian letter of Dura. This obvious conjecture renders it unnecessary to connect the rise of the formula used in the Dura parchment with the development of Pahlavīy written records. The formula in question had crystallized already under the Achaemenidae in the letter style of the imperial Aramaic chancellery and was transferred unchanged into Pahlavīy. Hence the presence of the expression *HWŠRT L-MRY* in the Dura parchment may equally well be explained by the conjecture that it entered Pahlavīy within the framework of an Aramaic formula dating from Achaemenian times, the whole salutation formula being transmitted in Pahlavīy in a stereotyped form. This conjecture would resolve automatically the contradiction between the form *HWŠRT* and the verbal system of Pahlavīy.

Which of these two possible explanations is the more probable: whether we have to do with a passage of Parthian text consisting of single ideograms or with a closed unit of a stereotyped Aramaic salutation formula — this is a question difficult to decide at present. In any case, the fact that the whole formula is composed entirely of Aramaic elements (if we accept the reading *HWŠRT* and moreover, that these Aramaic words, with one exception, are at present unknown as ideograms in Pahlavīy, seems to favour the latter alternative. But even if we accept the latter conjecture, there is still the possibility that the Parthian scribes interpreted the form *HWŠRT* as *HWŠrt* and translated the salutation formula in that sense into Parthian.

The question remains, what could have been the Parthian translation of the salutation formula. The word *šLM* was used as an ideogram in Pārsīy (*šRM*); its Middle Persian equivalent, according to the Frahang, was *drūd*.⁴⁷ Since in similar contexts, in salutation formulae we find also in Parthian the word *drūd*,⁴⁸ this must be regarded as the Parthian equivalent of *šLM*.

With regard to the word *šRRT*, different meanings have been assigned to it. Driver translates it as 'prosperity', Henning as 'Kraft', Altheim as 'Festigkeit', while Spuler⁴⁹ suggests 'Wahrheit'. The basic meaning of the stem *šRR* is 'firm, strong', so that the word *šRRT* should mean primarily 'strength'. Unfortunately, there are no other direct indications to determine the meaning although this would be indispensable for establishing the Parthian equivalent

⁴⁷ JUNKER: Das Frahang i Pahlavik. 6.

⁴⁸ See ANDREAS—HENNING: *Mitteliranische Manichaica* III. 864: '*wšn drwd d'd 'w yzd r'stygr* «and they gave 'blessing' (greeted) to god, the just» (d 72—74); '*wš kyrd pd drwd* «and he took his leave» (d 89—90). These two expressions: *drwd d'dn* 'to greet (strictly, to give blessing or greeting)' and *pd drwd kyrdn* 'to take one's leave (strictly, to do with blessing or greeting)' clearly show that the word *drūd* had a similar role to that of *šLM* also in Parthian in greeting formulae. Cp. also 872: *drwd 'br tw 'c šhr r'myšn* «blessing (be) with thee from the land of peace» (g 93—94).

⁴⁹ Cp. ALTHEIM III. 348, n. 39.

of the word. It is not very helpful to find the form *ŠRYR* derived from the stem *ŠRR* in the Frahang: *ŠLL* = *ōstīyān* 'faithful, reliable',⁵⁰ because this throws some light only on the Middle Persian equivalent on a transferred meaning derived from the stem. To some extent we may rely on the testimony of a salutation formula in the Bagavahya letter which runs as follows: *w-ḥdh w-šryr hwy b-kl'c dn* «be happy and strong at all times».⁵¹ It can hardly be doubted that the words *ḥdh w-šryr* must be regarded as a stylistic variant of *šlm w-šrrt*. The concepts of 'blessing' and 'strength' appear jointly also in the Middle Persian version of the Psalms: '*ywt YHWWNt ŠRM PWN zwly W-'s'dšny PWNt plyw'ly* «be thy bliss in strength and quiet in thy castle».⁵² An even more important fact is that in the Manichaean Parthian texts, too, the two concepts appear together in a salutation formula: *jywndg'n z'wr 'wd msyšt gyh'n drwd 'br tw 'c pdyšt wxybyy* «the strength of the living and the blessing of the greatest worlds (be) with thee from thy own country».⁵³ These passages show, on the one hand, that the concepts of 'blessing' and 'strength' had become permanently joined already in the greeting formulae used by the Aramaic chancellery of the Achaemenian empire in their correspondence, and, on the other, that these concepts were rendered in Middle Persian and in Parthian by the words *drūd* and *zōr*, or *drūd* and *zāvar*, respectively. It follows from this that in the Dura letter the most probable meaning of the word *ŠRRT* is 'strength', with the word *zāvar* as its most likely Parthian equivalent.

The word *ŠGY* as an ideogram is known already in Pahlavi from Šāhpuhr I's KZ inscription, its probable Parthian equivalent being *vas*.⁵⁴ In the Dura letter, the order of this word in the sentence is different from that in the KZ inscription. There it precedes the word which it qualifies (*ŠGY* *ḥštr*, *ŠGY* *ŠMH W TBpy*), while here follows it. This order of words corresponds to the Aramaic usage which can reasonably be expected in this formula. In Parthian, the word *vas* usually precedes the word it qualifies, though the reverse order can also be illustrated.⁵⁶ The Parthian equivalent of the form *HWŠRT*, as has been pointed out above, would be *frašud*, hence the form *HWŠRT* must have been translated as *frašavām* into Parthian. Lastly, the probable Parthian rendering of the form *L-MRY* is *ō xvaδāv*. Thus the Parthian version of the whole salutation formula may have sounded as follows:

⁵⁰ JUNKER: Das Frahang i Pahlavik. 7.

⁵¹ SACHAU: Aramäische Papyrus und Ostraka. Pap. no. 1. 3.

⁵² F. C. ANDREAS—K. BARR: Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen. SPAW 1933. 13 (Ps. 121, 7).

⁵³ ANDREAS—HENNING: Mittelperianische Manichaica. III. 872 (g 107—111).

⁵⁴ On the phonetic form of the word *zāvar* see P. TEDESCO: MO 15 (1921) 198; H. S. NYBERG: Hilfsbuch des Pehlevi. II. Uppsala 1931. 256.

⁵⁵ Šāhpuhr KZ Pahl., line 16. See SCHAEFER: ZDMG 96 (1942) 3.

⁵⁶ See e. g. ANDREAS—HENNING: Mittelperianische Manichaica. III. 875: *drdw m ws mrn dyd 'c ḥwryn* «much suffering, death have I seen (= experienced) from them» (g 230—231).

drūd ud zāvar cas /rašavām ō xradāw «much blessing and strength I send to the lord».

line 2 :

An interesting and striking feature of the expression *KDM hwtwy*, at the beginning of the line, is the appearance of the ideogram *KDM*. In the Pahlav.γ texts known so far this ideogram does not occur ; instead, we find invariably the Parthian equivalent *'pr = aβar*.⁵⁷ Hence the usage differs here from that of the royal inscriptions. At the same time, the Pārsiγ inscriptions use only the ideogram *MDM* which is identical with *KDM*, while the Middle Persian word *aβar* does not occur. Since the ideogram *MDM* belongs undoubtedly to the oldest stock of ideograms in Pārsiγ and the distortion of *KDM* to *MDM* must have taken place well before the Sasanian period, it was surprising that the form should be unknown in Pahlavīγ, a language considerably more archaic in its use of ideograms. Thus it seemed improbable from the outset that Pahlavīγ should have used from the beginning the preposition *aβar*, instead of the Aramaic ideogram *KDM*. The Dura parchment now furnishes proof of the original presence of the ideogram *KDM* in Pahlavīγ ; it came into disuse when the Aramaic ideograms were gradually pushed into the background. Thus in the use of *KDM*, as in the preservation of the salutation formula *ŠLM B-ŠRRT ŠGY' HWŠRT L-MRY*, the practice followed by the scribe of the Dura parchment appears more archaic than that in the Pahlavīγ inscriptions dating from early Sasanian times. These instances show that, far from being influenced by living Aramaic usage, the language of the Parthian letter of Dura preserves, on the contrary, Aramaic elements based on ancient written tradition.

The third word, as we have seen, may be read either as *KTYT* or as *KYNYT*. Altheim accepted the reading *KYNYT* and connected it with *kēnā'ūt*, derived from the Syriac word *kēnā*.⁵⁸ This would yield a satisfactory meaning, but the trouble is that this way of forming adverbs is found only in Syriac. The presence of such a Syriac form would be hard to imagine within the framework of Pahlavīγ ; moreover, it would be hard to reconcile its occurrence with the other Aramaic elements of the Dura parchment, all of which reach back to the Achaemenian period of the development of Aramaic written records. Hence the reading *KYNYT* must unfortunately be dismissed.

Let us now examine the other possibility, the reading *KTYT*. This word was interpreted by Henning as 'unverrückbar',⁵⁹ to which Altheim rejoined that the meaning of *ktyt* in Aramaic and Hebrew is not this but 'Zerstossenes, wunde Stelle' and 'Lappen'.⁶⁰ Unfortunately, Henning did not explain

⁵⁷ See HERZFELD : Paikuli. 143.

⁵⁸ ALTHEIM II. 7 ; ALTHEIM III. 347.

⁵⁹ GNOMON 26 (1954) 478.

⁶⁰ ALTHEIM : loc. cit.

why he attributed the proposed meaning to the word *KTYT*, so we must examine in some detail the question of its interpretation.

Judging from the context, the meaning of the word *KTYT* ought to be 'strong, firm'.⁶¹ The difficulty in this connection is that the stem *KTT*, from which the word could be derived, basically means 'to strike, push'; hence the expected meaning of the form *KTYT* would be something like 'struck, broken to pieces, etc.'. But this gap between the expected meaning of the word *KTYT* and the sense demanded by the context is perhaps not unbridgeable if we start from a special meaning of the verb *KTT*. In Old Hebrew the use of the stem in the sense 'to hammer, forge' is well established. If we take this as our basis, in the case of the derived form *KTYT* the following semantic development may be suggested: 'hammered' → 'well-hammered' → 'strong, firm'. If this conjecture is adopted, we get a meaning that suits the context and is etymologically also satisfactory.⁶²

As to the Parthian reading of the ideogram *KTYT*, there are several words in the Parthian Manichaean texts used in the sense of 'strong, powerful': *syzdyn*, *t'wg*, *zurmd*. Owing to the absence of suitable data, it is hardly possible to make a definite choice between the various alternatives. Should we hazard the conjecture that the choice of the ideogram may have been influenced by the range of meanings suggested by the Parthian word, a certain case could be made out for the word *sīzdēn* 'powerful, strong'. This probably goes back to a root which, judging by the use of its Avestan equivalent, the verb *siždya-*, must have meant 'to repulse, drive back, disperse'. Thus the word *sīzdēn* and the ideogram *KTYT* showed a certain parallelism in morphological connection and semantic development, and this consciousness may have influenced the writer of the Dura letter in the choice of the ideogram.

The word *wspz*[.]*n*[.] was completed by Henning as *wspz*[*mny*]. This restoration appears well-founded since in the Aramaic salutation formulae, similar in content, the phrase *b-kl 'dn* 'at all times' is a frequent turn, and the reading *wspzmny* gives the same sense. As has been pointed out above, traces of two strokes have survived from the letter *m*, so that only the completion of the final letter may be questioned. An argument for adding a final *-y* is that enough space is left on the parchment after the letter *n*, and that the scribe usually did not leave any empty space between successive words. In restoring the form as *wspzmny*, Henning was probably led by the idea that in this compound, used adverbially, the written form may have preserved

⁶¹ The word *KTYT* is found in Pahlavīy in another passage, viz. in the Pāykūlī inscription (line 13'), but here the context is not clear: B' 6—7 ...] *n LBR'* [...] *KTYT hyp 'MT tg* [...]

⁶² The solution of the problem is rendered more difficult by the circumstance that the etymology of the verb *KTT*, and hence its original meaning are not quite clear. The points that need elucidation are, first, the relation of *KTT* to the verb *KTS*, identical in meaning, and, secondly, the possible connection of these two words with the Accadian verb *kašāšu* 'to be strong, powerful'.

some remnant of the old oblique ending *-ē* at the end of the word *žamān* 'time' ; his vocalization of the form as *vispžaman*⁶³ leads one to believe that, in Henning's view, the final *-y* denoted some sound still actually pronounced at the time. The question is made more difficult by the fact that in the Pahlavīy texts dating from the second half of the 3rd century the testimony of the data as to the marking or, perhaps, presence of the former oblique ending is somewhat conflicting. A comparison of the forms *hmk* 'whole, total' and *hmk̄y* 'totally, altogether'⁶⁴ might create the impression that the tradition of using the oblique case correctly survived at least in writing. At the same time, in other cases, as for instance in the compound '*wzmn*',⁶⁵ a similar adverbial usage based again on the word *žamān*, the final *-y* is missing. Thus, linguistically, there is no absolute necessity to complete the word *wspzmn* with a final *-y*. Nor is the palaeographical argument adduced above, viz. that the absence of the *-y* would leave a gap between the word *wspzmn* and *šLM*, wholly convincing. Actually, it is characteristic of our parchment that in such cases when the bottom stroke is prolonged towards the left (and the letter *n* belongs to this category), the next letter begins only at the end of the lower stroke. Thus a fairly large gap may arise between the upper parts of the two letters and this, in the event of the disappearance of the lower stroke, may easily create the impression that another letter must have stood in the gap. To conclude : the readings *wspzmn̄y* and *wspzmn* are equally possible.

The reading *YHWHt* which seems, palaeographically, most probable, is the form of the verb *būdan*⁶⁶ which would be expected in Pahlavīy in this passage : the present 3rd person singular, read as *bavēd*, in the optative sense 'may (he) be'. We must remark here that neither the form *HWYH* restored by Henning nor the form *YHWY* proposed by Altheim can be explained within the framework of Pahlavīy ; nor could it be interpreted as a stereotyped Aramaic verbal form, transmitted within the framework of a purely Aramaic formula, since there is no question of such a formula in the present passage.

The remaining part of the line : '*wgwn šwgwn hwtwy B-NPŠH* = *avāyōn čivāyōn xvaδāv vxaδ* 'so as the lord himself', contains elements well-known in Pahlavīy.⁶⁷

⁶³ Obviously a misprint for *vispžamāni*.

⁶⁴ The first form is found on Šāhpuhr's KZ inscription, the second on the Parthian ostraca of Dura.

⁶⁵ See HERZFELD : Paikuli. 127.

⁶⁶ See HERZFELD : Paikuli. 200.

⁶⁷ The only debatable point is the Parthian reading of the ideogram *B-NPŠH*. In HERZFELD's view (Paikuli. 222) the Pahlavīy equivalent of the Pārsīy ideogram *B-NPŠH* is *MN NPŠH* ; he proposed the word *xvəpat* as the Parthian reading of the latter. But if we examine all the relevant passages of the Paykūli inscription, the expression *MN NPŠH* can in no instance be proved to correspond to Pārsīy *B-NPŠH*. Moreover, the ideogram *B-NPŠH* has since also been found in Pahlavīy, in the Pahlavīy version of Šāhpuhr I's KZ inscription (line 11). Finally, the Parthian texts of Turfan show that the Parthian equivalent of the Pahlavīy ideogram *B-NPŠH* can

line 3 :

The completion of the word [...]B^hHt at the beginning of the line is helped by the context. The salutation formula at the end of line 2 contains the expression «so as the lord himself. . .» ; it was realized already by Henning and Altheim that the sense requires the adding of the word «wishes».⁶⁸ The fact is that not only sense but linguistic use also makes this completion necessary and possible. The word [...]B^hHt may be completed without any difficulty as [YŠ]B^hHt, which gives the word meaning 'wishes' in Pahlavīy. At the beginning of line 3 there is just room enough for two letters, and if the small angular dent at the edge of the parchment, under the letter D of line 2, is, in fact, the remnant of a letter, then the B must have been preceded by an H or a K. The latter requirement is satisfied also by an Š, since the upper part of this letter is almost identical with that of an H. Thus the form [YŠ]B^hHt is easily compatible with the extant traces of writing. The word was known before from the Pāykūlī inscription, in the Pārsīy version of which the Pārsīy equivalent of the word actually occurs.⁶⁹ In the Frahang, the Iranian equivalent of the verb YŠBHWstn is the word *kāmistan*⁷⁰ while the Parthian texts of Turfan use the verb *k'm'dn*. Thus the Parthian reading of the Pahlavīy form YŠBHT may justly be identified with the form *kāmēd* 'he wishes'.

Since the word YŠBHT obviously closes a syntactic unit, the second part of the salutation formula, beginning with line 2, will run as follows : *apār xvaδāv sizdēn vispžamān drūd bavēd avāyōn ēivāyōn xvaδāv vxad kāmēd* «with the lord imperturbable be the bliss at all times, so as the lord himself wishes». As regards origin and linguistic character, this salutation formula differs considerably from the greeting in line 1. There we found a stereotyped, purely Aramaic formula dating from the time of the Achaemenidae ; here we have to do with a more complex linguistic formation which arose obviously within the domain of Parthian written records. True Henning suggested that our salutation formula is merely a more elaborate stylistic version of a phrase found in the Aršām letters : (*'p*) *tmh kdmyk šlm yhw y* «there (also) be bliss with thee» ;⁷¹ but the differences between the two formulae are so considerable that this conjecture needs some modification.

be identified as *wxd* = *vxad* (cp. M. SPREGLING : AJSL 57 [1940] 377). Hence the only point at issue is whether the form *vxad*, a result of the phonemic change *xv* > *vx*-, had entered by that time the official Parthian written language of the chancellery, or the older form *xvad* was still in use.

⁶⁸ HENNING : Gnomon 26 (1954) 478 : «ganz so wie es dem Herrn selber (erwünscht ist . . .)» ; ALTHEIM II 8 : «. . . so, wie der Herr selbst (es wünscht)».

⁶⁹ HERZFELD : Paikuli. 203.

⁷⁰ XVIII, 2. See H. F. J. JUNKER : The Frahang i Pahlavik. Heidelberg 1912. 57.

⁷¹ Gnomon 26 (1954) 478. HENNING's view must have been strongly influenced by the circumstance that he read the phrase *ŠLM HWYH* in the salutation formula, and this could be interpreted in Pahlavīy only as a stereotyped expression inherited from Aramaic.

The use of the word *hwtyw* instead of *MR'Y*, together with the appearance of the Pahlavī verbal form *YHWHt* instead of Aramaic *YHWY* clearly show that this is not a case of a formula inherited from Aramaic. Naturally, some elements of this salutation are found in Aramaic: *šLM YHWHt* obviously goes back to Aramaic *šlm yhw*, the expression *wspzmn* to Aramaic *b-kl 'dn*, but this does not throw much light on the origin of the whole formula. If we examine our salutation formula from the viewpoint of structure we can distinguish three elements in it: 1. the basic formula (*šLM YHWHt*) which is found in nearly all greetings; 2. the idea of the strength and durability of the bliss; 3. a comparison («the bliss may be such as. . .»). All these elements are found also in the salutation formulae of Middle Iranian written documents. With regard to the basic formula, it is enough to refer to an Egyptian parchment of Late Sasanian times (P. 8839) containing the salutation *šRM KBYR LKWM* «much bliss (be) to you».⁷² The idea of the strength and increase of the bliss appears in the above-quoted passage of the Middle Persian translation of the Psalms⁷³ and in a Late Sasanian papyrus letter from Egypt: *šRM W-drwstyh W-l'mšn W-KR' plhyh LWTH prhwyh W-hwšnwtyh ZY LNH hrgyw'k hm'y PWN hw'tdy PWN 'pzw n l'd YHWWN't* «bliss and health and joy and all luck be with our good deed and our good wish everywhere at all times with the lord in increase».⁷⁴ Finally, the third formal element appears in the Sogdian «Ancient Letters»: *M βryuk šLM nm'čyw sp'tz'nuky 'YKZY ZKyšMw βγ''nw βyrt* «a thousand blessings, bliss, genuflected respect, such as majesty receives».⁷⁵ As we see, though all three elements in the salutation formula of the Dura parchment are found within the framework of Middle Iranian written records, yet these elements appear separately, in various conjunctions with the basic formula.⁷⁶ This obviously shows that our salutation is hardly a more elaborate stylistic version of an ancient Aramaic formula: we have to do here rather with an independent, perhaps individual, joining of various formal elements, in a shape which is the product of third century Parthian letter style.

In the remaining part of line 3 the actual content of the letter begins. Unfortunately, this part is so brief and, moreover, so defective that we can reach only the most general conclusions concerning the contents of the letter.

⁷² See HANSEN: APAW 1937. No. 9. 82. HANSEN gives the reading *KBD*, in accordance with the Pahlavī used in books; it must be borne in mind, however, that in the script of Late Sasanian papyri the thick line standing after the *B* usually denotes a ligature (*y'*, *'y*, *zy*, etc.) originally consisting of two or three strokes, so that the reading *YR* is certainly preferable to *D*.

⁷³ See p. 283 n. 52.

⁷⁴ HANSEN: APAW 1937. No. 9. Plate I and 23 ff. I have deviated from HANSEN'S reading at several points but the above text is still not entirely satisfactory.

⁷⁵ REICHELT: Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums. II. 12, Letter II. Cp. W. B. HENNING: ZDMG 90 (1936) 197 ff.

⁷⁶ Elements 2 and 3 are found also, independent of each other, in the Nāmakanpēšīšnīh; see e. g. *paδ ēd druvis tan bavandayihā paδ kāmay bavād* and *uδ-tān hamšay farraẖvīh uδ pērōžih aβzāyād* (ZAEHNER: BSOS 9 (1937—39) 94, 96.

The first difficulty is caused right at the beginning of the sentence by the phrase *ḲDM wyk HWYt*. Here the word *wyk* may be interpreted as *vyāy* and identified with *pārsiṣ wy'k ~ gwy'k* 'place'. The Parthian word *vyāy* is known in the written form *wy'g* from Manichaean Parthian texts.⁷⁷ In the Pahlavīy texts hitherto known the word *vyāy* occurs only as the ideogram *'TRH*,⁷⁸ so that here we may observe an interesting deviation from the usage of the royal inscriptions. We had to do with a similar case above, in connection with the word *ḲDM*, of which so far only the Parthian equivalent *aβar* was known from the inscriptions. These cases tend to show that within the field of Pahlavīy written records we must be prepared for certain inconsistencies in the use of ideograms. The word *HWYt* is the expected 3rd person singular form of the verb of existence in Pahlavīy.⁷⁹ Thus the Parthian reading of the whole expression may be identified as *aβar vyāy ast* which would mean 'is in his place'. Similar phrases are known also from Middle Persian. The expression *MDM gwy'k* is found in the *Kārnāmak*: *W gwl MDM gwy'k YMYTWNtw* «and the wild ass died on the spot (= immediately)» (I 33). The *Kārnāmak* has also the turn of phrase *paδ gyāy būdan* similar to *ḲDM wyk HWYt*: *W knyčk PWN gwy'k L' but* «and the girl was not in her place» (III 1), and further *'lthšyl LWTH II b'lk y LKWM L' PWN gwy'k 'YTw* «Ardašir together with your two horses is not in his place» (III 2). These parallels support the view that the meaning of *ḲDM wyk HWYt* must be 'is on the spot or in his place' though it may be suggested that the expression could have been used in a transferred sense, viz. 'is in order'.

The next expression — *B-KRM' KRY*... — is well-known in Pahlavīy. It was first noticed on the Avromān parchment, in the phrase *zzbkn KRY KRM'*; recently it turned out to be a constantly used element in the formulae of the Parthian ostraca of Nisa (see e. g. I—66: *MN KRM' 'wzbry MN 'rthštrkn KRY*). The ideogram *KRM'* is known also in the Pahlavi used in books; according to the *Frahang i Pahlavik* its Middle Persian equivalent is *raz* 'grape'. The word *KRY* on the Avromān parchment was first recognized and interpreted by Nyberg.⁸⁰ His view was that the Parthian reading of this ideogram is *nām* 'name'; the sense would suit well this word derived from the Aramaic verb *kr*'. An obvious difficulty of this conjecture, however, is that in *Pārsiṣ* (and in Pahlavīy, too, as has since been shown) the word *nām* has a different Aramaic ideogram.⁸¹ Nyberg tried to surmount this difficulty by suggesting that the expression *zzbkn KRY* is, in fact, a *bahuvrīhi* compound in which an Aramaic past participle was eminently suitable for the translation

⁷⁷ See ANDREAS—HENNING: *Mitteliranische Manichaica*. III. 908; M. BOYCE: *The Manichaean Hymn Cycles in Parthian*. Oxford 1954. 197.

⁷⁸ HERZFELD: *Paikuli*. 148.

⁷⁹ HERZFELD: *Paikuli*. 184.

⁸⁰ *MO* 17 (1923) 192 ff.

⁸¹ In *Pārsiṣ* *šM*, in Pahlavīy *šMH*.

of the word *nām*. But this explanation is far from convincing since *zsbkn* *ḲRY* and similar collocations cannot be regarded as *bahuvrihi* compounds; nor is it clear why the past participle *ḲRY* should have proved more suitable in this case for rendering the word *nām* which is otherwise expressed by the ideogram *ŠMH*.

Hence it is not surprising that, in connection with similar expressions of the Parthian ostraca of Nisa, Dyakonov has recently suggested a different solution for the Parthian reading of the ideogram *ḲRY*.⁸² In his view, the word *vḡānt* might be considered as the Parthian equivalent of this ideogram. Dyakonov was probably led to this conjecture by the fact that, according to the Frahang i Pahlavik, the Middle Persian reading of the ideogram *KLYTWN* is the verb *ḡvāndan*; a possible equivalent of this verb in Parthian is *vḡāndan*, the above-quoted past participle of which would exactly correspond, both semantically and morphologically, to the Aramaic form *ḲRY*. But this view also presents certain difficulties. The conjectured verb *vḡāndan* has so far not been found in Parthian texts, and this circumstance cannot be entirely disregarded, notwithstanding the testimony of the Tālīši word *hande* 'to read'⁸³ which points to the possibility of its earlier presence in the Parthian dialects. Another striking feature is that the form *ḲRY* does not contain the Parthian Past participle suffix *-t* as phonetic complement, although one would expect it within the framework of the Pahlavī verbal system.

Thus the question of the Parthian reading of Aramaic *ḲRY* has come to a deadlock. The solution is rendered more difficult by the circumstance that we have, in fact, no suitable examples either for a similar use of the form *ḡry* in Aramaic, nor for corresponding collocations in Middle Persian and Parthian. Judging by the linguistic material so far known, the use of the word *ḲRY* in Parthian written records was limited to collocations formed with place and estate names,⁸⁴ while in connection with persons' names we always find the ideogram *ŠMH* in the sense of 'by name, of the name of'.⁸⁵ The Parthian reading of the latter is undoubtedly *nām*; this is clear from the identification *ŠM* = *nām* in the Frahang i Pahlavik⁸⁶ and even more from the fact that in similar collocations the Manichaean Parthian texts give the word *nām*.⁸⁷ Since there are example for the use of the word *ḲRY* as early as the Nisa ostraca and the Avromān parchment, while the earliest occurrence of the ideogram *ŠMH* in the Pahlavī material known at present is in Šāhpuhr's

⁸² VDI 46 (1953) 122.

⁸³ B. V. MILLER: Talyšskij jazyk. Moskva 1953. 55.

⁸⁴ In the case of the Nisa ostraca and the Avroman parchment.

⁸⁵ In the Pahlavī version of Šāhpuhr's KZ inscription, c. g. 17/18 'trw ḤD ḡwšrw-šh̄ypwḡr *ŠMH* «one fire (acc.) by name of Xusrō-Šāhpuhr».

⁸⁶ This is the basis of HERZFELD's argument (Paikuli. 243).

⁸⁷ See ANDREAS—HENNING: Mitteliranische Manichaica. III. 856 'wd ḡw ky 'kwndg n'm «and he who is Ākundag by name», etc.

KZ inscription, the idea may arise that *KRY* is an earlier, *ŠMH* a later attempt to transcribe Iranian *nām*, so that the two forms reflect different periods in the historical development of Pahlavīγ. But such a conjecture is contradicted by two circumstances: first, the occurrence of the ideogram *KRY* on the Dura parchment shows that its use was contemporaneous with that of the ideogram *ŠMH*; secondly, the Aramaic expression *šmh* can be shown to have been in use as early as the age of the Achaemenidae for translating Old Persian *nāmā* ~ *nāma* 'by name, of the name of'.⁸⁸ Considering the different use of the expressions *KRY* and *ŠMH* observable at present in Pahlavīγ, one might perhaps suggest that the use of *KRY* was limited to place-names, that of the word *ŠMH* to persons' names. But this view is also doomed to failure owing to the fact that Old Persian uses the word *nāma* also in connection with place-names, while imperial Aramaic, when rendering such collocations, also uses the expression *šmh* in reference to place-names.⁸⁹

The most likely solution, after all, is that the two expressions differ to some extent in meaning. This view is supported to a degree by Greek usage where we find a similar parallelism comparable to the use of *KRY* and *ŠMH*. One and the same writer, e. g. Xenophon, will furnish expressions similar to the use of *ŠMH* (πόλει ξυμμάχῳ ὄνομα Κεδρεῖαις, πόλις Θάψακος ὀνόματι), while we find in him also turns of phrase reminding one of the use of *KRY*, e. g. τὸν Ἀριστόδημον τὸν μικρὸν ἐπικαλούμενον. These examples show clearly the difference in the sense of the two expressions. In the former case we have to do with an official designation, in the latter with a nickname or sobriquet. The same difference of meaning may be assumed in Pahlavīγ in connection with the expressions *KRY* and *ŠMH*. Since in the material hitherto known the word *KRY* occurs only in conjunction with estate names, it seems very probable that in all these cases we have to do with sobriquets. It is surely no mere chance that in the Avromān parchment, too, the word *KRY* corresponds

⁸⁸ See e. g. the Aramaic translation of Darius' Bīsutūn inscription:

DB II 49/50 *pasāva : Vaumisa : nāmā : Pārsa : manā :*
 «then a Persian, Vaumisa by name, my
badaka : avam : adam : frāišayam : Arminam
 servant, I send him to Armenia»

Sachau 61. pap. 7. *ʾhr whrms šmh cylmy prsy l-ʾrrt šlht*
 «then I sent my servant, Vaumisa by name, a Persian;
 to Ararat»

⁸⁹ See e. g. DB II 39 *Tigra : nāmā : didā : Armʾniyaγ :*
 «a fortress of the name of Tigra in
avadā : hamaranam : akunava
 Armenia, there they fought a battle»

Sachau 61. pap. 2 *ʾhr ʿbdw-krbʾ b-tgr šmh brtʾ b-ʾrrt*
 «then they fought a battle by a fortress of the name of
 Tigra, in Ararat»

to the expression *ἐπικαλουμένην* used in the Avromān Greek documents. A similar parallelism may be observed in the literary Pahlavi of the books where the phrase *KLYTN*, corresponding to Pahlaviy *KRY*, and *ŠM*, corresponding to Pahlaviy *ŠMH*, are used side by side. The difference in the shade of meaning is well illustrated by two passages in the Kārnāmak. On one occasion (IV 8) we read of Ardašīr that *TMH lwst'k-y y bwht 'lthšyl ŠM HNHTWNt* «there he founded a *rōstāy* named *Buxt-Ardašīr*», while another passage (IV 3) refers to him *'MT 'L gyw'k y l'mšnw y 'lthšyl KLYTNnd YHMTWNyt* «when he reached that place which is called *Rāmišn-i Ardašīr*». In the first sentence, the author of the Kārnāmak obviously wished to reproduce the official designation of the place, while in the second he gave a name from popular usage. On the basis of the above parallels it seems probable that the simultaneous use of the Pahlaviy ideograms *KRY* and *ŠMH*, as well as of their equivalents *KLYTN* and *ŠM* in literary Pahlavi, fundamentally reflects a tendency to distinguish between an objective and a subjective way of designation.

In view of the above, we naturally cannot accept the word *nām* as the Parthian reading of the ideogram *KRY*; it seems much more likely that the Parthian equivalent of this ideogram must be sought in the past participle **vχānd* of the Parthian verb **vχāndan*, conjectured on the basis of Middle Persian *χvāndan* and of Tālšī *hande*.⁹⁰

As has been pointed out above, instead of the form *KRY* one would expect *KRYt* within the framework of the Pahlaviy verbal system. The fact that the Aramaic past participle appears in the Dura parchment without the phonetic complement *-t* admits only one explanation: being used in constant collocation with names, the word had become a stereotyped formula and was inherited in an unchanged form even after the full development of the Pahlaviy verbal system. This use of the form *KRY* may have been further strengthened by the circumstance that the verb *kr'* was not otherwise used as an ideogram in Pahlaviy.

Thus the expression *B-KRM' KRY* may be regarded as a stereotyped Aramaic formula in the language of the Dura parchment, in the same way as the greeting *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWŠRT L-MR'Y* at the beginning of the letter. We may also remark that, compared with the Nisa ostraca and the Avromān parchment, the order of words in this phrase of the Dura letter follows most closely the Aramaic usage.

The above-discussed passage of line 3 may hence be interpreted as follows: *ašar vyāy ast andar raz vχānd* [...] *χvaḏāv* «is in its place (or: is in order) in the vineyard named [...] the lord [...]». As is seen from the context, the missing part of the line must have been occupied by the name of the vineyard and by the subject belonging to the predicate

⁹⁰ This suggestion appears already in SCHAEFER: *Iranische Beiträge*. I. 37.

aβar vyāγ ast, the subject being in some kind of syntactical connection with the *χvadāv*. Judging by the testimony of the names of possessions in the Avromān parchment and the Nisa ostraca (such as *zwbkn*, *pryptykn*, *ʿrtbnwkn*, etc.), the name of the vineyard was probably formed with the suffix *-ayān* or *-īyān*, while the second letter of the word was perhaps *b* (see above). The subject following the name of the possession and the word *χvadāv* could hardly have stood in any other syntactical connection except the genitive relation. Hence the subject of the predicate *aβar vyāγ ast* must have been some sort of possession, property, or perhaps some person particularly connected with the addressee named «lord» in the letter. Thus the missing part may be completed, among others, in the following way: *B KRMʹ KRYʹ [b . . kn wsp ŠBW MH] hwtwy*, the translation of which would run: «in the vineyard named [*b*] [*ayān*] all possessions of the lord are in order».

To sum up our discussion of the problem, we propose the following reading and interpretation for the text of the Parthian parchment of Dura:

line 1 *MN trʹytwn cLʹ ršnw hwtwyʹ ŠLʹM W-ŠRRT ŠGYʹ ʹHʹ[W]ŠRTʹ L-MRʹY*
 line 2 *KDʹMʹ hwtwyʹ KTYTʹ wspz[m]n ŠLʹM YHʹWʹHʹ[t]ʹ wgunʹ šwǵʹwn hwtwyʹ*
B-NPŠH
 line 3 *[YŠʹ]ʹBʹHtʹ KDʹMʹ wykʹ HʹWYtʹ B-KRMʹ KʹRYʹʹ [b . . kn wsp ŠBW MH]ʹ hwtwyʹ*

interpreted as:

line 1 *až Hrēdōn ō Rašn χvadāv. drūd ud zāvar vas frašavām ō χvadāv.*
 line 2 *aβar χvadāv sīzdēn vispžamān drūd bavēd avāyōn čivāyōn χvadāv vχad*
 line 3 *kāmēd. aβar vyāγ ast andar raz vχānd [b . . ayān visp ŠBW⁹¹ čē] χvadāv*

The translation of the text is as follows:

line 1 From Hrēdōn to lord Rašn. Much bliss and strength I send to the lord.
 line 2 Be the bliss unshakable with the lord at all times, in the way as the lord himself
 line 3 desires. In the vineyard called [*ayān*] all possessions of the lord are in order.

⁹¹ The Middle Persian reading of the ideogram *ŠBW* is, according to the Frahang i Pahlavik, *hēr*. On this basis, SPRENGLING suggested (AJSL 57 [1940] 417), in connection with the Parthian reading of this ideogram, also in Pahlavīy the presence of Parthian **ēr* corresponding to the Middle Persian word. But the Parthian equivalent of Middle Persian *hēr* has not been found so far, and since there are considerable differences in vocabulary between the two dialects, the presence of the word in Parthian is doubtful. Thus the Parthian reading of the ideogram *ŠBW* must be regarded at present as an unsolved question.

IV

If we want to draw certain conclusions with regard to the historical development of Pahlavīy, we must first of all examine the ideograms in the text. The majority of the ideograms have been known before in Pahlavīy. These are as follows :

nouns :	<i>KRM'</i>	cp. Avromān
	<i>ŠGY'</i>	cp. Šāhpuhr KZ
pronoun :	<i>BNPŠH</i>	cp. Šāhpuhr KZ
verbs :	<i>YH WHT</i>	cp. Narsēh Pāykūli
	<i>[YS]BHt</i>	cp. Narsēh Pāykūli
	<i>HWYt</i>	cp. Šāhpuhr KZ, Narsēh Pāykūli
	<i>KRY</i>	cp. Avromān
prepositions :	<i>MN</i>	cp. Šāhpuhr KZ
	<i>°L</i>	cp. Šāhpuhr KZ
	<i>B</i>	cp. Šāhpuhr KZ
	<i>L</i>	cp. Šāhpuhr KZ
conjunction :	<i>W</i>	cp. Šāhpuhr KZ

For determining the language of our parchment, decisive importance must be attached to the three verbal forms with phonetic complements, viz. *YH WHT*, *[YS]BHt*, *HWYt*. These put it beyond a doubt that we have to do here with the characteristic verbal system of Pahlavīy; hence the language used in the letter is obviously the same as that used in the Pahlavīy varieties of the early Sasanian royal inscriptions. Thus there is no ground for supposing that our parchment employs a system of Pahlavīy writing different from the language of the royal inscriptions.

The ideograms first found in the text of the Dura latter may be divided into two groups. The first group consist of the ideograms *ŠLM*, *ŠRRT*, *HWŠRT*, and *MR'Y*, which appear together, within the framework of a closed formula. As we have seen, this formula may be traced back as far as the times of the Achaemenidae. For the formation and the historical development of Pahlavīy this fact is very significant for several reasons. First, it makes it probable that, historically, Pahlavīy written literature is the direct descendant and continuation of the written tradition formed in the Aramaic chancellery of the Achaemenian empire. A long formula like *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWŠRT L-MR'Y* could have survived unchanged for five hundred years only in the uninterrupted practice and tradition of a chancellery. We must assume, therefore, that after the dissolution of the Achaemenian empire, the Aramaic chancelleries continued to function in a number of administrative centres under the Successors and the Seleucidae, so that, with the formation of the Parthian state

organization, the chancelleries could easily be fitted by the Arsacidae into their administrative machinery. It must have been at that time that Parthian political terminology began to enter the Aramaic language of the chancelleries, replacing Old Persian expressions that had become superfluous. This was the beginning of the process which eventually led to the formation of Pahlavīy.

On the basis of recent finds, this development may be traced in outline. According to the testimony of several Aramaic papyri from Egypt,⁹² Aramaic written literature survived there the collapse of the Old Persian empire. The situation was the same in the northern provinces of the Achaemenidae, at least in the case of the chancelleries; this is established beyond a doubt by the Aramaic inscriptions of Artaxias, king of Armenia.⁹³ These inscriptions date from the first half of the 2nd century B. C. and are hence separated hardly by a century from the above-mentioned Aramaic papyri from Egypt. About a century later, numerous written records of the Parthian chancelleries have become known through the discovery of the Nisa ostraca.⁹⁴ Finally, there is the Avromān parchment from the end of the 1st century B. C., followed over two centuries later by the inscription of Xvāsāy, šahraβ of Susa,⁹⁵ then by the Pahlavīy inscriptions of the first Sassanian monarchs and the Pahlavīy linguistic remains of Dura. Though the linguistic character of the Nisa ostraca and the Avromān parchment is still debated (Aramaic or Pahlavīy?), the above-quoted formula of the Dura parchment undoubtedly supports the view that all these linguistic remains are connected by the uninterrupted practice of the chancelleries. Thus Herzfeld's theory, supported by Schaefer with arguments taken from the domain of accident and the history of spelling according to which Pahlavīy and Pārsīy go back to different schools of scribes in Achaemenian times, has found, at least in one of its aspects, new corroboration. The salutation formula of the Dura parchment, derived from the practice of the imperial Aramaic chancellery, together with the series of linguistic remains which makes it possible to trace the development of Pahlavīy, clearly demonstrate that, of the two systems of writing, Pahlavīy is probably a direct descendant of the written language used in imperial Aramaic. No such direct proof exists at present with regard to Pārsīy.

The salutation formula *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWŠRT L-MR' Y* gives an interesting insight in another respect, too, into the historical development of Pahlavīy

⁹² COWLEY: *Aramaic Papyri of the Fifth Century B. C.* No. 81–83.

⁹³ For a recent account see I. M. DYAKONOV—K. B. STARKOVA: *VDI* 52 (1955) 161 foll.

⁹⁴ See I. M. DYAKONOV—M. M. DYAKONOV—V. A. LIVSHITS: *VDI* 46 (1953) 114 foll.; I. N. VINNIKOV: *VDI* 48 (1954) 115 foll.; M. SZNYCER: *Semitea* 5 (1955) 65 foll.; ALTHEIM III 341 foll.; I. M. DYAKONOV—V. A. LIVSHITS: *VDI* 58 (1956) 100 foll.

⁹⁵ For a recent account of the Avromān parchment see FR. ALTHEIM: *Ein asiatischer Staat*. I. 229 foll.; on the Susa inscription see W. B. HENNING: *AM* 2 (1952) 176; ALTHEIM: *op. cit.* 242 foll.

It shows, namely, that in the course of the formation of the Pahlavī system of ideograms, not only isolated forms of Aramaic words but longer Aramaic phrases were also liable to becoming stereotyped; it shows, moreover, that, historically, the ideograms belong to different strata, among which the oldest stratum is represented precisely by the stereotyped expressions. Obviously, the formulae containing Aramaic verbal forms must have turned into stereotyped ideograms before the final establishment of the verbal system characteristic of Pahlavī. Thus in the language of the Dura parchment the oldest stratum of ideograms is certainly represented by the formulae *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWŠRT L-MR'Y* and *KRM' KRY*. This explains it why we come across in Pahlavī Aramaic verbal forms that have dropped out from the finally established verbal system.

This picture is supplemented in an interesting manner by the two new ideograms found outside the salutation formula, viz. *KTYT* and *KDM*. The former ideogram derives from the Aramaic stem *KT*; in the text of the Dura parchment it is used to render a Parthian adjective. Hence the use of this Aramaic form as an ideogram in no way violates the verbal system of Pahlavī. As to the preposition *KDM*, we have already pointed out that its occurrence in the text of the Dura parchment throws interesting light on an important phase in the development of Pahlavī. We may add to it that, on the basis of recent finds, the use of the preposition *KDM* in the Dura letter may also be connected with the style of the imperial Aramaic chancelleries.

It has been observed some time ago that there is an interesting semantic divergence between the Aramaic preposition *kdm* and Pahlavi *MDM* (> *KDM*). While in Aramaic the word means 'before', as an ideogram it is used to render Iranian *aβar* 'on, above'. Formerly, Schaefer tried to explain this divergence by pointing out that in the case of two Aramaic codicils on Babylonian contracts the name of the debtor, undertaking to repay a certain sum, is preceded by the preposition *kdm*, in this case a synonym of *cl*, both words being used to render Accadian *ina pāni*. In Schaefer's view, the word *kdm* was borrowed in this special meaning by the Persian chancelleries, while in Pārsīy it became general in the above-mentioned sense.⁹⁶ This interpretation, though rather wide-spread in the literature on the subject,⁹⁷ is not entirely satisfactory. It would explain, no doubt, why the preposition *kdm* came to be used as an ideogram to render Iranian *avi*, *ō* 'to', but throws no light on the problem why it became an ideogram of the Iranian preposition *aβar*.

The solution of this question is rendered considerably easier by the fact that we have several examples in the Aršām letters for a use of the preposition

⁹⁶ Iranische Beiträge. I. 42, n. 2.

⁹⁷ See e.g. FR. ROSENTHAL: die aramaistische Forschung seit Th. Nöldeke's Veröffentlichungen. Leiden 1939. 80.

ḵdm which corresponds exactly to that of Iranian *aβar*.⁹⁸ Naturally, Driver's theory, with which he tries to account for this use of the word *ḵdm* — he attributes it to the circumstance that in the Pahlavi texts the word was used as an ideogram to render the preposition *aβar*⁹⁹ — must be based on some kind of misunderstanding. The use of ideograms in Pahlavi texts, dating from a period several centuries later, could in no way influence the semantic development of the preposition *ḵdm* in imperial Aramaic. The situation is exactly the opposite: the linguistic use of the Aršām letters proves that the meaning 'at, on' of the preposition *ḵdm* had already widely developed in imperial Aramaic, and this accounts for the use of the ideogram *KDM* in that sense in Pahlavi and Pārsi. Thus the data contained in the Aršām letters with regard to the use of the preposition *ḵdm* prove it beyond a doubt that the use of the ideogram *KDM* in the sense of 'at, on' in the Dura parchment goes back in Pahlavi to imperial Aramaic. This is another argument to support the conjecture that Pahlavi is a direct descendant of the written language used in imperial Aramaic.

The development of the meaning 'at, with, on' of the preposition *ḵdm* in imperial Aramaic is a different question. An examination of the use of this word in the Aršām letters shows that the above meaning is found in every instance in connection with persons: I 1: *'p šlm tmh ḵdmyk yhw* „and bliss be there with thee”; V 1: *w-k't b-znh ḵdmy šlm* „and now here bliss is with me”; V 2 = I 1. This seems to indicate that this particular meaning of the preposition *ḵdm* originated from its use in a transformed sense, in connection with persons. In such constructions namely the function of the preposition to denote a particular, concrete situation was neutralized, and the shift into another range of meaning was rendered possible and easy. The beginning of such a development is well illustrated by such turns of phrase as *w-l-rḥmn yšymnk ḵdm drychwš mlk'* „and put thyself in grace with king Dārayavahuš” (in the Bagavahya letter) or *w-l-rḥmn hww ḵdm 'lh šmy'* „and be in grace with the god of heaven” (Sachau II. pap. 2.). In these sentences the phrases *ḵdm drychwš mlk'* and *ḵdm 'lh šmy'* may still be equally rendered as „with king Dārayavahuš” or „before king D.” and „with the king of heaven” or „before the king of heaven”, respectively. Starting from such constructions, the meaning 'at, with' of the preposition *ḵdm*, with reference to persons, could easily become wide-spread.

While in the use of the ideogram *KDM* the Dura parchment is more archaic than the royal inscriptions, the use of the word *wyk* instead of the ideogram *TRH* usually found in the other Pahlavi texts shows further development in the gradual elimination of Aramaic ideograms. In this respect,

⁹⁸ I 1, V 1, 2.

⁹⁹ Aramaic Documents of the Fifth Century B. C. 11.

the testimony of the phrases *ŠLM YHWHt* and *wspzmn* also deserves attention. The phrase *ŠLM YHWHt* obviously goes back to imperial Aramaic *šlm yhw'y*, but the Aramaic verbal form was replaced by the corresponding form in the Pahlavīy verbal system. As to *wspzmn*, it is undoubtedly the equivalent of imperial Aramaic *b-kl ʿdn*, used as a constant element in similar formulae. In these cases, therefore, the close connection of Pahlavīy with the linguistic use of imperial Aramaic may be clearly grasped. In addition, these expressions also show in what manner and through what stages Pahlavīy developed from imperial Aramaic. In spite of its rather limited length, the Dura parchment furnishes examples for practically all linguistic strata of this development. On this basis, the rough outline of the formation of Pahlavīy may be reconstructed in the following way :

In the northern provinces of the former Old Persian empire, the new Parthian state organization tried to utilize for its own purposes the Aramaic chancelleries which survived the collapse of the rule of the Seleucidae. These chancelleries obviously worked in the same way as was the custom of the Aramaic chancelleries of the Achaemenidae.¹⁰⁰ The decrees and correspondence of the Parthian dignitaries, issued in Parthian, were translated into Aramaic, put in writing, and then passed on, while the reports, accounts, etc., received by the chancellery in Aramaic, were translated into Parthian. In order to cope with these tasks, the first step was to acquire the terminology of Parthian state life and embody it in the linguistic use of the chancelleries. These borrowings took place within the linguistic framework of the Aramaic chancelleries, without changing the Aramaic character of the language. In the language of the Dura parchment, the word *hwtwy* represents this initial stage on the road leading towards the development of Pahlavīy. In the linguistic use of the Parthian chancelleries this state of things must have prevailed for a fairly long time, for over a century at least ; during that time a certain tradition may have developed in the work of translation, one of the results being the elaboration of an exact correspondence between the vocabularies and the grammatical forms of Aramaic and Parthian. This was absolutely necessary in order to make the work of translation mechanical, and hence easy and quick. In the course of this process certain differences may have arisen in the rendering of some Aramaic linguistic elements into Parthian. The constantly recurring Aramaic formulae were probably treated as single units, which facilitated their becoming stereotyped in the practice of the chancelleries. At the same time, in the case of other Aramaic linguistic elements, they tried to find and use the constant Parthian equivalent for every word and word form. It must have been at that time that formulae like *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWSRT L-MR' Y* and *KRM' KRY* became stereotyped in the work of trans-

¹⁰⁰ See on this point SCHAEDEER's account which has become a classic : *Iranische Beiträge*. I. 4 foll.

lation of the Parthian chancelleries. It is obvious, however, that in the translation of the other Aramaic linguistic elements into Parthian the method could not be entirely identical. While in the case of nouns, pronouns, and particles fundamentally the same word form could be used in the translation from Aramaic into Parthian and *vice versa*, in the case of the verbs one had to find the verbal form which exactly corresponded in meaning. This required an equally sound knowledge of Aramaic and Parthian; but in the Parthian chancelleries, with the Parthian scribes gradually gaining a majority, the knowledge of Aramaic could not be preserved on the old level. Finally the time came when the knowledge of Aramaic verbal forms was obscured to such an extent that the various Parthian verbal forms could no longer be correctly rendered in the Aramaic translation by their Aramaic equivalents. Hence of the great majority of Aramaic verbs only two forms remained in use (the type *^cBD* — *^cBDW!*), these being supplied with the endings of the corresponding Parthian forms, so that their function might be clearly recognized. This was the moment when Pahlaviy, in the strict sense of the word, was born. This was the time when forms like *YHWHt*, *YŠBHt*, *HWYt*, which appear also in the Dura parchment, came into being, i. e. when the peculiar verbal system of Pahlaviy was formed. Naturally, in the stereotyped formulae, treated as units, the Aramaic verbal forms remained unchanged. This was the origin of that peculiar duality of Pahlaviy verbal forms which may be observed in the Dura parchment. In the course of later development an increasing number of Aramaic words and phrases were replaced in writing by their Parthian equivalents. Thus we find already in the text of the Dura letter the Parthian particles *'wgun*, *šwgun*, the Parthian noun *wyk* instead of the Aramaic ideogram *'TRH*, and the Parthian adverb *wspzmn* instead of the Aramaic expression **B-KL-^cDN*.

As may be seen, the Parthian parchment of Dura stands at the end of the development outlined here, representing the same stage where the Parthian inscriptions of the first Sasanian rulers can be placed. The question now arises, what answer may be given to the problems raised in connection with its interpretation.¹⁰¹ With regard to the development of Pahlaviy, there are at present two conflicting conceptions. One of them is represented by Altheim. In his view, Pahlaviy preserved practically throughout the whole course of its development, from the Nisa ostraca to the Dura parchment, the correct use of purely Aramaic verbal forms and suffixes, i. e. of the Aramaic syntactical system. The linguistic use seen in the Pahlaviy varieties of the early Sasanian royal inscriptions shows, of course, a sharp divergence. Altheim is therefore compelled to suppose that Pahlaviy existed in different varieties, the chief points of difference being precisely in their verbal systems.¹⁰²

¹⁰¹ See above, p. 263.

¹⁰² ALTHEIM III 288.

Altheim's view is opposed by the conception of Dyakonov and Livshits. According to them, the language of the Nisa ostraca is, in its essentials, already Parthian, in the same way as that of the royal inscriptions dating from the 3rd century A. D. There are no essential differences between the two kinds of linguistic use. Both are characterized by the abundant use of Aramaic ideograms, the violation of the syntactical and morphological rules of the Aramaic system, and the application of Iranian phonetic complements. To justify their conception, Dyakonov and Livshits refer to the Parthian parchment of Dura, in the text of which, according to Henning's reading, there are purely Aramaic verbal forms, side by side with the Iranian conjunctions which prove the Parthian character of the language.¹⁰³

As may be seen, the Parthian parchment of Dura plays a decisive role in the conceptions of both Altheim and of Dyakonov and Livshits, though the conclusions drawn from it are diametrically opposed. Altheim sees in it the corroboration of his theory, according to which the use of purely Aramaic verbal forms and suffixes, as well as the influence of living Aramaic speech continued in written Parthian until as late a date as the 3rd century A. D. On the other hand, Dyakonov and Livshits try to prove, on the basis of the Dura parchment, that even the language of such early documents as the Nisa ostraca must be regarded as Parthian, not Aramaic, since in the text of the Dura letter, which is undoubtedly in Parthian, we find purely Aramaic verbal forms. Thus the two opposed views have at least this in common that they see no essential development between the Nisa ostraca and the Parthian inscriptions dating from the 3rd century A. D., as regards the history of Parthian written literature or that of Pahlavîy. But our reading of the Dura parchment and the explanations attached have shown that this Parthian linguistic monument yields a different lesson for the history of the language. The fact is that in the Dura letter purely Aramaic verbal forms occur only in the stereotyped salutation formula, inherited from the literary style of imperial Aramaic, while in the text outside this formula we only find verbal forms with phonetic complements, characteristic of the Pahlavîy verbal system, since the form read by Henning as *HWYH* and those read by Altheim as *HZYNY*, *SYM*, *YHWY*, *'YTYK*, and *HZYTK* simply do not exist. Consequently, the Dura parchment does not justify the view that the correct use of the Aramaic syntactical system survived in Pahlavîy till as late a date as the 3rd century A. D., nor can it be used to prove that the language of the Nisa ostraca does not differ in essentials from later Pahlavîy.

The linguistic agreement between the Dura parchment and the royal inscriptions points to the opposite. It proves that the Parthian written language passed through an essential development from the time of the Nisa ostraca

¹⁰³ I. M. DYAKONOV—V. A. LIVSHITS : VDI 58 (1956) 103.

to the 3rd century A. D., since in the practice of the Parthian chancellery of Nisa the peculiar verbal system of Pahlaviγ was as yet unknown. Hence it cannot be doubted that the formation of Pahlaviγ, as known from the royal inscriptions, must be assigned to a date later than that of the Nisa ostraca.

The correct interpretation of the Dura parchment also contradicts the conjecture, according to which there were varieties in Pahlaviγ different from the language of the royal inscriptions. We have seen that the language of the Parthian letter of Dura may be regarded as identical with that of the royal inscriptions, so that at present there are no grounds for doubting the unitary character of the development of the Parthian literary language.

Finally, with regard to the question, to what extent living Aramaic usage may have influenced the development of written Pahlaviγ, on the basis of the Dura parchment we can only return a negative answer. In the text of this parchment we do not find a single Aramaic element which would testify to the influence of living Aramaic speech. On the contrary, the phrase *ŠLM W-ŠRRT ŠGY' HWSRT L-MR'Y* and the use of the ideogram *KDM* are two weighty proofs in support of the view that Pahlaviγ is, fundamentally, a direct descendant of the written language used by the Aramaic chancelleries of the Old Persian empire. The slight deviations which may be observed in the use of ideograms between the royal inscriptions and the Parthian letter of Dura cannot be attributed to the influence of living Aramaic usage, but testify to the living practice of written Pahlaviγ itself. In the course of its history, Pahlaviγ passed through a process of development which manifested itself, among others, in a gradual limitation of the use of Aramaic ideograms. This resulted in a certain amount of hesitation in the use of ideograms by the scribes. This may account for the fact that, as against the word *'pr* used in the royal inscriptions, we still find the ideogram *KDM* in the Dura parchment, while, on the other hand, the latter document already uses the word *wyk*, as against the ideogram *'TRH* in the royal inscriptions.

V

Of the Parthian letter of Dura practically only the salutation formula has been preserved; nevertheless, the few words following this formula, as well as the name of the addressee, make it possible to some extent to form a general idea of the contents of the letter and of its historical background. The most obvious help in this respect could be given by the person of the addressee. As we have seen, the letter is addressed to a certain *Rašn xvaδāv* who was probably staying at Dura since the parchment was also found in that city. The name *Rašn* does not belong to the rare Iranian names, but since in our case we can look for the bearer of the name naturally only in Dura, this circumstance confines the identification of the person bearing

this name within comparatively narrow limits. It can hardly be considered a mere chance that the name *Rašn* is found also in another Parthian linguistic monument of Dura, viz. in ostracon no. 4. It is particularly important in this connection that the person named *Rašn* is described in ostracon no. 4 as *šahraβ*: he must have been, in all probability, the Persian commander of Dura, responsible for the ingathering of grain.¹⁰⁴ It would be obvious to conclude that the addressee of the Dura parchment letter, *Rašn xvaδāv*, and the *Rašn šahraβ* of ostracon no. 4 was one and the same person. Theoretically there is, of course, the possibility that, beside the *šahraβ* governing the city, another person also bore the name *Rašn* in Dura. We must not neglect, however, the following two circumstances. The parchment letter of Dura was undoubtedly addressed to a distinguished person of high rank. This is clearly shown by the long formula of address as well as the constant use of the word *xvaδāv* in connection with the addressee. We must also bear in mind that among the Persians occupying Dura few could have at their disposal a scribe who could write a letter in Parthian. These two circumstances support the view that the Dura parchment letter survived from the correspondence of an official person of high rank. But it seems highly improbable that two official persons of high rank should have borne the name *Rašn* in Dura at that particular time.

Taking these circumstances into consideration, we may justly conjecture that the addressee of our letter is no other person than *Rašn šahraβ* himself, i. e. the Persian governor of Dura. The question might arise, however, if this conjecture is not inconsistent with the fact that *Rašn šahraβ* appears in the address of the parchment letter as *Rašn xvaδāv*. To decide this question we must make clear, first of all, the significance of the use of the word *xvaδāv*. In this connection one might naturally suggest that the word *xvaδāv* is used in the text of the Dura parchment simply as a formula of courtesy when the writer refers to the addressee. In this case there would be no further problem, *Rašn xvaδāv* could be identified without any difficulty with *Rašn šahraβ*. But in early Sasanian times the word *xvaδāv* was still manifestly used to denote a high social dignitary, nor is there any evidence to show that it became a mere formula of courtesy at such an early date.¹⁰⁵ In this respect, the testimony of Šāhpuhr's KZ inscription is highly instructive. There the rising might of the Sasanian dynasty is excellently reflected in the titles given to Šāhpuhr's predecessors: *s'sn hwtwy W p'pk MLK' W šhpywħr MLK' p'pkn W 'rthštr MLKyn MLK'* (Phil. variety 20). Sāsān, the ancestor of the dynasty, was only a *xvaδāv*, Pāβay and his elder son, Šāhpuhr, bore already the title *šāh*, while Ardayšahr, the founder of the dynasty, assumed the title *šāhān šāh*. Thus

¹⁰⁴ See J. HARMATTA: *AntTan* 3 (1956), 147 foll., 154 foll.

¹⁰⁵ It was already noticed by HERZFELD (Paikuli. 187) that the word *xvaδāv* is found in the inscriptions only in a political sense.

the use of the word *χvaδāv*, as is shown by Sāsān's title, stretches back to the time of the Arsacidæ. As the name of a dignitary, it probably denoted a landowner less powerful than the *šāh*, ruling over a smaller territory, but more or less independent in status. This view is supported by the fact that we find no dignitaries designated by the titles of either *šāh* or *χvaδāv* among the members of Pāβay's court in Šāhpuhr's KZ inscription. This can only mean that Pāβay's rule did not as yet extend to a single *šāh* or *χvaδāv*, who must have ruled as independent princes. It was only under Ardaχšahr that some *šāhs* and the first *χvaδāv* made their appearance at the royal court; this accords well with the fact that Ardaχšahr created the unity of Iran by driving the independent smaller princes under his rule. The *s'sn'ndykn hwtwy* (Phl. var. 23 = Pārs. 29 *s'sn'ZY'w[ndy]k'n MRWHY*) mentioned among Ardaχšahr's noblemen in Šāhpuhr's KZ inscription, as well as the *nryšhw'ndykn hwtwy* (Phl. 25—26 = Pārs. 31 *nršhy'ZY'wndykn MRWHY*) figuring in Šāhpuhr's court are enumerated immediately after the members of the royal family, in the group of the most distinguished dignitaries. It is very interesting to note that even under Šāhpuhr we find only a single *χvaδāv* among the nobility of the royal court. This seems to indicate that under the first two Sasanian rulers the political importance of such more or less independent great landowners, living like princes on their estates, suffered a strong eclipse. Later however, in the Pāykūli inscription a whole row of *χvaδāvs* appears among the Persian nobility: the *'wndykn hwtwy* (22'), mentioned before, the *'št[wy]n hwtwy* (43'), the *zwl'dčyn MRWHY*, the *lšwmč'n MRWHY*, the *syk'n MRWHY*, the *bwrsčy[n MRWHY]*, the *['n]tywhčyn MRWHY*, and the *šhwłč'n MRWHY* (46).¹⁰⁶ This is in keeping with the fact that (as is shown by the story of Narsēh's accession), the political influence of the Persian landlord aristocracy showed a powerful increase under Šāhpuhr's successors.

It may be asked now, what was the relation of the dignitaries *χvaδāv* and *šahraβ* to one another. This involves the further question whether it was possible in the Dura parchment letter to use the word *χvaδāv* in addressing the *šahraβ*. It is on this point that the possibility of identifying *Rašn χvaδāv* and *Rašn šahraβ* turns. Šāhpuhr's KZ inscription supplies us with eloquent data on the use of the word *šahraβ* and the nature of the office designated by it. Among the nobility of Šāhpuhr's court we find seven *šahraβs*:

pry'k wḥy-'ntywk-šhypywḥr ḥštrp
'rthštr gudmn ḥštrp
w'rn g'b ḥštrp
nryšhw rnd ḥštrp
ty'nk 'hmtn ḥštrp

¹⁰⁶ On the correct forms of these names see W. W. HENNING: BSOAS 14 (1982) 509 foll.

rstk why-ʾrthštr ḥštrp

ʾrthštr nyryš ḥštrp

(Phl. ver. 26—28)¹⁰⁷

As may be seen, each of the *šahraβs* is governor of a city; the names of towns *Vēh-Antiok-Šāhpuhr* and *Vēh-Ardayšahr* also clearly show that we have to do here with royal cities. Hence in early Sasanian times the *šahraβs* were governors of towns under the direct rule of the monarch; they obviously also governed the adjacent territories. Now it is very interesting to note that the dignity of *χvaδāv*, too, often designates the lord of a city and of the territory belonging to it. This may be observed, among others, in the cases of *bwrspty[n MRWHY]* 'lord of Borsippa',¹⁰⁸ [*n*] *tywhčyn MRWHY* 'lord of Antiocheia' but a similar phenomenon is seen also in Sogdian. In Sogdiana, too, the princes of the various cities and the territories belonging to them bore the title of *MR'Y* = *xwt'w*, as may be established from the different lists of titles given to Dēvāštič. In some documents he is referred to as *swγdyk MLK' smrkndč MR'Y*, in others as *γwβw pñčyknđč MR'Y*.¹⁰⁹ These titles show that the basis of Dēvāštič's power was the rule exercised over Samarkanđ and Pančikanđ; his original title must have been *smrkndč MR'Y* or *pñčyknđč MR'Y* which he retained even after assuming the titles *MLK'* and *γwβw*. But the title *MR'Y* must have been general in Sogdian even earlier, with reference to lords who kept the towns under their power: this is rendered indubitable by the fact that this use of the word occurs already in the „Ancient Letters”, to describe conditions in China. In letter no. II we find the title *čyrδsw''n MR'Y* 'lord of Chiu-ch'üan', probably referring to the year 313 A. D.¹¹⁰ These data indicate that in early Sasanian times the name of the dignitary *χvaδāv* was borne chiefly by great lords, each of whom kept a town under his command. Their power and political status differed from those of the *šahraβs*, each of whom also governed a town, in their greater independence from the monarch, in the hereditary character of their rule within the family, and probably also in the privilege of paying fewer taxes.¹¹¹ There is no doubt, however, that the *šahraβs*

¹⁰⁷ See SPRENGLING: Third Century Iran. Sapor and Kartir, Pl. XX.

¹⁰⁸ See HENNING: BSOAS 14 [1952] 511.

¹⁰⁹ See O.-I. SMIRNOVA: EpVost 6 (1952) 9 foll. According to SMIRNOVA (SovVost 6 [1949] 360 and, more recently, KSIMK 60 [1955] 99), the ideogram *MR'Y* served in Sogdian to render the name of the dignitary *aššīn*. But this conjecture is contradicted by two circumstances: 1. According to the testimony of our sources, it was only the monarchs of Ušrušana who bore the title of *aššīn*, hence there is no ground for conjecturing the same use with regard to the lords of Samarkanđ and Pančikanđ. 2. It is entirely improbable that the Sogdians gave the name of *aššīn* to the 'lord of Chiu-ch'üan'. If, on the other hand, the ideogram *MR'Y* stands in the title *čyrδsw''n MR'Y* for the Sogdian word *xwt'w* (as has been rightly pointed out by HENNING: BSOAS 12 [1948] 611), then obviously in the titles *smrkndč MR'Y* and *pñčyknđč MR'Y* it must also be regarded as the translation of the word *xwt'w*.

¹¹⁰ W. B. HENNING: BSOAS 12 (1948) 611 foll.

¹¹¹ See J. HARMATTA: AntTan 3 (1936) 163.

could not be far behind the *χvaδāvs* in rank. In Šāhpuhr's KZ inscription the *šahraβ* of Vēh-Antiok-Šāhpuhr is enumerated directly after the most important *χvaδāv*: *nryshw 'ndykn hwtwy* and the *'rthštr krny* and *whwn'm prmttr* who belonged to the most eminent lords of the empire. Obviously, the *šahraβ* of some more important city may have come before many a *χvaδāv* in respect of his power and social rank. Thus it does not seem at all unlikely that the writer of the Dura parchment addressed and referred to *Rašn šahraβ* as *χvaδāv* on account of his power and social status. Hence there is no serious obstacle to identifying the *Rašn χvaδāv* of our letter with the *Rašn šahraβ* of the ostraca.

If we are thus justified in identifying the *Rašn χvaδāv* of the Dura parchment with the Persian governor of the city, we also get some indication for determining the time and circumstance of its origin. The letter must have been written in the years after 256 when, according to the testimony of the ostraca, Dura was kept occupied by the Persians and *Rašn šahraβ* was governor of the town. The letter was probably written by one of the *šahraβ*'s men to his lord. If the reading *trytwn* for the name of the writer could be regarded as certain, we might perhaps identify him with the *Hrēδōn Mihrayān* of ostrakon no. 2.

The Parthian parchment of Dura thus supplies another valuable piece of evidence to the effect that Dura-Europos was kept for several years occupied after its conquest by the Persians. An increasing number of facts is now at our disposal, throwing light on the last phase of the city's history, a phase which has hitherto been obscure in the extreme. The stationing of a garrison by Šāhpuhr at Dura, the appointment of a *šahraβ* to govern the city and the neighbouring estates: these decrees are, in fact, easy to understand. Dura was captured by the Persians in the course of Šāhpuhr's second campaign, in the year 256, at the same time when, after the victory at Barbalissus, Antioch was also taken by Šāhpuhr. But the shadow of the next war was already impending, since in the meantime the deployment of Valerian's army had begun and the Romans re-occupied some the towns taken by the Persians. Dura was one of the important fortresses on the road leading to the Euphrates, hence the Persians had to keep it occupied at any cost. One of the passages of the Gallienus biography in the *Historia Augusta* shows that the steps taken by the Persians in connection with Dura were by no means isolated. The passage runs as follows: *denique* (sc. *Odenatus*) *statim bellum Persis in vindictam Valeriani, quam eius filius neglegebat, indixit. Nisibin et Charras statim occupat tradentibus sese Nisibenis atque Charrenis et increpantibus Gallienum. nec defuit tamen reverentia Odenati circa Gallienum; nam captos satrapas insultandi prope gratia et ostentandi sui ad eum misit* (Gallien. 10, 2—4). From this account it is clear that Nisibis and Carrae were recaptured by Ode-

nathus with the help of their inhabitants,¹¹² and the *šahrafs* taken prisoners in the course of these operations were sent by him to Gallienus.¹¹³ This seems to indicate that the Persians allowed part of the population of Nisibis and Carrae to stay on in the respective cities, having appointed *šahrafs* (*satrapas*) to govern these towns. The passage is highly significant since it corroborates on the basis of Roman observations and precisely at a time about the occupation of Dura those conclusions which we have drawn from the Parthian documents of Dura.

The outlines of this picture are well filled in by an account of Procopius referring to the age of Kavād (I. 7, 33). When the Persians captured Amida, they carried away a large part of the population as prisoners, but placed a garrison of one thousand warriors in the city, and to supply their wants (*ἐς τὴν δαίταν ὑπερητίσειν Πέρσαις*) they left there part of the poorer population of Amida. The situation at Dura must have been similar. In order to do different kinds of work and to supply their provision, the Persian garrison needed part of the working population, especially the peasants who could supply them with agricultural products.

In this connection we can pass to the second point which throws light on the historical background of the Dura parchment. As we have seen, the introductory sentence of the body of the letter probably means that in a certain vineyard all the affairs of the addressee, viz. *Rašn xvaδāv*, are in order. Thus it seems that the letter contained, in fact, an account of the state of affairs on one of the estates, a vineyard belonging to the Persian governor of Dura. The vineyard must have been situated at a fair distance from Dura since the writer had to convey his news by letter to the town. From this obvious conjecture two very interesting conclusions may be drawn.

The interpretation of the Parthian ostraca of Dura has already yielded the result that around Dura the Persians organized a „territory” *i. e.* a belt of estates belonging to the city population; in this belt a number of distinguished Persians were granted landed property. According to the testimony of the ostraca, production had started and the delivery of grain had begun on these estates.¹¹⁴ These lands must have been situated near Dura since wool and grain were the main agricultural products in the environs of the

¹¹² The expression *tradentibus sese Nisibenis atque Charrenis* hardly admits of any other interpretation than the following: the inhabitants of the two towns «entrusted themselves to Odenathus' protection», playing into his hands their city occupied by the Persians. *Nisibeni* and *Charreni* cannot refer to the Persians who kept these towns occupied; this is clear from the phrase *increpantibus Gallienum* which would have no sense if applied to them.

¹¹³ It is clear from the context that we have to do here with the Persian *šahrafs* taken prisoners at the capture of Nisibis and Carrae; otherwise, the writer of the biography mentions the Persian *šahrafs* only much later, in connection with Odenathus' campaign against Ctesiphon (10,7).

¹¹⁴ See J. HARMATTA: *AntTan* 3 (1986) 162 foll.

city.¹¹⁵ This picture is fully corroborated by the parchment letter and is also very fortunately completed by it. The letter shows that the Persian governor of Dura had a vineyard at some distance from the town. There is mention of vineyards also in the material found earlier at Dura. Thus parchment no. 2 refers to the sale of a vineyard in the village of Tetyrus,¹¹⁶ while papyrus no. 101 informs us of the purchase of an orchard planted on the site of a former vineyard in the village of Sacharēdaaouaraē.¹¹⁷ This district, rich in vineyards, where the estate mentioned in papyrus no. 101 also lay, was situated at the mouth of the river Habur, some 50 kilometres north-west of Dura. We know that the merchant Nabuchēlus carried wine to Dura from Banabēl, a township also situated in this district.¹¹⁸ Hence in all probability the vineyard mentioned in the Parthian parchment of Dura must also be sought in this territory.

If this conclusion proves correct, we get a clearer sight of two important questions. First, the whole background of the origin of our letter becomes intelligible and may be reconstructed in the following way: The Persian *šahraβ* of Dura had been granted a valuable vineyard in the territory conquered in the course of Šāhpuhr's second campaign, in the fertile estuary of the river Habur. But the vineyard was situated fairly distant from the city under his rule, while the years after 256 were far from being a peaceful period. News may have reached Dura from time to time that the emperor was preparing to march with a large army against the Persians and that he had already recaptured some of the cities taken by Šāhpuhr. Under such circumstances, it was important for *Rašn šahraβ* to get reliable information concerning the state of affairs on his estate, an information that was supplied, with regard to his vineyard, in our parchment letter, sent by his man from the estate lying at some distance from Dura. Everything was in order, Valerian did not penetrate deeper towards the south at Edessa, in the direction of Dura.

The other important question which may be answered by the localization of the vineyard mentioned in the parchment letter to the estuary of the river Habur, is the extent of the belt of estates belonging to the citizens of Dura. If the *šahraβ* of Dura had a vineyard in the Habur estuary area, then it seems likely that the belt of estates owned by the citizens extended as far as this territory. The preliminaries of this situation must have existed already under the Seleucidae and the Arsacidae. We know from the documents found at Dura that the agricultural population of the Habur estuary was joined to the city by the links of a lively economic and financial interchange.¹¹⁸ Accord-

¹¹⁵ C. B. WELLES: The Excavations at Dura-Europos. Preliminary Report of the Seventh and Eighth Seasons of Work 1933—1934 and 1934—1935. New Haven 1939, 438.

¹¹⁶ FR. CUMONT: Fouilles de Doura-Europos (1922—1923). Paris 1926, 298 foll.

¹¹⁷ C. B. WELLES: op. cit. 434.

¹¹⁸ C. B. WELLES: op. cit. 437.

¹¹⁸ C. B. WELLES: loc. cit.

ing to the testimony of parchment no. 23, Lysias, a citizen of Dura, as well as his father, possessed an estate in this district already under Parthian rule;¹¹⁹ taking conditions of land tenure prevailing at the time into consideration, this can only mean that the area had belonged to the belt of estates owned by Dura citizens already before the Persian conquest. If this is so, then it becomes likely that when organizing the „territories” belonging to the cities, the Sasanians paid considerable respect to conditions prevailing earlier, under Parthian rule.

As may be seen, the Parthian parchment of Dura raises a number of important questions in the history of early Sasanian times, in spite of its badly damaged state.

Я. ХАРМАТТА

ПАРФЯНСКИЙ ПЕРГАМЕНТ ИЗ ДУРА—ЭВРОПОС

(Резюме)

Парфянский пергамент из Дура-Эвропос имеет следующее чтение:

MN trytwn 'L ršnw hwtwy ŠLM WŠRRT ŠGY H[W]ŠRT LMR'Y
ḲDM hwtwy KTYT' wšpzm n ŠLM YHWH[t] 'wgn šwgn hwtwy BNPŠH
[YŠ]BHt ḲDM wyk H'WYt BKRM' KRY [. . . kn wšp ŠBW MN] hwtwy

Его перевод:

От *Hrēdōn*-а господину *Rašn*-у. Шлю господину пожелания счастья и доброго здоровья. Да будет нерушимым счастье господина во веки веков, как сам господин желает. В винограднике, называемом (. . . *ayān*-ом), находятся в порядке (все имущества) господина.

Парфянский пергамент из Дура-Эвропос представляет собой с точки зрения истории языка важный памятник парфянской письменности. Длинная приветственная формула, целиком написанная на арамейском языке, является важным свидетельством того, что пахлави́кская письменность происходит непосредственно от арамейской письменности ахеменидских канцелярий. Путем изучения разных пластов идеограмм указанного текста можно составить себе некоторое представление о процессе формирования пахлави́кской письменности. Кроме того, правильное его толкование без всякого сомнения подтверждает предположение о том, что ни одна из двух противоположных точек зрения, возникших в последнее время относительно арамейских элементов пахлави́кской письменности, не может быть правильной.

С точки зрения исторической данный пергамент дает новые ценные сведения о состоянии и истории Дура-Эвропос под персидским господством. *Rašn xraδāv*, которому адресовано данное письмо, по всей вероятности идентичен с персидским наместником Дура-Эвропос — *Rašn šahraβ*, фигурирующим на пахлави́кских остраконах из Дура-Эвропос. У этого персидского высокопоставленного сановника, по всей видимости, было именно с виноградником в плодородном устье Хабур. Письмо было написано, как можно полагать, в тех годах, когда начался поход Валериана на персов, в связи с чем один из подчиненных *Rašn šahraβ* в этом письме осведомил своего хозяина, беспокоившегося о своем имении, о состоянии его виноградника.

¹¹⁹ See C. B. WELLES: The Excavations at Dura-Europos. Preliminary Report of the Sixth Season of Work October 1932—March 1933. New Haven 1936. 429.

Я. СИЛАДИ

ВНУТРЕННИЕ БОРЬБЫ И ВТОРЖЕНИЯ «ВАРВАРОВ» В РАЙОНЕ АКВИНКУМА

В нижеследующем¹ позволяем себе хотя и кратко подвергнуть рассмотрению борьбы, происходившие в районе Аквинкума, опираясь на точно датированные каменные памятники с надписями. Следуя почину советского ученого Дмитриева² мы попробуем отделить данные, относящиеся к борьбам с дезертированными рабами, воинами и бездомными крестьянами, т. е. с группами разбойников (*latronum*), от событий, связанных со вторжением внешних врагов римской империи. Наша первая попытка, конечно, не исчерпывает поставленную нами задачу, так как материал, составляющий базу наших умозаключений, должен быть сличен еще с другими элементами археологических памятников.

В археологическом материале преобладают надписи алтарей, поставленных по обету. На них в большинстве случаев приведены годы их возведения. По нашему мнению не слишком смело предположение, что обеты являются следствием критических моментов в жизни людей и если эти показатели мощных кризисов в каком-нибудь году умножились, то они показали кризис того класса, который в первой линии имел средства, необходимые для возведения алтарей. Из текста надписей³ иногда видно, что обет был исполнен значительно позднее наступившего кризиса. Так, например, некий член аквинкумского легиона дал обет во исполнение своего дела и счастья (освобождения?) всех своих людей еще в 297 году н. э., но исполнил его только тогда, когда он стал уже ветераном. Следует обратить внимание и на то, что в некоторых случаях войны, участвовавшие в походах, возводили каменные алтари лишь после благополучного возвращения домой. В связи с этим не надо думать о том, что район Аквинкума каждый раз превращался в театр военных действий или становился центром какой-нибудь эпидемии. С другой стороны репрессивные меры римских войск были направлены против внешних врагов, совершавших нападения на территорию

¹ Tanulmányok Budapest múltjából (= Этюды по истории г. Будапешта) 20 (1956) 25—27.

² ВДИ 1951 IV/61—72.

³ См. B. Kuzsinszky: Az Orsz. Régészeti Társulat évkönyve (= Annals of the Hungarian Archaeological Society) I (1920—22) 22—23.

римской империи. В этом отношении является весьма важным обычай, по которому в записях каменных алтарей указывалось, из какого именно похода возвратились возводители памятников, из Ассирии ли или же из экспедиции против германцев.⁴

Постоянный легион г. Аквинкума (*II adiutrix*) в течение II—III столетий по крайней мере 17 раз⁵ принимал участие в походах или же отправлял значительные силы на фронты, создавшиеся вне своей собственной территории. Принимая это во внимание, можно установить, что рганизон города примерно через каждые 12 лет весьма ослабевал. В противоположность этому разведка внешних «варваров» и внутренних «повстанцев» безупречно работала и когда сам легион или его главные силы отправлялись куда-нибудь, варвары сейчас же вторгались на римскую территорию, а разбойники (*latrones*) набрасывались на дачи и амбары богатей. По этому в 185 году н. э. были построены около города караульные башни (*burgi*).⁶ Из текста таблиц этих башен видно, что разбойники (*latrones*) ранее указывали варварам секретные пункты перехода (*transitus clandestinus*). Начиная с конца II столетия, это наблюдалось и в других пограничных провинциях.⁷ На этих же пунктах были возведены вышеупомянутые караульные башни. Они имели целью заградить проход для разбойников (*latrunculus*), которые небольшими группами⁸ переправлялись с противоположного берега Дуная с целью ограбления богатых людей. Впрочем эти таблицы содержат точные данные и по темпам и подробностям работ укрепления пограничной крепостной линии и восстановления ее разрушенных участков. При рассмотрении «варварских» вторжений именно эти памятники могут оказать важные услуги.

Наименьше материала содержат, повидимому, тексты, находящиеся на веках. В большинстве случаев они выражают преклонение перед императором. Таким образом в них не надо видеть обязательно строение или ремонт дорог.⁹ Зато из времени разрушения и быстрого восстановления мостов столь важных как с стратегической, так и с продовольственной точки зрения, можно довольно точно установить, когда они были разрушены отступающими группами «варваров» или латронов, чтобы замедлить темпы преследования. При этом обращает на себя факт, что текст, выражающий благодарность императору за устройство или ремонт дорог, вообще указывает на то, что мост или дорога разрушились от ветхости (*vetustate collapsa*). На тер-

⁴ CIL III. 3512, 3447.

⁵ E. RITTERLING in P. W.—R. E. Legio c. II 1448—1452; A. ALFÖLDI: Arch. Ért. 52 (1939) 101—103.

⁶ A. ALFÖLDI: Arch. Ért. (1941) 36: В это время Рим возводил фортификации и на германском берегу Дуная, равно как и в других местах. См. Intercisa I. 1954. 208—209 (Ф. Ф ю л е н).

⁷ См. замечание № 2.

⁸ Относительно «latrunculi» см. A. ALFÖLDI: Arch. Ért. 2 (1941) 30—37, 40—48.

⁹ К вопросу о веках см. S. SOPRONI: Arch. Ért. 78 (1951) 45—46.

ритории империи весьма редко встречаются надписи признающие, что данный мост, славившийся своей массивностью, был уничтожен не вследствие ветхости, а умышленно.¹⁰ В восточной части Мёзии (теперешней Болгарии) это формулирование довольно распространено, но при всей своей объективности оно не всегда отмечает настоящие причины (*«pontes deruptos et vias conlapsas restituit»*).¹¹ Сирия принадлежит к провинциям, где употребление схематического выражения *«vetustate collapsas»* не обязательно. Вместо него употребляются такие выражения, как, например, *«vias et miliaria . . . restituerunt»*¹² или *«pontem . . . a solo restituerunt»*¹³. На веках¹⁴ провинции Реции (теперешней Баварии) отмечено это же выражение *« . . . vias et pontes rest . . . »*), т. е. о причине уничтожения было и здесь умолчено. Может быть в Киликии¹⁵ и Памфилии¹⁶ практиковалось подобное решение вопроса, но в других частях империи,¹⁷ точно также и в восточной части Паннонии, только ветхости приписывалось разрушение мостов и т. п. Но при этом необходимо иметь в виду, что такие разрушения, происшедшие от «ветхости»,

¹⁰ Иногда встречаются и правдивые заметки о причинах разрушений. Храм в Бостре был *«dirutus a palmyrenis hostibus»* [Rev. Arch. 28 (1947) 233, № 165]; балинеум и храм в Кирене были *«tumultu iudaico diruta et exusta»* [Rev. Arch. 28 (1928) 352, № 2; 30 (1929) 367]; *via «tumultu iudaico eversa et corrupta»* [Rev. Arch. 28 (1928) 352, № 1, 37 (1951) 217, № 208].

¹¹ Например: CIL III 12519 (234 г. н. э.), III 13758 (из царствования императора Александра Севера), но один из храмов как *«vetustate corruptus a solo»* требовал восстановления, см. III 12385 (162 г. н. э.). Rev. Arch. 14¹ (1909) 329, № 126.

¹² Например: CIL III 202 (213 г. н. э.); III 205 (198 г. н. э.).

¹³ Например: CIL III 6709—6711 (в трех экземплярах; около 204 г. н. э.).

¹⁴ СIB III 5981, 5987, 5992, 5996 (все из 204 года н. э.). А один из жилдомов был восстановлен в 204 году н. э. уже как *«consumptus vetustate»*, см. III 5943.

¹⁵ Например: CIL III 12119.

¹⁶ Например: CIL III 6737 (50 г. н. э.).

¹⁷ Несколько примеров из Испании CIL II (1953; 53/54 гг. н. э.), 3270, 3570: Rev. Arch. 26⁸ (1927) 394, № 165; из Дакии: CIL III 836 (157 г. н. э.), 1374 (193 г. н. э.), 14485/a (201 г. н. э.); из Бифинии—Понта: CIL III 346 (из 58/59 гг. н. э.); а надпись № 6992 (78 г. н. э.) подчеркивает: *«vias a novo munierunt»*; примеры из Каппадокии—Галатии: CIL III 1252—1257, 12169 (царствование Александра Севера), 12196 (251—253 гг. н. э.), 12199, 12206 (оба из 244—249 гг. н. э.), 12211 (Александр Север); из Египта: CIL III 12046 (105 г. н. э.), 12048 (174 г. н. э.). В противоположность этому в надписи № 13580 (90—92 гг. н. э.) подчеркивается, что *«pontem a solo fecit»*. Примеры из Далмации: CIL III 1789, 1789 (173 г. н. э.), 3202 (184 г. н. э.), 6362 (173 г. н. э.), 8484 (из того же года), 12734 (220 г. н. э.), 12736 (274 г. н. э.), 13284; из Норика: CIL III 4800 (239 г. н. э.). Зато надпись № 1440 (236 г. н. э.) пользуется выражением *« . . . pontes refecerunt et vias munierunt et miliaria restituerunt*. В храме Латобия navale разрушилось якобы от ветхости, см. Rev. Arch. 30⁶ (1929) 375 № 35. Примеры из Рима: CIL VI 1179 (367/375 гг. н. э.), 29706, 30 960, 31 772, см. Rev. Arch. 34⁶ (1949) 220, № 170; из Северозападной Африки: DESSAU: ILS 5484, 5567 (из периода 169—177 гг. н. э.), 5626, 5787 (прибл. из 300 г. н. э.), 5849 (184/185 гг.), Rev. Arch. 12⁷ (1908) 465, № 243; 14⁹ (1909) 329, № 126; 516, № 233; 24 (1926) 345, № 138; 30 (1929) 400, № 133; 26 (1932) 200, № 14; из Южной Италии: DESSAU: ILS 5585, 5760, 5775; из Средней Италии: DESSAU: ILS 5632 (из периода 364—367 гг. н. э.), 5698, 5824 (143 и 365 гг. н. э.; таким образом дорога, выложенная камнями, износилась приблизительно в 220 лет; CIL VI 30960), 5858 (201 г. н. э.), 5902 (159 г. н. э.), 5903 (378 г. н. э.); из Галлии Нарбонской: DESSAU: ILS 5904; из Лации: DESSAU: ILS 5686, см. Rev. Arch. 33 (1949) 37, № 31, 26 (1932) 214, № 68; 134 (1909) 450, № 68; из Сардинии: Rev. Arch. 28⁵ (1928) 386, № 117. Germania: Rev. Arch. 20 (1924) 380, № 19 (213 г. н. э.).

происходили как раз тогда, когда в данном районе разыгрывались и военные действия. Для схематичности выражения характерно, что ссылка на «ветхость» (*vetustas*) практиковалась в течение нескольких генераций. Храм в Вируне, например, был восстановлен в 311 году н. э., но до тех пор «он находился в заброшенности свыше 50 лет».¹⁸ В таких случаях продолжительность промежуточного времени объясняет неточное указание причины и не исключает благонадежности сообщения. Это надо подчеркнуть особенно тогда, когда между разрушением по ветхости и восстановлением проистекло сравнительно много времени. Так, например, и большая баня аквинкумского легиона была долгое время «*intermissa et destituta*» перед тем, что она была восстановлена в 268 году н. э.¹⁹

Во всяком случае было бы неправильно считать ссылку на ветхость всегда эвфемизмом или фальшивой мотивацией или же схематическим выражением. Но с другой стороны нелегко допустить, что сражающиеся или отступающие отряды ни разу не разрушили мостов перед или за собой. Тут невольно спрашивается, вероятно ли что *forum* в Пуппитане со всеми домами, храмами, Капитолием одновременно разрушилось от ветхости?²⁰ Вероятным ли является, что 4 колонады в Тамугаде лиш от ветхости²¹ пошатнулись настолько, что оказалось необходимым восстановить их начиная с фундамента? Из всего этого видно, что о причинах столь частого разрушения мостов и т. п. внешними или внутренними врагами требовалось умалчивать (*Pax Romana!*).

Мы примем во внимание и каменные алтари, поставленные в честь и славу императора. С необходимой осторожностью мы будем пользоваться их данными, так как они могли быть возведены вследствие бессодержательной лояльности, в погоне за сенсацией или из претензии на получение какой-нибудь должности и т. д., особенно если ожидалось прибытие императора. Такое выражение лояльности само по себе не доказывает еще факта прибытия императора. Но если он действительно приезжал, то его эскорт, состоящий из лейбгвардейцев и самых лучших сил армии, создавал такую общественную безопасность на маршруте императора, что имущие классы считали своим долгом воздвигать каменные памятники, выражавшие их благодарность.

¹⁸ A. BETZ: *Aus Österreichs röm. Vergangenheit*. Wien 1956. 33, Anm. 75. CIL VI 31772. *Rev. Arch.* 12 (1908) 465, № 243.

¹⁹ CIL III 10492.

²⁰ DESSAU: ILS 5361.

²¹ CIL VIII 2588 (из периода 364—367 гг. н. э.). В Lambaesis (Африка) было необходимо вновь восстановить через 7 лет построенный в 169 году н. э. амфитеатр «*a solo*» равно как и весь помост, так как они уже разрушились от ветхости [*Rev. Arch.*, 46⁶ (1955) 204, № 134]. Несостоятельность этого объяснения ясно видна и в тех случаях, когда кроме нее указывали и на более важные обстоятельства как, например, на землетрясение [*Rev. Arch.* 20 (1912) 471, № 216 из 47 года н. э., Самос; так же 22 (1913) 457, № 227 из 365 г. н. э., Калабрия].

По разным предметам нумизматических и ювелирных кладов, закопанных в землю, можно определить опасности, которые заставляли владельцев зарывать свои драгоценности. Кроме появления варваров и деятельности разбойников даже и слухи о расквартировании собственных войск могли вызвать подобные мероприятия.²² Недавно Мария Альфельди воспользовалась этим моментом определив направление от одного варварского нападения.²³ Впрочем зарытие кладов по нашему мнению только тогда основывается на боязни от нападения варваров, если их местонахождения входят в ту же самую линию или зону. Но если они составляют более или менее плотную сеть на каком-нибудь изолированном участке, то они являются скорее памятниками нападений разбойников (*incursio latronum*).

Теперь перейдем к конкретным подробностям. Нет никакого доказательства, что нумизматический клад населения с. Бии, который оканчивается динарием Калигулы (37—41), имел ли какую-нибудь связь с волнением, вызванным поселением квадского племени Ванния (в 50 году н. э.). Около конца I. столетия, примерно в 88 и 92 годах, в районе Аквинкума происходили кропролитные сражения с языгами, в которых легион *Rapax* был совершенно уничтожен. В городе была установлена мемориальная доска,²⁶ на которой выбито и имя Домициана. Имея в виду трагическое положение города, прибыл и сам император и отдал приказ о фортификации лагеря. Поход наместника Элия Адриана против языгов (107—27 годах)²⁷ был отомщен варварами только после смерти Траяна. Из этого периода дошел до нас денежный клад,²⁸ закрытый на площади легионерного лагеря. Не исключена возможность, что монетный клад Кишкесега²⁹ лежащего несколько южнее от Аквинкума был закопан в землю тоже под ламентированием этих слухов. Л. Баркоцы предполагает, что аквинкумский лагерь, построенный в царствование Домициана, был уничтожен при языгской осаде в 117—118 гг. В виду того, что опасность была довольно большая император Адриан поручил главнокомандование и наместничество³⁰ в Дакии и Паннонии одному из своих приверженцев. Сам император мог посетить Аквинкум в первый раз только в 118 году.³¹ Его второе прибытие дати-

²² N. A. MASKIN: Augustus principatus (= Принципат Августа). Budapest 1953, 137.

²³ Ant. Hung. 3 (1949) 86.

²⁴ J. HAMPEL: Budapest régiségei (= Древности г. Будапешта) 4 (1892) 34; Ö. GÖNÖ: Num. Közlöny 1 (1902) 32.

²⁵ Тацит Annal. XII 29—30.

²⁶ J. SZILÁGYI: Aquincum. Budapest 1956; средняя картина на табл. XXXI

²⁷ SHA v. Hadr. 3, 9; Bud. Rég. 14 (1945) 134.

²⁸ Bud. Rég. 12 (1937) 288.

²⁹ Num. Közl. (= Нумизматические Изв.) 5 (1906) 141.

³⁰ E. RITTERLING: Arch. Ért. 41 (1927) 61. Для экспедиции 117—118 гг. в окрестности в Suebica et Sarmatica см. Rev. Arch. 44⁶ (1954) 180, № 57.

³¹ Bud. Rég. 14 (1945) 142, замечание № 134/a.

руется 124 годом,³² когда был возведен каменный алтарь³³ перед которым население города возобновляло свой обет каждые 10 лет. Каменные доски,³⁴ находящиеся в других частях Паннонии из гг. 124 и 125, были возведены тоже во славу Адриана и увековечивая его постройки, указывают маршрут императора, производившего смотр войскам.

Император Лукий Элий, начиная с лета 136 г., еще полтора года действовал на границах Паннонии,³⁵ объединяя командование в своих руках. В его честь были возведены каменные доски, а именно в 138 году в Аквинкуме,³⁶ в 137 году в Аррабоне (Сингидун?)³⁷ и если предположение Баркоци правильно, то один ряд магазинов в Аквинкуме был разрушен именно при тогдaшнем нападении языков (?). Около конца царствования Антонина Пия были закопаны клады в различных пунктах Паннонии. Так, например, в двух местах,³⁹ села Залахоссуфалу, селах Семеги,⁴⁰ Боньхаде,⁴¹ и Шикаторе.⁴² Клад в Ипольвнишке заканчивает извилистую линию, соединяющую близлежащие местонахождения. По мнению Радиоти⁴³ и А. Керени⁴⁴ это были квады, которые вторглись в Паннонию из Словакии. Таким образом вполне понятно, что наместник Восточной Паннонии повелел возвести в знак благодарности каменный памятник возле Печа приблизительно в 138 г. н. э.⁴⁵ Преобладающая часть аквинкумского легиона в 162 году была направлена императором Луцием Вером против иранских парфян.⁴⁶ Узнав об этом, соседние народы сейчас же напали на ослабевшие участки дунайского лимеса. Для подкрепления небольшого гарнизона прибыл из Сингидуна (Београда) почти весь состав легиона IV и кроме того были присланы и некоторые отряды из окрестностей Рейна. Таким образом отнюдь не удивительно, что в Аквинкуме были найдены могильные памятники,⁴⁷ поставленные легионом *Primigenia* XXIII. Опасность войны, продолжавшаяся 1½ десятка лет и непрерывность «варварских» вторжений привели к закапыванию кладов⁴⁸

³² См. предыдущее замечание.

³³ CIL III 3431.

³⁴ CIL III 3968/a; BARKÓCZI: Arch. Ért. 5—6 (1944—1945) 172.

³⁵ CIL III 3487.

³⁶ CIL III 4366.

³⁷ R. NOLL: Zur Vorgeschichte d. markom. Krieges: Arch. Austriaca 14 (1954) 48—49.

³⁸ Bud. Rég. 12 (1937) 279—286.

³⁹ A. ALFÖLDI: Arch. Ért. 39 (1920—1922) 102.

⁴⁰ A. KERÉNYI: Num. Közl. 50—51 (1951—1952) 4—6.

⁴¹ Num. Közl. 3 (1904) 45.

⁴² A. BÖRZSÖNYI: Num. Közl. 14 (1915) 98; A. RADNÓTI: Folia Arch. 3—4. (1941) 102—106.

⁴³ См. предыдущее замечание.

⁴⁴ A. KERÉNYI: loc. cit.

⁴⁵ CIL III 10285; RITTERLING: Arch. Ért. 41 (1927) 71—72.

⁴⁶ На потери указывают и символические похороны, см. CIL III 10572; L. NAGY: Arch. Ért. 7—9 (1946—1948) 193—194.

⁴⁷ CIL III 14347/5; RITTERLING: P. W.—R. E. sub voce Legio (1813).

⁴⁸ A. MÉREY: Num. Közl. 34—35 (1935—1936) 77; GONL: loc. cit. 4 (1905) 47; там же 78—79.

и люди, освобожденные от страха смерти, равно как и от эпидемий, занесенных варварскими войсками, часто возводили по обету и каменные алтарчики, как, например, в 162,⁴⁹ 164,⁵⁰ 170,⁵¹ 173⁵² и 175 годах. Один из этих каменных алтарей, возведенный в 178 году в честь Марка Аврелия и его сына,⁵³ доказывает, что иногда существовала действительная связь между посещением императора и возведением памятников.

В 193 году император Север Септим отправил из аквинкумского легиона сильный отряд, чтобы он через несколько лет участвовал в боях против императоров-самозванцев.⁵⁴ Вряд ли может быть случайным, что в это время население Паннонии различным выявлением лести, между прочим и возведением каменных памятников⁵⁵ обращалось к божествам и гению провинции. Языги, конечно, сейчас же воспользовались положением и вторглись на римскую территорию. Строительная доска, найденная в с. Эрд,⁵⁶ замечает, что наместник около 196 г. н. э. издал распоряжение воинам, о восстановлении сторожевой башни, разрушенной за ветхостью (?), несколько на другом месте. Разрушение было наверняка облегчено вражеской осадой, вследствие которой по линии среднего течения Дуная в следующих годах часто были исполнены обеты возведением каменных алтарчиков.⁵⁷

Некоторые исследователи указали⁵⁸ еще на то, что начиная с перевала II—III столетий движение разбойников (*latrones*) и мятежников укрепилось по всей империи. Пока местный легион был откомандирован в Британию, в Паннонии тоже наступил период большой активности. В 206—208 гг. это дошло до того, что из окрестностей Рейна прикомандировали сюда военные силы «*adversus defectores et rebelles*» (В отличие от мнения Моммсена и Домашевского уже и Дессау и Холь⁵⁹ подразумевали каких-нибудь во внутренних частях империи неизвестных бунтарей. По мнению других авторов⁶⁰ эти бои были последними попытками сопротивления против уничтожения этих элементов. Полководцу, окончательно уничтожавшему движение *latronum* был возведен каменный памятник в трех экземплярах,⁶¹ кроме того

⁴⁹ CIL III 10441.

⁵⁰ CIL III 3432.

⁵¹ Bud. Rég. 15 (1950) 320, замечание № 87.

⁵² CIL III 10485.

⁵³ Tanulmányok Budapest múltjából (= Этюды по истории г. Будапешта) 8 (1941) 5; A. ALFÖLDI: Arch. Ért. 1 (1940) 200.

⁵⁴ RITTERLING: loc. cit. 1450.

⁵⁵ CIL III 10396 (из 194—195 гг. н. э.).

⁵⁶ CIL III 3387; RITTERLING: loc. cit. 77.

⁵⁷ Например CIL III 3508 (из 197 г. н. э.); 3664 (из 198 г. н. э.).

⁵⁸ FLUSS: P. W.—R. E. s. v. Severus (13, 1995—1996); Дмитриев: loc. cit.; A. BETZ: Wiener Jh. 35 (1943—1944) Bbl. 137—138; Amm. Marc. 18, 5, 3; Rev. Arch. 41 (1902) 355, № 89.

⁵⁹ HOHL: P. W.—R. E. s. v. Julius, 477, 804; Arch. Ért. 41 (1927) 79—80 (RITTERLING).

⁶⁰ J. HASEBROEK: Untersuchungen z. Gesch. d. K. Sept. Severus. Heidelberg 1921. 102.

⁶¹ CIL III 10471—3.

он был назначен и наместником провинции. Под давлением принятых мер движение переместилось во внутренних частях империи, где оно надолго прочно укоренилось. Из 210 г. н. э. имеется надпись,⁶² по которой Бригеттиона были прикомандированы к тыловой части района в качестве членов районной жандармерии (*regionarius*). В соответствии с этим около 207 г. н. э. размножились каменные алтарьки,⁶³ возведенные по обету не только в районе Аквинкума, но и до дороги Carnuntum—Savaria—Poetovio,⁶⁴ до которой докатились действие бунтовщиков.

В 213 году большинство аквинкумского гарнизона было также откомандировано⁶⁵ сперва на алеманскую территорию окрестностей Рейна, а затем в Малую Азию против парфян. В это же время необходимо было восстановить храм Немезиды,⁶⁶ который находился в амфитеатре гражданского города, вне парапета. В 216 году *a solo* был отремонтирован караульный дом, служивший по всей вероятности в лагере легионеров «для защиты императорских статуй и портретов».⁶⁷ Надписи на вежах⁶⁸ доказывают, что вплоть до устья р. Тисы были мосты, которые в 217—218 годах требовали уже восстановления. Маловероятно, что они в то же самое время разрушились от ветхости! Требуется подчеркнуть, что в надписях говорится не о ремонте легко повреждаемых вех, а о восстановлении дорог и мостов.

В 227—230 годах вновь размножилось число каменных алтарей, возведенных по обету.⁶⁹ В течение 229—230 гг. целый ряд вех⁷⁰ указывает на восстановление дорог и мостов возле линии лимеса Бригеттион—Титель. Разрушились ли они вследствие употребления, не превышающего еще десятка лет? В противоположность этому нам неизвестно, что в укрепленных лагерях или на караульных башнях совершались такие разрушительные акты. Поэтому в таких случаях приходится думать скорее о внутренних борьбах, нежели о нападениях внешних врагов. Значительная часть аквинкумского легиона в 232—233 годах сражалась в восточных провинциях

⁶² CIL III 4624, 4654 (из 201 г. н. э.).

⁶³ CIL III 10410 (из 207 г. н. э.), 11082 (из 207 г. н. э.), 10335 (из 210 г. н. э.), 10429 (из 210 г. н. э.), 10419 (из 219 г. н. э.), 10407, 10415 (из периода 203—208 гг. н. э.); Arch. Ért. 41 (1927) 78—79.

⁶⁴ CIL III 4035 (из 207 г. н. э.), 11193 (из 209 г. н. э.); Arch. Ért. 42 (1928) 210 (из 208 г. н. э.).

⁶⁵ RITTERLING: loc. cit. 1450.

⁶⁶ CIL III 10439 (214 г. н. э.).

⁶⁷ CIL III 3526 (216 г. н. э.).

⁶⁸ CIL III 3720, 3724—5, 10618, 10629, 10635, 10637, 14354/3; Arch. Ért. 78 (1951) (S. SOPRONI).

⁶⁹ CIL III 3412, 3490, 3524, 4168, 10588; Arch. Ért. 29 (1909) 330; Intercisa I (1954) 326 (все 228 г. н. э.); CIL III 3510, 10443 (?), 10580, 10997 (229 г. н. э.); Bud. Rég. 12 (1937) 150—151; Arch. Ért. 23 (1903) 404; CIL III 3515 (230 г. н. э.); Bud. Rég. 15 (1950) 459—460; CIL III 3638—3639, 10594; I. PAULOVICS: Lapidarium Savariense. Szombathely 1943. 34 (228 г. н. э.).

⁷⁰ SOPRONI: op. cit. 44—45; CIL III 3710, 3715, 3719, 3721, 3731, 10628, 10630, 10633, 10652, 10655, 10657, 11331, 11335, 13499.

империи.⁷¹ Возведенный год тому назад каменный алтарь⁷² имел целью вдохновение гения центуриона. Заместитель-командир легиона наверно в это же время поставил памятник⁷³ «иллирскому Геркулесу» из признания героизма войск. На возвращение войска указывает может быть каменный алтарчик,⁷⁴ возведенный в 233 году в честь благополучного возвращения императорской четы. Выполненные около 234 года обеты⁷⁵ выражают благодарность возвращенных воинов. Вместе с тем клады, найденные в Вац-Хартьяне⁷⁶ и Пакозде показывают направление, по которому вторглись враги в ослабевший район легиона.

Пока легион Аквинкума около 236 г. сражался в смежных областях,⁷⁸ в Аквинкуме вновь увеличилось число исполнения обетов,⁷⁹ особенно в 236—238 гг. Клад, найденный в селе Чапо⁸⁰ был зарыт в землю тоже в это же самое время. На вегах,⁸¹ находящихся в тылу Бригеттиона по аквинкумской дороге было опять отмечено восстановление дорог и мостов, несмотря на то, что они были возобновлены 8—10 лет тому назад. Тут необходимо думать также о деятельности разбойничьих банд. Значительная часть аквинкумского легиона в 242 году вновь была откомандирована в Малую Азию.⁸² По всей вероятности в это же время посвятили каменный алтарчик «гению отрядов».⁸³ Но этим начинается уже поредение каменных памятников с надписями. Поэтому обращает на себя факт, что в Аквинкуме были найдены два точно датированные памятника от 241 и 243 гг.⁸⁴ В 244—247 годах, значит после предыдущего ремонта и в районе Бригеттиона опять возникла необходимость для восстановления дорог и мостов, как это доказано надписями на в. х. х.⁸⁵ В этом деле были замешаны наверняка тоже группы разбойников (*latrones*).

Против готов, напавших на Балканский полуостров, император Деций откомандировал значительные силы и из гарнизонов Бригеттион-аквинкумского участка. Получив известие о поражении римлян, соседние квады на-

⁷¹ RITTERLING : op. cit. 1450.

⁷² CIL III 3457.

⁷³ Bud. Rég. 13 (1943), 350, 352.

⁷⁴ CIL III 3427.

⁷⁵ Arch. Ért. 78 (1951) 135 (из 234 г. н. э.). Может быть сюда относятся и CIL III 10469, 10568.

⁷⁶ Num. Közl. 4 (1905) 98.

⁷⁷ A. RADNÓTI : Num. Közl. 34—35 (1935—1936) 24—27.

⁷⁸ E. RITTERLING : цитир. статья из P. W.—R. E. 1451.

⁷⁹ Bud. Rég. 12 (1937) 90—91 (236 г. н. э.); 127—128 (237 г. н. э.); CIL III 10428, 10487 (из 238 г. н. э.), 3474 (из 240 г. н. э.). Последнее может относиться и к запоздавшему исполнению обета.

⁸⁰ Ö. GÖHL : Num. Közl. 13 (1914) 70.

⁸¹ CIL III 11327, 11332 (из 238 г. н. э.).

⁸² См. замечание № 78.

⁸³ T. NAGY : Bud. Rég. 13 (1943) 397 (241 г. н. э.).

⁸⁴ CIL III 15157 (241 г. н. э.; р. 2328/185); 10427 (243 г. н. э.).

⁸⁵ CIL III 11328—9, 11334.

чали питать большие надежды и зашевелились. Узнав об этом население в различных местах вновь приступило к закапыванию своих ценностей,⁸⁶ как, например, в Аквинкуме,⁸⁷ к северу от города,⁸⁸ на горном массиве Баконь,⁸⁹ в легионерском лагере Бригеттоне,⁹⁰ в Байоте.⁹¹ С другой стороны в 252 году вспомогательная когорта поставила каменный памятник императору Галлу, выражая свою благодарность за то, что он в промежутке времени положил конец критическому положению на среднедунайском фронте. Каменный алтарь,⁹⁴ возведенный в честь богини фортуны, облегчающей возвращение, указывает по всей вероятности на то, что оставшиеся на Балканском полуострове отряды также возвратились домой.

Может быть в это время произошло междуусобное столкновение не далеко от Аквинкума между отрядами Нижней Мёзии (*Moesia inferior*) и Верхней Мёзии (*M. superior*), на которое указывает надпись одного каменного памятника в Аквинкуме.⁹⁵ Надпись сама — вследствие большой дефектности — вряд ли может быть реставрирована достоверным образом, поэтому мы ссылаемся только на ее неповрежденные части: «офицер, исполнивший свой обет, был отправлен во главе западно-мёзийских войск для выскабливания (на памятнике) имени самого жестокого деспота. Недавно А. Радноти правильно заметил, что тут совершалась «*damnatio memoriae*». Впрочем текст надписи подчеркивает, что «... *vexillationes Moesiae inferioris voltus h(ostium) p(ublicorum)... (detra)here nollent...*» т. е. отряды названной провинции отказались сорвать портреты, изображавшие врага». Таким образом именно восточнобалканские отряды были побеждены в этой междуусобной борьбе, но — в противоположность прежних предположений⁹⁷ — они все же придерживались побежденного императора-самозванца. По мнению А. Альфёльди это столкновение имело место в 260 или 261 году. Большая часть аквинкумского легиона в Италии боролась,⁹⁸ начиная с 258 г., поэтому оказалось необходимым отправить войска в район Аквинкума из лагерей, расположенных вдоль нижнего течения Дуная. Подобные случаи бывали и ранее. По тексту надписи одного каменного памятника значительные силы были прикомандирована из обеих Мезий к ставке Восточной Паннонии. Такие приказы для

⁸⁶ A. RADNÓTI: Num. Közl. 44—45 (1945—1946) 8.

⁸⁷ F. KERÉKES: Num. Közl. 13 (1914) 71.

⁸⁸ RÓMER: Arch. Ért. 2 (1870) 79—84.

⁸⁹ RÓMER: Arch. Közl. 5; Ö. GÖHL: Num. Közl. 4 (1905) 75.

⁹⁰ L. BARKÓCZI: Ant. Hung. 3 (1949) 72.

⁹¹ E. JÓNÁS: Az Orsz. Magy. Rég. Társulat évkönyve (= Анналы Общегосуд. Венг. Арх. Общества) 2 (1923—26) 137—147.

⁹² CIL III 4270.

⁹³ SOPRONI: op. cit. 47.

⁹⁴ CIL III 3421.

⁹⁵ Serta Hoffilleriana. Zagreb 1940. 218 (R. EGGER).

⁹⁶ Изображение по Pannonia I (1935) 280.

⁹⁷ A. STEIN: Dio Legaten von Moesien. Budapest 1940. 105.

⁹⁸ E. RITTERLING: op. cit. 1451, 1340.

концентрирования сил, легко отдавались наместниками (Емельяном, Децием и т. п.), которые захватили в свои руки главнокомандование 3 провинций.⁹⁹

При названном столкновении пал смертью храбрых один из центурионов легиона Claudia VII. Его надгробный памятник¹⁰⁰ был перенесен позднее в Intercisa где был возведен и вторично. С точки зрения стиля этот памятник не имеет параллели среди памятников из а скорее напоминает надгробные памятники аквинкумского округа.¹⁰¹ Имея это в виду, можно признать правильным определение Раттерлинга,¹⁰² предполагая, что надгробный памятник центуриона был создан около середины III века. Легион Claudia VII обыкновенно на месте стремился пополнить свои ряды. По всей вероятности в это же время был призван на военную службу воин «*natione Pan-nonius*»,¹⁰³ который затем был приурочен к лейбгвардии императора.

Из дальнейших времен из района Аквинкума дошло до нас столь мало точно датированных каменных памятников,¹⁰⁴ что распространить рассмотрение на последние полутора века римской империи пока невозможно.¹⁰⁵ По смыслу предыдущих изложений нам удалось указать на пять случаев, когда можно предполагать тяжелые внутренние борьбы в районе Аквинкума, а именно в первой половине и около середины III века.

I. SZILÁGYI

LUTTES INTERIEURES ET INCURSIONS DES «BARBARES» DANS LA REGION D'AQUINCUM

(Résumé)

Nous essayons,¹ dans le cadre d'un exposé sommaire, de reconstituer la série des combats qui se déroulèrent dans la région d'Aquincum, en nous fondant sur les inscriptions lapidaires qui contiennent des précisions concernant l'année à laquelle elles furent gravées. En même temps, conformément à l'initiative d'un chercheur soviétique,² nous essayerons de grouper à part les données qui témoignent — plutôt que d'attaques venues de l'extérieur — de luttes intérieures entre, d'une part, les groupes des *latrones* — esclaves fugitifs, déserteurs de l'armée, paysans privés de leurs terres etc. — et, d'autre part, les troupes de l'Empire ayant pour tâche de maintenir l'ordre à l'intérieur.

Dans les inscriptions des petits autels votifs en pierre, on indiquait parfois l'année à laquelle on se fut acquitté du vœu. Nous pensons que les vœux furent prononcés, dans la plupart des cas, par des individus se trouvant dans une situation critique ; par

⁹⁹ A. STEIN : op. cit. 104—105.

¹⁰⁰ Intercisa I (1954) 248 и замечание № 147, фиг. 45/5 (Фюлен): там же стр. 55 и замечание № 155 (BARKÓCZI).

¹⁰¹ Intercisa I. (194—195 и замечание № 166 (G. ERDÉLYI).

¹⁰² E. RITTERLING : op. cit. 1623.

¹⁰³ Там же. См. Rev. Arch. 44 (1954) 183, № 77. Из Аквинкума.

¹⁰⁴ CIL III 10440 (259 г. н. э.), 3424 (267 г. н. э.); 10424 : Arch. Ért. 41 (1927) 37 (приблизительно из 267 г. н. э.), 10492 (268 г. н. э.), 3521 (270 г. н. э.), 10488 (279 г. н. э.), 3469 (284 г. н. э.), 10406 (290 г. н. э.), 10605 (294 г. н. э.), 3522 (из периода 305—307 гг. н. э.), 10596 (из периода 365—367 гг. н. э.), 3653 (371 г. н. э.). Наши данные относятся к ближайшему району Аквинкума.

¹⁰⁵ При рассмотрении материала обойдено вниманием примерно 50 недатированных каменных памятников, так как они показывали изолированность.

conséquent, le nombre croissant des vœux, c'est-à-dire le nombre, plus élevé que la moyenne, d'autels votifs provenant d'une seule et même année, peut marquer la fréquence particulière de situations critiques de ce genre, et, par extension, la situation critique de la classe sociale dont les membres disposaient de moyens financiers leur permettant d'élever des autels votifs en pierre.

Dans 17 cas au moins,⁵ au cours du II^e et du III^e siècle, la légion permanente d'Aquincum (II. adiutrix) entra en campagne avec le gros de ses effectifs, ou envoya des détachements importants à des champs de bataille situés dans d'autres régions. Cela veut dire que tous les 12 ans, en moyenne, la région d'Aquincum ne disposa que d'une garnison numériquement fort affaiblie. Par contre, les services de renseignements des «barbares» de l'extérieur et des «rebelles» de l'intérieur devaient bien fonctionner. Quand la légion ou une partie importante de la légion s'était éloignée, les «barbares» ne tardaient pas à faire irruption et les attaques des *latrones* contra les villas et les granges des riches devenaient plus hardies et plus énergiques.

Ce sont les inscriptions des pierres milliaires qui nous fournissent le moins de précisions utilisables. Dans leur grande majorité, ces inscriptions constituent des marques de dévouement à l'égard de l'empereur, elles ne coïncident donc pas nécessairement avec la construction ou la réparation des routes.⁹ Par ailleurs, les dates auxquelles des ponts furent détruits ou bien auxquelles on procéda à leur reconstruction — rendue urgente par des nécessités militaires et par les besoins du ravitaillement — nous permettraient de constater avec certitude à quels moments des troupes en retraite — groupes de «barbares» ou de *latrones* — les détruisirent afin de retarder ainsi les mouvements des unités qui les poursuivaient. Il est curieux de voir, cependant, que même les pierres milliaires dont les inscriptions glorifiaient l'empereur à l'occasion de la réparation de routes ou de ponts, portent généralement des textes disant que telle ou telle unité de l'armée «reconstruisit des ponts et des routes écroulés à cause de leur vétusté (*vetustate collapsas*)». Or, dans la plupart des cas, la «vetustas» a fait tomber en ruine ces constructions à des moments où, comme nous le savons grâce à d'autres données, se déroulaient des opérations militaires. Il serait naturellement exagéré de considérer, dans tous les cas, le rappel de la «vetustas» comme un embellissement officiel, comme un faux prétexte, comme une expression schématique. Il serait néanmoins incroyable que les troupes en fuite ou en défensive n'eussent jamais détruit des ponts de la Pannonie derrière ou devant elles.

Les pièces les plus récentes des trésors de monnaies et de bijoux enfouis nous permettent de reconstituer avec plus de sûreté les dangers dont pouvaient se sentir menacés leurs propriétaires : des nouvelles annonçant des incursions barbares, des mouvements de *latrones* ou même la venue des troupes propres de l'Empire pouvaient également inciter les gens à enfouir les *ornamenta deposita*.²² Par ailleurs, à notre avis, les trésors enfouis gardent le souvenir d'une incursion «barbare» dans les cas où les lieux où on les trouve se disposent sur une ligne ou bien constituent une bande tendant dans une certaine direction ; dans les cas, par contre, où ils constituent un réseau dense dans une région isolée, il doit s'agir plutôt d'incursions des *latrones* ou d'attaques contre les maisons des habitants aisés.

En 88, et plus tard, en 92 de notre ère, il y eut, dans la région d'Aquincum, de graves combats contre les Iaziges, au cours desquels la légion XXI. Rapax, par exemple, fut complètement anéantie. A Aquincum, fut instaurée à ce moment l'inscription commémorant une construction²⁶ et portant le nom de Domitien. Cela montre que dans cette grave situation, l'empereur lui-même apparut ici et fit fortifier le camp. La campagne offensive²⁷ du gouverneur Aelius Hadrianus contre les Iaziges eut lieu en 107 ; ces derniers ne prirent leur revanche qu'à la nouvelle de la mort de Trajan. A Aquincum, à l'intérieur du camp fortifié de la légion, on a trouvé un trésor de monnaies²⁸ enfoui qui provient de cette période. Les monnaies trouvées plus au Sud, à Kiskőszeg,²⁹ furent peut-être également enfouies à la nouvelle de ce danger. Vu la gravité de la situation, l'empereur Hadrien confia la gouvernance et le commandement suprême unifié de la Pannonie et de la Dacie à un de ses confidents.³⁰ En effet, ces deux provinces étaient menacées dans une mesure égale par les Iaziges.

A partir de l'été de l'année 136, pendant un an et demi, Lucius Aelius Caesar eut un commandement militaire spécial, unifié aux frontières de la Pannonie.³⁶ Des monuments de pierre marquant le dévouement au prince furent élevés en 136 à Aquincum,³⁶ en 137 à Arrabona³⁷ (à Singidunum ?). Le trésor de médailles caché dans le quartier d'habitation des soldats à Aquincum³⁸ témoigne peut-être du danger qui surgissait à ce moment-là ; et même la destruction d'une des files de boutiques d'Aquincum (celles du «quartier des citoyens») a pu se produire lors du siège (fait par les Iaziges ?)

survenu à ce moment. Vers la fin du règne d'Antonin des objets de valeur furent enfouis sur plusieurs points de la Pannonie, p. e. à deux endroits de Zalahosszúfalu,³⁹ en outre à Személy,⁴⁰ à Bonyhád⁴¹ et sur le territoire de Sikátor.⁴² La ligne sinueuse qu'on peut tracer en reliant les lieux de découverte est close par Ipolyvisk où furent trouvées des monnaies. Selon A. Radnóti⁴³ et A. Kerényi⁴⁴ ce furent les Quades qui firent à ce moment-là irruption en Pannonie en venant du territoire de la Slovaquie actuelle.

En 162, l'empereur Lucius Verus, marchant contre les Parthes iraniens,⁴⁶ emmena le gros de la légion d'Aquincum. Les peuples voisins ne tardèrent pas à attaquer la frontière danubienne affaiblie. Les faibles effectifs restés à Aquincum furent renforcés par le gros de la légion IV. Flavia, amené en toute hâte de Singidunum (Beograd) : ensuite, des détachement cantonnés dans la région du Rhin furent également dirigés sur la capitale de la Pannonie de l'Est. Le danger de guerre continué qui commença alors et qui dura une quinzaine d'années, la série des incursions «barbares» fit que de nombreux dépôts de monnaies⁴⁸ furent cachés, et des personnes échappées aux périls qui avaient menacé leur vie et aux épidémies apportées par les troupes firent dresser de nombreux autels votifs de pierre.

En 193, Septime Sévère détacha un effectif considérable de la légion d'Aquincum afin de le faire participer à la lutte contre les usurpateurs.⁵⁴ Les Iaziges, naturellement, profitèrent des troubles dus à la guerre civile. La plaque de pierre trouvée à Érd⁵⁶ précise que, vers l'année 196, le gouverneur «fit reconstruire par la troupe, à un autre endroit, un poste de garde tombé en ruine à cause de sa vétusté (?) . . . ». Les attaques de l'ennemi durent contribuer à l'écroulement de ce poste car, au cours des années suivantes, de nombreuses personnes s'acquittèrent de leurs vœux, le long de la frontière danubienne, en élevant des autels de pierre.⁵⁷

En 206—208, pendant que le gros de la légion locale combattait en Bretagne, la nécessité se présenta d'amener ici, de la région rhénane, des forces de maintien de l'ordre : *adversus defectores et rebelles*⁶¹ (contre les déserteurs et les rebelles). A cette époque, à l'intérieur même de la Pannonie, le mouvement des *latrones* eut un renforcement considérable et de longue durée. Il existe une inscription datée de 210 et provenant de cette région qui atteste qu'un soldat de la légion de Brigetio continuait à être désigné comme *regionarius* — c'est-à-dire comme «commissaire local de gendarmerie» — dans les régions intérieures. Parallèlement, vers 207, le nombre des petits autels votifs devient particulièrement élevé⁶³ tant dans la région d'Aquincum que dans le territoire s'étendant jusqu'à la route Carnuntum—Savaria—Poetovio,⁶⁴ limite des incursions des *latrones*.

Au cours de l'année 213 le gros de la garnison d'Aquincum fut emmené⁶⁵ pour combattre, d'abord, contre les Alemanni dans la région rhénane et, ensuite, contre les Parthes qui essayaient d'envahir les provinces d'Asie Mineure. C'est à ce moment-là qu'il fallut reconstruire, dans le «quartier des citoyens» d'Aquincum le sanctuaire de Némésis de l'amphithéâtre, construit à l'extérieur du mur d'enceinte. En 216, on reconstruisit «*a solo*» (c'est-à-dire d'un état de destruction complète) le «poste de garde destiné à protéger les statues et les effigies des empereurs»,⁶⁷ sans doute à l'intérieur du camp de la légion d'Aquincum. Les inscriptions des pierres milliaires⁶⁸ attestent qu'il y eut jusqu'à l'embouchure de la Tisza des ponts qu'il fallut reconstruire en 217 et 218. Tous ces ponts s'écroulèrent au même moment à cause de leur «*vetustas*» (?)! Nous soulignons que ces inscriptions parlent non pas du rétablissement des pierres milliaires elles-mêmes — qui, placées au bord des routes, étaient effectivement très exposées à être renversées ou endommagées — mais bien de la reconstruction de routes et de ponts.

De 227 à 230, une nouvelle fois, un nombre particulièrement grand d'autels votifs de pierre furent dressés.⁶⁹ Parallèlement, en 229 et 230, toute une série d'inscriptions se trouvant sur des bornes⁷⁰ parlent de la reconstruction de ponts et de routes, le long de la partie de la frontière s'étendant de Brigetio à Titel. La simple usure les aurait-elle donc fait tomber en ruine en une dizaine d'années à peine? Par contre, nous ne connaissons pas d'inscriptions témoignant de destructions, survenues à ce moment, dans les camps fortifiés ou dans les fortins. En essayant de préciser le caractère des événements de cette période, il faut donc penser plutôt à des combats intérieurs qu'à des incursions barbares. En 232 et en 233, une partie importante des effectifs de la légion d'Aquincum combattit contre l'ennemi faisant incursion dans les provinces orientales de l'Empire.⁷¹ Les inscriptions votives faites vers 234⁷⁵ expriment la gratitude des soldats revenus chez eux. La ligne qui relie les lieux de découverte (à Vác-Hartyán⁷⁶ et près de Pákozd⁷⁷) des dépôts de monnaies enfouis marque, en même temps, le chemin parcouru par l'ennemi faisant incursion dans la région, gardée par une légion affaiblie.

Pendant que, vers 236, la légion d'Aquincum menait une offensive sur le territoire des peuples voisins,⁷⁸ de nouvelles inscriptions votives,⁷⁹ en grand nombre, furent gravées aux environs d'Aquincum. Le trésor de monnaies trouvé dans la commune de Csapó⁸⁰ doit avoir été caché à ce moment-là. Sur les arrières de Brigetio et le long de la route menant vers Aquincum, les inscriptions des bornes attestent une nouvelle fois le rétablissement des routes et des ponts, 8 au 10 ans après les derniers travaux de reconstruction. Ces circonstances nous font penser à des mouvements de groupes de *latrones*. En 242, le gros de la légion d'Aquincum entra de nouveau en campagne et combattit sur le front d'Asie Mineure.⁸² A cette époque, les inscriptions lapidaires se font déjà de plus en plus rares ; il n'en est que plus remarquable que nous possédions, de 241 et de 243, deux inscriptions votives datées avec précision et provenant d'Aquincum.⁸⁴ De 244 à 247, sur les arrières de Brigetio, il fallut reconstruire encore une fois les ponts et les routes, 8 ou 9 ans après la dernière reconstruction, comme cela est attesté par les inscriptions des pierres milliaires.⁸⁵ Il faut supposer que la raison de ces faits était une recrudescence de l'activité des troupes des *latrones*.

L'empereur Décie devait emmener des forces importantes de la garnison de la frontière Brigetio—Aquincum pour combattre les Goths qui déferlaient sur les Balkans. A la nouvelle de la défaite balkanique, de nouveaux trésors furent enfouis,⁸⁶ ainsi à Aquincum,⁸⁷ au Nord de cette ville,⁸⁸ dans la montagne du Bakony,⁸⁹ dans le camp des légionnaires à Brigetio,⁹⁰ à Bajót.⁹¹

C'est peut-être vers la même époque que se déroula le grave conflit, dans la région d'Aquincum, entre les troupes de la Moesia inferior et la légion VII Claudia de Moesia superior (la Serbie actuelle), conflit auquel paraît renvoyer un monument de pierre trouvé à Aquincum.⁹⁵ L'officier qui s'acquitta de son voeu avait été envoyé, à la tête de troupes de la Moesia occidentale, afin de «faire effacer (sur les inscription) le nom de la tyrannie la plus cruelle». Dernièrement, A. Radnóti a précisé avec raison que l'on avait procédé à la *damnatio memoriae* à l'endroit même où fut dressé le petit autel en pierre. La partie de l'inscription qui nous est conservée⁹⁶ souligne que «... *vexillationes Moesiae inferioris voltus h(ostium) p(ublicorum) ... [detra]here nollent ...* », c'est-à-dire «les détachements de la Moesia inférieure se refusèrent ... à enlever les effigies des ennemis publics». Par conséquent, ce furent les troupes des Balkans de l'Est qui essayèrent une défaite dans cette lutte intestine ; contrairement aux suppositions⁹⁷ émises jusqu'ici, ce furent ces troupes-là qui restèrent le plus longtemps partisans du «tyran», de l'usurpateur vaincu. C'est sans doute en l'absence de la légion que la nécessité se présenta une nouvelle fois d'amener, des camps situés près du cours inférieur du Danube, des troupes dans la région d'Aquincum, parce que, là aussi, la situation s'aggravait.

Des détachements importants, provenant des armées de la Moesia orientale et occidentale, furent concentrés, suivant l'inscription, dans le quartier général de la Pannonie de l'Est. Des concentrations de troupes de ce genre pouvaient être ordonnées, le plus facilement, par des gouverneurs comme Pacatianus, Aemilianus, Decius et d'autres, c'est-à-dire par ceux qui réunissaient dans leurs mains le commandement militaire de ces trois provinces⁹⁹

Un des centurions de la legio VII Claudia — dont le monument funéraire¹⁰⁰ fut emmené plus tard à Intercisa — dut trouver la mort lors de ce conflit près d'Aquincum. Nous pouvons revenir à la datation¹⁰² fournie par E. Ritterling selon laquelle le monument funéraire du centurion provient du milieu du III^e siècle. Conformément à la coutume, la legio VII Claudia essaya de combler ses pertes sur place ; c'est sans doute ici qu'elle dut enrôler le soldat qui, plus tard, en tant que *natione Pannonius*, c'est-à-dire homme originaire de la Pannonie,¹⁰³ fut envoyé servir dans la garde impériale.

En ce qui concerne la période ultérieure, on trouve, dans la région d'Aquincum comme ailleurs, si peu d'inscriptions datées avec précision et indiquant l'année,¹⁰⁴ qu'il nous est impossible, pour le moment, d'étendre cet essai aux cent cinquante dernières années de l'Empire.¹⁰⁵ A la suite de nos recherches, nous sommes parvenus à préciser, dans cinq cas, des dates auxquelles des combats intérieurs importants durent se dérouler dans la région d'Aquincum, et cela au cours de la première moitié et au milieu du III^e siècle.

DIE BLÜTEZEIT DES RÖMISCHEN WIRTSCHAFTS- LEBENS UND DIE KLASSISCHE ZEIT DES RÖMISCHEN RECHTS

Die Blütezeit des römischen warenproduzierenden, auf Sklavenarbeit basierten Wirtschaftslebens wird von der Wissenschaft auf den Zeitraum gesetzt, der sich vom Anfang der punischen Kriege bis zum Beginn des Verfalls der römischen Republik erstreckt.¹ Es ist jedoch allgemein bekannt, dass der Höhepunkt der Entwicklung des römischen Privatrechts, die sogenannte klassische Periode, nicht mit der Zeit der wirtschaftlichen Blüte übereinstimmt, sondern auf die ersten zwei Jahrhunderte des Prinzipats und auf den Anfang des III. Jahrhunderts fällt. Es stellt sich also beinahe von selbst die Frage, warum die Glanzperiode des römischen Rechts nicht auf die Zeit des harmonischen Zusammenklangs von Produktionsverhältnissen und Produktionskräften, sondern auf die Zeit der antagonistischen Gesellschaftsform, d. h. auf die Verfallsperiode der wirtschaftlichen Grundlage fällt.

DER BEGRIFF DES KLASSISCHEN RECHTS IN DER RÖMISCHEN RECHTS- WISSENSCHAFT

Von der Rechtsforschung, die den höchsten Entwicklungsgrad des römischen Rechts in die ersten zwei Jahrhunderte des Prinzipats verlegt, wird die ganze Periode als die *klassische Periode* des römischen Rechts, das Ende derselben Periode dagegen (von der Mitte des II. Jahrhunderts u. Z. bis zum Jahre 235, also von Hadrianus bis zur Militärmonarchie der Severer) als *Glanzperiode des klassischen Rechts* bezeichnet.² All dies lässt die Klärung der folgenden Fragen als notwendig erscheinen: was wurde von Justinianus auf dem Gebiete des Rechtslebens als «klassisch» bezeichnet? Was wird von der Rechtsforschung der bürgerlichen Gesellschaft in der römischen Rechtsentwicklung als «klassisch» betrachtet? (Was sind die Kriterien der Klassizität?)

¹ KUCZYŃSKI: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte. Berlin, 1948. Bd. I. S. 97. — MASKIN: Az ókori Róma története (Die Geschichte des antiken Roms). Budapest 1951. S. 108.

² «Remekjog» ist eine von SZENTMIKLÓSI stammende Bezeichnung für die Glanzperiode des klassischen römischen Rechtes (A római jog Institutiói = Die Institutionen des römischen Rechtes). Bp. 1922. S. 41.

Über die Rechtsgelehrten, die von den Zeitgenossen des Justinianus als Klassiker betrachtet wurden, geben uns die Digesten einige Auskünfte. Die Reihe der Autoren der Digesten-Bruchstücke wird von Qu. Mucius Scaevola eröffnet, während sie im wesentlichen mit den zur Zeit des Justinianus als letzte Klassiker bezeichneten Juristen, Ulpianus bzw. Modestinus abgeschlossen wird (doch kommen in dem Material auch Bruchstücke aus den Schriften des postklassischen Hermogenianus und des gleichfalls postklassischen Arcadius Charisius vor). Da den Redakteuren — wie man es aus den Digeste ersieht — die Originalschriftwerke der genannten Autoren zur Verfügung standen, war also das Hauptkriterium der «klassischen» Qualifizierung zur Zeit des Justinianus vor allem die sozusagen völlig formale Forderung, dass von dem betreffenden Autor möglichst ein vollständiges Originalschriftwerk erhalten bleibe.

Die Frage dagegen, warum die Juristen,³ die vor Qu. Mucius Scaevola lebten und Originalschriftwerke hinterliessen, zur Zeit des Justinianus nicht als Klassiker anerkannt wurden, dürfte vermutlich in einer von Pomponius stammenden Auktorenstelle ihre Beantwortung finden, wonach Qu. Mucius Scaevola jener Jurist war, der das *ius civile* als erster in ein System zusammenfasste und auch innerhalb desselben die einzelnen Institutionen «generatim» klassifizierte (Dig. 1. 2. 2. 41.). Demnach war also, zur Zeit des Justinianus, die ordnende, System-schaffende literarische Tätigkeit das andere Kriterium der Klassizität.

Im Gegensatz zur justinianischen Wertung wird von der romanistischen Rechtsforschung der mit Mucius Scaevola beginnende Abschnitt im allgemeinen nicht als klassisch anerkannt. Sie begnügt sich mit der Feststellung, dass mit der Tätigkeit von Scaevola nur insofern ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des republikanischen Rechts beginnt, als der genannte Autor der Begründer einer bereits systematischen Literatur wurde.⁴ Worin ist die Ursache dieser abweichenden Beurteilung zu suchen?

Die moderne romanistische Rechtsforschung verlegt den Anfang der klassischen Zeit teils gerade deswegen auf den Beginn des Prinzipats (und nicht auf die Zeit von Scaevola), weil die Rechtswissenschaft zu diesem Zeitpunkt vollständig in den Staatsapparat eingebaut wurde,⁵ und die in der weiteren Entwicklung bedeutende Rolle spielenden «Schulen» damals mit ihrer Tätigkeit begannen.

³ Cato minor, M. Manlius, M. Junius Brutus.

⁴ MARTON: A római magánjog elemeinek tankönyve (Lehrbuch der Grundelemente des römischen Privatrechts). Budapest, 1957. S. 28.

⁵ Der Jurist, der über das *ius respondendi* nicht verfügte, war zwar verhältnismässig unabhängiger, doch sein Ansehen war geringer, da sein Responsum für den Richter nicht bindend war.

Die moderne romanistische Forschung begnügt sich jedoch nicht einmal mit den justinianischen Kriterien der Klassizität. Wieacker⁶ führt aus, dass überall Klassizität gesehen werden muss, wo die Einheit des Stils in jeder Hinsicht vorhanden ist, insofern man unter dem Stil die gemeinsamen Symbole einer geschichtlichen Kultur erblickt. Diese Merkmale können in der Einheit der gedanklichen Formen und Ausdrücke gefunden werden. Davon ausgehend sind Mass, Gleichgewicht, Konzentration usw. in ihrer Gesamtheit Kriterien der Klassizität. Hier ist der Ursprung des Begriffes «klassisch» zu suchen, da man darin etwas mustergültiges, kanonisches, massgebendes erblickt, weil nur das, was selbst ein Mass hat, massgebend sein kann.

Demnach sind folgende Kriterien zu unterscheiden :

literarische Forderung, d. h. die Schöpfung des Juristen soll in der Form eines literarischen Werkes vorhanden sein ;

systematischer Aufbau, d. h. das Werk soll auch in seinen Einzelheiten über einen klar erkennbaren Aufbau verfügen.

Ausser diesen beiden auch in der justinianischen Qualifizierung geltenden Kriterien, stellt die Rechtswissenschaft der bürgerlichen Gesellschaft noch folgende Forderungen :

die Einheit der Begriffe, d. h. die Übereinstimmung in der Deutung und Wertung der Begriffe ;

die Vermeidung aller überflüssigen Formalitäten ;

die entwickelte juristische Technik, die sich in der Genauigkeit, Deutlichkeit der Thesen und Entscheidungen, in der präzisen Ausdrucksweise offenbart.

die sich auf alle Einzelheiten erstreckende Ausarbeitung, eine Forderung, die gerade für die kasuistische Methode der römischen Rechtswissenschaft bezeichnend ist.

Die moderne romanistische Rechtsforschung hält also für die 2 und ½ Jahrhunderte des Prinzipats die systematisierende, technisch hoch entwickelte und die Thesen eingehend ausarbeitende, literarische Tätigkeit der hervorragenden Juristen dieser Zeit charakteristisch, was weder für die präklassische, noch für die postklassische Zeit festgestellt werden kann. Hier tritt also ganz scharf der Widerspruch in den Vordergrund, wonach der Zeitabschnitt des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs der Republik, wie aus den bisherigen Wertungen klar hervorgeht, kein so entwickeltes Rechtsleben erkennen lässt, wie das auf zerfallend-schwankender Grundlage aufgebaute Prinzipat, welches durch die Blüte der Rechtskultur gekennzeichnet wird.

Zwecks geeigneter Analyse dieses Widerspruchs müssen wir uns mit folgenden Problemen beschäftigen :

⁶ WIEACKER : Über das Klassische in der römischen Jurisprudenz. (Recht und Staat. Tübingen, 1950.) S. 21.

mit der Rechtsentwicklung während der Blütezeit der warenproduzierenden römischen Sklavenhaltergesellschaft,

mit der Charakterisierung der Rechtsentwicklung im Laufe der klassischen Periode,

und schliesslich mit einem Vergleich der auf diesem Gebiete nachweisbaren Resultate der beiden Perioden und mit den sich daraus ergebenden Schlüssen.

DIE RECHTSENTWICKLUNG WÄHREND DER BLÜTEZEIT DES RÖMISCHEN WIRTSCHAFTSLEBENS

1. Die Blütezeit des römischen Wirtschaftslebens während des Zeitabschnittes bis zur Gründung des Prinzipats, in der Zeit der auf Sklavenarbeit basierten Betriebe. Diese Periode kann in zwei kleinere Abschnitte geteilt werden:

der erste ist der Zeitabschnitt des grossen wirtschaftlichen Aufschwungs, in dem sich die Produktionskräfte frei entwickeln, da infolge des Zustroms der Sklaven die Betriebe vergrössert, ihre Anzahl vermehrt werden kann. Diese Periode, die durch die gefestigte Macht der Republik charakterisiert wird, umfasst den Zeitraum von 241 v. u. Z. bis zum Jahre 137 v. u. Z., d. h. vom Ende des ersten punischen Krieges bis zum ersten Sklavenaufstand in Sizilien;

der zweite Zeitabschnitt ist derjenige der langsameren wirtschaftlichen Entwicklung. Er ist einerseits durch die extrem gesteigerte Ausbeutung der Sklaven, andererseits durch die erneuerten Sklavenaufstände und durch jene monarchistischen Bestrebungen gekennzeichnet, welche versuchen, die wankende Staatsmacht wieder zu befestigen. (Von 137 v. u. Z. bis 30 v. u. Z., also ungefähr bis zur Gründung des Prinzipats.)

Bis zu den punischen Kriegen bilden Gewohnheit und Gesetz die wichtigsten Quellen des Rechts. Die in dem Zustandekommen der Zwölftafelgesetze kulminierende Tätigkeit der gesetzgebenden Organe bestimmte indirekt auch in der Zeit nach den punischen Kriegen den formalen Rahmen der Rechtsentwicklung. (Dennoch entsprachen die Zwölftafelgesetze, als Schöpfung der patriarchalischen Sklavenhaltergesellschaft, im Laufe der Zeit immer weniger den Anforderungen des aufblühenden Wirtschaftslebens.) Die interpretierende Tätigkeit der Pontifices war bestrebt, den Mängeln der Gesetze abzuhelpen, die mit der Entwicklung des Verkehrs immer deutlicher wurden. Mit Rücksicht darauf, «dass sich die römischen Juristen nur in geringem Masse mit Rechtstheorien beschäftigten . . ., die weitläufigen und allgemeinen Regeln vermieden, ja sogar behaupteten, dass im Zivilrecht eine jede Bestimmung gefährlich wäre» (Pereterskij),⁷ ist in der

⁷ TSCHERNILOVSKIJ: Állam- és jogtörténet (Staat- und Rechtsgeschichte). Budapest 1951. Bd. I. S. 89—90.

praktischen, rechtbildenden Tätigkeit der Pontifices zweifellos der Anfang der römischen Rechtswissenschaft zu sehen.

Die Anforderungen des Verkehrslebens, die sich zuerst nur allmählich, später, von den punischen Kriegen ab, rapid entwickelten, konnten schliesslich auch durch die Interpretationstätigkeit der Pontifices nicht befriedigt werden.

Das Gebiet, aus welchem die frühe römische Rechtswissenschaft weiteres Material zur Rechtsentwicklung gewinnen konnte, war das Gebiet der Rechtssysteme der Peregrinen. Daraus nahm der Praetor urbanus, der zweite wichtige Faktor in der Ausbildung des Rechts, durch die Vermittlung des Praetor peregrinus, das Rohmaterial zu seiner rechtbildenden Tätigkeit. Infolge der schöpferischen Tätigkeit der Rechtswissenschaft drangen die Thesen des Praetorenrechts in das ius civile ein. In der Zeitperiode, die den Gegenstand unserer Untersuchung bildet, war also die Rechtsentwicklung im wesentlichen zwei Faktoren, den Rechtsgelehrten und dem Praetor anvertraut. (Die Bedeutung von lex trat infolge der Schwerfälligkeit der gesetzgebenden Körperschaft in den Hintergrund, der Senatsbeschluss besass keine formale bindende Kraft und auch das Gewohnheitsrecht war nur auf einem kleinen Gebiet wirksam.)

2. *Die republikanische Rechtswissenschaft.* Die Rechtsgelehrten der Republik setzten die Arbeit des Pontifexkollegiums fort. Die monopolistische Ausnahmstellung der Pontifices hörte im Jahre 300 v. u. Z. auf, als Cn. Flavius, der Sekretär des Pontifex maximus Appius Claudius, die dem Plebs unbekannten Legisaktionformeln veröffentlichte. Dieses sog. ius Flavianum war bei weitem kein wissenschaftliches Werk, sondern bloss eine einfache Sammlung von Formeln. Eine wissenschaftliche, wenn auch nicht literarische Tätigkeit übte auch Tiberius Coruncanius (Consul 280 v. u. Z.) aus, als er, der erste Pontifex maximus plebejischen Ursprungs, die einzelnen Rechtsfälle mit seinen Schülern besprach, seine diesbezügliche Meinung äusserte und damit der Begründer des öffentlichen Rechtsunterrichts wurde (Dig. 1. 2. 2. 35.).

Die grosse Wandlung in der republikanischen Rechtswissenschaft trat mit dem wirtschaftlichen Umschwung nach dem ersten punischen Krieg ein. Den ersten Schritt in dieser Richtung bedeutete die Trennung der Rechtswissenschaft von dem Pontifexkollegium. Es ist zwar nicht zu leugnen, wie dies auch von Kunkel⁸ hervorgehoben wird, dass die Rechtsgelehrten bis zur Mitte des II. Jahrhunderts v. u. Z. in den meisten Fällen auch Mitglieder des Kollegiums waren, doch traten diese, wie das auch bei Appius Claudius der Fall war, nicht in ihrer Eigenschaft als Oberpriester, sondern durch ihre

⁸ KUNKEL: Über die Herkunft und soziale Stellung der römischen Juristen (Festschrift A. Zycha.) Weimar 1941. S. 39.

politische Tätigkeit in den Vordergrund.⁹ Dabei war mit der politischen Tätigkeit die juristische eng verbunden, welche letztere jedoch privat ausgeübt wurde. In der respondierenden Tätigkeit dieser Rechtsgelehrten muss übrigens — wie Wieacker¹⁰ hervorhebt — die Tätigkeit der Oligarchie gesehen werden, die bestrebt war, Angelegenheiten des Gemeinwesens durch Entscheidungen privaten Charakters zu erledigen.

Im wesentlichen kann die Übernahme der Rechtspflege durch die Oligarchie¹¹ auf die Trennung des sakralen und weltlichen Rechts zurückgeführt werden. Dieser Prozess beginnt nach Kaser¹² vielleicht schon am Anfang der Republik, findet aber erst dann seinen Abschluss, als die sakralen Formalitäten — den Anforderungen des neuen Wirtschaftslebens Rechnung tragend — endgültig von den profanen Lebensverhältnissen getrennt werden müssen. Die schöpferische profane Rechtswissenschaft begann mit der Veröffentlichung der *Tripertita* (= *ius Aelianum*), des literarischen Werkes von S. Aelius Paetus Catus (Consul i. J. 198 v. u. Z.), welches Werk auch «Wiege des Zivilrechts» (*cunabulum iuris civilis*) genannt wurde.

Das Zeitalter, welches mit dem *ius Aelianum* ansetzt, entspricht allen Anforderungen der Literatur. Es dürfte zwar nicht zu leugnen sein, dass auch die Rechtsgelehrten vor Sextus Aelius Schriftwerke verfassten,¹³ aber dennoch sagt Pomponius von den früheren Juristen (Sempronius, Caius Scipio Nasica, Qu. Mucius und T. Coruncanus) nur so viel, dass sie ihre *Responsa* nur mündlich abgaben (so z. B. Nasica vom Erker seines Wohnhauses, T. Coruncanus im Kreise seiner Schüler; Dig. 1. 2. 2. 37.). Von irgendwelchen Schriftwerken der oben angeführten Juristen weiss Pomponius überhaupt nichts, ja von T. Coruncanus behauptet er sogar: «... cuius tamen scriptum nullum extat...» (Dig. 1. 2. 2. 38.). Dagegen wird die Tätigkeit der Juristen nach dem Erscheinen des *ius Aelianum* als «klassisch» gewertet, obwohl ihre Namen manchmal nur von den nach ihnen benannten «*regulae*» bekannt sind. (*Regulae* heissen die in den Schriftwerken angeführten und in mündlicher Überlieferung erhaltenen abstrakten Regeln.)

Was diese Zeit betrifft, haben wir schon einige bestimmte Hinweise. Wir wissen z. B., dass von Cato major «et liber extat» (Dig. 1. 2. 2. 38). und auch Cato minor hinterliess mehrere Schriftwerke (Dig. 1. 2. 2. 38.). Wir wissen um die Werke von M. Manilius: «*Monumenta*» (Dig. obenda. 39.), von M. Junius Brutus: «*Libri tres iuris civilis*» und von P. Rutilius Rufus: «*De modo aedificiorum*». Vom letztgenannten Autor sind uns auch die Werke

⁹ Dig. 1. 2. 2. 35—36.

¹⁰ WIEACKER: a. W. S. 14.

¹¹ WIEACKER bezeichnet die Rechtswissenschaft dieser Zeit mit dem Ausdruck «Adelsjurisprudenz».

¹² KASER: Die Geschichte der Patronatsgewalt. Sav. Zeitschr. Rom. Abt. = SZ. Bd. 58. 1938. S. 95.

¹³ Appius Claudius: «*De usurpationibus*». (Dig. 1. 2. 2. 36.)

über die Staatsverwaltung bekannt. (Cic. Brut. 30. 113. — Suet. Aug. 8. 9.)¹⁴ Bekannt sind ferner die Werke von Scaevola: «Liber singularis definitiorum», und «Libri XVIII iuris civilis» (Dig. 1. 2. 2. 41.). Servius Sulpicius Rufus (gestorben 43 v. u. Z.) schrieb 180 libri, darunter den ersten Kommentar zum praetorischen Edikt, während Scaevola als der erste Kommentator des ius civile gilt¹⁵. Dasselbe tat auch A. Ofilius, ein Schüler des Servius, während ein anderer Schüler, P. Alfenus Varus unter dem Titel Digesta ein aus 40 Büchern bestehendes Werk schrieb.¹⁶ Ferner kennen wir folgende Autoren und ihre Werke: A. Cascellius (gestorben unter Augustus): «Liber bene dictorum» (Dig. 1. 2. 2. 45.). Qu. Aelius Tubero: ein Werk über Staatsrecht und Privatrecht (Dig. 1. 2. 2. 46.). C. Trebatius Testa: «De civili iure» und «De religionibus» (Dig. 1. 2. 2. 45. — Inst. 2. 25. pr.). Schliesslich sei noch ein Schüler von Servius, Aufidius Namusa erwähnt, der die Schriften der sog. acht «Servii auditores» in 140 Büchern zusammenfasste, und auch selbständige Definitionen hinterliess. Von C. Aquilius Gallus, dem berühmten Juristen der Republik sind uns zwar dem Namen nach keine Werke bekannt, doch Pomponius berichtet, dass «libri complures eius extant . . .» (Dig. 1. 2. 2. 43.).

Als erster Versuch einer Systemschöpfung darf bereits das ius Aelianum gelten. Das ersieht man unter anderem auch daraus, dass Cicero die eigentliche Rechtswissenschaft bis auf das Werk von S. Aelius zurückführt und ihn als «iuris civilis omnium peritissimus» bezeichnet (Brut. 78). Ausserdem wird durch die vier erhaltenen Fragmente des Werkes (Cic. de leg. 2, 59. — Gell. N. A. 4. 1. 20. — Dig. 19. 1. 38. 1. — Cic. ad fam. 7, 22.) auch der Gedanke nahegelegt, dass — wie es auch durch Jörs hervorgehoben wird¹⁷ — die Tripartita eigentlich viel mehr waren, als bloss eine Sammlung von Rechtsnormen und Formeln, denn sie enthielten ja auch den zusammenhängenden Vortrag und die Erklärung eines Kodex («in Sexti Aelii commentariis scriptum» — berichtet Cicero: De or. 1. 240.). — Voigt¹⁸ spricht sogar von dem die Grundlage des «Sabinus-Systems» bildenden «Aelius-System» (vgl. Vécsey),¹⁹ während Rentmeister²⁰ auch noch darüber hinausgehend in den Institutionen von Gaius den Einfluss des Tripartita-Systems zu erkennen glaubt. Möge die Vermutung von Voigt vielleicht ein wenig übertrieben, und auch die Ansicht von Rentmeister nicht ganz und gar stichhaltig sein — besteht doch die Ähnlichkeit der beiden Werke bloss darin, dass sie sich im dritten Teil mit den Aktionen beschäftigen —, so untersteht es dennoch keinem Zweifel, dass es sich bei dem Werk von S. Aelius — verglichen mit dem ius Flavianum

¹⁴ P. M. Scaevola schrieb 10, Manilius 3, Brutus 2 Bücher. (Dig. 1. 2. 2. 36.)

¹⁵ KIPP: Quellen des römischen Rechts. Leipzig 1919. S. 100.

¹⁶ KIPP: a. W. S. 102.

¹⁷ JÖRS: Römische Rechtswissenschaft zur Zeit der Republik. Berlin 1888. Bd. I. S. 105.

¹⁸ VOIGT: Römische Rechtsgeschichte. Leipzig 1892. Bd. I. S. 232—233.

¹⁹ VÉCSEY: Africanus. Budapest 1889. S. 38.

²⁰ RENTMEISTER: Gaius. Fest. 1869. S. 38.

— bereits um eine literarische Arbeit handelt, die ein gewisses formales System erkennen lässt.

Jörs stellt²¹ den jüngeren Cato auf dasselbe Niveau mit A. Aelius, er betont dabei jedoch, auf Pomponius gestützt (Dig. 1. 2. 2. 38.), dass die Werke von Cato Minor die Grundlagen in der weiteren literarischen Entwicklung für die Rechtswissenschaft bildeten.

Die Werke von Aelius und Cato minor wurden von M. Manlius, P. Mucius Scaevola und M. Junius Brutus fortgesetzt. Es stimmt zwar, dass Cicero (Brut. 152) über seinen Freund Servius so spricht, als ob vor dessen Erscheinen auf dem Gebiete der Systemschöpfung der Rechtswissenschaft gar nichts geleistet worden wäre, doch bestätigen die Worte des Pomponius, dass die Schriftwerke der letztgenannten Verfasser weitere bedeutende Versuche zur Systemschöpfung bildeten: «fundaverunt ius civile». ²² (Cicero mag seinem Freund, Servius gegenüber allzu voreingenommen gewesen sein!)

Eine entscheidende Wandlung trat in der republikanischen Rechtswissenschaft mit dem Erscheinen von Mucius Scaevola ein. Der Grund davon ist, neben den hervorragenden juristischen Fähigkeiten des Scaevola, vor allem in den Wirtschaftsverhältnissen zu suchen. Während man nämlich im ersten Abschnitt des von uns untersuchten Zeitalters für eine rasche kasuistische Ordnung der sich rapid entwickelnden Wirtschaftsverhältnisse sorgen musste und die Schöpfung des Systems demzufolge eher nur rein formalen Charakters sein konnte, bot sich, mit der Verlangsamung im Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung, schon viel eher die Möglichkeit, das früher geschaffene rohe Rechtsmaterial in einem allgemeinen und ausführlichen System zusammenzufassen. Ausserdem verliert die oligarchische Rechtswissenschaft in dem Kampf um die Alleinherrschaft ihre frühere Bedeutung, die «ex asse» Juristen spielen keine Rolle mehr im politischen Leben, ein Umstand, welcher der sich immer mehr vertiefenden Systematisierungsarbeit gleichfalls zum Vorteil wird. Um diese Zeit beginnt das Eindringen der griechischen Philosophie nach Rom und auf diese Weise erhält auch die philosophische Systematisierung des bereits vorhandenen Rechtsmaterials gewisse Direktiven.

Ein Beweis für die systembildende Tätigkeit von Scaevola ist darin zu sehen, dass in seinem System bereits von den 5 genera tutelae gesprochen (Gai. Inst. 1. 188), und ein Unterschied zwischen den Fällen der Possession (Dig. 41. 2. 3. 23.) gemacht wurde. — Es ist zwar nicht zu leugnen, dass das

²¹ JÖRS : a. W. S. 308—310.

²² KARLOWA : Römische Rechtsgeschichte. Leipzig 1885. Bd. I. S. 476. Der Verfasser stützt sich auf die Tatsache, dass Scaevola mit der Feststellung : «*ius civile primum constituit generatim*» (Dig. 1. 2. 2. 41.), und sie bestreitet die systematisierende Arbeit «der Drei». Hier wird jedoch im allgemeinen gesprochen und nicht nur von dem Gelehrten, der zum ersten Male «generatim» klassifiziert.

System von Scaevola eher ein Programm,²³ als ein System im heutigen Sinne des Wortes darstellt, doch gegenüber dem System des Aelius, bedeutet seine Zusammenfassung statt dessen in der Regulierung der ähnlichen Lebensverhältnisse (z. B. Erbschaft) einen grossen Fortschritt.

Einen ähnlichen Charakter zeigt die Systemschöpfung von Servius («tria genera tutelae» und «quattuor genera furtorum») (Gaius Inst. 1. 188 und 3. 183). Darüber hinausgehend wird auch schon der erste Versuch zur systematischen Kommentierung des Praetorenedikts gemacht (Dig. 1. 2. 2. 44.). Die Systematisierungsarbeit von Servius wird von seinen Schüler Aufidius Namusa fortgesetzt.

Der Erfolg in der systembildenden Arbeit der genannten Juristen wird durch das Werk von C. Aelius Gallus (Zeitgenosse Ciceros) bestätigt. Das Werk erschien unter dem Titel: «De verborum . . . significatione» und dürfte ein Fachwörterbuch des geordneten zivilrechtlichen Materials gewesen sein.

Was die einheitliche Ausbildung der zivilrechtlichen Begriffe betrifft, entstanden zur Zeit des Scaevola die sog. «ethischen Grundbegriffe» des Zivilrechts, wie die Begriffe *dolus*, *fraus*, *libertas*, *potestas* und der aus dem Praetorenrecht stammende Ausdruck *bona fides*.²⁴

Zur Ausbildung dieser Begriffe führte die Kasuistik, obwohl auch Abstraktionen schon damals vereinzelt vorkommen. (Ulpianus erinnert z. B. an die Meinung von Brutus, wonach das Kind einer Sklavin als «fructus» qualifiziert wurde: «Sed Bruti sententia optinuit fructuarium in eo loco non habere». — Dig. 7. 1. 68. pr.).

Die Klärung der Begriffe war oft mit ernsten Debatten verbunden. Cicero (De fin. 1. 12) spricht z. B. von einem Meinungsunterschied, der im Zusammenhang mit der rechtlichen Qualifizierung von «partus ancillae» zwischen P. Scaevola, Manilius und dem ihnen gegenüber stehenden Brutus auftauchte. Von Ulpianus (Dig. 7. 1. 68. pr.) erfahren wir, dass in dieser Auseinandersetzung die Ansicht des Brutus zur Zeit des Prinzipats die Oberhand gewann (Dig. 5. 3. 27. pr.).

Die Kasuistik wurde gegen Ende der Republik, unter dem Einfluss der griechischen Rhetorik, vorübergehend von der abstrakten begriffsbestimmenden Methode abgelöst; letztere befolgte die These des Sokrates, wonach in der Definition das einzige Mittel zu sehen wäre, welches die Grundlage der wissenschaftlichen Denkweise bilden und deren Weiterentwicklung sichern könnte.²⁵

Die neue Richtung wurde auch von Scaevola in seinem Werk «Horon (= definitionum) liber singularis» verfochten. Hier wird z. B. die den unver-

²³ VÉCSEY: a. W. S. 38—39.

²⁴ IHERING: Geist des römischen Rechtes. Bd. II. 1874. S. 272.

²⁵ KUNKEL: Römisches Privatrecht. Berlin 1935. S. 22.

ständlichen Teil des Testaments betreffende Rechtsnorm folgendermassen ausgedrückt :

«*Quae in testamento ita sunt scripta, ut intellegi non possint, perinde sunt ac si scripta non essent.*» (Dig. 50. 17. 73. 3.)

Die «vi aut clam» Handlung wird derartig bestimmt :

«*Vi factum id videtur esse, qua de re quis cum prohibetur, fecit; clam quod quisque, cum controversiam haberet, habiturumve se putaret, fecit.*» (Dig. 50. 17. 73. 2.)

Aus zwei der Nachwelt erhalten gebliebenen Fragmenten geht hervor, dass die erste abstrakte Konzeption der Rechtslage des statuliber ein Verdienst von Scaevola ist (Dig. 40. 7. 29. 1. und ebenda 39. pr.). Derselbe Rechtsgelehrte führt aus, worin das Wesen des «postliminium» zu sehen ist (Cicero Top. 37). Ausserdem beschäftigt er sich mit dem Begriff der possessio und ihrer beiden Komponenten (animus, corpus) (Dig. 41. 2. 25. 2.). Ferner nimmt er auch in der strittigen Frage Stellung, ob die gleichmässige Nutz- und Verlust-Beteiligung der Kontrahenten zum Wesen der Gesellschaft gehört (Dig. 17. 2. 30.). — In dieser Frage gerät er in Widerspruch zu dem die societas leonina anerkennenden Servius (Gai. Inst. 3. 149.). Ebenfalls ist es Scaevola, der auch das Wesen von furtum usus erklärt (Gell. N. A. 6. 7. 15. 2.).

Der Name von C. Aquilius Gallus lebt in erster Reihe durch die Definition des dolus weiter :

«*Cum ex eo quaereretur, quid esset dolus malus, responderit, cum esset aliud simulatum, aliud actum.*» (Cic. de off. 3. 60.)

Auch Servius abstrahiert in vielen Fällen, so bei der Präzisierung des dolus :

«*machinationem quandam alterius decipiendi causa, cum aliud simulatur et aliud agitur.*» (Dig. 4. 3. 1. 2.)

Derselbe Jurist stellt im Zusammenhang mit der dos die mit dem dolus und der culpa verbundene Verantwortung fest (Dig. 24. 3. 66. pr.).

Was die Abstraktion betrifft, kann bei Servius noch der Einfluss von Cicero und Scaevola festgestellt werden (Cicero ereifert sich darüber, dass «quod positum est in una cognitione, id in infinitum dispertuntur». — De leg. 2. 19. 47.). Die Schüler des Servius kehren jedoch zur Kasuistik zurück. So beschäftigt sich Alfenus Varus mit der Frage des mit dem Gläubigerverzug zusammenhängenden Gefahrenrisikos bereits auf konkreter Grundlage (verkaufte Betten) (Dig. 18. 6. 12.²⁶ und ebenda 14. pr.) Anschliessend daran bleibt dann, wie Schulz²⁷ berichtet, die Kasuistik, die der abstrakten Formulierung beharrlich widersprechende Methode, in der ganzen klassischen Periode vorherrschend.

²⁶ Die letzten Worte des Textes sind interpolationsverdächtig. (S. HAYMAN SZ. 1920. Bd. 41. S. 73. und Bd. 1.) — SECKEL—LEVY: SZ. 1927. Bd. 47. S. 244.

²⁷ SCHULZ: Prinzipien des römischen Rechts. München 1934. S. 35.

Aus der Synthese der kasuistischen und abstrakten Methode entstehen die aus den einzelnen Fällen gezogenen und in der juristischen mündlichen Überlieferung weiter bestehenden abstrakten Regeln, Regeln die wie Jörs²⁸ feststellt, den ersten Versuch einer theoretischen Formulierung des Rechtsmaterials darstellen; darum ist es auch berechtigt, diese Periode nach ihnen zu benennen (Regularjurisprudenz). Die wichtigsten regulae sind die folgenden:

Von M. Porcius Cato (gestorben 153) stammt die Regula Catoniana, wonach eine ungültige Überlieferung, selbst wenn der Grund der Ungültigkeit entfällt, nicht gültig werden kann. Daraus ergibt sich dann der Text dieser Regel: «quod ab initio vitiosum est, non potest tractu temporis convalescere» (Dig. 50. 17. 29.). — Von P. Rutilius Rufus (Consul 105) stammt die Aktionsformel, wonach der Käufer berechtigt ist, im Laufe der Exekution und nach der bonorum venditio, die Forderungen des Gläubigers geltend zu machen (Formula Rutiliana). (Dig. 38. 2. 1. 1. — Gai. Inst. 4. 35.). — Mit dem Namen von Scaevola verbunden ist die Cautio Muciana, wonach der neben der negativ-potestativen Bedingung als Erbe Bezeichnete, die Erbschaft mit der Cautio erwarb, dass er eine dahingehende Verpflichtung einging, die Erbschaft wieder auszufolgen, wenn er etwas beginge, was ihn — unter Berücksichtigung der Bedingung — aus der Erbschaft ausschliessen würde. (Dig. 35. 1. 7. pr.). Ebenfalls Scaevolas Werk war die Praesumptio Muciana, wonach alles, was die Ehegattin in der Heirat erwarb, solange als ausschliessliches Eigentum des Ehegatten gilt, bis das Gegenteil erwiesen ist (Dig. 24. 1. 51.). Der Verdienst von C. Aquilius Gallus ist die Bestimmung des Wesens der actio de dolo (diese Rechtsformel wurde von Gallus nicht in seiner Eigenschaft als Praetor ausgearbeitet, sondern er erreichte ihre Aufnahme in das Edikt einzig und allein durch den Einfluss seines juristischen Ansehens).²⁹ Von demselben Autor stammt die Stipulatio Aquiliana, die eine allgemeine Quittierungsweise mit Novationscharakter bedeutete (Dig. 46. 4. 18. 1.). Ausserdem arbeitete Gallus eine Modalität für die Einsetzung als Erbe und für die Enterbung der postumi aus (Dig. 28. 2. 29. pr.). — Ein Werk von Aulus Cassellius war das sog. Iudicium Cassellianum, d. h. jene Aktionskonstruktion, die der Praetor im Interdictalverfahren — unter gewissen Bedingungen — dem prozessgewinnenden Kläger übergab, der dadurch berechtigt wurde, unabhängig von der Summe der sponsio, auch die Rückvergütung des Schadens zu fordern (Gai. Inst. 4. 166—169).

Die Einheit in Auffassung, System und Stil entwickelt sich zur Zeit der Republik und zwar zum Teil aus den Auseinandersetzungen zwischen Juristen mit seinen Schülern. Allgemein bekannt sind die Debatten über

²⁸ JÖRS: a. W. S. 300.

²⁹ KÜBLER: Die Geschichte des römischen Rechts. Leipzig—Erlangen 1925. S. 138—139. — Entgegengesetzt: KARLOWA: a. W. Bd. I. S. 482. und Bd. II. S. 1069. und KIPP: a. W. S. 101.

den «*partus ancillae*» (Cic. de fin. 1. 12) und über das Eigentumsrecht des einzelnen Juristen, zum Teil aus der gemeinsamen Arbeit eines bestimmten auf dem usukapierten Grund gefundenen Schatzes (Dig. 41. 2. 3. 3.). Das Streben nach einheitlicher Auffassung war jedoch in der Zeit von Scaevola und Servius von wesentlich grösserem Erfolg begleitet.

Die abstrahierende Methode von Scaevola kann bei seinem Schüler: C. Aquilius Gallus beobachtet werden (dolus malus, litus), während die «*generatim*»-Systematisierung bei Servius und seinen Schülern, offenbar durch die Vermittlung von A. Gallus und Lucilius Balbus: der Lehrmeister von Servius, in Erscheinung tritt.

Servius, obwohl kein Schüler des Scaevola, selbst wenn er zu dessen Zeiten vermutlich bereits lebte, (Dig. 12. 2. 43.), setzte die Richtung des Scaevola getreulich fort. Er war es, der die Bildung des Systems sozusagen auf ein künstlerisches Niveau erhob³⁰ und, wie Cicero berichtet: «*doceret universam rem tribuere in partes*» (Brut. 152). In seiner Arbeit zu den Werken des Scaevola (Reprehensa Scaevolae capitata) unterzog er die Feststellungen von Scaevola einer kritischen Untersuchung. Teils berichtigte dieselben, wie z. B. in bezug auf die genera tutelae (Gai. Inst. 1. 188), teils präziserte er sie (Gell. 4. 1. 20. und Dig. 17. 2. 30.). In Abkehr von der abstrahierenden Methode des Scaevola, wandte sich Servius bereits mehr der Kasuistik zu. Ausserdem erhob er die Glätte und Genauigkeit des juristischen Stils auf ein verhältnismässig hohes Niveau («*loquendi elegantiam*»³¹ und «*facile cedo tuorum scriptorum subtilitati et elegantiae*»)³².

Von den zehn Schülern des Servius sind uns die Schriften von acht bekannt.³³ Die Schriften seiner beiden Schüler: Alfenus Varus und Aulus Ofilius lassen alle charakteristischen Merkmale des Servius erkennen: die klassifizierende Systematisierung (Alfenus: «*genera rerum locatarum*»)³⁴, die Neigung zur Kasuistik und die Feinheit des Stils.

Das Verschwinden der völlig leer gewordenen Formalitäten kann gleichfalls zu dieser Zeit beobachtet werden. Charakteristisch für die ganze Periode ist, wie Wieacker³⁵ feststellt, sowohl auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, wie auch auf dem der praetorischen Rechtsbildung, eine in den äusseren Formen wahrnehmbare Verarmung, aber gleichzeitig auch eine immer weitere Kreise erfassende Tätigkeit der Juristen.

Die eingehende Bearbeitung der einzelnen Fragen war bereits zu den Zeiten des Scaevola nicht unbekannt. Darauf deuten die oben schon zitierten Entscheidungen von Brutus und Manilius über den gefundenen Schatz (Dig.

³⁰ KARLOWA: a. W. Bd. I. S. 476.

³¹ Cic. Brut. 153.

³² Cic. ad. fam. 4. 4.

³³ KRÜGER: Quellen des römischen Rechts. München—Leipzig 1912. S. 68.

³⁴ Dig. 19. 2. 31.

³⁵ WIEACKER: a. W. S. 17.

41. 2. 3. 3.), ferner die *Manilianum venalium vendendorum leges*, die die einzelnen Fragen der Kaufgeschäfte regeln (Varro: *De re rust.* 2. 3. 11. und Cic. *De or.* 1. 246.) bzw. die *Manilii actiones*, d. h. die Zusammenfassung der Kaufstipulationen.

Die rechtliche Auslegung des Ausdrucks «Güter innerhalb des Hauses» (= *penus*) kann als Musterbeispiel für die minutiös genaue Regelung gelten:

«*Sextus (Aelius) autem Caecilius etiam tus et et cereos in domesticum usum paratos contineri legato scribit*» (Dig. 33. 9. 3. 9.).

«*Et Qu. Mucius scribit libro secundo Iuris civilis penu legata contineri quae, esui potuique sunt*» (ebenda 3. pr.).

«*Sed Mucius eos voluit significari, quae circa paterfamilias sunt*» (ebenda 6.).

«*Sed et hordeum, sive familiae, sive iumentorum gratia et Ofilius scribit libro sexto decimo actionum*» (ebenda 8.).

«*Ligna et carbones, ceteraque, per quae penus conficeretur, an penori contineatur, quaeritur. Et Qu. Mucius et Ofilius negaverunt*» (ebenda 9.).

«*Sed Rutilius et ligna et carbones, quae non vendendi causa parata sunt, contineri ait*» (ebenda).

«*Servius apud Melam et unguentum et chartas epistolares penoris esse scribit*» (ebenda 10.).

Der abstrahierenden Formulierung ist selbst die Klärung der die kleinsten Einzelheiten betreffenden Begriffe nicht fremd. Ein Beispiel dafür ist die von A. Gallus stammende Definition des Begriffes *litus* (= Meeresufer) (Cic. *Top.* 32.).

Zusammenfassend die bisherigen Ausführungen kann festgestellt werden:

Der Warenverkehr in der ersten Periode des römischen Wirtschaftslebens fordert von der Rechtswissenschaft auf dem Gebiete der kommerziellen Formen immer wieder neue Schöpfungen. Die Rechtswissenschaft der Oligarchie ist also diejenige der rohen, primitiven Schöpfungen. Dagegen bot sich im Laufe der langsameren wirtschaftlichen Entwicklung der zweiten Periode, die Möglichkeit zu einer systematisierenden und sich der langsameren Entwicklung anpassenden Weiterbildung des früher geschaffenen Rechtsmaterials.

Nach den punischen Kriegen lässt die Rechtswissenschaft der Republik im wesentlichen alle jene Merkmale erkennen, in denen die Rechtsforschung der bürgerlichen Gesellschaft die Merkmale der Klassizität erblickt.

3. *Die praetorische Rechtsbildung dieser Zeitperiode.* Die selbständige praetorische Rechtsbildung beginnt aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit des nach dem ersten punischen Krieg (241 v. u. Z.) plötzlich einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwungs, als die rechtsanwendende Tätigkeit allein in sich nicht mehr genügte, um die Bedürfnisse zu befriedigen. Nach den ersten

Manifestationen der praetorischen Rechtsbildung (die Konstruierung der praetorischen Stipulationen) beginnt der Praetor mit seiner weite Kreise erfassenden rechtsbildenden Tätigkeit. In seinen den Geschworenen gegebenen formularen Anweisungen sind vielfältige Normen verborgen, die im Laufe der späteren Entwicklung, von der ursprünglichen formularen Anweisung losgelöst, selbständige Regeln wurden, obwohl sie der Form nach auch weiterhin das jurisdiktionelle Programm des Praetors bildeten.

Das Tempo in der Bildung des praetorischen Rechts dürfte im III. und II. Jahrhundert v. u. Z., in Anbetracht des ständig anwachsenden Warenverkehrs, ein sehr schnelles gewesen sein, verlangsamte sich aber im Laufe des I. Jahrhunderts. Dafür spricht auch die lex Cornelia (i. J. 67 v. u. Z.), wonach die Praetoren in ihrer jurisdiktionalen Tätigkeit an ihr Edikt gebunden sind, was jedoch bei weitem nicht das Aufhören dieser Rechtsbildung bedeutet, sondern nur so viel heisst, dass die Praetoren während ihres Amtsjahres von den proponierten Regeln nicht abweichen durften.

Mit dem Ende der Republik hört dann auch die praetorische Rechtsbildung im wesentlichen auf. Man ersieht das aus mehreren Stellen bei Cicero so z. B. «posteaquam ius praetorum constitutum est, semper hoc iure usi sumus» (In Verr. 1. 114), ferner aus dem Ediktkommentar des Servius und aus dem allgemeinen Wirtschaftsbild des I. Jahrhunderts v. u. Z.

Die praetorische Rechtsbildung umfasst alle Zweige des Privatrechts und bringt ein dem aufblühenden Warenverkehr entsprechendes Rechtsmaterial zustande.

Das Praetorenrecht schafft die Formlosigkeit der Rechtsgeschäfte, das Prinzip ihrer Anfechtbarkeit und deklariert in diesem Zusammenhang den entscheidenden Charakter der Willensentscheidung. Um die Anstellung der Sklaven und Familienmitglieder im Verkehrsleben zu ermöglichen (Geschäftsführung, Vermögensverwaltung usw.), wird die Institution der *actiones adiectitiae qualitatis* ins Leben gerufen und auf diese Weise vor allem die Rechtsgrundlage zu einer möglichst vollständigen Ausnützung der geistigen Arbeit der Sklaven gesichert. Die Einführung des Bonitareigentums diente der Elastizität des Warenverkehrs, dem erhöhten Schutz des Privateigentums. Um die Ausnützung eines grossen Teiles des Ager publicus für die einflussreichen Familien zu sichern, wurde das System der Besitzinterdikte ausgebaut und damit der Rechtsbegriff des Besitzes ausgebildet (II. Jahrhundert v. u. Z.). Im Schutze der Interessen der Grundeigentümer erhob der Praetor das Hypothekarrecht zur realen Wirksamkeit (*actio Serviana*, dann *actio Serv. utilis*). Auf dem Gebiete des Erbrechts wurde eine auch die Cognationsordnung berücksichtigende neue gesetzliche Erbfolge geschaffen und damit begann auch auf dem Gebiete des Erbrechts jener Prozess, der zur Liquidierung des Ausschliesslichkeitsprinzips im Eigentum des Familienhauptes und zur Ausbildung des individuellen Privateigentums führte.

Die grösste Veränderung erfolgte jedoch auf dem Gebiete des Obligationsrechts.

Zwecks Befriedigung der Bedürfnisse des sich schnell entwickelnden Warenverkehrs wurde von dem Praetor das System der *obligationes bona fidei* geschaffen. Es wurden die vier Grundtypen der Consensualverträge ausgebildet. Die Entwicklung des Verkehrslebens wurde durch die Ausbildung der drei Arten des Realvertrages (*depositum, commodatum, pignus*) gefördert. Auf dem Gebiete der Deliktualobligationen wurden der metus und der dolus malus von dem Praetorenrecht als Delikte erklärt (die theoretischen Erklärungen dafür wurden von A. Gallus und Servius geschaffen).

Man ersieht aus den obigen Ausführungen, dass die praetorische Rechtsbildung und die wissenschaftliche Arbeit der Juristen bei drei Gelegenheiten in Berührung miteinander kamen.

Als die Parteien, die ihren Rechtsstreit dem Praetor, als dem prozessleitenden Magistrat unterbreitet hatten, sich um Rat an den Rechtsgelehrten wandten, und dieser dann, durch seine Meinungsäusserung, durch seine Teilnahme an dem Verfahren, den Praetor in der Urteilsbildung beeinflusste.

Als die im Praetorendikt veröffentlichten Normen von den Juristen erörtert und ausgelegt wurden.

Und als das bereits ausgebildete praetorische Rechtsmaterial durch Kommentare und Auslegungen der Wissenschaft so weit geordnet, gedeutet und weiterentwickelt wurde, dass es schliesslich auch den justinianischen Kompilatoren vor allem aus den Kommentaren der prinzipatzeitlichen Juristen bekannt wurde.

DIE RECHTSENTWICKLUNG IN DER «KLASSISCHEN PERIODE» DES RÖMISCHEN RECHTS

1. Mit Hinweis auf die letzten Jahre der Republik führt Kuczynski³⁶ aus, «dass die Sklavenwirtschaft den Umschlag von Quantität in Qualität verhinderte und vielfach nur zu einem Nebeneinander von Quantitäten führte, statt zu ihrer Integration, der Basis, auf der der Umschlag zu einer höheren Entwicklung der Produktivkräfte möglich gewesen wäre.»

Die italische Landwirtschaft erreichte gegen Ende der Republik den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Die in den Provinzen und später noch feststellbare Entwicklung kann dem Umstand zugeschrieben werden, dass zu dem Zeitpunkte, als diese Provinzen in das Reich eingegliedert wurden, der erwähnte, in Italien bereits eingetretene Antagonismus, in den Provinzen noch nicht vorhanden war. Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion konnte nur auf dem Wege der Eroberung neuerer Provinzen, durch die Erwerbung weiterer Sklavenmassen gesichert werden. — In der industriell-

³⁶ KUCZYNSKI : a. W. S. 98.

len Produktion zeigt sich der eingetretene Antagonismus zuerst in einer Stagnation der Qualität, dann in einer Verschlechterung derselben. Die Einstellung neuer Betriebe (Bergwerke, Holz exploitierende Betriebe usw.) konnte auch in der Industrie nur ein Ansteigen der Quantität zeitigen. Zu Beginn des Prinzipats nimmt der Handel zwar gebietsmässig, doch nicht an Intensität zu. Durch Zoll und Steuer wurden die Provinzen in dem Masse geschwächt, dass der Fernhandel allmählich ganz zugrunde ging und nur der isolierte provinziale Binnenhandel eine gewisse Leistungsfähigkeit aufwies.³⁷

Unter solchen Umständen wurde in der Politik der Sklavenhaltergesellschaft die Frage des Nachschubs der Sklaven zu einem zentralen Problem. Die Gesetze des Augustus, welche die Freilassung der Sklaven einschränkten, die mit der Freilassung verbundene Steuer und die Macht des Familienoberhauptes schützende Gesetzgebung³⁸ sind in ihrer Gesamtheit Momente in dem Kampf gegen den Verfall. Bis zum Anfang des II. Jahrhunderts genügte noch die Macht des Prinzipats dazu, um diese auf den Zerfall des Grundes deutenden Erscheinungen zu unterdrücken. (Man denke an die Niederwerfung des Sklavenaufstands in Brundisium, an die Pazifisierung von Judäa, und an die Bodenreform unter Trajanus.) Das Reich war trotz der Einbrüche der Barbaren noch stark genug, um Kriege führen zu können, die auf Erwerbung neuer Sklaven und auf die gebietsmässige Vermehrung des Reiches zielten. Die Erfolge der politischen Macht waren jedoch nur noch oberflächlichen Art.

Das Reich, welches beim Tode des Trajanus (117 u. Z.) seine grösste Expansion erreicht hatte, verlor von Hadrianus ab nacheinander seine Provinzen. Das Aufhören der Eroberungskriege führte zu einer rapiden Abnahme in der Anzahl der Sklaven, was eine bedeutende Verarmung des zusammenbrechenden Reichs zur Folge hatte. Konnte man bis zum Tode des Trajanus von einer Periode des «erobernden Prinzipats» sprechen, so muss die darauffolgende als die des «verfallenden Prinzipats» bezeichnet werden.

In der Eroberungsperiode des Prinzipats war der Princeps bestrebt, wenigstens den Schein der Verfassungsmässigkeit zu wahren (republikanische Formen). Verlässliche Stützen der Macht des Prinzipats waren nur jene die klar erkannten, dass die Sicherung ihrer wichtigsten Interessen nur in der Macht der Militärmonarchie zu sehen sei, denn nur diese war fähig, den Stützpfiler der Sklavenhaltergesellschaft zu bilden. Viele andere dagegen, die diese Tatsache nicht erkannten, oder nicht erkennen wollten, waren republikanisch gesinnt, und sie leisteten der Staatsmacht gegenüber Widerstand. Um den letzteren näher zu kommen, mussten die republikanischen Formen seitens des Prinzipats einstweilen gewahrt werden. Der Princeps,

³⁷ KUCZYŃSKI: a. W. S. 95 und Abb. 1.

³⁸ MASKIN: Augustus principátusa. Bp. 1953. S. 345.

bestrebt um die Widerstandgruppe zu entwaffnen, versuchte die republikanisch Gesinnten durch Verfügungen, die ihren Interessen entsprachen, an sich zu fesseln.

Nach dem Tode des Trajanus verschwanden die Republikaner und von nun ab unterstützte die Klasse der Sklavenhalter in treuer Ergebenheit den Ausbau des kaiserlichen Absolutismus, der nun nicht einmal mehr den Anschein der Verfassungsmässigkeit erwecken wollte.

2. Die Rechtswissenschaft ist — abgesehen vom Ende dieser Periode — den Juristen anvertraut, die übrigen Rechtsquellen verlieren jede Bedeutung. Die Rolle von *consuetudo* und *lex* hört auf, eine Änderung im Ediktmaterial ist nur noch mit Einwilligung des Kaisers möglich (die «*clausulae novae*» des Edikts schliessen sich den Senatsbeschlüssen an, die den Willen des Kaisers widerspiegeln), unter Hadrianus wird auch das formale Recht des Praetors Edikte zu verändern aufgehoben,³⁹ neben den *constitutiones principis* treten die Senatsbeschlüsse völlig in den Hintergrund. Ausser Rechtswissenschaft sind nur die *constitutiones principis* von Wichtigkeit; letztere gelangen jedoch erst im III. Jahrhundert, mit dem Verfall der Rechtswissenschaft ins Übergewicht.

Das sog. «klassische Recht» ist also eine Schöpfung der Rechtsgelehrten.

3. Um seine Militärmonarchie zu befestigen, war Augustus bestrebt, die «Privatjuristen» der Republik an sich zu fesseln. Das Privileg, welches sie berechnete, schriftlich, unter eigenem Siegel, ihre für die Richter bindenden Entscheidungen (*ius publice respondendi*) zu fällen (Dig. 1. 2. 2. 47.), sicherte ihnen eine gewisse politische und materielle Wichtigkeit, dies um so mehr, da der Richter später jede Rechtsregel nur mit der Kommentierung dieser Juristen zur Anwendung brachte.

Der Einbau der Rechtswissenschaft in das Staatsgefüge des Prinzipats erfolgte gerade zur rechten Zeit (I. Jahrhundert). Der Juristen harnte eine grosse, verantwortungsvolle Aufgabe. Um Sklaven- und Grundeigentum in weitestem Masse für die grossen Sklavenhalter zu sichern, musste das breit ausgebaute, rechtsschützende System des individuellen Privateigentums ausgebaut werden.

4. *Die charakteristischen Merkmale der Rechtswissenschaft im Prinzipat.* Die Rechtswissenschaft lässt alle von der Literatur geforderten Merkmale erkennen. Die wissenschaftlichen Werke sind der Form nach teils Lehrbücher (*Institutiones et enchiridia*), teils Sammlungen von Regeln und Definitionen (*regulae et definitiones*), die Unterrichtszwecken dienen, oder praktische Anwendung finden, ferner Sammlungen von *Responsa* der autorisierten Juristen, Sammlungen, die die Klärung gewisser Rechtsfragen auf theoretischer und praktischer Grundlage enthalten (*quaestiones et disputationes*), kritische

³⁹ Cod. 1. 17. 2. 18.

Bemerkungen zu verschiedenen Werken über Rechtsfragen (*notae* Edikt-kommentare, Jus-civile-Bearbeitungen) wie z. B. zu dem Werk von Scaevola : *Libri iur. civ.* XVIII oder zu dem des im Prinzipat lebenden Sabinus : *Libri tres iuris civilis*, schliesslich Werke, in denen Fragen des Praetoren- und Zivilrechts gemeinsam behandelt werden (*Digesta*).⁴⁰

Die Rechtswissenschaft des Prinzipats hielt sich in bezug auf das *ius civile* an das von Scaevola geschaffene System, während sie in bezug auf das *ius honorarium* wahrscheinlich das gegen Ende der Republik entstandene Ediktsystem befolgte.

Das Scaevola-System befriedigte, wie Schulz⁴¹ ausführt, nicht nur die Bedürfnisse der eigenen Zeit, sondern im grossen und ganzen auch die der klassischen Zeit. Ein Beweis dafür ist darin zu sehen, dass Sabinus in seinem «*Libri tres iuris civilis*» im wesentlichen das Scaevola-System befolgt.⁴² Dagegen bildete das Werk von Sabinus die Grundlage der *ius civile*-Kommentare von Pomponius, Ulpianus und Paulus ; ja Pomponius und Gaius schrieben sogar auch unmittelbar Kommentare zu Scaevola (*Libri ex Qu. Mucio*). Der Einfluss des Scaevola-Systems ist durch die Vermittlung des Sabinus auch in den Institutionen von Gaius feststellbar⁴³ und zwar nicht nur im allgemeinen, sondern auch in Hinsicht auf die «*generatim*» Klassifizierung (Gai. 3. 89. : «*genera contractuum*» ; 3. 183. : «*genera furtorum*» ; 1. 12. : «*g. libertorum*» ; 2. 101. «*g. testamentorum*» ; 4. 1. : «*g. actionum*»). Der Verfasser weist auf Gai. 3.183 hin, wonach Labeo an Stelle der von Servius erwähnten «*quattuor genera furtorum*» von «*duo genera*» spricht.

S. Julianus konnte trotz seiner redaktionellen Arbeit von dem in der Republik entstandenen und in dieser Form bereits von Servius kommentierten System grundlegend nicht abweichen. Dies beweist ein Vergleich der Reihenfolge der 24 verkürzten Ediktausdrücke, die uns aus dem Werk des Grammatikers M. Valerius Probus (ein Zeitgenosse Neros) «*De litteris singularibus*» erhalten blieben, mit der Thematik des von Lenel rekonstruierten hadrianischen Ediktsystems.⁴⁴

Das dritte literarische System der Rechtswissenschaft des Prinzipats ist das Digestensystem (Ediktcommentar und anschliessende zivilrechtliche Thesen). Dieses System ist das einzige, dessen republikanische Vorlage uns nicht bekannt ist (die 40 Bücher umfassenden *Digesta* von Alfenus dürften — nach der Ansicht von Karlowa⁴⁵ seine — eigene zivilrechtliche Respon-

⁴⁰ *Digesta* ist auf das lateinische Wort «*digerere*» zurückzuführen (*Digerere* = zusammenstellen, nämlich das praetorische und das Zivilrecht) MOMMSEN: SZ Bd. 8. S. 480.

⁴¹ SCHULZ : a. W. S. 36.

⁴² Über die beiden Systeme s. KRÜGER : a. W. S. 64. Anm. 6 und LENEL : *Palin-genesia* Bd. II. 1257.

⁴³ SCHULZ : a. W. S. 36.

⁴⁴ GIRARD : Un document sur l'édit antérieur à Julien. (Mél. Paris. 1912.) 178. S. 182—183. I. — LENEL : Ed. Perp. (Leipzig, 1927.) S. 17.

⁴⁵ KARLOWA : a. W. Bd. I. S. 486.

sammlung und diejenige des Servius enthalten haben). Das erste derartige, Werk wurde — doch nicht unter dem Titel *Digesta* — von Plautius geschrieben der zu Beginn des Prinzipats lebte (Dig. 34. 2. 8. und 1. 43. pr.).⁴⁶

Ein bedeutender Teil der Grundbegriffe des römischen Rechts (*dolus*, *fraus*, *libertas*, *potestas* usw.) entstand bereits zur Zeit der Republik. Die *aequitas* als Rechtsprinzip stammt gleichfalls aus dieser Zeit und zwar aus der Formel der *actio fiduciae* (Cic. De off. 3. 61.). Zur Zeit der Republik wurde dies Prinzip hauptsächlich von Servius bearbeitet, doch ausführlicher dargelegt wird es erst zur Zeit des Prinzipats, und der völlig einheitliche Begriff entsteht erst in justinianischer Zeit.⁴⁷ Die Republik sieht, — abweichend von der justinianischen Zeit, welche die «*aequitas*» mit der «*humanitas*» identifiziert⁴⁸ in der «*aequitas*» einen ethischen Begriff, dessen Niederschlag das Recht ist.⁴⁹ So wird das Wort «*aequitas*» auch von Cicero benutzt.⁵⁰ Zur Zeit des Prinzipats identifizierte man die *aequitas* manchmal mit dem *ius*,⁵¹ oder man verwendete sie als das Gegenteil von *ius strictum*.

Eng verbunden mit den obigen Feststellungen ist die Ausbildung des Begriffes von *ius naturale*. In diesem sieht Cicero — unter dem Einfluss der griechischen Philosophie — einen abstrakten Begriff, die ewige Richtschnur einer jeden Rechtsregel — «*iuris atque iniuriae regula*» (De leg. 1. 6. 19.) — also keine menschliche Schöpfung, sondern ein von der Natur dem Menschen eingepflanztes Gesetz, eine sog. *vis innata* (De invent. 2. 65). Von den Juristen des Prinzipats wird das *ius naturale* nicht mehr als philosophischer Begriff, sondern als die genetische Grundlage der Institutionen behandelt. Ulpianus⁵² erblickt in dem Eigentumsrecht eine auf *ratio naturalis* aufgebaute Institution (Dig. 41. 1. 1. pr.).

Das *ius naturale* und die *aequitas* geraten zur Zeit des Principats in Verbindung miteinander. Die Rechtswissenschaft sieht die *aequitas* als das wichtigste Prinzip des *ius naturale*, an worauf z. B. die den Ursprung von *precarium* erklärende Textstelle des Ulpianus («*et naturalem habet in se acquitatem*»)⁵³ deutet.

Ähnlich wie Cicero versucht auch Ulpianus eine abstrakte Umschreibung des *ius naturale*: «*quod natura omnia animalia docuit*» (Dig. 1. 1. 1. 3.). Die Definition ist jedoch derartig unpräzis, dass ihr in der kasuistischen Rechtswissenschaft des Prinzipats kaum eine Bedeutung zukommt.

⁴⁶ KRÜGER: a. W. S. 173.

⁴⁷ PRINGSHEIM: Bonum et aequum. (SZ. 1932. Bd. 52.) S. 95.

⁴⁸ ALBERTARIO: La crisi del metodo interpolazionistico. St. Bonf. 1930. Bd. I. S. 642.

⁴⁹ KIPP: a. W. S. 7.

⁵⁰ «*Aequitas constituta iis, qui eiusdem civitatis sunt.*» (Top. 9.)

⁵¹ «*ius est ars boni et aequi*» (Dig. 1. 1. 1. pr.)

⁵² KRASNOKUTSKIJ hält es für ein ursprüngliches (NOVICKIJ—PERETERSKIJ: Római jog (Röm. Recht. Bp.) 1950. S. 18, BESELER hingegen für ein interpoliertes Recht (Tijdschft. f. Rechtsgesch. Harlem. 1928. Bd. 8. S. 320).

⁵³ KRASNOKUTSKIJ: ursprünglich (NOVICKIJ: a. W. S. 17). BESELER: Interpoliert (a. W. 1930. Bd. 10. 239 und SZ. 1930. Bd. 50. S. 75).

Das grösste Gewicht legten die Juristen des Prinzipats auf die ausführliche Bearbeitung der Institution des Eigentumsrechtes.

Zur Zeit der Republik ist die allgemeine Bestimmung des Eigentumsrechts unbekannt; es wird nur mit den Funktionen des Eigentums umschrieben (*uti, frui, habere, possidere*). Das Eigentum wird damals mit dem Wort der patriarchalischen Zeit *dominium* (aus *domus, dominus*) bezeichnet, welches Wort sozusagen auch die Eigentumsanwartschaft der Familienmitglieder beinhaltet. Zur Zeit der auf Sklavenarbeit aufgebauten Betriebe hört jedoch der Sklave auf ein untergeordnetes Mitglied der Hausgemeinschaft (*domus*) zu sein. Er wird zu einem «sprechenden arbeitsinstrument», zu einer Ware. Ware wurde auch der Boden, auf dem das bestehende Gebrauchsrecht (nämlich auf den zur Benutzung ausgegebenen Teilen des *ager publicus*) gegen Ende der Republik aufhörte und die verwendeten Parzellen (mit Ausnahme des *ager vectigalis*) in das Privateigentum der Grossgrundbesitzer übergingen. Unter solchen Umständen trat an die Stelle des Eigentums des Familienhauptes (*dominium*) das individuelle Privateigentum. — Das Wort *dominium* wurde von den Juristen im I. Jahrhundert des Prinzipats bereits zur Bezeichnung der realen Sachenrechte verwendet, während man das Eigentum selbst als *proprietas* bezeichnete.

Mit der ideologischen Unterstützung des Privateigentums der Sklaven wird noch von der Rechtswissenschaft zur Endzeit der Republik begonnen. Der damaligen Auffassung entsprechend wird der Willensschutz des Eigentümers auf die *ratio naturalis* und die *aequitas* zurückgeführt.

Dementsprechend betont Gaius: «*nemo videtur dolo facere, qui suo iure utitur*» (Dig. 50. 17. 55.). Ulpianus verwirft den auf die Inhaltsdetaillierung des Eigentums zielenden Versuch des Gaius: «*ususfructus in multis casibus pars domini est*» (Dig. 7. 1. 4.) und hebt die Einheit des Eigentums hervor. Dieselbe Anschauung vertritt die Rechtswissenschaft, als sie betont, dass sich das Eigentumsrecht des Miteigentümers auf die ganze Sache erstreckt (Dig. 13. 6. 5. 15.), und jenes Recht des Teileigentümers ausarbeitet, auf Grund dessen dieser die Auflösung der Gemeinschaft fordern kann (Dig. 10. 3. 1. Paulus — Dig. 10. 3. 3. Ulpianus). — Um die Vollständigkeit des Eigentums hervorzuheben, präsumierte die Rechtswissenschaft die Vollständigkeit des Eigentums und forderte den Beweis für das Vorhandensein der Eigentumsbeschränkung (Dig. 7. 6. 5. pr.).

Im klassischen Recht werden die Arten des Eigentums (*Bonitareigentum*) ausgearbeitet.

Die Ausbildung des individuellen Grundeigentums wurde in grossem Masse durch den Umstand verhindert, dass die Provinzialgrundstücke im Eigentum des *populus romanus* waren. Als sich der Schwerpunkt der Land-

wirtschaft nach den Provinzen verschob, wurde von der Rechtswissenschaft auf dem Provinzialgrundstück, ohne Berührung des erwähnten Rechtssatzes, der Begriff von «*possessio et ususfructus*» geschaffen und damit auch das individuelle Eigentum.⁵⁵

Der intensivierete Ausbau des Eigentumsrechtes erstreckt sich auch auf den Sklaveneigentümer, nur wurde hier in gewisser Hinsicht ein Unterschied zwischen der Sache (Tier) und dem Sklaven gemacht. Diese Differenzierung begann bereits zur Zeit der Republik (Streit um den «*partus ancillae*», die Handlungsfähigkeit des Sklaven, das *peculium*, die *actiones adiectitiae qualitatis*), die ideologische Begründung wurde jedoch erst von der Rechtswissenschaft des Prinzipats ausgearbeitet und dadurch auch die Ausbeutung der geistigen Arbeitskräfte des Sklaven unterstützt. Ulpianus betont, dass: «*omnes homines aequales sunt*» (Dig. 50. 17. 32.)⁵⁶ und hält die Sklaverei für unvereinbar mit der *ratio naturalis*. Florentinus stellt fest, dass: «*servitus est constitutio iuris gentium, qua quis domini alieno contra naturam subii-citur*» (Dig. 1. 5. 4. 1.). Verhält es sich nun tatsächlich so, dann ist es offensichtlich, dass der Sklave nicht als eine Sache, nicht als ein Tier betrachtet werden kann, da er sich nämlich vor allem durch seine geistige Arbeit vom Tier unterscheidet und demzufolge nicht nur seine körperliche, sondern auch seine geistige Kraft (*exercitor, institor*) in Anspruch genommen werden kann.

Dem erhöhten Schutz des Privateigentums dient auch das von den klassischen Juristen ausgelegte Prinzip von «*favor testamenti*». Es handelt sich hier um jene Regel der Institutionen, wonach die unmögliche Bedingung — abweichend von den Regeln der gewöhnlichen Rechtsgeschäfte — nicht die Ungültigkeit des ganzen Testaments nach sich zieht, sondern nur «*pro non scripto habetur*» (Inst. 2. 14. 10.). Die Regel stützt sich auf den folgenden Satz des Ulpianus:

«*Obtinuit impossibiles conditiones testamento adscriptas pro nullis habendas*» (Dig. 35. 1. 3.).

Der erhöhte Schutz des Privateigentums zeigt sich, im Wege der Sicherung der Gläubigerinteressen, im Obligationsrecht. Die von Paulus vorgenommene Bestimmung der Obligation⁵⁷ zieht eine Grenze zwischen der Leistung der Sachen und der Haftung (Dig. 44. 7. 25.).

⁵⁵ Ausführlich: K. SZEMÉLYI: *Római jog* (Röm. Recht). Nyiregyháza 1932. Bd. II. S. 15.

⁵⁶ Von FLEISCHITZ (NOVICKIJ: a. W. S. 65) wird der Text als echt zitiert, während ALBERTARIO (Rend. Lomb. 1924. Bd. 57. S. 76) eine gänzliche, PEROZZI (Istituzioni. Bd. I. S. 100. Anm. 3) eine partielle Interpolation annimmt.

⁵⁷ Von ROSENTHAL (NOVICKIJ: a. W. S. 177) als echt betrachtet. Von RABEL (Grundz. des römischen Rechtes, 1915. S. 454) und von ALBERTARIO (Rend. Lomb 1926. Bd. 59. S. 552) wird eine Interpolation angenommen. Mit Rücksicht auf die von Justinianus stammende andersartige Bestimmung der Obligation (Inst. 3. 13. pr.), ist es anzunehmen dass es sich bei diesem Text um keine Fälschung der Interpolatoren handelt.

Die Ausbeutung der geistigen Arbeitskraft des Sklaven ermöglicht auch der bereits zur Zeit von Cicero, unter dem Einfluss der griechischen Rhetorik entstandene, aber erst von den Juristen des Prinzipats eingehend erklärte Begriff der «*obligatio naturalis*».

«*Servi ex contractibus autem civiliter quidem non obligentur, sed naturaliter et obligantur, et obligent*» (Dig. 44. 7. 14. — Ulp.).

Papianus ist zwar angeblich der Ansicht, dass hier den Sklaven gegenüber eine «*aequitas*» zur Geltung kommt, doch wird uns durch Gaius der Gedanke nahegelegt, dass den Sklaven gegenüber von «*aequitas*» niemals die Rede sein konnte («*melior conditio nostra per servos fieri potest, deterior fieri non potest*» — Dig. 50. 17. 133).

In Fortsetzung des Werkes von Scaevola (Dig. 19. 2. 61.), Servius (Dig. 19. 2. 19. 1. — 35. 1.) und Alfenus (Dig. 19. 2. 27 — 28.), die sich mit der Institution der Sachmiete beschäftigten, geben uns die Juristen des Prinzipats, doch teilweise auch die der postklassischen Zeit, eine eingehende Bearbeitung der genannten Institutionen. In ihren Werken berücksichtigen sie vor allem die Interessen der Grundbesitzer, die zur Zeit der Republik und des Prinzipats — als viele Sklaven zur Verfügung standen — nur in geringem Masse, in der postklassischen Zeit jedoch — als ein Mangel an Sklaven herrschte in erhöhtem Masse auf die Arbeit der Kleinpächter angewiesen waren.⁵⁸

Im Schutze der Interessen der Sklavenhalter wurde in dem Aedilenedikt (II. und I. Jahrhundert v. u. Z.) die Haftung des Verkäufers von Sklaven und Zugvieh in bezug auf die verborgenen physischen Fehler der Ware festgelegt. Die kasuistische Beleuchtung dieser Regeln wurde gleichfalls von der Rechtswissenschaft des Prinzipats gegeben (Dig. 21. 1.).

Durch das praetorische Edikt der Republik angeregt beschäftigte sich die Rechtswissenschaft des Prinzipats mit der Frage des Verhältnisses zwischen dem Willen und der geschäftsmässigen Erklärung desselben. Die diesbezügliche Auseinandersetzung beginnt zur Zeit der Republik und zwar im Rahmen eines Erbschaftsprozesses (*causa Curiana*) zwischen dem zur Priorität des Willens sich bekennenden Rhetor Crassus und dem in erster Reihe die Willenserklärung vor Auge haltenden Scaevola (Cic. De or. 2. 32.). Der Streit wird jedoch erst zur Zeit des Prinzipats und zwar dahin entschieden, dass die Ansicht des Crassus die Oberhand gewinnt (Dig. 1. 1. 6. 1. — Pomponius; Dig. 32. 2. 19. — Modestinus, Dig. 35. 1. 101. pr. und 50. 16. 219. — Papinianus).⁵⁹

Von Bedeutung sind schliesslich noch die Bemühungen der Juristen des Prinzipats die einzelnen Rechtsgeschäfte begriffsmässig zu differenzieren und neue Geschäftsformen zu erschaffen.

⁵⁸ SCHWIND: Römisches Recht. Wien 1950. S. 320.

⁵⁹ BESELER nimmt bei beiden Texten des Papinianus eine Interpolation an (sz. 1922. Bd. 43. S. 536. — 1927. Bd. 47. S. 61.), während LEVY (sz. 1928. Bd. 48. S. 674) und BALOGH (St. Bonf. Bd. IV. S. 669. Anm. 175) den Text für echt halten.

Die scharfe Trennung der Begriffe Miete und Kauf wird von Gaius durchgeführt (Gai. Inst. 3. 145—147.). Auf das Wesen des Werkvertrags auf die Leistung des Arbeitsresultats, wird von Labeo hingewiesen (Dig. 50. 16. 5. 1.). Das Wesen der Societas in bezug auf das Ziel, sowie auf die Nutz- und Verlust-Verteilung (Scaevola contra Servium) wird vor allem durch Gaius geklärt. (Gai. Inst. 3. 148—149—150.). Derselbe Autor weist auf die Bedingungen des Mandats hin (Gai. Inst. 3. 157. 158.), während sich Paulus über den unentgeltlichen Charakter des *mandatum* auslässt, indem er feststellt, dass: «*mandatum, nisi gratuitum, nullum est*» (Dig. 17. 1. 1. 4.), wodurch jenes Ausbeutungsverhältnis spontan Ausdruck gewinnt, welches zwischen dem Mandanten und dem von ihm gewöhnlich abhängigen Mandatar besteht.

Der komplizierte Warenverkehr veranlasst die Rechtswissenschaft jene Sammlung der Realkontrakte zu schaffen (Dig. 2. 14. 7. 1—2.), die im Mittelalter «Innomatkontrakte» genannt wurden. Unter diesen Verträgen beschäftigte sich Ulpianus mit dem Wesen des besonders wichtigen *Contractus aestimatorius* (Dig. 19. 5. 17. 1.).

Schliesslich gibt die Rechtswissenschaft der Prinzipatszeit auch die ausführliche kasuistische Erklärung zu den verschiedenen Gruppen der im Praetorenrecht bereits zur Zeit der Republik geschaffenen *pacta praetoria*. Das praetorische Edikt stellt im Gastwirte-receptum folgendes fest:

«*Nautae, caupones, stabularii, quod cuiusque saluum fore receperint, nisi restituent, in eos iudicium dabo*» (Dig. 4. 9. 1. pr.).

Ulpianus entwickelt die These weiter:

«*At hoc edicto omnimodo, qui recepit, tenetur, etiamsi sine culpa eius res perit, vel damnum datum est, nisi quid damno fatali contingit*» (Dig. 4. 9. 3. 1.).

Der Übernehmer der Sache wird der Schadenersatzpflicht nur durch den Zufall enthoben. Die Haftung erstreckt sich natürlich auch auf die von dem Reisenden usw. mitgebrachten Güter:

«*Etsi non sint assignatae, hoc tamen ipso, quod in navem missae sunt, receptae videntur? Et puto, omnium eum recipere custodiam, quae in navem illatae sunt*» (Dig. 4. 9. 1. 8.).⁶⁰

Die Haftung erstreckt sich also auf alles, was im Laufe der Geschäftsführung in den Betrieb gebracht und von dem Gastwirt rezipiert wurde:

«*Eodem modo tenentur caupones et stabularii, quo exercentes, negotium suum recipiunt*» (Dig. 4. 9. 3. 2.)

Die klassische Zeit des römischen Rechts wird also — wie oben bereits erwähnt wurde — von der Rechtsforschung der bürgerlichen Gesellschaft,

⁶⁰ SCHULZ (Krit. Vjschft. Leipzig. Bd. 50, S. 31) sieht zwar in dem Text mit Ausnahme einiger Teile des ersten Satzes («*etsi . . . assignatae*» und «*et . . . custodiam*») eine Interpolation, doch genügt diese Einschränkung zur Bestätigung unserer Ansicht.

mit Rücksicht darauf, wann die sog. Schulen erschienen, von der Gründung des Prinzipats ab gerechnet.

Die Richtung von Scaevola und Servius wird zwar in den Quellenwerken, im Gegensatz zu den von Capito und Labeo gegründeten Richtungen der Rechtswissenschaft des Prinzipats, nicht als klassisch betrachtet, doch ist es fraglich, ob zwischen den beiden Schulen (Sabinianer und Proculianer) wesentlich tiefer reichende Unterschiede bestehen, als zwischen den eher in Äusserlichkeiten, als in merito sich zeigenden Merkmalen der beiden republikanischen Richtungen?

Selbst die vielen Auktorstellen, die auf die Gegensätze der beiden Schulen hinweisen, können — wie Krüger⁶¹ betont — die Frage nicht entscheiden, ob diese Gegensätze in der Tat von umfassender Bedeutung waren, oder nur fallweise in Erscheinung traten, ferner, ob sie sich bloss in Äusserlichkeiten zeigten oder meritorischer Art waren bzw. sich vielleicht nur aus dem persönlichen Gegensatz zwischen Capito und Labeo ergaben?

Kuntze⁶² führt den Gegensatz der Schulen auf Gegensätze zwischen dem «idealistisch gesinnten Labeo» und dem «naturalistisch eingestellten Capito» zurück. Während Voigt und Kipp⁶³ überhaupt keinen Gegensatz sehen, wagt Schwind⁶⁴ die Behauptung, dass «der Gegensatz der Schulen mehr auf persönlicher als auf sachlicher Gegensätzlichkeit beruhte . . .»

Die letztere Ansicht wird scheinbar — mindestens bis zu einem gewissen Grad — auch durch das Quellenmaterial bestätigt. Wie es aus manchen Anekdoten hervorgeht (Tac. Ann. 3. 70. — Dio. Cass. 57. 17. 2.), war Capito ein zu allem bereiter Höfling des Princeps, während Labeo «*noluit . . . ab Augusto . . . honorem suscipere*» (Dig. 1. 2. 2. 47.), was auf die republikanische Gesinnung des Labeo deutet. Ausserdem war Capito, wie man es aus dem Urteil von Pomponius ersieht, kein ursprüngliches Talent («*in his quae ei tradita fecerant perseverabat*»), während derselbe Gewährsmann von Labeo sagt: «*ingenui qualitate et fiducia doctrinae . . . plurima innovare instituit*» (Dig. 1. 2. 2. 47.). Schliesslich sei noch erwähnt, dass auch in bezug auf die Produktivität ein grosser Unterschied zwischen den beiden Juristen bestand (während Capito 14 Bücher schrieb, hinterliess Labeo deren 400).

Zweifellos ist es die bedeutend grössere Elastizität, durch welche die Schule der Proculianer vor allem charakterisiert wird. Im Zusammenhang mit der Spezifikation forderten z. B. die Proculianer, im Gegensatz zu den den Eigentümer des Materials konsequent schützenden Sabinianern, die

⁶¹ KRÜGER: a. W. S. 161.

⁶² KUNTZE: *Cursus des röm. Rechts*. Leipzig 1878. S. 199. — BONFANTE (Corso Bd. II. S. 118) ist der Ansicht, dass die Sabinianer eine naturalistische Richtung verfolgten.

⁶³ VOIGT: *Römische Geschichte* Bd. II. S. 222. — KIPP: a. W. S. 100.

⁶⁴ SCHWIND: a. W. S. 63.

Honorierung der schaffenden Arbeit.⁶⁵ Das Eigentumsrecht des *legatum per vindicationem* wird von den Proculianern, im Gegensatz zu den Sabinianern, nicht *ipso iure*, sondern nur mit Einwilligung des Legatars zugebilligt. Andererseits waren es gerade die Sabinianer, die die Ansicht vertraten, dass der Eintritt der *pubertas* fallweise untersucht und festgestellt werden müsste, und nicht — wie es der starre Standpunkt der Proculianer war — mit der Erreichung eines bestimmten Alters einzutreten habe.⁶⁷ Unserer Ansicht nach konnte aber jedoch hier kein meritorischer Unterschied bestanden haben: die ausgezeichneten Juristen der Prinzipatszeit, sowohl die Sabinianer, als auch die Proculianer, waren bestrebt, mit ihrem *ius respondendi*, in der Ausbildung des Rechts, dem Willen des Principis treu zu dienen, selbst auch dann, als in der proculianischen Richtung — fallweise —, quasi als Erbschaft des Labeo, gewisse republikanische Tendenzen fühlbar waren. Die charakteristischen, hauptsächlich formalen Merkmale von Scaevola und Servius (Abstraktion — Kasuistik, rauhere — glattere Ausdrucksweise usw.) können bei den Mitgliedern beider Schulen gleichmässig festgestellt werden. Übrigens waren — wie Pomponius berichtet — die Gründer beider Schulen Hörer der Schüler von Servius (Capito von Ofilius, Labeo von Trebatius), sodass ihre Tätigkeit dem Ursprung nach gleichmässig auf Servius und durch ihn bis auf Scaevola zurückreicht (Dig. 1. 2. 2. 47.).

Jener, ungefähr ein halbes Jahrhundert währende, auf die beiden letzten Sabinianer (S. Julianus und Gaius) folgende Zeitraum («das goldene Zeitalter des klassischen Rechts»), ist durch die Tätigkeit der drei grössten Juristen — Papinianus, Ulpianus, Paulus — ausgezeichnet. Während für die Tätigkeit des Papinianus der Umstand bezeichnend ist, dass sich in seinen Werken die Kasuistik zu hoher Vollendung entfaltete, sahen der originelle Paulus und der weniger originelle, doch äusserst produktive Ulpianus die Hauptaufgabe ihrer Tätigkeit in der systematischen Zusammenfassung, Kommentierung und vollständigen Klärung des früheren Rechtsmaterials. So widerspruchsvoll es auch klingen mag, verfügen wir im allgemeinen über keine so grossen Schöpfungen, die für die Tätigkeit dieser drei gewaltigen Juristen bezeichnend wären. Wir müssen uns stets im Auge behalten, dass ihre Grösse nicht in der Schöpfung neuartiger Rechtsinstitutionen zum Ausdruck gelangte, sondern in der minutiösen Ausarbeitung der Verteidigungsmittel des Privateigentums, in der Schaffung scharfer Distinktionen und in der den praktischen Anforderungen Genüge leistenden Zusammenfassung des häufig uneinheitlichen, zerfallenden Rechtsmaterials. Zur Unterstützung dieser Feststellungen können wir uns abermals auf die von Ulpianus stammende kasuistische Bearbeitung der *receptum*-Haftung des Gastwirtes berufen (Dig. 4. 9. 8. —

⁶⁵ Inst. 2. 1. 25.

⁶⁶ Gai. Inst. 2. 195.

⁶⁷ Gai. Inst. 1. 196.

3. 1. — 3. 2.), so wie auf den im Zusammenhang mit dem *receptum arbitrii* vor sich gehenden ähnlichen Vorgang :

«*Ait praetor : qui arbitrium pecunia compromissa receperit*» (Dig. 4. 8. 3. 2.) — gegen den kann eine Klage eingereicht werden, dass er im Rechtsstreit entscheide. Ulpianus konkretisiert die These :

«*Tametsi neminem praetor cogat arbitrium recipere*» (Dig. 4. 8. 3. 1.). Wenn er trotz der Annahme nicht geneigt währe, sein Amt auszuüben, bestimmt Paulus wie folgt :

«*praetor eum investigare debet, et si diu non paruerit, multa adversus eum dicenda est*» (Dig. 4. 8. 32. 12.).

Dagegen wird nach Ulpianus die Geldstrafe aufgehoben, wenn :

«*fuert infamatus a litigatoribus, aut si inimicitiae capitales inter eum et litigatores aut alterum ex litigatoribus intercesserint, etc.*» (Dig... 4. 8. 15.).

Ähnlich ist die Situation im Zusammenhang mit dem *depositum irregulare*. Bereits Scaevola beschäftigte sich (Dig. 16. 3. 28.) mit dem den verbrauchbaren Depositgegenstand betreffenden Geschäft, doch eine ausführliche Darlegung dafür finden wir erst bei Paulus, der folgendes feststellt :

«*Qui pecuniam . . . depositam ad usus proprios convertit, post moram in usuras quoque iudicio depositi condemnatus est.*» (Dig. 16. 3. 25. 1.)

An einer anderen Stelle äussert sich Paulus über die in diesem Falle statthafte Zinsenforderung :

«*Quaero an usurae peti possunt? Paulus respondit, eum contractum, de quo quaeritur, depositae pecuniae modum excedere.*» (Dig. 17. 1. 26. 1.)

Gleichfalls der Bestätigung obiger Feststellungen dienen sowohl die Entscheidung in dem Streit bezüglich der mit der *Societas* zusammenhängenden Gewinn-Verlust-Beteiligung, wie auch die Fixierung des ausgebildeten Prinzips. Die Auseinandersetzung beginnt mit den widersprechenden Ansichten von Scaevola und Servius (Gai. Inst. 3. 149.). Mit dieser Frage beschäftigen sich ausser Gaius noch zwei andere Juristen (Aristo und Cassius) des Prinzipats. Auf Grund des *responsum* genannter Autoren entscheidet Ulpianus :

«*Iniquissimum enim genus societatis est, ex qua quis damnum, non etiam lucrum spectet*» (Dig. 17. 2. 29. 2.).

Der erste Schritt zur Ausbildung des Begriffes von *dolus* und *culpa* wurde von den republikanischen Juristen gemacht. Auf Grund eines konkreten Falles (*causa Curiana*) beschäftigte sich P. Mucius Scaevola mit diesen Begriffen, später — auf ihn gestützt — Servius (Dig. 24. 3. 66. pr.). An der Ausbildung des *Dolusbegriffes* ist auch Cicero beteiligt (De off. 3. 60.). Die Formel der *actio de dolo* wird schliesslich von A. Gallus, einem Zeitgenossen von Cicero, zusammengestellt (De off. 3. 58.).

Auf dieser theoretischen Grundlage wurden die beiden Begriffe von den Juristen des Prinzipats kasuistisch bestimmt. Nach Labeo muss der *dolus* so verstanden werden :

«*omnem calliditatem, fallaciam, machinationem ad circumveniens, fallendum, decipiendum alterum adhibitam.*» (Dig. 4. 3. 1. 2.)

Die culpa wird durch Paulus folgendermassen definiert:

«*Culpam autem esse, quod cum a diligente provideri potuerit, non esset provisum*» (Dig. 9. 2. 31.).

«*Si omnia, quae oportuit, observavit . . . caret culpa*» (Dig. 9. 2. 30. 3.).

Die Wertung der Grade der culpa entwickelt sich jedoch erst in der postklassischen Zeit.⁶⁸ Bei der in die Einzelheiten gehenden Ausbildung des Culpabegriffes wurde also — im Vergleich zur republikanischen Rechtswissenschaft — die Hauptarbeit nicht von den Juristen der klassischen, sondern von denen der postklassischen Zeit geleistet.

In Zusammenfassung obiger Ausführungen kann gesagt werden, dass es zwar übertrieben wäre, zu behaupten, dass sich die Tätigkeit der Juristen des Prinzipats ausschliesslich in der Ausarbeitung des republikanischen Grundmaterials erschöpft hätte, soviel darf jedoch unbedingt festgestellt werden, dass *die Tätigkeit der Juristen des Prinzipats zum grössten Teil oft in der nicht einmal endgültigen Klärung und kasuistischen Ausarbeitung der von der republikanischen Rechtswissenschaft und von dem praetorischen Rechtsmaterial aufgeworfenen Fragen bestand; grosse, grundlegende, neue Schöpfungen sind eher für die frühere Zeitperiode charakteristisch.* Damit soll und darf aber die Bedeutung jener gewaltigen Arbeit, die von den Juristen des Prinzipats bei der Ausbildung des klassischen Rechts geleistet wurde, in keiner Weise geschmälert oder herabgesetzt werden.

DIE WERTUNG DER RECHTSENTWICKLUNG IN DEN BEIDEN ZEITABSCHNITTEN UND DIE FRAGE DES «KLASSISCHEN RECHTS»

Aus den bisherigen Feststellungen geht hervor, dass die von der Rechtsforschung der bürgerlichen Gesellschaft bestimmten Kriterien der Klassizität kaum dazu geeignet sind, um mit ihrer Hilfe das Rechtsleben in der Zeit nach den punischen Kriegen, von dem als «klassisch» bezeichneten Rechtsleben der drei ersten Jahrhunderte des Prinzipats trennen zu können.

Die *literarische Forderung* war von den punischen Kriegen ab genau so charakteristisch für die republikanische Rechtswissenschaft, wie sie es später für die des Prinzipats ist. Scaevola gab dem Prinzipat ein Rechtssystem, welches — wie Schulz⁶⁹ ausführt — nicht nur den Zeitgenossen, sondern im wesentlichen auch noch der postklassischen Zeit entsprach. Die meisten Grundbegriffe des römischen Privatrechts erscheinen sozusagen bereits in der Zeit der Republik. Die *Einheit vieler Grundbegriffe* entwickelt

⁶⁸ SZEMÉLYI: Vétességi fokozatok (= Grade des Verschulden). Kolozsvár 1943. S. 13.

⁶⁹ SCHULZ: a. W. S. 36.

sich schon in der Republik und schon damals kann die *Loslösung der leer gewordenen Formen* von dem Zivilrecht allgemein beobachtet werden.

Man muss sich fragen, warum die moderne Romanistik die Bezeichnung «klassisch» einzig und allein der Zeit des Prinzipats vorbehielt?

Die Differenzierung erfolgte auf Grund einer rein formalen Überlegung.

Der auf dem Gebiete der literarischen Forderung betonte Unterschied besteht nur scheinbar, denn vielen Juristen wird nur deswegen keine literarische Tätigkeit zugeschrieben, weil ihre Werke verloren gingen, und das Quellenmaterial keinen diesbezüglichen Hinweis enthält. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass man bei Scaevola erst die Versuche einer Systemschöpfung antrifft, und auch das Scaevola-System selbst noch keine besonders hohe Entwicklungsstufe repräsentiert, aber das Rechtssystem des Prinzipats ist dennoch auf diesen Versuchen und auf dem System des Scaevola aufgebaut. Es stimmt zwar, dass die endgültige Ausbildung der meisten Begriffe zur Zeit des Prinzipats erfolgte, doch gab es auch Fälle, in denen diese Entwicklung erst in der postklassischen Zeit ihren Abschluss fand.

Die Unzulänglichkeit der Differenzierung auf Grund einer rein formalen Betrachtung wird selbst von einigen Rechtsforschern anerkannt. Die Unhaltbarkeit der formalen Trennung zeigt sich auch in der unvermeidlichen Schwankung, sobald man den Versuch macht, die Grenzlinien der beiden Zeitperioden zu bestimmen (es gibt auch Ansichten, nach denen die «klassische» Zeit von Scaevola an zu rechnen wäre, während von anderer Seite behauptet wird, dass diese Zeit mit der Gründung des Prinzipats begonnen hätte).

Welchen Standpunkt vertritt nun die moderne romanistische Rechtsforschung in dieser Frage der Abgrenzung?

Kunkel⁷⁰ hebt hervor, dass die Befreiung von dem Formalismus des ältesten Rechtes, das Hervortreten des Prinzips der bona fides, die Schaffung einer wissenschaftlichen Methode, Resultate sind, die von der klassischen Methode kaum aufgewiesen werden können. Kreller⁷¹ stellt fest, dass die römische Rechtswissenschaft bereits von dem Augenblick an, da sie in der Geschichte erschien, die schaffende Kraft des neuen Rechts war, obwohl sie formal zu nichts anderem, als zur Deutung der Gesetze, zur Ausbildung der Prozessformen berufen war. Nach Kaser⁷² wurde das ius honorarium annähernd bereits in der Zeit geschaffen, bevor noch die rechtbildende fides in voller Blüte stand. Der Höhepunkt wurde jedoch erst im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte der Republik erreicht. Gegenüber dieser schaffenden Zeit lässt die klassische Periode bereits fast die Anzeichen der Erstarrung erkennen. Obwohl sie fähig war, die bereits vorhandenen Rechtsmittel in ihrer Ganzheit

⁷⁰ KUNKEL : a. W. S. 24.

⁷¹ KRELLER : Das Problem des Juristenrechts. Tübingen 1932. S. 6.

⁷² KASER : Römische Rechtsgeschichte. Göttingen 1950. S. 151.

und Vollendung wieder zu überprüfen, auszuwerten, doch zur Schaffung neuer Werke genügten ihre Kräfte nur noch in seltenen Fällen. Kaser ist ferner der Ansicht, dass den republikanischen Juristen, wenn auch nicht in bezug auf die juristische Denkweise, so doch in bezug auf die schaffende Kraft, den klassischen Juristen gegenüber, unbedingt der Vorrang gebührt. Noch weiter darüber hinaus geht Pringsheim,⁷³ der die klassische Periode von 150 v. u. Z. an rechnet (Brutus und sein Kreis), während er das Jahrhundert vor den punischen Kriegen (250 v. u. Z.) bis zu dem genannten Zeitpunkt als «vorliterarisch» bezeichnet. Fast dieselbe Ansicht vertritt auch Wieacker.⁷⁴ Er meint, dass man aus den Angaben von Pomponius, wonach die wichtige respondierende Rolle und die sich daraus ergebende rechtbildende Tätigkeit des ersten republikanischen Rechtsgelehrten (Appius Claudius und sein Kreis) in mündlicher Überlieferung erhalten blieben, mit vollem Recht darauf folgern könnte, dass ihre Schöpfungen, was Wert und Formniveau betrifft, Bausteine des ersten Abschnittes der Klassizität wären. (Mit Rücksicht darauf, dass uns literarische Denkmäler nur spärlich zur Verfügung stehen, gebührt ihnen im Rahmen der klassischen Zeit die Bezeichnung «vorliterarisch».)⁷⁵

Die obigen Kriterien der Klassizität sind im wesentlichen aus zwei Gründen nicht geeignet, die Grenzlinien der sog. klassischen Zeit zu ziehen und auf dieser Grundlage die Rechtswissenschaft der Republik von der des Prinzipats zu trennen.

Der eine Grund ist darin zu sehen, dass die erwähnten Kriterien übermäßig abstrakter Art sind, und sie können sich auf jeden Zweig der Wissenschaft beziehen, wir aber solche Kriterien zu suchen verpflichtet sind, die neben ihrem allgemeinen Charakter, besondere — spezifische — Kriterien für die Klassizität der Rechtswissenschaft darstellen.

Der andere Grund besteht darin, dass die erwähnten Kriterien im allgemeinen formaler Art sind, während die Frage der Klassizität von inhaltlichem Standpunkt untersucht werden muss. (B. Grossschmid wird z. B. grundlegend nicht deshalb zu den Klassikern der ungarischen Privatrechtswissenschaft gezählt, weil seine privatrechtlichen Arbeiten die Einheit der gedanklichen Formen und Ausdrücke erkennen lassen, und nicht deshalb, weil seine Konstruktionen «beispielgebend» sind,⁷⁶ sondern deshalb, weil er unter den gegebenen Verhältnissen das Obligationsrecht des ungarischen Privatrechts auf die vollkommenste Weise bearbeitete.)

Eben deshalb müssen sich die Kriterien einerseits konkreter auf die Rechtswissenschaft beziehen, anderseits müssen sie auch inhaltliche Beziehungen aufweisen.

⁷³ PRINGSHEIM: The unique character of roman classical law. JRS. 34 (1944). S. 60

⁷⁴ WIEACKER: a. W. S. 17.

⁷⁵ WIEACKER: a. W. S. 23.

⁷⁶ WIEACKER: Über die Klassik S. 21.

Nach unserer Ansicht ist in einer gegebenen Rechtsentwicklung das Kriterium der klassischen Zeit, der klassischen Rechtswissenschaft, der Klassizität im allgemeinen, *die inhaltliche* (und nicht die formale) *Systematik* und zwar in dem Sinne, dass die Einteilung, die Gruppierung des Materials und die Reihenfolge der einzelnen Gruppen unter Berücksichtigung gewisser Zusammenhänge durchgeführt werden. Ausserdem muss das System beispielgebend sein, also auch auf die Systeme späterer Zeiten einen gewissen Einfluss ausüben.

Ein weiteres Kriterium entscheidender Art ist ferner *die vollkommene, inhaltlich einheitliche Ausarbeitung der wichtigsten Rechtsinstitutionen* jener Gesellschaft — und zwar sowohl vom wirtschaftlichen, wie auch vom gesellschaftlichen und politischen Standpunkt aus — in deren Rechtsentwicklung wir die klassische Periode suchen.

Ein Kriterium der Klassizität ist schliesslich — unserer Ansicht nach — *die Abgeschlossenheit des Rechtsmaterials* in dem Sinne, dass die wichtigsten Produkte, die sich im Laufe der weiteren Rechtsentwicklung in derselben Gesellschaft zeigen, d. h. die bedeutendsten Rechtsinstitutionen, nicht mehr zur Festigung der Produktionsverhältnisse derselben Gesellschaft, sondern denjenigen eines folgenden Gesellschaftssystems dienen sollen.

Wir sind der Ansicht, dass diese drei Kriterien, bei der Umgrenzung der klassischen Zeitperiode des römischen Rechts, die Bestimmung wesentlich schärferer Grenzen ermöglichen.

Das in dem Inhalt zum Ausdruck kommende System lässt auf einen höheren Entwicklungsgrad folgern, als dasjenige, welches sich bloss in der Form meldet. Unter dem letzteren Begriff kann bereits auch ein einfaches Programm zusammengefasst werden, wie z. B. das sog. Aelius-System. Dem vorigen Kriterium entspricht jedoch nur ein solches System, wie dasjenige des Scaevola, in dessen Rahmen — worauf auch Lenel⁷⁷ hinweist — das Material der sich auf das Erb-, Personen-, Obligations- und Sachen-Recht beziehenden Regeln streng voneinander getrennt werden kann und die Voranstellung der Regeln des Erbrechts aller Wahrscheinlichkeit nach dadurch begründet wurde, dass den sog. Universalaktionen eine gewisse Priorität zuerkannt wird. Daneben ist der Einfluss des Scaevola-Systems auch in den Systemen von Sabinus, Gaius usw. feststellbar, sogar auch in den Systemen der postklassischen Zeit (*Institutiones Justiniani*).

Die wichtigste Rechtsinstitution in der Zeit der römischen warenproduzierenden Sklavenhaltergesellschaft ist das Eigentumsrecht über Sklaven und Boden, d. h. über die grundlegenden Produktionsmittel der Sklavenhaltergesellschaft. Die Grundlagen von diesem Eigentumsrecht wurden, wie bereits ausgeführt, von den Juristen der Republik geschaffen, doch der

⁷⁷ LENEL: Sabinussystem. S. 93—95.

Schutz des Eigentumsrechts wurde erst von der Rechtswissenschaft in der Endzeit der Republik und im Laufe des Prinzipats zur höchsten Vollendung ausgearbeitet.⁷⁸ Damals wurden die ideologischen Grundlagen dieses Schutzes, die Lehre von der Einheit des Eigentums, die Präsumpition von der Vollständigkeit des Eigentums, die zur Ausnützung der geistigen Fähigkeiten des Sklaven nötige ideologische Grundlage, usw. geschaffen. Gleichzeitig kann festgestellt werden, dass gewisse Institutionen, von wirtschaftlich, politisch nicht grundlegender Bedeutung, wie z. B. die Institution des Dienstvertrages (mit Rücksicht auf die von dem Sklaven geleistete Arbeit) von den Juristen der klassischen Zeit nicht in allen ihren Einzelheiten ausgearbeitet wurden, weil sich ihre Kasuistik — wie Kaser⁷⁹ feststellt — in diesem Falle auch mit der unentwickelten Typusbildung begnügte.

Schliesslich wird das Rechtsmaterial der Prinzipatszeit von dem um die Mitte des III. Jahrhunderts geschaffenen Rechtsmaterial dadurch getrennt dass die in der folgenden Zeit entstandenen, eingehend ausgearbeiteten, grundlegenden Rechtsinstitutionen, wie z. B. die Emphyteuse (auf die höchste Entwicklungsstufe wurde die Erbpacht durch den auf Verfügung des Kaisers entstandenen, absolute Wirksamkeit schaffenden *contractus emphytheuticiarius* erhoben (oder das Kolonat) dessen eingehende Bearbeitung erst in der Spätkaiserzeit erfolgte) nicht mehr der Ausdruck der Produktionsverhältnisse der Sklavenhalter-, sondern der beginnenden Feudal-Gesellschaft waren und dem Schutze dieser — neuen — Verhältnisse dienten. Ein Abschnitt in der Geschichte der römischen Rechtsentwicklung findet also bereits in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts seinen Abschluss (das will natürlich keineswegs heissen, als ob sich die früheren grundlegenden Rechtsinstitutionen in einigen weniger wichtigen Einzelheiten nicht weiter entwickelt hätten).

Mit Hilfe der drei oben beschriebenen Kriterien kann also die von Qu. Mucius Scaevola bis zur Mitte des III. Jahrhunderts u. Z. währende römische Rechtsentwicklung sowohl von der ihr vorausgehenden, als auch von der ihr folgenden Rechtsentwicklung scharf getrennt werden. Wir können also nicht in den Fehler verfallen, die römische Rechtswissenschaft schon von der Zeit der ersten republikanischen Juristen an als «klassisch» zu bezeichnen und dabei nicht zu berücksichtigen, dass die Rechtsgelehrten, die vor den punischen Kriegen lebten, verhältnismässig nur sehr wenig der Nachwelt hinterlassen konnten, da die in den Produktionsverhältnissen feststellbare grosse Veränderung erst nach ihrer Zeit eintrat. Die Lebensverhältnisse, die durch die in den *responsa* dieser Juristen zum Ausdruck gelangenden Normen geordnet wurden, sind zum grössten Teil noch die Lebensverhältnisse

⁷⁸ KRASNOKUTSKIJ führt aus, dass ein dem klassischen römischen Eigentum eine Manifestation höchsten Grades der von der Einzelperson über Boden und Sklaven ausgeübten Herrschaft zu sehen war. (NOVICKIJ—PERETERSKIJ: a. W. S. 127).

⁷⁹ Die Rezension KASERS über die «Locatio—conductio» von MAYER—MALY SZ. 1956. Bd. 73. S. 425.

der patriarchalischen Sklavenhaltergesellschaft, während die Lebensverhältnisse in der Zeit nach den punischen Kriegen bereits die der warenproduzierenden, auf Sklavenarbeit aufgebauten römischen Wirtschaft sind.

Als klassisches römisches Recht muss also das inhaltlich geordnete und vom Standpunkte der weiteren Entwicklung abgeschlossene Rechtsmaterial betrachtet werden, welches der grundlegenden Rechtsinstitution der römischen Sklavenhaltergesellschaft, dem Sklaven- und Grundeigentum, den vollkommensten Schutz sichert. Die dieses Rechtsmaterial schaffende Rechtswissenschaft ist *die klassische römische Rechtswissenschaft*, und die Zeitperiode, in der dieses Rechtsmaterial geschaffen wird, ist *die klassische Zeitperiode des römischen Rechts*.

* * *

Wir stehen also wieder vor dem Ausgangspunkt unserer Arbeit, d. h. vor dem grundlegenden Problem dieser Abhandlung: warum die sog. klassische Periode der römischen Rechtsentwicklung — obwohl diese mit der Entwicklung der Wirtschaft aufs engste verbunden ist — auf die Verfallszeit des Sklavenhaltersystems und nicht auf die Blütezeit des Wirtschaftslebens fällt?

Das System der Sklavenhaltergesellschaft zeigt in seiner Entwicklung einen gewaltigen Bogen, der ungebrochen von der Zeit nach dem ersten punischen Krieg bis zu dem Sklavenaufstand im II. Jahrhundert v. u. Z. führt. Von da an ist in diesem Bogen, bis zur Gründung des Prinzipats, nur ein geringes Ansteigen zu beobachten, dann neigt er sich nach unten und diese Tendenz tritt vom Tode des Trajanus an immer intensiver zum Vorschein.

Der Schutz des Sklaven- und Grundeigentums war in der Zeit nach den punischen Kriegen, neben der stark gefestigten Macht der Republik, nicht die wichtigste Aufgabe der Rechtsbildung. Ihr Ziel war viel eher in der grosszügigen Ausarbeitung der grundlegenden Geschäftsformen des sich entwickelnden Verkehrslebens zu sehen. Als jedoch der immer intensiver in Erscheinung tretende Verfall des Sklavenhaltersystems einsetzte, musste das Recht mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln immer wirksamer eingreifen, um die Interessen der Sklavenhalter⁸⁰ und Grundbesitzer in bezug auf das Sklaven- und Grundeigentum zu sichern und zu schützen. Im Laufe dieser Bemühungen der Rechtswissenschaft erreicht der Schutz des geschilderten Privateigentums jenen hohen Grad der Vollkommenheit, der in der hervorragenden Fachbildung der römischen Juristen seine einmalige Bestätigung findet.

⁸⁰ MASKIN (Aug. princ. S. 336) betont, dass zur Zeit des Prinzipats die Staatsgewalt selbst — im Interesse der Sklavenhalter — in die Angelegenheiten zwischen den Sklavenhaltern und den Sklaven eingriff.

Der Umstand also, dass das römische Recht gerade zur Verfallszeit der Sklavenhaltergesellschaft seinen höchsten Entwicklungsgrad erreichte, weist keinesfalls darauf hin, dass diese Periode mit der Blütezeit des Wirtschaftslebens zusammenfiel, sondern gerade auf das Gegenteil.⁸¹ Die Rechtswissenschaft wollte damit den Verfall des Sklavenhaltersystems auf ähnliche Weise verhindern, wie dies Hadrianus, auf dem Gebiete der Staatsverwaltung, mit seinen bürokratischen Verfügungen bezweckte.

Wie war nun demgegenüber die Lage zur Zeit der Blüte des Sklavenhaltersystems? Treffend führt Wieacker⁸² aus, dass in der Entwicklung des römischen Rechts, vom zweiten punischen Krieg ab bis zur Zeit der Soldatenkaiser, zwei Gipfelpunkte zu erkennen sind. Der erste im Laufe des II. Jahrhunderts v. u. Z. und der zweite im II. Jahrhundert u. Z.

Der erste Gipfelpunkt fällt — wie aus unseren Ausführungen hervorgeht — auf jenen Zeitraum der Republik, der sich dem zweiten punischen Krieg anschliessend bis zu dem Sklavenaufstand am Ende des II. Jahrhunderts erstreckt. Es ist jener Abschnitt in der Entwicklung der warenproduzierenden, auf Sklavenarbeit basierten römischen Wirtschaft, der die beiden Hauptfaktoren der Rechtsbildung: die Rechtsgelehrten und den Praetor vor schwere Aufgaben stellt. Das sich gewaltig entwickelnde Verkehrsleben lässt die alle Einzelheiten umfassende Ausarbeitung, und Systematisierung des Rechtsmaterials nicht zu. Es ermöglicht nur die Festlegung der Grundlagen jener Rechtsinstitutionen, die zur Regelung des Warenverkehrs berufen waren. Die konsequente Ausarbeitung des Privateigentumsrechts erfolgte zwar — wie Maskin⁸³ ausführt — erst zur Zeit des Prinzipats, doch die dazu nötigen Grundlagen wurden schon in der Endzeit der Republik geschaffen. *Die grossen juristischen Schöpfungen, die auch unter den veränderten Produktionsverhältnissen zum grössten Teil massgebend für die Rechtsentwicklung des Prinzipats waren, entstanden in dieser Zeit.* Diese Zeit schuf die Rechtsstruktur für die grundlegenden Rechtsgeschäfte des Verkehrslebens, sowie im allgemeinen auch die Grundlagen des den Verkehr betreffenden Weltrechtes der warenproduzierenden, auf Sklavenarbeit basierten römischen Wirtschaft. Im Vergleich zur raschen Rechtsentwicklung dieser Zeitperiode — wofür ein be-
redter Beweis z. B. in dem im Laufe von ungefähr zwei Jahrhunderten gewaltig anwachsenden praetorischen Rechtsmaterial zu sehen ist — lässt das Tempo der Rechtsentwicklung in dem I. Jahrhundert v. u. Z. und im I. Jahrhundert u. Z. eine gewisse Verlangsamung erkennen. Die Systematisierung, die kasuistische Bearbeitung sind bezeichnend für die Tätigkeit der Juristen dieser Zeit.

⁸¹ MARX—ENGELS: Sämtliche Werke Bd. I. S. 636. (russ.)

⁸² WIEACKER: Über die Klass. S. 36.

⁸³ MASKIN: Az ókori Róma története (= Die Geschichte des antiken Roms). S. 294.

Im II. Jahrhundert u. Z. erreicht die Rechtswissenschaft den bereits erwähnten zweiten Gipfelpunkt ihrer Entwicklung, *was in dem vollkommenen Ausbau des Eigentumsrechts über die grundlegenden Produktionsmittel dieser Gesellschaftsordnung, besonders in der Sicherung einer möglichst vollständigen Ausbeutung der Sklaven und in der möglichst weit gehenden Sicherung des Verfügungsrechtes über den Boden, zum Ausdruck gelangte.*

Die Blütezeit des römischen Wirtschaftslebens fällt also mit der Fundierung des Privatrechts in dem warenproduzierenden römischen Sklavenhaltersystem zusammen, während die klassische Zeit des römischen Rechts, in der das vollkommene Schutzsystem des Privateigentums ausgebaut wird, auf die Verfallszeit des Sklavenhaltersystems zu verlegen ist. Das klassische römische Recht ist also ein Verfallsprodukt des Sklavenhaltersystems, ein Produkt, welches berufen gewesen wäre, dem Verfallsprozess Einhalt zu gebieten und die Produktionsverhältnisse der bestehenden Gesellschaftsordnung zu schützen. Trotz seiner unleugbaren Vollkommenheit war das römische Recht nur noch dazu fähig, den Verfallsprozess des Sklavenhaltersystems zu verlangsamen, keinesfalls aber ihn zu verhindern, denn parallel mit den Institutionen des klassischen Rechts begann jene Rechtsentwicklung, durch welche bereits die grundlegenden Rechtsinstitutionen der neuen Gesellschaft, die Rechtsinstitutionen des Feudalismus geschaffen wurden.

Э. ПОЛАЙ

ЭПОХА РАСЦВЕТА РИМСКОЙ ЭКОНОМИКИ И ЕЕ ОТНОШЕНИЕ К КЛАССИЧЕСКОЙ ЭПОХЕ РИМСКОГО ПРАВА

(Резюме)

Чем же объясняется, что кульминационный пункт развития римского права (классический период) совпадает не с расцветом периода экономической жизни, который протянулся с конца первой пунической войны до начала принципата, а со временем упадка?

1. Современные буржуазные романисты убеждены, что характерные черты классицизма в области правоповедения заключаются в литературности и систематизации, далее в стандартизованных понятиях, освобождении от лишних форм, прогрессивной технике и подробной разработке понятий (Wieacker). Невольно спрашивается, появляются ли эти особенности только в т. н. классической эпохе или характеризуют уже и период расцвета товаропроизводительного рабства?

2. В прогрессивном периоде товаропроизводительного рабства развитие права направлялось учеными-юристами и претором.

Начиная с перехода на систему товаропроизводительного рабства (начало II. века н. э.), юриспруденция носила уже черты литературности. Первая попытка ее систематизации произошла в *Triperita* Элия Секста. Система Муция Сцеволы сделала могучий шаг вперед, так как она базировалась уже на соображениях по содержанию. Единые понятия гражданского права (*dolus, fraus, libertas, potestas, bona fides etc.*) разрабатывались в юриспруденции республики. Под греческим влиянием распространился и метод дефиниции понятий. Этот же период создавал т. н. *regulas*. Единство стиля и мнений было достигнутое общей работой ученых-юристов и их учеников еще во время республики. В то же самое время исчезали пустые формулы и начиналась подробная разработка некоторых юридических понятий.

Юридическая деятельность преторов соприкасалась с правоповедением в 3 пунктах :

1) юрист-ученый помогал претору в создании юридических формул при наличии спора-

ших сторон, имевших юрисконсультентов, 2) тезисы эдиктов объяснялись учеными-юристами, 3) юридический материал преторского правоправедения развешивался далее для юриспруденции принципата.

В первый период республиканского развития, начавшегося с пунническими войнами, создавались — в соответствии и мощным прогрессом в области экономики — новые юридические формулы, а когда прогресс несколько замедлился (в эпоху восстания рабов во II. веке), то открылась возможность на систематизацию не обработанного юридического материала, на углубление юридического занятия (Qu. Mucius Scaevola, Servius).

3. В первые 2½ столетий развитие права направлялось юриспруденцией. Правоведы этой эпохи опирались на систему Scaevola. Прототипом от «Edictum Perpetuum» была система, разработанная во время республики. Разработанные в эпоху принципата юридические понятия (*aequitas, naturalis ratio etc.*) появились еще во время республики. Республиканская юриспруденция и эдикт создавали основы частной собственности, защита которой разрабатывалась во время принципата. «Школы» республики (Сцевола, Сервия) были примерно те же самые как и «школы» принципата (сабинияне, прокулияне).

4. Таким образом признаки классицизма, определенные современными буржуазными романистами не очень пригодны для отделения юриспруденции республики от юриспруденции принципата в первых 2½ столетиях его существования. Современное буржуазное правоправедение тоже указало уже на то, что большие достижения характеризуют именно юриспруденцию республики Kunkel, Kroll, Kaser, Pringsheim, Wieacker.

По нашему мнению эти признаки классицизма непригодны для отделения двух эпох, потому что они слишком отвлеченны (они могут относиться к любой отрасли науки) и формальны (не принимая во внимание отношения по содержанию). Правильные признаки классицизма в юриспруденции по нашему мнению следующие: а) внутренняя систематичность (впервые она встречается у Муция Сцевола), б) классическая юриспруденция содержит наиболее совершенную разработку правовых институций, которые являются важнейшими для экономики, политики и т. п. данного общества. Эти институции были в Риме — как Краснокутский подчеркивает — земельная собственность и рабовладение, защита которых была разработана юриспруденцией принципата, чтобы препятствовать разложению рабовладельческого строя и, наконец, в) замкнутость правового материала, чтобы дальнейшее развитие создавало такие основные институции, которые отражают и укрепляют экономические базисы общественного порядка (*emphythensis, colonatus*).

При помощи этих признаков уже возможно отделить классическую эпоху от пре- (Qu. Mucius Scaevola) и постклассицизма, течение которого подробно вырабатывались предвестники крепостничества: вечная аренда и колонат.

5. Итак расцвет римской экономики совпал с заложением фундаментов частного права мелкотоваропроизводительного рабства, а классическая эпоха римского права течение которой развешивалась полная система защиты частной собственности, является одновременно с разложением рабовладельческого строя и его непосредственным следствием.

EIN KOPTISCHES HANDSCHRIFTENFRAGMENT DER MERKURIOS-LEGENDE

Das Handschriftenfragment gelangte aus der Hinterlassenschaft von Bonifac Platz in die Ägyptische Sammlung des Kunsthistorischen Museums. (Inv. Num. 51. 266). Auf der einen Seite der Handschrift ist über dem koptischen Text in verkehrter Richtung folgende Bemerkung in ungarischer Sprache zu lesen: «Aus dem Kloster Amba Musa. 6. Januar 1901.» Auf der anderen Seite: «In der Nähe von Abydos.»

Die Handschrift stammt wahrscheinlich aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert, das Material ist Papier. Die Schriftzeichen zeigen die modifizierten Buchstabentypen der späteren Jahrhunderte, so z. B. die Buchstaben «n», «m», «h», «ḥ». Die Schreibfehler und grammatische Unregelmässigkeiten bezeugen eine unvollkommene Kenntnis der Sprache. Das Fragment ist ein Doppelblatt, aber nicht das mittlere einer Lage. Es fehlen die dazwischenliegenden Seiten und auch der Anfang des Textes beginnt mit dem Bruchteil eines Namens oder Wortes. Seine Ergänzung zum Worte Merkurios ist nur auf Grund des Inhalts des zweiten Teiles des Textes möglich, da die ersten zwei Seiten eine Art Gebetformel enthalten. Dafür spricht der Gebrauch des anstatt des Namens eingesetzten Nim. Der aus Lobpreisungen und Flehen bestehende erste Teil ist, seinem Inhalt nach, abweichend von dem näher zu erörternden zweiten Teil des Textes.

Die vollständige Übersetzung — unter Beachtung der im fragmentarischen Text angebrachten Korrekturen — lautet: . . . [Merku]rios, ich rufe und sage: Gruss (*χαίρε*) dir, o Heiliger! Heil dir in Wahrheit, unser heiliger Vater Abba N. N.! Denn du hast diese vergängliche (wörtlich: die vorübergehen wird) Welt (*Κόσμος*) verachtet (*καταφρονεῖν*). Heil dir in Wahrheit, unser heiliger Vater Abba N. N.! Denn Du hast Wunder gewirkt in deinem heiligen Kloster (*μοναστήριον*). Lasst uns eiligst (oder eifrig?) (*σπουδή?*) in dein Kloster (*μοναστήριον*) gehen, damit (*ἵνα*) wir Heilung erlangen unserer Krankheiten und Gnade finden bei — (?) [Kai]ser (?) [*Καὶ*]σαρ (?) in grosser Frechheit (*τολμηρία*) (?) Die Lesung (*παράλεξις*) [arabisch.] Er füllte deine Hand mit beschmutztem Blut. Er warf sie [plur.] in die Höhe, in die Luft, mit den Worten: Deinen Geist (*πνεῦμα*), der mir gegeben worden ist, werde

BUCYXWPTUPAZ
 TEZTTEOCYHET
 ATZAY. EPYETON
 ZEKEPOROZOT
 AZOC
 EPCTCHYTET
 CYXIXAYMOE
 EPATYCAPYWI
 UOYAYETXOT.
 CETYEMHTUP
 POLYMOE
 لم يظف البركس

POCZYWYERX
 XWUOCXEXERE
 ZAXWPAZOC
 WOTZTATXJET
 UEBUHTETZT
 ETZABATZUOE
 AXEPXATAPPO
 ZTUPXOCUOCB
 ZETZT. WOTZT
 ATXJETZOTUB
 UHTETZTWTET
 لم يظف البركس

AAAZTUPXAXI
 PZTEAZTUPHPT
 ZETPEXUOTAC
 THPTOTET
 UARETZAYET
 ZETOTCYOTYE
 TOTTEPEXUOT
 ACTHPTOTET
 TETOTOTOT
 OTZTETZUWET
 OTOTETETZUW
 ZOTZTATZET

CAPZETOTZT
 ZEXUETZ
 البركس
 AYUOETEXX
 ZTOTCYETOT
 AYCATOTEPYWI
 ETPTAHPTPEX
 PTZETZAYTHYT
 TZTATBOYTET
 AYAY
 AXEOCXEXOT

1 ρΙΟC ΔΙΩΨ ΕΒΟΛ ΔΙ
 2 ΧΩ ΜΜΟC ΧΕ ΧΕΡΕ
 ΝΑΚ Ω ΠΙΑΓΙΟC .
 4 ΩΟΥΝΙΑΤΚ ΉΕΝ Ὡ
 ΜΕΘΜΗΙ ΠΕΝΙΩΤ
 6 ΕΘΥ ΑΒΒΑ ΝΙΜ ΧΕ
 ΑΚΕΡΚΑΤΑΦΡΟΝ
 8 ΙΝ ΜΠΙΚΟCΜΟC ΕΘ
 ΝΑCΙΝΙ · ΩΟΥΝΙ
 10 ΑΤΚ ΉΕΝ ΟΥΜΔΘ
 ΜΗΙ ΠΕΝΙΩΤ ΕΘΥ

ΑΒΒΑ ΝΙΜ ΧΕ ΔΚΙ
 2 ΡΙ ΝΖΑΝΩΦΗΡΙ ·
 ΉΕΝ ΠΕΚΜΟΝΑC
 4 ΤΗΡΙΟΝ ΕΘΥ —·
 ΜΑΡΕΝΩΔΑΝΕΝ
 6 ΉΕΝ ΟΥCΦΟΤΟΥ Ε
 ΒΟΥΝ ΕΠΕΚΜΟΝ
 8 ΑCΤΗΡΙΟΝ ΖΙΝ Ν
 ΤΕΝΒΙ ΝΟΥΤΑΛ
 10 ΘΟ ΝΝΕΝΩΩΝΙ
 ΟΥΟZ ΝΤΕΝΧΙΜΙ
 12 ΝΟΥΝΔΙ ΉΑΤΕΝ

1 CΑΡ ΉΕΝ ΟΥΝΙΩΤ
 2 ΝΔΟΛΜΕCΙΑ ~
 البرلكس
 4 ΔΓΜΟZ ΤΕΚΧΙΧ
 ΝCΝΟQ ΕΤΘΔΉΕΜ
 6 ΔΓCΑΤΟΥ ΕΠΩΩΙ Ή
 ΕΝ ΠΙΔΗΡ ΧΕ ΠΕΚ
 8 ΠΝΔ ΕΤΑΥΤΗΙQ ΝΗΙ·
 ΤΝΑΤΑCΘΟQ ΝΤΟΥ
 10 ΔΩQ ΔΝ ~
 ΔΙΚΕΟC ΚΕ ΔΞΙΟC

ΘΜΕΤΧΩΡΙ ΜΠΑΙ
 2 ΓΕΝΝΕΟC ΦΗ ΕΤ
 ΔΥΝΔΥ· ΕΡΟQ ΕΥCΟΠ
 4 ΝΧΕ ΠΟΥΡΟ ΙΟΥΛΙ
 ΔΝΟC ~
 6 ΕΡΕΤCΗQΙ ΉΕΝ Τ
 ΕΓΧΙΧ ΔΓΜΟZΙ
 8 ΕΡΑΤQ CΑ ΠΩΩΙ Μ
 ΜΟQ ΔΓΕΝΚΟΤ
 10 ΉΕΝ ΘΜΗΤ ΜΠΙ
 ΠΟΛΕΜΟC ~
 12 لمخلص البرلكس

ich zurückweisen, ich mag ihn nicht. Gerecht und würdig (*δικαῖος καὶ ἄξιος*). Die Stärke dieses Edlen (*γενναῖος*), den der Kaiser Julian einmal sah. Mit dem Schwerte in seiner Hand ging er zu ihm, über ihn; er entschlief (starb) mitten in der Schlacht (*πόλεμος*).

Einige Bemerkungen zur Orthographie bzw. Korrektur des bohai-schen Textes: Seite II. Zeile 5. steht ŠANEN für ŠE NAN. In Zeile 6. ist die Bedeutung «Lippe» für SPHOTOY sinnlos, dagegen das von W. Till vorgeschlagene griechische *σποδῆ*¹ sehr wahrscheinlich. In Zeile 8. steht HIN für HINA. Auf Seite III. Zeile 2. ist das Wort DOLMESIA wieder sinnlos, dagegen das ebenfalls von W. Till vorgeschlagene *τολμηρία* äusserst zutreffend. In der vierten Zeile dürfte das Genitivpräfix im Sinne des Textes auf NEF verbessert werden. Seite IV. zu Zeile 3. sollte dem Sinn, bzw. dem nachfolgenden ENČE JOYLIANOS gemäss AYNAY zu AFNAY korrigiert werden.

Der die Seiten III. und IV. umfassende zweite Teil des Fragments, der mit dem vorhergehenden in keinem Zusammenhang steht, dürfte schon wegen des hier vorkommenden Namens Julianos von Interesse, ja von historischem Wert sein. Wenn der im Text erwähnte «König Julianos» nämlich mit dem Apostaten identisch ist, könnte unser Fragment mit einem der interessantesten aber auch verwickeltesten Problemenkreise der hagiographischen Literatur in Verbindung gebracht werden.

Seinem Inhalt nach ist das Fragment selbstverständlich als Bruchstück einer Legende oder eines Martyriums zu betrachten. Wenn nun die betreffenden Zeilen wirklich auf einen unter Julianos hingerichteten, mit Ägypten aufs engste verbundenen Märtyrer hinzielen, so kann vor allem Artemius in Betracht kommen.² Aus der Szene, die sich um das weiterbreitete und äusserst vielfältige Motiv des sein Blut gen Himmel schleudernden Julianos gruppiert, ergibt sich jedoch, dass Merkurios³ der ungenannte Held dieses Legendenfragments ist. Die Gestalt des mit dem julianischen Sagenkreis eventuell in Verbindung zu bringenden Merkurios steht übrigens im Kontakt mit Artemios.⁴ Die Anschauung wonach gewisse namhaftere Mönche — vor allem Šenute — obgleich sie von der Welt zurückgezogen leben — doch als wichtige Faktoren der historischen Ereignisse betrachtet werden, ist bezeichnend für die koptische Literatur und Sagen. Der Kult des Merkurios in Ägypten

¹ An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. W. TILL meinen Dank aussprechen für die auf Grund einer Photokopie der Handschrift gemachten wertvollen Bemerkungen. Er war es auch, der meine Aufmerksamkeit auf die Lesung des in arabischer Umschrift gegebenen *παράλειψ* lenkte.

² Liebenswürdige Mitteilung des Herrn Prof. P. RADÓ, der dem Verfasser auch in der einschlägigen Literatur zu Hilfe kam.

³ L. KÁKOSY danke ich für den Hinweis auf die koptischen Beziehungen des Merkurios.

⁴ Bei Nikephoros Callist. Hist. Eccl. X. 35. S. auch: H. DELAHAYE: Les légendes grecques des saints militaires. Paris 1909, 98, Anm. 4.

erklärt sich auch aus der Tatsache, dass ihm nach der Legende die Rolle des Vernichters des Kaisers Julian, dieses Feindes des Christentums, zufiel.

Der sich an die Gestalt des Merkurios knüpfende, den verschiedenen Quellen gemäss in seinen Einzelheiten äusserst vielfältige Legendenkreis lässt sich seinem Inhalt nach in zwei verschiedene Teile gliedern. Der erste bezieht sich auf den Märtyrertod des unter Decius hingerichteten Soldaten, der zweite — für uns im Hinblick auf das Fragment interessantere — auf den Tod des Kaisers Julian.⁵ Der im persischen Feldzug erfolgte tragische Tod des Kaisers gab der Phantasie weiten Spielraum. Die im Staub und Getümmel der Schlacht von unbekannter Hand unerwartet erhaltene tödliche Wunde konnte ja dem Laufe der Geschichte eine neue Wendung geben. Jedenfalls war dieser Vorfall von sehr grosser Bedeutung sowohl für die Anhänger der Politik Julians, als auch für dessen Gegner. So wurde denn fast auf der Stelle, anstatt einer natürlichen Verwundung durch persische Waffen, der Glaube an einen aus seinen eigenen christlichen Soldaten hervorgegangenen Rächer lebendig. Später wurde die Tatsache eines göttlichen Eingreifens zugunsten der Christen und Julian zur Strafe allgemein angenommen. In ihren Einzelheiten weist die Erzählung dieser Strafe ebenfalls eine grosse Vielfältigkeit der Motivierung auf. Auch Binon weist darauf hin,⁶ dass wir schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts eine aus ähnlichen Motivierungen entsprungenen Schilderung des tragischen Todes des Kaisers Valens besitzen. Gleichzeitig macht er auf eine Stelle in der um die Mitte dieses Jahrhunderts entstandenen Kirchengeschichte des Sozomenos aufmerksam, wo eine Vision der den Tod des Apostaten beschliessenden Versammlung der Apostel und Propheten geschildert wird. Zwei Teilnehmer derselben melden dann auch später den Tod des Apostaten.

Im 6. Jahrhundert, bei Malalas⁷ (bezw. seinen Nachfolgern, z. B. Johannes von Nikiou in seiner im äthiopischen Texte erhaltenen Chronik)⁸ tritt uns Merkurios schon in einer an das Leben des Basilios geknüpften Erzählung entgegen. Der heilige Soldat und Märtyrer hat den Auftrag erhalten, den Kaiser Julian mit dem Tode zu strafen. Ebenso ist es Merkurios, der in der für Julian verhängnisvollen Schlacht, von seinen Gefährten begleitet, dem Apostaten die tödliche Wunde beibringt und seine Pläne dadurch zunichte macht. Nach einigen Varianten der Merkurios-Legende war während dieser Zeit die Gestalt des Heiligen vom Gnadenbilde an seinem Kultorte verschwunden und seine Waffen tags darauf mit Blut bespritzt.

⁵ Eine Zusammenfassung des julianischen Sagenkreises bei J. Bidez: *Julian der Abtrünnige*, München 1940, bes. Kap. 18: *Geschichte u. Legende*. Für die christliche Auffassung des Problems s. die Einleitung des Werkes v. Fr. Dölger.

⁶ S. BINON: *Essai sur le cycle de Saint Mercure martyr de Dèce et meurtrier de l'empereur Julien*. Paris 1937.

⁷ Joannis Malalae *Chronographia ex recensione Ludovici Dindorfi*. Bonnæ 1831, 333.

⁸ M. H. ZOTENBERG: *La Chronique de Jean, évêque de Nikiou*, Paris 1879.

Die Verbreitung des Christentums im Orient, vor allem in Ägypten erhielt eine wesentliche Stütze durch den Kult der Märtyrer. Eine der wichtigsten wurde dem bis heute in Ägypten hochverehrten Merkurios gewidmet.⁹ Seine Abbildungen und die wichtigeren Beziehungen des sich an seinem Namen knüpfenden Legendenkreises verhalfen ihm zu historischer Bedeutung. Seine selbst unter den «kämpferischen Heiligen»¹⁰ ganz individuelle Gestalt sowie die ihm zuge dachte Rolle finden ihre Begründung in der historisch wichtigen Persönlichkeit des Kaisers Julian, bzw. in dem gegen diesen letzteren eingenommenen christlichen Standpunkt. Zur Zeit des Verfalls der Sklavenhaltergesellschaft und des von allen Seiten von schweren Krisen heimgesuchten Römischen Reiches war Julians Versuch einer Wiederherstellung der antiken Religion, gleich anderen Restaurationsversuchen der «alten Ordnung», ein hoffnungsloses Beginnen, der Gedanke einer Stärkung der Staatsmacht durch die alte Religion verspätet. Andererseits hätte — vom christlichen Standpunkt aus — nach den mit grausamer Härte vorgehenden Kaisern, die mehr tolerant zu nennende Politik Julians ergebnisreicher und eben dadurch für die Christen gefährlicher werden können. Diese letzteren verdamnten die Politik des im christlichen Glauben Erzogenen und später wieder zum Heidentum Zurückgekehrten umso heftiger, als sie einer allgemein anerkannten und seit einem halben Jahrhundert staatlich unterstützten Religion galt. Darum tritt der Apostat auch in den späteren Legenden immer als der von Gottes Gericht gerecht Getroffene auf.

Es ist nicht unsere Aufgabe hier erörtern zu wollen, wie der kämpferische Heilige zum Richter des grossen Christenfeindes wurde. An Hand der wenigen erhaltenen Sätze des Fragments möchten wir vielmehr auf dessen Zusammenhänge mit den verschiedenen Varianten über den Tod des Julianos hinweisen.

Der Legendenkreis des Merkurios umfasst zwei ursprünglich bestimmt verschiedenen Quellen entnommene Bestandteile, nämlich die Vision des Basilios von der himmlischen Sendung des Merkurios¹¹ einerseits und die Neubelebung seines Gnadenbildes andererseits.¹² In der dem Amphilochos zugeschriebenen Biographie des Merkurios finden sich beide Elemente vereinigt.¹³ Es kann auch kein Zufall sein, dass dieser bedeutende kämpferische

⁹ BINON: op. cit. 103.

¹⁰ Cf.: GY. SÁNTA: A harcok szentek bizánci legendái (= Byzantinische Legenden der Kämpferischen Heiligen) Magyar—Görög Tanulmányok 22, Bp. 1943. M. GYÓNI: Ant. Tan. 2 (1955) 148—160. Zu dieser Frage und zur Grundfrage der Legendenliteratur siehe noch: H. DELEHAYE: Les légendes hagiographiques, Bruxelles, 1906, sowie das bereits angeführte Les légendes grecques des saints militaires.

¹¹ Malalas Chronographia a. a. O. Für die Legendenvarianten der Vision siehe auch A. HAGGERTY—KRAPPE: RBPhII 7 (1928) 1029.

¹² Die auf Helladius zurückgehende Version des Joannes Damascenus: Oratio apologetica prior adversus eos qui sacras imagines objiciunt. Migne: Patrologia, Vol. 94. 1278.

¹³ Acta Sanctorum, Junii, T. II. 944.

Heilige zusammen mit dem im ganzen Orient hochverehrten Basilios dem Grossen auftritt. Auf seinen Reisen war ja Basilios auch zu den ägyptischen Mönchen in engere Beziehungen getreten. Das Erscheinen des Merkurios in Basilios' Traum mag zur Erhöhung der Bedeutung des ersteren und somit auch seiner Legende beigetragen haben. In der Vision des Basilios öffnet sich an jenem Tag der Himmel und der bewaffnete Merkurios meldet ihm auf Christi Befehl den Tod des Julian.

Ein neues Element der anonymen koptischen Fassung des Martyriums des Merkurios¹⁴ ist es, dass Basilios und seine Gefährten die Vision im Kerker erleben. Hier findet sich auch das meines Erachtens für unsere Handschrift wichtigste Motiv des Legendenkreises: Julianos schleudert sein hervorquellendes Blut gen Himmel.¹⁵ Das gleiche Motiv kehrt auch in dem auf das Koptische zurückgehenden arabischen Synaxarium wieder.¹⁶ (Eine Würdigung der hier im Zusammenhang mit Merkurios geschilderten Kynocephalosszene und ihrer Quellen bei Piankoff.)¹⁷

Das Motiv des seinem Ende nahen, blutschleudernden Julian lässt sich, laut Büttner-Wobst, bis ins 5. Jahrhundert zurückverfolgen. Die von Philostorgios geschilderte Szene wird da noch als eine dem Helios geltende Geste aufgefasst,¹⁸ desgleichen bei Malalas,¹⁹ der sich auf Eutychianos beruft. Die misbilligenden Worte gelten dem Sonnengott, dem gegenüber die Erbitterung des Kaisers, der ihm bis jetzt unerschütterlich vertraut hatte, sehr wohl berechtigt ist. Wie durch Büttner-Wobst erwiesen, wird die Legende von den christlichen Schriftstellern aufgegriffen und gewissermassen umgestaltet.²⁰ An diese Szene knüpft sich bei ihnen die Strafe Gottes, und Jesus ist es, dem Julian in seiner Erbitterung seine mannigfachen Schmähungen und Lästerungen zurnft.

Der anonyme koptische Verfasser des von Budge veröffentlichten Textes nennt auch Jesus²¹ als den, dem Julian sein Blut entgegenschleudert, wie aus Erbitterung darüber, dass nunmehr die ganze Welt Jesus gehören soll. Das arabische Synaxarium legt Julian bei dieser Gelegenheit die Worte «Nimm den Geist, den du mir gegeben» in den Mund.²² Eine interessante Variante

¹⁴ E. A. WALLIS BUDGE: *Miscellaneous Coptic Texts in the dialect of Upper Egypt*, London 1915. CXVII, Koptisch: 274, Übers.: 826.

¹⁵ Ausführliche Behandlung des Motivs bei BÜTTNER-WOBST: *Philologus* 51 (1892) 572 ff.

¹⁶ Cf.: A. BUTTLER: *The Ancient Coptic Churches of Egypt*. T. II. Oxford, 1884, 259—260 u. 357—360. Für die Literatur, die arabischen und äthiopischen Beziehungen des arabischen Synaxariums s. H. DELAHAYE: *Analecta Bollandiana* 40 (1922) 91 ff.

¹⁷ Synaxarium vom 21. Nov.: PIANKOFF: *St. Mercure Abou Seifein, et les cynocéphales*. Bull. de la Soc. d'Archéol. Copte. T. VI, 1940, 17 ff.

¹⁸ TH. BÜTTNER-WOBST: op. cit. 572.

¹⁹ Malalas, op. cit. a. a. O. Cf. BINON: op. cit. 15—16.

²⁰ TH. BÜTTNER-WOBST: op. cit. 573.

²¹ Koptischer Text bei BUDGE: op. cit. 247.

²² BUTTLER: op. cit. Vol. II. 359.

dieses Satzes bietet das Handschriftenfragment des Museums, wo der auf dieselbe Quelle zurückgehende Satz folgendermassen lautet: «Den Geist, den Du mir gegeben, werde ich zurückweisen.» (Das im koptischen Text gebrauchte Wort ist: TINATACEO.)

Bei näherer Prüfung dieses in den einzelnen Ausdrücken abweichenden im Wesentlichen aber identischen Gedankens des sterbenden Kaisers drängt sich der Gedanke auf, die Bedeutung «zurückweisen» durch das dem Sinn des anderen Satzes besser entsprechende «zurückbringen» oder «übergeben» zu ersetzen.²³ Die darauffolgenden Worte unseres Fragments machen jedoch eine solche Interpretation ausgeschlossen. Ob wir das Wort *oyowy*²⁴ mit «lieben» oder «wollen» übersetzen, der Satz spiegelt, selbst wenn wir ihn auf den Geist anwenden, den Hass des Apostaten wieder, den er seinem Überwinder gegenüber empfindet. In diesem Sinne hat der Schreiber des Fragments den Grundgedanken etwas verändert.

Ihrem Inhalt nach knüpft diese Szene sehr richtig an den das Emporschleudern des Blutes berichtenden Satz an. Die Antezedenzien der Tat selbst werden jedoch erst durch die darauffolgenden — gleichzeitig auch Schlussworte — des Manuskriptes geklärt. Laut diesen ist über Julian, als er in der Schlacht fiel, der Täter mit dem Schwert in der Hand erschienen. Die Worte «den er einmal gesehen hatte» können sich gerade auf diesen Satz beziehen, da ja nach der Legende der strafende Märtyrer über dem Kaiser erschien. Das dem Namen des Merkurios beigelegte *γερμαῖος* ist gerade eines der häufigsten Attribute der kämpferischen Heiligen.²⁵ Das Fragment macht übrigens reichlich Gebrauch von griechischen Wörtern.

Noch einer interessanten Einzelheit sei hier in Kürze gedacht: welcher Art war nämlich die für den Kaiser todbringende Waffe. Ausser den in den älteren Quellen erwähnten Lanze und Speer kommt auch der Pfeil unter den für Julian verhängnisvollen Waffen vor (so z. B. im Syrischen Roman des Julian).²⁶ Aber auch das Schwert erscheint als Waffe des Merkurios. Auf dem Gemälden wird, gewiss als Erbe der koptischen Darstellungsweise der Kämpferischen Heiligen, Merkurios zu Pferde sitzend, mit dem Schwert den Julian tödend dargestellt. Zu einer solchen Auffassung der fatalen Waffen mochte der auf ägyptischen Darstellungen öfters vorkommende, auch in kultischer

²³ W. SPIEGELBERG: Koptisches Handwörterbuch. Heidelberg 1921.

²⁴ Eine Parallele für die Auslegung dieses vom Standpunkt der Interpretation so wichtigen Wortes bietet in den modernen Sprachen der damit vollständig übereinstimmende Gebrauch des spanischen *querer*. Spiegelberg (op. cit. 174) *oyowy*: wünschen, lieben, wollen; *querer*: (Diccionario manual e ilustrado de la lengua española, Real Academia Española, 1927. 1621.) *desear, amar, tener voluntad*. Das entsprechende ägyptische Wort für *oyowy* ist hingegen kein äquivalenter Ausdruck für diese Bedeutungen. cf. die Deutung des *w(3)h* < *wh3* «suchen» neben «wünschen» und «wollen» (Wörterbuch, I. 353—354).

²⁵ BINON: op. cit. 97.

²⁶ Cf.: TH. NÖLDEKE: ZDMG 28. (1874) 273 u. 278. Über den in den arabischen Quellen erwähnten Pfeil ebd. 291.

Beziehung wichtige (z. B. die Schlange durchbohrende) Speer beigetragen und dabei unmittelbar gewirkt haben.²⁷ Binon widmet ein besonderes Kapitel den Merkurios-Darstellungen.²⁸ Daneben erscheint die Gestalt des Märtyrers auf den Darstellungen und Gemälden oft mit dem Schwert in der Hand.²⁹ Der Merkurios auf der Abbildung der von Strzygowski³⁰ erörterten Vatikanischen koptischen Handschrift (Copt. 66. Fol. 287.) sticht Julianos zu Pferde sitzend mit dem Schwert nieder, auch der Engel über dem Märtyrer hält ein Schwert. Painkoff meint³¹ dies geschehe geradezu zur Identifizierung des Heiligen, da das arabische «Abu Seifein» (père des deux épées) eine allgemein gebräuchliche Bezeichnung des Merkurios ist. Das anonyme «Leben des Merkurios» gebraucht ein griechisches Wort zur Bezeichnung des (Wurf)spiesses (λόγχη). Im Handschriftenfragment des Museums wirkt neben den zahlreichen griechischen Wörtern auffallend der Gebrauch eines koptischen Wortes, welches, zweifellos ägyptischen Ursprungs, nur Schwert bedeuten kann (CHЧЕ, ägypt. *sf. t.*; In seinem Wörterbuch verweist Spiegelberg auch auf das griechische ξίφος).³² Die Feststellung der Waffengattung ist insofern von Interesse, als z. B. bei Anwendung des weittragenden Speeres der Täter nicht festzustellen wäre. Die Betonung des Gebrauchs des Schwertes unterstreicht dagegen, dass der Verfasser die von ihm dargestellte Tat — die Bestrafung des Kaisers durch den Heiligen — als unbestrittene Tatsache aufgefasst haben will.

В. ВЕШЕЦКИ

КОПТСКИЙ ФРАГМЕНТ ЛЕГЕНДЫ МЕРКУРИЯ

(Резюме)

Фрагмент коптского манускрипта, находящегося в Музее изящных искусств в г. Будапешт, состоит из двух сложенных страниц небольшого формата. При отсутствии промежуточных текстов на первой странице сохранена молитвенная формула, а на второй — несколько характерных строк легенды Меркурия, весьма почитаемого коптским населением. В этих строках описывается убийство мучеником царя Юлиана. Вместе с тем автор статьи раскрывает легендарные мотивы предполагаемого поступка, стремясь разъяснить отношение фрагментов к источникам.

²⁷ Hier soll erwähnt werden, dass die bei R. DE RUSTAFJÆL: *The Light of Egypt* auf Tafel XL abgebildeten Merkurios beigefügte Erklärung (S. 102) «... the act of spearing some one on the ground» sich natürlich auf Julian bezieht. Ein charakteristisches Detail der Abbildung bietet der im Niederstechen abwärts gehaltene Speer, der die vom Pferd gefallene Gestalt trifft. Der typisch gewordene von oben kommende und Sieg bedeutende Speerstich hätte gegen eine zu Pferde sitzenden Gestalt nicht effektiv gewirkt.

²⁸ BINON: *op. cit.* 109—134.

²⁹ Ebd. Tafelbeilage S. 1.

³⁰ J. STRZYGOWSKI: *Der koptische Reiterheilige u. der heilige Georg*. Z. Ac. S. XL. 1902. 54 ff.

³¹ PAINKOFF: *Rev. d'Égyptologie* 2 (1936) 39.

³² SPIEGELBERG: *Kopt. Handwörterbuch*. 132.

J. HERMAN

CUR, QUARE, QUOMODO

REMARQUES SUR L'ÉVOLUTION DES PARTICULES D'INTERROGATION EN LATIN VULGAIRE

Au cours de leur histoire, ces trois particules ont subi, sur certains points, des modifications de sens en gros parallèles et qui s'éclairent réciproquement, ce qui nous a permis de réunir en un seul article les quelques observations qui vont suivre. Comme nous le soulignerons plus loin encore, nous ne sommes pas le premier à attirer l'attention sur les phénomènes en question ; les travaux faits jusqu'ici ne rendent cependant pas inutile un examen en partie plus détaillé et aboutissant à une vue d'ensemble.¹

CUR

Dans le latin postclassique, et surtout chez les auteurs chrétiens, on trouve plus d'une fois la particule interrogative *cur* à la tête de subordonnées marquant la cause, avec la signification 'parce que'. On peut consulter à ce sujet Löfstedt, Kommentar 324 et Schmalz-Hofmann 695 ; le Thesaurus Linguae Latinae donne un nombre considérable d'exemples (cf. Thes. IV. 1451, 30 sqq.). Un premier exemple de cet usage a été relevé chez Quintilien, Inst. 1, 3, 15 *ut pueri . . . cur non fecerint recta puniantur*. Le mode, dans la subordonnée, est en général le subjonctif ; l'indicatif est plutôt rare. Pour rendre compte de cette évolution, Löfstedt, de même que Schmalz-Hofmann proposent deux explications qui seraient appelées à se compléter. D'une part, il faudrait remonter à l'emploi de *cur* dans l'interrogation indirecte, après des verbes comme *accuso* 'demander sur un ton de reproche, accuser en demandant', p. e. Cic. Att. 3, 13, 2 *me saepe accusas cur hunc meum casum tam graviter feram*. Par extension analogique de ces tournures, aux verbes marquant un état d'âme et en même temps impliquant une interrogation, comme *accuso*, *admiror*, se seraient substitués des verbes sans nuance interrog-

¹ Je cite avec un titre abrégé les ouvrages suivants : LÖFSTEDT : Kommentar = E. LÖFSTEDT ; Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae. Untersuchungen zur Geschichte der lateinischen Sprache. Oxford—Uppsala—Leipzig 1911. SCHMALZ—HOFMANN = STOLZ—SCHMALZ : Lateinische Grammatik, (Laut- u. Formenlehre) v. M. LEUMANN und (Syntax u. Stilistik) v. J. B. HOFMANN. München 1926—1928. Autres abréviations : CSEL = Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum ; MGH = Monumenta Germaniae Historica.

tive. La seconde explication proposée fait remonter la subordonnée causale à la parataxe. La particule *cur* aurait constitué à l'origine une sorte de question oratoire adressée par le sujet parlant à lui-même et qui aurait été suivie immédiatement de la réponse ; on cite à l'appui de cette hypothèse les vers connus d'Ennius (var. 17) *nemo me dacrums decoret nec funera fletu faxit. cur ? volito vivos per ora virum*. L'intonation caractéristique de l'interrogation, de même que la pause, séparant *cur* et la proposition suivante, une fois disparues, on aurait eu comme résultat la proposition causale.

A notre avis, de ces deux explications, ce n'est que la première qui mérite d'être retenue ; la seconde est superflue. Il peut être prouvé, en effet, que *cur* causal remonte à *cur* interrogatif par l'intermédiaire des propositions interrogatives indirectes, sans qu'il faille faire intervenir l'hypothèse, fort peu solide en elle-même, d'une interrogation oratoire directe.

A examiner les exemples cités par le Thesaurus de même que ceux qu'on pourrait y ajouter, on se rend compte du fait que tous les exemples ont un trait commun : *cur* causal dépend dans tous les cas d'un verbe exprimant soit la colère, l'indignation, le reproche, l'accusation, soit un acte qui découle de sentiments de ce genre : punition, vengeance etc. La proposition introduite par *cur* indique partout le fait qui a provoqué l'indignation, l'action à cause de laquelle la punition est infligée. Voici quelques exemples : Spart. Sept. Sev. 14, 13 *damnabantur autem plerique, cur iocati essent, alii, cur lacuissent, alii, cur . . .* Lucif. Calar. reg. apost. VII (CSEL vol. XIV. p. 54₂) *nos omnes domini sacerdotes execraris, primo omnium, cur dei filium verum dei filium confiteamur, secundo cur non tibi adulemur, cur . . .* Fulg. myth. 3, 9 (ed. Teubneriana p. 73₁₃) *Quem Apollo, cur non recte iudicasset, asininis auribus depravavit*. Sulp. Sev. chron. I, 44, 6 (CSEL vol. I. p. 47₁₄) *spreto Michea propheta et in vincula coniecto, cur ei exitiabilem fore pugnam denuntiasset ; ibid. II, 2, 2 (p. 57₂₇) rex motus, cur falsa divinandi professione homines erroribus illuderent*. Nos trois premiers exemples sont cités par le Thesaurus également. On trouve par ailleurs *cur* causal dépendant de verbes comme *obiurgo, indignor, irascor, queror, mordeo* ('critiquer, attaquer avec véhémence', cf. Hier. epist. 70, 3), *occido, doleo* etc. Je ne connais qu'un seul exemple, donné par le Thesaurus, qui contienne un verbe exprimant non pas un sentiment hostile, mais la joie : Lucif. Calar. Athan. 1, 38 (p. 134₆) *gaudens es, cur eosdem perduxeris*. Cette tournure, sans aucun doute, a été créée sur le modèle de celles que j'ai précédemment citées.

A l'exception de ce dernier exemple, *cur* dépend donc toujours, dans les phrases de ce genre, d'un verbe ou d'une locution verbale exprimant un sentiment de douleur ou de colère, ou bien marquant une punition infligée : des verbes de ce type, même quand ils ne sont pas interrogatifs en eux-mêmes, peuvent toujours évoquer l'idée d'une sorte de question indignée, de comptes à demander etc. ; or, le fait sur les raisons duquel une éventuelle interro-

gation porterait est en même temps la cause du sentiment exprimé, le motif de la punition qu'on inflige : de là la transition, grâce à un glissement presque imperceptible, de *cur* particule interrogative indirecte à *cur* conjonction causale.

Si nous faisons abstraction de l'exemple de Lucifer de Cagliari cité en dernier lieu, on peut constater que les exemples sont unanimes à témoigner en faveur de cette explication ; cela à un tel point qu'un recours à toute autre analyse semble d'emblée inutile.

L'explication d'après laquelle *cur* causal devrait être ramené à une interrogation oratoire adressée par le sujet parlant à lui-même est donc superflue, d'autant plus qu'elle renferme, prise en elle-même, de sérieuses faiblesses. En effet, dans une phrase comme celle d'Ennius citée plus haut, *cur* devait avoir à l'origine à cause justement du caractère emphatique de la tournure, un sens interrogatif fort conscient et une intonation interrogative bien marquée ; pour que ce sens pût disparaître et pour que l'intonation pût se ramener à l'intonation normale d'un énoncé affirmatif, il aurait fallu que la tournure fût très fréquente ; or, je ne sache pas qu'on possède autre chose qu'un ou deux exemples isolés. On peut supposer, à la rigueur, que la tournure était plus fréquente dans la langue parlée que ne le laisseraient entrevoir les textes ; mais c'est là une hypothèse qu'il n'est pas possible de prouver.

QUARE

Dans le latin postclassique, la particule *quare* revêt parfois la signification causale 'parce que, car'. La fait est bien connu (cf. Schmalz-Hofmann 695). Avant de donner d'autres exemples, citons, pour illustrer cet usage, la phrase — d'ailleurs souvent citée — de la Peregrinatio Aetheriae : 40, 2 *argui Thomam, quare incredulus fuisset*. Étant donné que ce phénomène a une certaine importance du point de vue de la linguistique romane, il a été plus souvent discuté que l'emploi parallèle de *cur*.

Plusieurs essais d'explication ont été proposés. Sans vouloir faire l'historique complet de la question, je rappelle les plus importants. Schmalz (Lateinische Syntax und Stilistik, 4^e éd. München 1910, p. 517) pense à la possibilité d'un développement par l'intermédiaire de l'interrogation indirecte après des verbes comme *arguere*, *indignari* etc. Cependant, à la suite de Wehrmann (Roman. Stud. V. 436), Horn (Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. XIX, 2, p. 128) et d'autres, des autorités telles que Wackernagel (Vermischte Beiträge zur Grieschischen Sprachkunde, Bâle 1897, p. 22) et Löfstedt (Kommentar, p. 323 sq.) optent pour une autre solution : *quare* causal devrait son origine avant tout (uniquement, selon l'avis de certains) à son emploi de particule interrogative directe, dans des phrases du type *non es equus ; quare ? non sunt tibi milia centum* (Sueton. Tib. 59). L'intonation interrogative de *quar*

ayant disparue, *quare* aurait assumé une valeur de conjonction causale. Cette théorie a été combattue par Körting (Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. XVIII, p. 263) et par Meyer-Lübke (Romanische Syntax, p. 635) qui avancent une autre hypothèse : *quare* causal devrait son origine à *quare* conclusif, signifiant 'et par conséquent, et pour cette raison, à la suite de quoi'. La question a été reprise entre autres par E. Richter (Arch. Rom. XVI, pp. 196 sqq.).²

Le problème paraît être en effet plus compliqué que celui de *cur* causal ; cependant, il y a entre les deux évolutions une ressemblance indéniable. On n'a qu'à parcourir les exemples de *quare* causal en latin pour voir que, dans la grande majorité des cas, la proposition introduite par *quare* se rattache à un verbe ou à une locution exprimant un sentiment de colère ou d'indignation, ou bien désignant une action correspondant à un sentiment de cet ordre (punition, critique, accusation). Or, on a vu dans le cas de *cur* que les phrases de ce type se relient d'une façon très claire à des phrases renfermant une interrogation indirecte. L'exemple cité plus haut, pris de la Peregrinatio Aetheriae, entre très nettement dans cette catégorie. Ajoutons les exemples suivants:³ Hier. adv. Ruf. (Migne, Patrol. tom. XXIII) 1, 22 *Si autem in eo scandalum pateris, quare latissimam Origenis disputationem brevi sermone comprehenderim... atque ex eo tibi occultus illius videor esse sectator... vide ne hoc idcirco fecerim, ut...* Ibid. 2, 14 *Nemo tibi objicit, quare Origenem interpretatus es.* Ibid. 3, 34 *Haec tota mea culpa est, quare subdolis laudibus accusatus purgare me volui.* Ibid. 3, 34 *Sed in eo reprehendendus sum, quare accusatores tuos amicos meos non coercuerim.* Hier. apud Aug. epist. (CSEL vol. XXXIV, p. 297₄) *o beate apostole Paule, qui in Petro reprehenderas simulationem, quare se substraxisset a gentibus propter metum Iudaeorum ; Vulg. Ios. 10, 4 ascendite... ut expugnemus Gabeon, quare transfugerit ad Iosue.* Victor Vitensis Hist. III, 1 (CSEL tom. VII, pag. 72₂) *insanientes vocibus inferendis graviterque ferentes, quare nos nomine nostro catholicos dixerimus ;* ibid. III, 20 (pag. 81₉) *quare contra praeceptum evangelii iurare voluistis, iussit rex ut civitates atque ecclesias vestras numquam videatis.* Un texte beaucoup plus tardif, celui de la Lex Alamannorum, apporte un témoignage curieux et qui corrobore l'impression qui se dégage

² E. RICHTER (o. c. p. 205) semble vouloir rattacher *quare* causal à son emploi relatif, ayant une valeur conclusive. Ses raisonnements ne nous semblent pas assez clairs. Rappelons encore une idée de E. BOURCIEZ (Romania LX, 232—233) de l'avis de qui la valeur causale de *quare* serait due à une sorte d'attraction sémantique. Il imagine une conversation du type 'Non exhibeo. — Quare? — Quare pluit' — dans la réponse, *quia* serait remplacé par *quare* sous l'influence du *quare* interrogatif qui précède. Il est possible que, par hasard, de tels cas aient pu se produire, mais il est absolument improbable qu'ils aient pu modifier d'une façon durable la structure sémantique de la particule.

³ On aurait tort de penser que les exemples de *quare* causal soient particulièrement fréquents en latin ; chez un très grand nombre d'auteurs vulgaires et tardifs, on chercherait en vain des traces de cet usage. Les exemples que je cite ont été, en grande partie, déjà cités par d'autres.

des exemples que nous venons de citer. J'ai relevé plusieurs cas de *quare* causal : partout, la proposition introduite par *quare* donne les raisons pour lesquelles une punition est prévue par la loi ; dans les autres cas, la conjonction causale est *quia*. Voici les exemples (se trouvant sans exception dans les manuscrits de la famille A — les plus anciens — de la Lex Alamannorum) : (MGH Legum sectio I. tom. 5.) p. 69, *Si autem vim abstraxerit et iniuriam ecclesiae fecerit, conponat 36 solidos ad ecclesiam et fredo solvat in fisco 40 solidos, quare contra legem fecit* . . . P. 91₁₅, exemple du même type. P. 115, *Illa enim, qui illum colonum nupsit, non intret in portionem de terra quare sibi quoequalem non nupsit*. P. 146₁₅, *Qualis de ipsis vicerit ipse possedeat illa contentione, et illi alii praesumptione, quare proprietate contradixerunt, cum 12 solidis conponant*. On pourrait citer encore les exemples p. 147₁₃, 148₁₉, (cf. aussi Schröder, Romanische Elemente in dem Latein der Leges Alamannorum, Diss. Rostock, 1898, p. 69). Je ne connais que deux exemples de *quare* causal — tous les deux épigraphiques — qui ne soient pas conformes au type de ceux que nous venons d'énumérer. Ce sont les suivants : CIL IV 2421 *Rufa, ita vale, quare bene felas* (cité par Löfstedt, Beiträge zur Kenntnis der späteren Latinität. Uppsala, 1907, p. 30 ; cf. aussi Väänänen, Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes, Helsinki 1937, p. 213) ; Buecheler, Carm. Epigr. 186, 8 *tu, qui legis bona vita vive, sodalis, quare post obitum nec risus nec lusus erit* (cité par Löfstedt, Kommentar 324).

Le témoignage des exemples — si on fait abstraction des deux derniers — est, croyons-nous, évident : le parallélisme entre les exemples présentant *quare* causal et ceux contenant *cur* causal est presque complet. La théorie, injustement négligée, de Schmalz, selon laquelle *quare* causal remonte à son emploi de particule interrogative indirecte, mérite donc d'être reprise.

Nous ne voulons pas affirmer par là que l'évolution de *quare* ait été parfaitement identique à celle de *cur*. La particule *quare* a dû être moins littéraire et à la fois plus fréquente dans la langue parlée que *cur* (v. à ce sujet les remarques importantes de Löfstedt, Kommentar 324—325) ; aussi son évolution, une fois la nuance causale acquise, a dû être plus rapide et plus radicale.

Par ailleurs, *quare* étant non seulement plus populaire que *cur*, mais ayant aussi, d'emblée, des emplois plus variés, des glissements occasionnels ont pu se produire dans la parole vers le sens de conjonction causale, à partir d'autres emplois de *quare*, et cela d'autant plus qu'un *quare* causal, issu de l'interrogation indirecte, existait déjà et pouvait servir de modèle.

De tels glissements ont pu se produire dans le cas de *quare* conclusif, signifiant 'et pour cette raison'. En effet, dans la pensée courante, des rapports tels que le rapport de cause à effet sont souvent assez flottants et même réversibles : il n'est pas toujours clair — ni pour le sujet parlant, ni pour l'auditeur — lequel, de deux faits juxtaposés, doit être considéré comme le

motif de l'autre ; dans ces cas, la particule de liaison elle-même revêt un caractère ambigu et, particule conclusive à l'origine, peut être sentie le cas échéant comme ayant une nuance explicative ou causale. Un exemple pris d'Optat de Milève, auteur chez qui on trouve un certain nombre de *quare* purement conclusifs, illustre bien ce flottement : (CSEL tom. XXVI, p. 13₁₃) : *ceteri huiusmodi, qui a sacramentis catholicis alieni esse noscuntur, quare paeniteat te talibus hominibus etiam scismaticos adiunxisse*. Ici encore, la particule est plutôt conclusive, mais les rapports logiques entre les deux propositions ne sont pas complètement clairs et une interprétation de *quare* comme particule explicative ne serait pas tout à fait impensable.

Wackernagel (l. c.) cite de seconde main un exemple qu'il considère comme contenant un *quare* causal ; l'exemple présenté comme provenant de la Peregrinatio Aetheriae est pris en réalité d'un texte du XII^e siècle, du Liber de locis sanctis de Petrus Diaconus, bibliothécaire du monastère du Mont Cassin. Etant donné toutefois que ce texte ne fait que résumer d'anciennes descriptions de voyage, entre autres celle d'Aetheria qu'il recopie par endroits presque mot à mot, l'exemple n'est effectivement pas sans intérêt concernant le latin vulgaire ; voici la phrase (CSEL XXXIX, p. 116₁₀) *Naves autem ibi et multae et ingentes sunt ; quare portus famosus est pro advenientibus ibi mercatoribus de India*. Il est vrai qu'*quare* semble équivaloir ici à *nam* (cf. l'index établi par Geyer, s. v. *quare*) ; néanmoins, une nuance conclusive subsiste ('aussi le port est-il bien connu . . .').

Quoi qu'il en soit, les exemples semblent prouver nettement que le courant principal qui a entraîné *quare* vers son emploi causal a été celui qui a eu comme point de départ son emploi dans l'interrogation indirecte, après des verbes marquant un sentiment hostile ou une punition ; les autres sources de *quare* causal furent certainement secondaires et contribuèrent tout au plus à étendre l'emploi de *quare* causal déjà existant.

QUOMODO, QUALITER

Rappelons un fait connu et, pour l'essentiel, expliqué ; dans la latinité tardive, *quomodo* s'emploie de temps en temps après des verbes de déclaration et de perception, à la tête de subordinées remplaçant d'anciennes subordinées infinitives.⁴ Les premiers exemples dateraient du IV^e siècle ; on cite entre autres Cael. Aurel. morb. ac. II, 181 : *primae propositioni responderunt, quod passio a magnitudine nomen sumpserit ; secundae quomodo similis arte-*

⁴ Cf. à ce sujet entre autres G. MAYEN : De particulis *quod quia quomodo ut* pro acc. c. inf. post verba sentiendi et declarandi positis. Diss. Kiel, 1889, p. 40 sqq. ; J. PIRSON : Quomodo en latin vulgaire, in Philol. u. Volkskundl. Arbeiten K. Vollmöller . . . dargeboten, Erlangen, 1908 pp. 61 sqq. ; J. SVENNUNG : Untersuchungen zu Palladius und zur lateinischen Fach- und Volkssprache, Uppsala 1935, pp. 504—505 ; SCHMALZ—HOFMANN 766.

riarum cordis est motus ; III, 72 addendum tamen, quomodo sine ulla distentione saltus movetur, atque tremor efficitur.

Contrairement à Mayen qui considère cet usage comme un pur grécisme Pirson souligne avec raison que *quomodo* avait été préparé à ce rôle par sa fonction de particule interrogative indirecte ; tel est aussi l'avis de Svennung, bien que ce dernier pense que *quomodo* n'a fait ici que suivre le développement similaire de *ut*.

En effet, lorsque le verbe de la principale n'exprime pas en lui-même, l'interrogation, une interrogation indirecte qui en dépend se rapproche beaucoup d'une simple subordonnée substantive ; entre 'je lui dirai comment je l'ai fait' et 'je lui dirai que je l'ai fait' la différence logique n'est pas bien grande ; pour un sujet parlant qui exprime une pensée peu précise, et cela encore dans une langue dans laquelle la construction des subordonnées substantives est dans un état de transition, donc assez peu fixée, cette différence peut disparaître. Témoin des phrases comme Victor Vitensis Hist. II 79 (CSEL tom. VII, p.) *Et ut apertius in hac trinitate unitatem substantiae fateamur, illud etiam nobis est intuendum, quomodo deus, cum de mundi et hominis creatione disponderet, sacramentum trinitatis ostenderet, dicens . . .* Didascalia Apostolorum 52, 21 *videte, quomodo spiritus sanctus tamquam ex sonu unius vocis dicit* (ce dernier exemple est repris de Tidner, Sprachlicher Kommentar zur lateinischen Didascalia Apostolorum, Stockholm 1938, p. 225 ; cf. en outre ibid. p. 55).

Rappelons d'ailleurs avec Pirson une évolution parallèle de *qualiter*, p. e. Liber Historiae Francorum (MGH Script. Rer. Merov. II, p. 262₂₃) *narravit . . . ei qualiter per invocationem nominis Iesu Christi victoriam meruit obtinere*. On trouve un cas encore plus net dans les Formules d'Anjou (MGH Legum sectio V. p. 15₂₄) *Higitur non est incognitum qualiter alico homine nomen illo contegit gravis nafragiis*.

Remarquons que les dérivés romans de *quomodo* peuvent également servir à introduire des subordonnées se rattachant à des verbes de déclaration ou de perception ; Meyer-Lübke (Romanische Syntax, p. 628) cite des exemples tirés de plusieurs langues romanes ; il faut souligner cependant que c'est surtout dans le vieil espagnol et le vieux portugais que cet usage semble fréquent. Il y a de très nombreux exemples dans les chartes espagnoles du XIII^e siècle ; p. e. *Connoçuda cosa sea, como io Ferran Roys . . . do* (Documentos lingüísticos de España I., Madrid 1919, n° 49) ; l'équivalence entre *como* et *que* est déjà complète, comme le montre la phrase suivante, extraite d'une charte rédigée par la même personne, dans la même année, dans la même localité : *Connoçuda cosa sea, qe io Diag Roiz . . . do* (Documentos n° 48). Il y a aussi des exemples littéraires, p. e. dans l'épopée du Çid, v. 429 *Dixoles a todos commo querie trasnochar* ; l'usage a d'ailleurs persisté dans la langue littéraire classique. Pour le vieux portugais, Huber (Altportugiesisches Elementarbuch, Heidelberg 1933, p. 266) cite une charte du XIII^e siècle : *Sabam*

quantos esta carta virê, como eu . . . vendo a vos . . . Il y a également des exemples littéraires : *Historia Geral* (Leite de Vasconcellos, *Textos arcaicos*, Lisboa 1922, p. 55₁₂) *A este logar chegou Hercolles, sabendo elle ia como hñu a que chamõ «Gedeon» tijinha toda a terra . . .*

Dans la plupart des exemples qu'on pourrait citer des textes espagnols et portugais, il ne subsiste plus aucune trace de la nuance interrogative de *como*, ce qui semble prouver que *quomodo*, employé dans la langue parlée après les verbes de déclaration et de perception, a fini par devenir l'équivalent complet de *que* et par perdre, à l'époque préromane, toute attache avec ses origines de particule interrogative indirecte. Ce processus est allé si loin que dès le X^e siècle, dans des chartes «latines» reflétant de très près l'espagnol de l'époque, *quomodo* apparaît dans des fonctions parfaitement étrangères à celles que cette particule avait pu remplir dans la latinité elle-même ; on le trouve notamment à la tête de subordonnées à valeur impérative, comme dans une charte datée de 932 (la phrase est citée, en même temps que d'autres exemples, par Menéndez Pidal, *Orígenes del Español*, Madrid 1929, p. 397) : *positum est cautum inter frates et laicos si aliquis homo derrompiset illa aqua, quomodo de plano pectasset LX solidos de argento*. Il est possible que *quomodo* ait suivi ici l'analogie des emplois de *que* dont il était senti désormais comme l'équivalent.

*

Les quelques remarques que je viens de réunir — quoique relatives à des faits déjà analysés par d'autres — auront peut-être l'utilité d'attirer l'attention sur certains problèmes de méthode de la syntaxe historique du latin et même de la syntaxe historique en général.

Il faut souligner tout d'abord que les propositions interrogatives indirectes ont dû jouer un rôle d'une certaine importance dans l'évolution des particules de liaison ; propositions interrogatives en même temps que propositions subordonnées, elles servaient tout naturellement d'intermédiaire entre les mots interrogatifs et les particules de subordination et, par là même, rendaient possible le passage de certains éléments d'une catégorie dans l'autre.⁵

D'un point de vue plus général, les processus que j'ai essayé d'analyser montrent à quel point l'évolution de la valeur des éléments grammaticaux, plus particulièrement des mots outils, est en étroite liaison avec certaines caractéristiques de la pensée de la masse des sujets parlants. En effet, des

⁵ On peut trouver, même en dehors du latin — et même en dehors des langues indo-européennes — des phénomènes semblables. La conjonction causale *miért* du hongrois paraît remonter à une forme interrogative *miért* qui existe aujourd'hui encore comme mot interrogatif équivalant à *cur*, *quare* (cf. SIMONYI : *A magyar kötőszók*, III. 229 sqq.) ; la conjonction *hoggy* qui sert entre autres à introduire des subordonnées substantives doit être reliée aux mots interrogatifs *hoggy*, *hogyan*, ayant la même valeur que *quomodo* interrogatif (SIMONYI : o. c. II, 13 sq.).

rapports logiques tout à fait distincts aux yeux d'une analyse consciente revêtent souvent, dans la pratique de la pensée quotidienne, un caractère mouvant, ambigu, imprécis; à des époques où le rôle régulateur de la langue écrite et de la tradition scolaire faiblit ou disparaît, ces flottements inconscients, inhérents à la pensée quotidienne, peuvent produire de sérieux décalages dans la valeur des éléments grammaticaux qui servent de support linguistique aux rapports logiques en question.

И. ГЕРМАН

CUR, QUARE, QUOMODO

(Резюме)

Общеизвестно, что некоторые вопросительные частицы при развитии латинского языка превратились в союзы. Из исследований выяснилось, что эти изменения функции происходили параллельно.

Вопросительная частица *cur* часто встречается у постклассических авторов, главным образом у христианских писателей эпохи императоров в качестве союза придаточных предложений, выражающих обстоятельство причины. Анализ имеющихся примеров указывает на то, что значение '*quia*' возникло в косвенных вопросах. В рассмотренных случаях частица *cur* находится почти исключительно в связи с выражениями, выражающими враждебность, гнев, обвинение, наказание. Конструкции такого рода бывают и в классическом языке и они могут быть возвращаемы к предложениям типа *a ciso cur*, в которых *cur* имеет еще весьма ясную вопросительную функцию: этой частицей начинался вопрос имеющий дух упрека или привлечения к ответственности. Но так как предложение с *cur* выражало и поступок, вызвавший гнев или требовавший наказания, поэтому *cur* приобрел значение '*quia*' с одновременным исчезновением характера вопросительной частицы.

Развитие весьма важной с точки зрения романистики частицы *quare* происходило подобным же образом. Союз придаточных предложений, выражающих обстоятельство причины, *quare* встречается в латинском языке в таких же предложениях как и *cur*. Переход от вопросительной функции к функции союза придаточных предложений выражающих обстоятельство причины происходил при помощи косвенного вопроса и здесь, имея в начале более широкий круг употребления, поэтому переходы были несколько другие как у *cur*, но судя по рассмотренным примерам, эти случаи оказались изолированными и вторичными.

Известно, что в вульгарных текстах частица *quomodo* возглавляет иногда придаточное предложение, замещающее конструкцию *accusativus cum infinitivo*. По всей вероятности и названная частица приобрела эту функцию тоже в косвенных вопросах. То же самое можно сказать и о частице *qualiter*, которая также возглавляла дополнительные или субъективные придаточные предложения.

Эти явления показывают посредническую роль, которую играли самостоятельные вопросительные предложения и косвенные вопросы в развитии вопросительных частиц и союзов. Эти явления весьма поучительны, так как они ясно доказывают, что двусмысленность или логическая проблематичность некоторых лингвистических элементов оказывала свое влияние на значение слов, фигурирующих в данном выражении.

G. DÉVAL

BIBΛΟΣ ΜΟΥΣΙΚΗΣ ΤΕΧΝΗΣ

Le manuscrit coté Oct. graec. 13 une nouvelle acquisition de la Bibliothèque Nationale Széchényi constitue le seizième livre de chant de rite byzantin parmi ceux conservés dans nos grandes bibliothèques publiques.¹

Le manuscrit est de 115 millimètres sur 170, il contient des feuilles numérotées de 1 à 401' ; il a été copié par 2 (peut-être par 3) mains, mais il n'y a que 6 (+1) feuilles devant être attribuées aux mains 2 (et 3) :

1^e main : ff. 17—394'

2^e main : ff. 395—400'

3^e main (?) : ff. 401—401'

La neumation de la première main est une cursive due à une main exercée ; l'écriture est agréable à voir, mais elle est fort peu distincte : Diplè et Dyo Kentemata, Oligon et Elaphron, Aporrhoe et Kentema diffèrent à peine entre eux, ce qui rend la lecture très difficile.

En dehors des initiales peintes en rouge et en or, le manuscrit est orné de 27 dessins en couleur faits à la plume, dont des ouvrages de très grande beauté.

Sur le titre intérieur se trouvant à la page 16, il est précisé que notre livre a été fait à Constantinople, au mois de décembre 1816, dans la Rue Principale (ou Allée : «Leophoros») tirant son nom de l'hôtellerie Karpitz. Cette note constitue une donnée précieuse permettant de préciser davantage l'endroit où fut écrit le manuscrit. Nous savons que, dans le courant du XVIII^e siècle, il y eut à Constantinople une école d'hymnographes Phanariote, dont le maître le plus éminent était Pierre Bereketès (Mpereketès), représenté d'ailleurs par certaines de ses oeuvres dans notre manuscrit. Il serait en outre fort peu difficile de tirer au clair ce qui concerne la désignation du lieu où fut copié le manuscrit : une donnée pouvant servir à éclairer le mot Karpitz est peut-être fournie par le fait que l'empereur Constantin IV («Pogonatos»,

¹ Cf. M. KUBINYI : *Libri manuscripti graeci in bibliothecis Budapestiensibus asservati*. 1956, pp. 55—60. En ce qui concerne les autres livres de chant, cf. les comptes rendus de l'auteur du présent article dans les numéros précédents des *Acta Antiqua*.

c'est-à-dire «de Barbu») a fondé au VII^e siècle une église à Byzance, célèbre plus tard sous le nom «Karpianos».

Notre manuscrit fut copié en 1816; à ce moment-là, la réforme de notation «néo-grecque» de Chrysanthos, sans être publiée sous une imprimée était déjà prête depuis deux ans, notre manuscrit constitue donc un des derniers spécimens de la notation «byzantine» au sens propre.

Par son contenu et par la façon dont sont groupés les chants, notre manuscrit, à la différence de la plupart de nos livres de chant byzantins, est autre chose qu'un simple «Anthologion»; c'est un livre des Vêpres («Hesperinos») destiné tout particulièrement au service du soir. Une note écrite par un de ses premiers propriétaires, à la première page, le désigne expressément comme tel (ὁ ἑσπερινός οἶτος...) et c'est aussi la précision que donnent les rubriques (f. 17): Ἀρχὴ τοῦ μεγάλου ἑσπερινοῦ...

On sait que l'Eglise grecque compte les jours du soir au soir; les services de la journée commencent donc pas les Vêpres. Parmi les trois espèces de Vêpres, les Grandes Vêpres constituent le service qu'on a l'habitude de célébrer la veille des fêtes importantes de même que le samedi soir (c'est-à-dire la veille de dimanche). Ainsi, les Grandes Vêpres, qui se déroulent à un moment de la journée particulièrement favorable à la visite des églises, peuvent être considérées comme un des services les plus populaires. Notre manuscrit donne les chants obligatoires des Grandes Vêpres; il s'intitule cependant à juste titre «Biblos mousikès technès», car il contient des exemples abondants et variés de presque tous les genres de chant habituels aux Vêpres.

Après les prières de ce qu'on appelle Diataxis («Début habituel»), le premier chant des Grandes Vêpres est l'introduction, le Psaume 103; c'est en effet la désignation que contient notre manuscrit (μετὰ τὸν προοιμιακόν) et qui est suivie du Ps. 103; le texte du psaume ne commence naturellement pas par le premier verset du texte original, mais par le mot Ἀνοιξάντος; par la suite, l'ordre des versets n'est pas toujours exactement conforme à ce qu'on trouve dans le Psaume, mais il suit l'ordre conforme à la tradition des Vêpres. Il est intéressant de voir que les versets du Psaume 103 sont mis en musique non pas par un seul, mais par quatre mélurges différents. Dans le chapitre suivant, par contre (f. 42' sqq.), la partie du psaume dont nous venons de parler est l'oeuvre d'un seul mélurge (le chapitre s'intitule «Anoixantaria» parce que, comme nous venons de le voir, les versets du Psaume 103 commencent par ce mot dans le service des Vêpres). Les chants de cette deuxième série sont plus simples que ceux de la première, comme le précise d'ailleurs le manuscrit lui-même.

Selon l'ordre des Grandes Vêpres, la partie chantée suivante est composée du début de la première série des Psaumes («Kathisma proton»), les Psaumes 1, 2 et 3; c'est ce qu'on trouve en effet dans notre manuscrit, et encore en trois variantes; la première variante (f. 47 sqq.) est fort ornée, la deuxième

(f. 56 sqq.) est «plus simple», la troisième (f. 61 sqq.) également «plus simple»; la troisième est particulièrement précieuse du point de vue musical puisqu'il donne une variation originale du Mont Athos (*κατὰ τὸ ὕψος τοῦ ἁγίου ὄρους*).

En se conformant toujours d'une manière étroite à l'ordre des Grandes Vêpres, notre manuscrit (f. 66 sqq.) donne les Psaumes de ce qu'on appelle le «Kekragarion» (Ps. 140, 141, 129). La série se nomme «Kekragarion» car, dans le premier verset de chacun de ces psaumes, le chantre dit «j'élevai ma voix vers le Seigneur» (*Κύριε ἐπέκραξα πρὸς σε*). Le psaume 129, figurant dans cette série, est le psaume «De profundis» (*Ἐκ βαθύων ἐπέκραξά σου*) souvent cité. Conformément à la coutume, nous trouvons ici les psaumes de Kekragarion en huit tons (quatre tons authentiques et quatre tons plagaux).

Dans la suite, nous trouvons une nouvelle fois les psaumes du Kekragarion (f. 85 sqq.), toujours dans les huit tons, mais, cette fois-ci, dans une variation plus ornée (*μετὰ καλλοπισμοῦ*); en outre, à tous les tons sont ajoutés des «Chants de Résurrection» (Anastasima). L'auteur de cette partie est Jacques protopsalte (né en 1740), un des derniers «kallopiستēs» de renom.

Cette partie est suivie d'une autre série — complète — des psaumes du Kekragarion (f. 110 sqq.), avec d'autres chants de Résurrection, conformes — selon la remarque intéressante des rubriques — à la variation en usage dans la cathédrale Hagia Sophia de Constantinople: *κατὰ τὸ ὕψος τῆς τοῦ Χριστοῦ μεγάλης ἐκκλησίας*.

Vient ensuite (ff. 176—327) une collection de Doxastika pour toute l'année: Troparion — de 60 chants environ — glorifiant le saint du jour ou la fête ayant de l'actualité au moment des Grandes Vêpres; ces chants s'échelonnent du 1^{er} septembre (début de l'année ecclésiastique grecque) jusqu'au milieu du mois d'août. On trouve, insérées parmi les pièces de cette série, les mélodies propres («idiomela») aux heures mineurs de la veille de Noël (ff. 187—236') et de la veille des Rois (ff. 243—287). Le manuscrit indique, par erreur, qu'il s'agit des heures majeurs (*μεγάλοι ὄροι*). Encore une fois, le choix est abondant, car, dans le cas des deux veilles de fête, le texte est adapté à deux mélodies différentes (f. 196', nouvelle erreur dans les rubriques: l'indication parle de la troisième heure de prière, bien qu'il doive s'agir de la sixième). Parmi les chants prescrits pour Noël, nous trouvons l'hymne célèbre (f. 238') *Ἀυγούτου μοναρχήσαντος* dont l'auteur est Kasia, poétesse du VIII^e siècle (le manuscrit ne donne pas le nom).

F. 320', on trouve le doxastikon commençant par les mots *Θεοχαίρωνεύματι*, fort intéressant d'un point de vue musical et qui est prescrit pour la fête de l'Assomption; le texte, d'une considérable longueur, relate l'enlèvement de la Vierge au ciel. La particularité musicale de la pièce consiste dans le fait qu'elle passe, dans un ordre conséquent, par les huit tons (1^{er} Auth., 1^{er} Plag., II^e Plag. et ainsi de suite); le chant finit par un retour du dernier verset au premier ton. L'œuvre a, sans aucun doute, un but didactique:

les livres de cérémonie, même ceux qui ne donnent pas de notation musicale, indiquent avec précision, dans le texte, les changements de gamme.²

Il est vrai que l'auteur de la mélodie qui se trouve dans notre manuscrit est un maître relativement moderne (c'est le même Jacques protopsalte, du XVIII^e s., dont il a déjà été question), cependant, la tradition qui exige une modulation obligatoire, dans ce chant, remonte à une très haute antiquité.³ Aux ff. 324 sqq. de notre manuscrit, nous trouvons une variante plus brève («heirmologique») de ce même hymne.

Après un Troparion destiné à la fête de la décapitation de saint Jean Baptiste, notre manuscrit contient (f. 328) une variante du chant de grâces du soir commençant par les mots «Phos hilaron». Cet hymne fort célèbre constitue une des pièces les plus anciennement attestées du rite grec, puisque saint Basile, au IV^e siècle, en fait déjà mention. C'est un représentant renommé des «psaumes improvisés» («Psalmi idiotiei»), conservés en très petit nombre seulement.⁴

Ff. 357—394', nous voyons une nouvelle collection de Doxastika, à peu près soixante-dix pièces, servant, pour ainsi dire, de complément à la première série (ff. 176—327').

Dans la suite (ff. 385—401'), nous trouvons, tout comme après les Doxastika de la première série, quelques «Salutations angéliques» (*χαρῆτισμός*); ces derniers sont dus à P. Mpereketès dont nous avons fait mention plus haut; chacun de ces chants est pourvu d'un texte «Tere-teri», destiné à l'ornementation.

Mélurges

Apostolos Constantin Stachys (ff. 42', 66, 176, 228, 281), Kasia, IX^e siècle (f. 238'), Chrysaphès le Jeune, XIV^e—XV^e siècle (ff. 187, 243), Georges de Crète (ff. 61, 89'), Georges Kontopetrès (f. 24), Jacques protopsalte (ff. 85, 210, 264, 320'), Jean Kladas, XIV^e—XV^e siècle (ff. 29, 30, 34'), Jean Koukou-

² Des oeuvres de ce genre, composées selon une modulation en ordre conséquent, sont connues même dans la musique instrumentale moderne; un exemple célèbre en est la pièce pour piano de Beethoven: «Zwei Praeludien durch alle Dur-Tonarten» (op. 39). De nombreux autres exemples peuvent être trouvés.

³ O. STRUNK (Musical Quarterly, 1942, n° 2) publie dans une transcription complète une pièce semblable qui se trouve dans le manuscrit de Koutloumoussi, coté 412 (XIII^e s.). Du point de vue de l'histoire de la musique, il convient de souligner à quel point, dans la musique byzantine, l'idée d'une modulation consciente et conséquente se présente de bonne heure. A la suite de l'excellente et profonde étude de O. STRUNK (The tonal system of Byzantine music) un rapprochement intéressant pourrait être tenté entre la modulation byzantine et la «musica ficta» de l'Europe Occidentale.

⁴ J. B. REBOURS: Traité de Psaltique. 1906, publie (p. 131) une variante arabe du Phos hilaron. Le manuscrit en notation byzantine G. 5450 du collège calviniste de Debrecen contient au f. 96 également une variante du Phos hilaron. (cf. Acta Ant. II, 3—4, 1954, p. 363).

zelès, XIII^e—XIV^e siècle (ff. 17, 22), Manuel Chrysaphès, XVI^e siècle (f. 26'), Manuel protopsalte de la Grande Eglise (f. 56), Pierre Byzas protopsalte (ff. 110, 332), Pierre Bereketès (Mpreketès) XVIII^e siècle (ff. 330', 395), Pierre de Péloponnèse (f. 114'), Pierre lampadaire de Péloponnèse (f. 47), Pierre de Péloponnèse, lampadaire de la Grande Eglise de J.-Christ (f. 116).

C'est à l'usage de mes lecteurs hongrois que je donne les indications suivantes : sur les chants contenus dans notre manuscrit, il y en a 88 qui ont leurs correspondants dans des mélodies conçues en vue des mêmes textes et publiées dans une transcription impeccable ; ces transcriptions se trouvent dans quatre ouvrages qu'on peut consulter dans des bibliothèques publiques de Hongrie. Dans l'ouvrage de Tillyard : *The Hymns of the Octoechos* (1929 ; se trouve à la Bibliothèque Universitaire de Budapest) est publiée la transcription de 66 chants de Résurrection (Anastasima). Sur le chants relatifs au mois de septembre des deux premières séries du Doxastikon, on trouve 2 + 9 chez Wellesz : *Die Hymnen des Sticherarium für September* (1936 ; Bibliothèque Universitaire) ; des deux premières séries de novembre, il y en a 3 + 5 chez Tillyard : *The Hymns of the Sticher. for November* (1938, Bibl. Universitaire). Les trois chants prescrits pour la première heure de prière de la veille de Noël (ff. 187, 189, 190) se trouvent dans Wellesz : *A History of Byzantine Music and Hymnography* (1949 ; Bibliothèque de l'Académie Hongroise des Sciences). Des recherches détaillées seraient nécessaire pour constater les concordances et les divergences éventuelles entre ces transcriptions.⁵

Je mentionnerai en outre un manuel de liturgie pratiquement irremplaçable et dont on retrouve encore quelques exemplaires dans notre pays : il s'agit de l'excellent *Biblos eniausios de Apostolos Rosanes* (Leipzig, 1761) qui donne, sur 1512 pages, dans un ordre liturgique, la collection des prières et des chants de l'Eglise grecque pour « toute l'année ». Un exemplaire impeccable de cet ouvrage se trouve à l'Institut d'Etudes Grecques de l'Université de Budapest.⁶

Г. ДЕВАН

ΒΙΒΛΙΟΣ ΜΟΥΣΙΚΗΣ ΤΕΧΝΗΣ

(Резюме)

Византийский рукописный песенник, недавно приобретенный Библиотекой им. Сечени, является 16-ым экземпляром подобного рода рукописей, находящихся в нашем владении. Он отличается от остальных тем, что представляет собой не антологию, а ритуал при служении вечерней. В нем упомянута приблизительно дюжина композиторов. Он был составлен в Константинополе, переписан же в 1816 году. Имея это в виду, он представляет собой один из самых последних экземпляров песенников с византийскими нотами.

⁵ Je fais remarquer ici que dans mon article intitulé *Manuscripts en notation byzantine...* (*Acta Antiqua* [1951]) j'ai précisé, en décrivant le manuscrit coté LV. (p. 257) qu'un des neumes spéciaux de ce manuscrit est la Petastè barrée d'une Barci. Bien qu'aucun signe exactement identique ne soit parvenu à ma connaissance, j'ai appris depuis qu'il existe des exemples de Barci ou d'Oxeia barrée ; c'est là un neume spécifiquement paléobyzantin qu'on ne relève que dans les manuscrits grecs, mais jamais dans les manuscrits slaves (cf. R. PALIKAROVA VERDEIL : *La musique byzantine chez les Bulgares et les Russes*, 1953, pp. 111, 112, 117, 162).

⁶ Je tiens à remercier ici M. F. KRISZALUSSY, prêtre de l'Eglise catholique grecque de Budapest. M. Gy. MORAVCSIK, académicien, professeur à l'Université de Budapest et M. G. OROSZ, bibliothécaire à la Bibliothèque Universitaire de Budapest de l'aide précieuse qu'ils m'ont fournie lors de la rédaction de cet article.

KRITIK

J. SZILÁGYI: AQUINCUM. Verlag der Akademie der Wissenschaften. 1956. 166 Seiten, 18 Abbildungen, 68 Tafeln, 2 Beilagen.

Das mit der Veröffentlichung des Buches verfolgte Ziel wird bereits in den ersten Sätzen der Einleitung klar umrissen. «Das Buch wünscht auf wissenschaftlichem Niveau, dabei in leicht verständlicher Form, die Altertümer, die Geschichte und den Alltag von Aquincum darzustellen, wie es im Denkmalmaterial widerspiegelt wird.» Diesem Ziel dienen, gleichmässig gut, der flüssige, leicht verständliche, sich auf 119 Seiten erstreckende Text und die 37 Seiten umfassenden, dem gesetzten Ziel entsprechend zusammengestellten Anmerkungen, die auch denjenigen Lesern nützliche Hinweise bieten, die den Wunsch hegen, das vom Verfasser besprochene Gebiet näher kennen zu lernen. Die gut gewählten Tafeln, die im Text befindlichen Abbildungen, die Kartenbeigaben, tragen gleichermassen dazu bei, dem Leser das Buch zum Erlebnis werden zu lassen, wie auch die kleinen Abbildungen, Vignetten am Anfang und am Ende eines jeden Kapitels: sie vermitteln in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild von dem reichhaltigen Fundmaterial von Aquincum.

Das Buch beginnt mit einer kurzen Zusammenfassung der Geschichte von Aquincum, wobei der Verfasser bestrebt ist, den kontinuierlichen Zusammenhang des Werkes in vollem Masse während, die problematischen Fragen der noch nicht geklärten Geschichte zu übergehen bzw. die strittigen, die Archäologen auch gegenwärtig noch beschäftigenden Probleme, nur zu erwähnen und sich nur mit einem kurzen diesbezüglichen Hinweis in den Anmerkungen zu begnügen. In Anbetracht des gestellten Zieles billigen wir das Vorgehen des Verfassers da in einem populär-wissenschaftlich gehaltenen Werk solche Probleme zu vermeiden sind, die den nicht fachkundigen Leser eher stören, als sein Interesse anregen würden. Obwohl es in der allgemeinen geschichtlichen Übersicht nicht zu vermeiden war, dass die Geschichte von Aquincum zu einem Teile der Geschichte des römischen Reiches wird, ist das Streben des Verfassers, die Geschichte von Aquincum in den Vordergrund zu stellen, stets fühlbar. Unterstützt in diesem Bestreben wird der Verfasser auch dadurch, dass sich die örtlichen Inschriften, sowie die bei den antiken Auktoren vorkommenden, Pannonien, bzw. unmittelbar Aquincum betreffenden Stellen, völlig zwanglos in den Fluss der Erzählung einfügen. Diese kleinen Beigaben dokumentarischen Charakters bringen es mit sich, dass die Geschichte des antiken Aquincum vor dem heutigen Leser zu greifbarer Wirklichkeit wird. Das Kapitel über die Geschichte von Aquincum darf mit vollem Recht als der beste Teil des Werkes bezeichnet werden. Es ist deutlich zu erkennen, dass der Verfasser gründlicher Kenner der Geschichte von Aquincum ist.

Es folgen dann kürzere und längere Kapitel, die uns der Reihe nach von der Lage, von der Wichtigkeit Aquincum's erzählen, welches ein wichtiger römischer Lagerplatz und eine nicht unbedeutende Stadt an der Nordgrenze des Reiches war. Ein topographischer Rundgang in der Gesellschaft des Verfassers vermittelt dem Leser ein anschauliches Bild von der Stadt, von ihren Gebäuden und Gräberfeldern. Er wird mit der Verfassung und Verwaltung der Stadt bekannt, mit der Rechts- und Vermögenslage der Einwohner, mit ihrer zahlenmässigen Verteilung in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht. Der Verfasser erzählt von der Kleidung, von der Tracht der Einwohner, erwähnt ihre interessantesten und häufigsten Formen. Ein gleichfalls sehr gut zusammengefasstes Kapitel berichtet klar und verständlich von den verschiedenen Beschäftigungen der Bevölkerung: vom Militärdienst anfangen, über die eingehend beschriebenen Zweige des Handels und des Gewerbes hinweg, bis zur Aufzählung der geistigen Berufe. In engster Verbindung mit diesem Kapitel steht jenes, das sich mit

der Frage des Lebensniveaus in Aquincum beschäftigt, ein Kapitel, welches der Verfasser, unter Anwendung weitgehender Analogien, durch Beschreibung des örtlichen Geldverkehrs, der materiellen Lage der oberen und unteren Schichten, recht anschaulich gestaltet. Auch von den Festen und Vergnügungen der Stadt Aquincum wird gesprochen. Ein besonderes, zusammenfassendes Kapitel beschäftigt sich mit den Denkmälern der Kunst. Eine kurze Beschreibung des Totenkults und des Kultlebens im allgemeinen ergänzt das vom Verfasser vermittelte Bild von Aquincum. Im letzten Teil des Kapitels wird das langsame Hinsterben, der allmähliche Verfall der Stadt geschildert. Das letzte Kapitel erzählt kurz und eindringlich die Geschichte der Wiedererweckung, die Geschichte der Ausgrabung der Stadt Aquincum.

Natürlich sind die einzelnen Kapitel nicht gleichmässig gut gelungen. Bereits oben wurde festgestellt, dass in dem geschichtlichen Kapitel der beste Teil des Werkes zu sehen sei. Hier standen dem Verfasser die meisten und zuverlässigen Angaben zur Verfügung. Man findet aber im Buch auch solche Kapitel, die in ihrer kaum eine Seite umfassenden Kürze deutlich erkennen lassen, dass der Verfasser bei ihrer Abfassung nicht über annähernd so viele verwendbare Angaben verfügte. Überall gleichmässig ist jedoch das Streben des Verfassers fühlbar, die verwendbaren archäologischen und literarischen Dokumente bis zur letzten Möglichkeit auszunützen, ein Streben von solcher Intensität, dass es bei dem Verfasser manchmal eine gewisse, allerdings verständliche und verzeihbare Befangenheit verursacht. Ein interessantes Beispiel dafür ist das Kapitel «*Colonia splendidissima*». In Gesellschaft des Autors machen wir den bereits erwähnten Rundgang durch die Stadt und obwohl der Verfasser gleich am Anfang des Kapitels bezweifelt, ob die von dem in Aquincum stationierten Dekurio verwendete Bezeichnung: «*Colonia splendidissima*» tatsächlich dem äusseren Gesamtbild der Stadt entsprechen würde, ist dennoch stets zu spüren, wie sehr er sich bemüht, die Beschreibungen so zu gruppieren, dass auf ihrer Grundlage irgendwie der Eindruck einer «*Colonia splendidissima*» erweckt werde. Es ist aber kaum anzunehmen, dass ein aus Rom oder aus einem anderen Emporium des Ostens in Aquincum eintreffender Besucher, hier, nach alldem, was er bereits gesehen, den Eindruck gehabt haben könnte, einer besonders schönen Stadt, einer *Colonia splendidissima*, gegenüber zu stehen. Die Stadt lag an der Nordgrenze des Reiches, auf einem intensiv und ständig bedrohten Gebiet. Es untersteht keinem Zweifel und auch die Funde deuten darauf hin, dass Aquincum im Laufe seines Bestandes, infolge der Einbrüche der Barbaren, oft von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde, grossen Verwüstungen ausgesetzt war. Die Wiederherstellung der so erlittenen Schäden dürfte längere Zeit gedauert haben. Auch die architektonischen Denkmäler lassen keinen besonderen Reichtum, keinen besondern Aufwand erkennen. Savaria, welches in bezug auf Wichtigkeit und Verkehr manchmal hinter Aquincum stand, dürfte ein architektonisch vornehmeres Bild geboten haben. Zweifellos gingen in Aquincum von den Gebäuden der Militärstadt so viele zugrunde, dass sich jetzt kaum mehr die Möglichkeit zu einer der Wahrheit halbwegs entsprechenden Rekonstruktion des Stadtbildes bietet. Dagegen dürfte die Zivilstadt, was gleichfalls durch die Funde bestätigt wird, in den Augen des aus Rom, aus Italien, aus dem Osten kommenden Besuchers kaum mehr, als eine einfache Provinzstadt gewesen sein. Nichtsdestoweniger dürften auch in Aquincum aussergewöhnlich schöne Gebäude gestanden haben. Als eines derselben kann zweifellos der Palast des Statthalters gelten.

In dem Buche von Szilágyi kommt die gewissenhafte Arbeit auch darin zum Ausdruck, dass der Verfasser bestrebt ist, die neuesten, auch nach Ungarn gelangten Resultate überall in seinem Werk zu verwerten. Natürlich kann dies nicht in allen Fällen mit Erfolg verbunden sein. So z. B. wäre in Ungarn die Feststellung der Tatsache, dass man im Interesse des Wagenverkehrs die Radspuren im voraus hergestellt hätte, kaum berechtigt. (S. 32.) Selbst in Pompeji konnten wir dies nicht feststellen, in den Strassen waren häufig nicht eine, sondern 4—5 Radspuren nebeneinander zu sehen. Man muss die Tatsache unbedingt anerkennen, dass das Werk von Szilágyi, gerade durch dieses Streben nach möglichster Ausnützung des Quellenmaterials, besser, und wertvoller wurde. Bedauerlich ist dagegen die Tatsache, dass sich das Hauptkapitel über die «Künste» sehr kurz, nur schematisch mit den Problemen der Kunst befasst, obwohl diese eine breitere, eingehendere Bearbeitung verdient hätten. Das «Kunst» Kapitel erweitert zwar die technischen Kenntnisse des Lesers, spricht jedoch nur wenig von der Auswertung der Kunstdenkmäler von Aquincum sowie von der Anpassung der gleichen Kunstgattungen an das allgemeine — reichsrömische — Niveau. Wir sind der Ansicht — um auch hier nur ein einziges augenfälliges Beispiel zu erwähnen — dass die kurzen, sich mit den «Stukkoverzierungen», mit der «Mosaikkunst», mit der «Plastik» beschäftigenden Kapitelteile kaum ausreichend sind, um dem Leser — in bezug auf

Aquincum — einen befriedigenden, lebendigen Eindruck von den Schönheiten der Stukko-Verzierungen, von der Entwicklung der Mosaikkunst, sowie von dem in Pannonien, oder genauer gesagt in Aquincum herrschenden Bildhauerstil zu vermitteln. Ein solcher Stil war unbedingt vorhanden, er lebt in den Denkmälern der plastischen Kunst und der Autor hätte richtig gehandelt, wenn er auch davon ausführlich gesprochen hätte. Dies wäre um so wichtiger gewesen, da die meisten ausländischen Leser, die dieses sich mit dem »ungarischen Pompeji« beschäftigende Werk in die Hand nehmen, in erster Reihe an diesen künstlerischen Fragen interessiert wären. Das in gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht sehr sorgfältig ausgearbeitete Buch, hätte es dem Verfasser geradezu zur Pflicht gemacht, die erwähnten Fragen mit mehr Liebe zu behandeln, ihrer Ausarbeitung mehr Raum zu widmen. Die skizzenartige Bearbeitung dieser Gebiete, eine Bearbeitung, noch viel oberflächlicher als die früheren, ist ein fühlbarer Mangel des hier besprochenen Werkes, ein Mangel, dem in einer etwaigen zweiten Auflage unbedingt abgeholfen werden müsste.

Wir haben hier nur einige Probleme des Aquincum-Buches aufgezählt, aber bereits zu Beginn unserer Abhandlung festgestellt, dass J. Szilágyi mit der Abfassung seines Buches eine sehr verdienstvolle Arbeit geleistet hat und gegen diese deutschsprachige Übersetzung kein besonderer Einwand erhoben werden kann.

Für Werke derartigen Charakters wie »Aquincum« ist das gut gewählte, entsprechend textierte Bildermaterial ein sehr wichtiger Bestandteil. Der Verfasser war bestrebt, im Verhältnis zu dem ihm zur Verfügung stehenden Raum, auch auf diesem Gebiete gewissenhafte Arbeit zu leisten. In diesem Bemühen fand er auch die Unterstützung des Verlags, der, im Gegensatz zu früheren Verlagswerken, die Wirkung des Illustrationsmaterials durch Einfügung von acht Farbtafeln erhöhte. Leider, können diese acht Farbtafeln nicht in ihrer Gesamtheit als gelungen bezeichnet werden. Während die Tafeln mit den Gläsern und den ärztlichen Instrumenten ziemlich annehmbar sind, müssen die übrigen Tafeln, hauptsächlich die mit der Darstellung des Museums und der neuerdings zum Vorschein gekommenen Herakles-Bronze als entschieden schwach bezeichnet werden. Im ersten Fall (Museum) wird der Wert der Tafel durch die kitschige, brutale Färbung vermindert, während die zweite (Herakles) durch den unangenehm wirkenden Hintergrund jeden Wert verliert. Auch die Schwarz-Weiss-Tafeln sind nicht in allen Fällen als gelungen zu bezeichnen. Einige Abbildungen sind stark verschwommen, nicht scharf genug. Es sei an dieser Stelle noch mit Nachdruck hervorgehoben, dass auch die Redaktion der Abbildungen selbst die nötige Sorgfalt entbehren lässt. Wann werden die für das Bildermaterial verantwortlichen Faktoren endlich daraufkommen, dass es nicht angebracht ist, verschiedene, den Massen nach bedeutend abweichende, aus jeweils anderem Material hergestellte Gegenstände, auf einer Tafel, unmittelbar nebeneinander zu gruppieren? Auf diese Weise gelangten z. B. auf Tafel XLII die 75 cm hohe, aus Kalkstein hergestellte »Venus victrix« und die 19,5 cm hohe Terrakotta-Statuette der Göttin des Überflusses (»Abundantia«) nebeneinander, doch könnte die Liste fortgesetzt und z. B. die Tafel XLIII erwähnt werden, auf dem das 38 cm hohe Relief der Göttin Syria neben dem fast 1 m hohen Kalksteintorso einer Figur in Toga zu sehen ist.

Nur ein wenig mehr Überlegung, nur ein wenig mehr Geschicklichkeit wären nötig gewesen, um auch die Zusammenstellung der Tafeln viel wirksamer zu gestalten. Als unbedingt richtig zu bezeichnen ist die Beigabe der Karten, wobei höchstens der Umstand zu bemängeln wäre, dass vom Gebiete der Militärstadt keine Karte beigelegt wurde. Neben der Karte, die ein anschauliches topographisches Bild des freigelegten Teiles der Zivilstadt vermittelt, hätte eine Karte der Militärstadt in grossem Masse dazu beigetragen, dem Leser, vornehmlich dem ausländischen, die topographische Lage von Aquincum noch eindringlicher, noch verständlicher vor Augen zu führen. Sicherlich dürfte unser Standpunkt nicht allseitig gebilligt werden, aber wir sind dennoch der Ansicht, dass es vollkommen richtig war, von den einzelnen architektonischen Objekten die sehr lebendig wirkenden Rekonstruktionsbilder beizufügen. Dem nicht sachkundigen Leser ist es bekanntlich stets willkommen, wenn er zusammen mit der textlichen Beschreibung auch eine bildliche, sei es auch nur eine rekonstruierte Darstellung des besprochenen architektonischen Gegenstandes vor sich hat. Da mit Recht angenommen werden darf, dass der Verfasser die Rekonstruktionspläne im voraus gründlich überprüfte und sicherlich nur die Rekonstruktion bzw. die Darstellung der einwandfreien Abbildungen gestattete, können auch wir dagegen um so weniger einen Einspruch erheben, da die architektonischen Denkmäler von Aquincum in den Tafeln des Buches eine verhältnismässig stiefmütterliche Behandlung fanden. (So wird z. B. auf S. 23 das schönste Gesimsbruchstück nur als Kopfleiste am Anfang eines Kapitels

gezeigt.) In der Reihe der Rekonstruktionsabbildungen möchten wir nur die Rekonstruktion des Amphitheaters von Aquincum bemängeln, die uns in ihrer gegenwärtigen perspektivischen Form den tatsächlichen Massen nicht zu entsprechen scheint, besonders nicht in der gegenwärtigen, auf Seite 82 gezeigten Gegenüberstellung, die unten einen Sektor des Zuschauerraums in bedeutend grösseren Massen — als die des ganzen Theaters — sehen lässt.

Zum Abschluss unserer Besprechung des Aquincum-Buches von J. Szilágyi möchten wir noch einige Tafeln anführen. Weshalb gelangte das Elfenbeinplättchen mit der Darstellung der Königin Omphale und des Herakles (Tafel XXXIV) in eine absolute nicht entsprechende Umgebung? Auf diese Weise gehen Schönheit und Reiz dieser feinen künstlerischen Schöpfung völlig verloren, einer Schöpfung, die unter den Bernsteingegenständen oder unter den anderen Darstellungen der Kleinplastik viel besser zur Geltung gekommen wäre, als neben den in Mass und Thema krass abweichenden Reliefbruchstücken der Steindenkmäler. — Während in der ungarischen Ausgabe eine der reizvollsten Bronzestatuetten des Museums von Aquincum, die des Negerknabens, sehr richtig, in voller Grösse gezeigt wird, finden wir dieselbe Statuette in der deutschen Ausgabe (Taf. LIII) entstellt, mit in Schenkelhöhe abgeschnittenen Beinen. Auf diese Weise geht gerade der in der nach rückwärts gewendeten Haltung des Knabens verborgene Reiz völlig verloren und damit jene typisch «hellenistische» Anmut, die die Ausarbeitung dieser Statuette so reizvoll erscheinen lässt.

Kaum zu geniessen ist die Schönheit der auf Tafel L gezeigten Stierfigur, die der Verfasser, gerade mit Rücksicht auf ihre Wichtigkeit, in drei Ansichten zeigt. Alle drei Aufnahmen sind als unbedingt misslungen zu betrachten. Es müsste verhindert werden, von so schlechten Aufnahmen Klischees herzustellen und diese in einem für das Ausland bestimmten, repräsentativen Werk erscheinen zu lassen.

Wir wollten in vorliegender Besprechung bloss einige Bemerkungen zu der verdienstvollen Arbeit von J. Szilágyi hinzufügen, Bemerkungen, die keinesfalls bezwecken, unsere erste Feststellung am Anfang dieser Rezension, zu beeinträchtigen. J. Szilágyi hat mit seiner Aquincum-Arbeit der ungarischen archäologischen Wissenschaft einen sehr guten Dienst geleistet. Sein Werk wird — wie wir hoffen — Ruhm und Bedeutung von Aquincum besser in Europa verbreiten, als dies bisher der Fall war und damit auch dazu beitragen, dass die Pannonien betreffende Arbeit der ungarischen Archäologen in breiten Kreisen bekannt und gewürdigt werde.

Z. OROSZLÁN

M. KUBINYI: LIBRI MANUSCRIPTI GRAECI IN BIBLIOTHECIS BUDAPESTIENSIBUS ASSERVATI. Budapestini 1956. In Aedibus Academiae Scientiarum Hungaricae. 91 S., 4 Taf.

Als M. Richard das Repertorium der Kataloge der griechischen Handschriften bearbeitete, musste er mit Bedauern feststellen, dass über das in der Bibliothek Széchenyi befindlichen Material kein gedruckter Katalog vorliegt, obzwar die Bibliothek — laut Mitteilung von Prof. Gy. Moravesik — nicht weniger als 34 griechische Handschriften besitzt (s. M. Richard, *Répertoire des Bibliothèques et des Catalogues de Manuscrits Grecs*. Paris 1945, p. 30). Lediglich ein einziges Verzeichnis stand zur Verfügung, das jedoch bereits längst veraltet war. Nicht besser war es um das Handschriftenmaterial der Universitätsbibliothek bestellt. Allein das griechisch-philologische Institut der Budapester Universität verfügte über einen Katalog der dortselbst aufbewahrten griechischen Handschriften, der seinerzeit von A. Graf zusammengestellt wurde (*Κατάλογος τῆς ἐν Βουδαπέστη βιβλιοθήκης Γεωργίου Ζαβίρα — Οὐγγρο-ελληνικαί Μελέται* 2. Budapest 1935).

Diesem bedauerlichen Mangel wurde jetzt durch den vorzüglichen, mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Katalog von M. Kubinyi abgeholfen, der den modernsten Ansprüchen der Philologie gerecht zu werden trachtet. Der Katalog umfasst das Handschriftenmaterial der Bibliothek Széchenyi und der Universitätsbibliothek. In der Bibliothek Széchenyi werden 40 griechische Handschriften aufbewahrt, von welchen die älteste ein Evangelium aus dem XI/XII. Jahrhundert ist. Dieses Evangelium ist zweifellos das wertvollste Stück der ganzen Sammlung. Eine Handschrift (cod. 2) stammt aus dem XV. Jahrhundert, eine andere (cod. 9) aus dem XV/XVI. Jahrhundert. Die übrigen sind noch späteren Ursprungs. Die Herausgeber der Texte von Klassikern finden in diesem Material wenig Interessantes, da der einzige Klassiker Hippokrates ist, vertreten durch die aus dem XVI. Jahrhundert stammende Handschrift des Prognostikons (cod. 15.). Abgesehen von den wenig umfangreichen Fragmenten, ist als nächster Autor Oreibasios mit seiner Arbeit *Περὶ Εὐνάπιον* (cod. 9; XV/XVI. Jh.) zu nennen. Interessant sind Theons Erklärungen zu den Tafeln von Ptolemaios. Die Erklärungen wurden bisher noch nicht veröffentlicht. Nicht weniger interessant ist die Eidformel *Ὁρκος βουλευτῶν*, die uns in einer Handschrift aus dem Jahre 1548 überliefert ist. Ihr Text wurde auf Grund einer Münchener Handschrift (Cod. Monac. Lat. 13096) von E. Ziebarth herausgegeben (*XAPITEΣ* Fr. Leo zum 60. Geburtstag. Berlin 1911, pp. 395–406). Über das Alter der Münchener Handschrift ist nichts angegeben, aus welchem Grunde es daher angebracht wäre, das gegenseitige Verhältnis der beiden Handschriften zu klären. Kubinyis Meinung weicht von der Auffassung Ziebarths nicht wesentlich ab. Dem deutschen Gelehrten gleich betont auch sie [Antik Tanulmányok (Studie Antiqua) 1 (1954) 279], dass der Text kein humanistisches Falsifikat ist. Hierbei bemerkt Kubinyi, dass der Text während der römischen Herrschaft auf griechischem Boden entstanden ist, wogegen Ziebarth als Ergebnis seiner Untersuchungen zusammenfassend behauptet, dass der Eidtext von einem Rhetor stammt, der während der Kaiserzeit lebte.

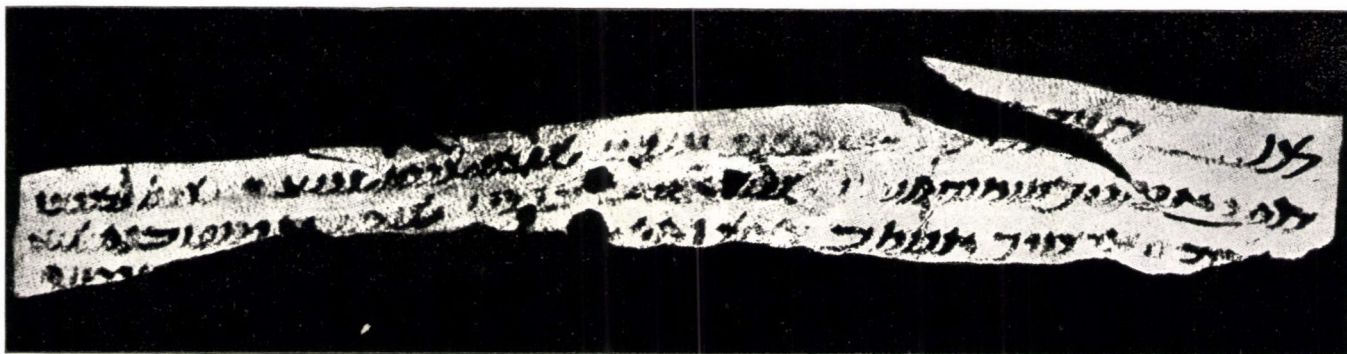
Entschieden reicher ist das byzantinische und neugriechische Material der genannten Bibliotheken. Auch darunter gibt es Werke, die noch nicht veröffentlicht wurden, wie z. B. die juristische Arbeit von Theodoros Hermopolites (cod. 5, XVII. Jh.) oder die Metaphysik von G. Bulgaris (cod. 8, ann. 1749). Historisch interessant scheint ein bisher unbekannter Brief des Erzbischofs Nektarios an den Woiwoden Bogdan (cod. 3) aus dem XVI. Jahrhundert. Es wäre der Mühe wert auch die Briefe und Reden der Bukarester Schule (cod. 17, XVIII. Jahrhundert) zu untersuchen, da in diesem vermutlich sehr wertvolle Angaben bezüglich der Fanariotenzeit zu finden sind.

Das Material der Universitätsbibliothek ist bereits geringeren Umfangs. Es besteht nur aus 8 Handschriften, worunter die älteste ein Evangelium aus dem XI. Jahrhundert (cod. 1) darstellt. Nicht viel später entstand die Handschrift (cod. 2; XI/XII. Jh.), die die Genesis-Homilien von Joh. Chrysostomos enthält. Ausser diesen sind vielleicht noch die Philosophenbiographien von Eunapios (cod. 5; XVI. Jh.) und eine Abschrift des Kommentars zu Aristoteles Physik, die im Jahre 1771 gefertigt wurde, zu erwähnen.

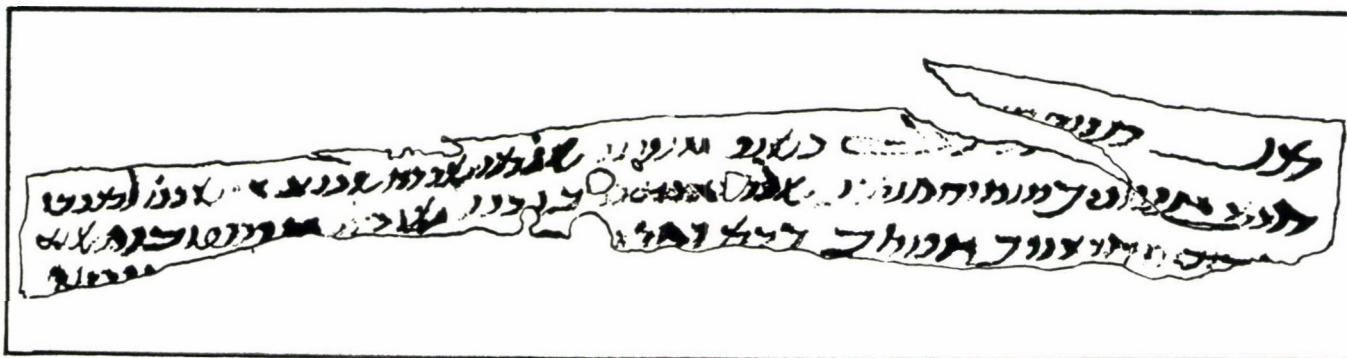
Kubinyis Werk hat den Forschern die in den öffentlichen Bibliotheken Budapests befindlichen Handschriften zugänglich gemacht. Es ist gründlich und zuverlässig, so dass es für jeden Handschriftenforscher unentbehrlich ist. Es ist jedoch bedauerlich, dass die Verfasserin das Material der Bibliothek Zaviras ausser Acht liess, obzwar der Katalog dieser Bibliothek die Sorgfalt und das Niveau ihrer Arbeit nicht erreicht.

(Wie wir inzwischen von D. Hadzis erfuhren, wird der Katalog der Bibliothek Zaviras von ihm bald bearbeitet.) Dessenungeachtet sind wir der Verfasserin zu grösstem Dank verpflichtet und hoffen, dass sie uns auch mit dem Katalog der im Lande befindlichen übrigen griechischen Handschriften, sowie mit der Publizierung der interessantesten von ihnen beschenken wird.

Zs. RITOÓK



The Parthian Parchment from Dura-Europos (FR. ALTHEIM: Asien und Rom. Fig. 1)



Autography of the Parthian Parchment from Dura-Europos

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up one volume.

Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Antiqua* is 110 forint a volume. Orders may be placed with „Kultura” Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Account No. 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en un volume.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultura» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Compte-courant N^o. 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латынском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Полная цена «*Acta Antiqua*» 110 форинтов за том. Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultura» (Budapest, VI., Népköztársaság útja 21. Текущий счет № 43-790-057-181) или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>Ö. Beke</i> : Zur Geschichte des uralischen und indoeuropäischen Duals.....	1
<i>J. Lázár</i> : Über die frühe Eisenzeit des Donauraumes	19
<i>J. Gy. Szilágyi</i> : Some Problems of Greek Gold Diadems	45
<i>И. Тренчени-Вальдапфель</i> : Всадники Аристофана	95
<i>I. Trencsényi-Waldapfel</i> : Une comédie de Térence, jouée aux funérailles de L. Aemilius Paulus.....	129
<i>I. K. Horváth</i> : Catulle et la tradition populaire italique.....	169
<i>С. А. Озеров</i> : Титир и Мелибей. К вопросу о идейном содержании первой эклоги Вергилия	201
<i>L. Castiglione</i> : Griechisch—ägyptische Studien.....	209
<i>Ch. Picard</i> : Sur un bas-relief votif du Musée des Beaux-Arts à Budapest. La sphinge tricéphale, dite d'Amphipolis	229
<i>T. Szepessy</i> : Die Aithiopika des Heliodoros und der griechische sophistische Liebes- roman	241
<i>J. Harmatta</i> : The Parthian Parchment from Dura-Europos. (Dura Parchment No.12)	261
<i>Я. Силади</i> : Внутренние борьбы и вторжения "варваров" в районе Аквинкума	307
<i>E. Pólay</i> : Die Blütezeit des römischen Wirtschaftslebens und die klassische Zeit des römischen Rechts	323
<i>V. Wessetzky</i> : Ein koptisches Handschriftenfragment der Merkurioslegende.....	359
<i>J. Herman</i> : Cur, quare, quomodo. Remarques sur l'évolution des particules d'interrogation en latin vulgaire	369
<i>G. Dévai</i> : ΒΙΒΛΟΣ ΜΟΥΣΙΚΗΣ ΤΕΧΝΗΣ	379
<i>J. Szilágyi</i> : Aquincum (<i>Z. Oroszlán</i>)	385
<i>M. Kubinyi</i> : Libri manuscripti Graeci in bibliothecis Budapestinensibus asservati (<i>Zs. Ritoók</i>)	388